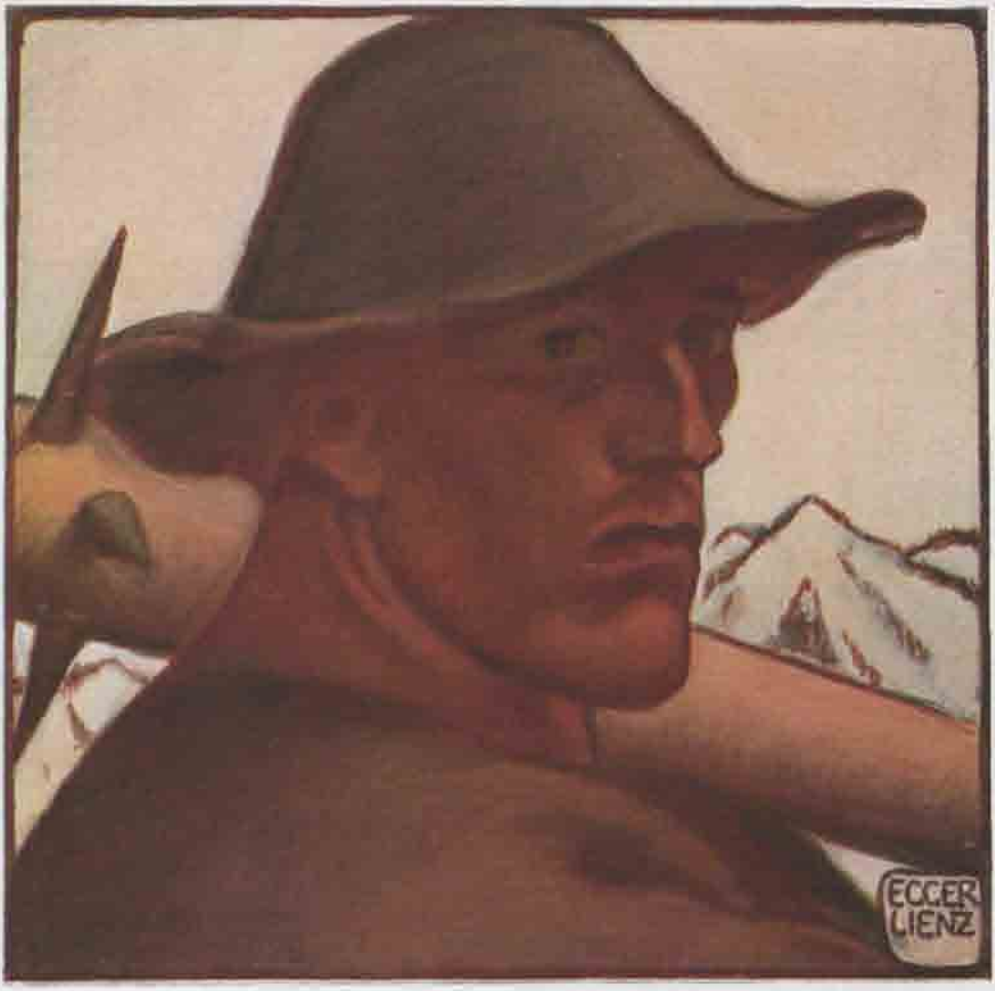
Zeitschrift des

Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Band 58

Jahrgang 1927





Egger-Lienz — Bauernkopf aus dem Totentanz von 1809

Vom Besitzer, Herrn Ed. Lankes, München, gütigst überlassen

10931

Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

Geleitet von Hanns Barth

Band 58

Jahrgang 1927

(M. 1927, 2 Stk.)

München 1927

Verlag des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins

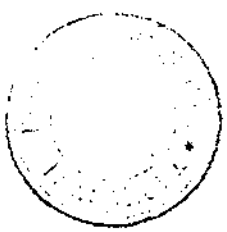
Hergestellt durch F. Bruckmann A.-G. in München. In Kommission für den Buchhandel bei der J. Lindauerschen Universitätsbuchhandlung (Schöpping) in München

UB Innsbruck
+C109932304

(10901/58)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift untersagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Arbeiten

16/3. 1928. Verein (Bd. 58)



Buch- und Mattdruck,
sowie Herstellung der Klischees von F. Bruckmann A.-G. in München
Textpapier von Joh. Sutter Papierfabrik A.-G., Schopfheim i. Baden

2.P.3.04

Inhaltsverzeichnis

Seite

1. Dr. Anton Schmid, München: Albin Egger-Lienz 3
2. Prof. Dr. Otto Stolz, Innsbruck: Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus 8
3. Dr. Otto Pesta, Wien: Hydro-biologische Untersuchungen über Hochgebirgsseen der Ostalpen 37
4. Prof. Dr. R. von Klebelsberg, Innsbruck: Die Sierra Tejeda 51
5. Prof. Dr. Robert Liesmann, Freiburg i. B.: Alpenfahrten im Freiballon 59
6. Dr. A. Dreyer, München: 25 Jahre Alpenvereinsbücherei 83
7. Rudolf Dienst, München: Bergfahrten in Bolivien 91
8. Ph. C. Visser, Stockholm: Unbekannte Berge und Gletscher in Zentralasien 106
9. Hans Pfann, München: Gratwanderungen im Wallis 126
10. F. Volk, Stuttgart: Rund ums Medriol 142
11. Walther Flaig, Gargellen: Erinnerungsfahrten im Medriol 144
12. Lilli von Weech, Garmisch: Wintererlebnisse im Gebiet des Württemberger Hauses 156
13. Walther Flaig, Gargellen: Im hintersten Lech 163
14. Dr. Gustav Renker, Bern: Stille Berge 177
15. Dr. Ludwig Oberfteiner, Graz: Zur Erschließungsgeschichte des Kaunergrates .. 201
16. Sepp Dobiasch, Veitsch: Die Hohe Veitsch und ihr Gebiet 218
17. Emil Solleder, München: Die letzten großen Wandprobleme in den Dolomiten. 234
18. Dr. Hans Kiene, Bozen: Aus einsamen Fassaner Bergen 252
19. Ing. Eduard Ptchl, Wien: Die Bergwelt um den Wolayersee und den Hochweißstein (Westlicher Teil) 283
20. Robert Hüttig, Graz: Winter im Toten Gebirge (Zweiter Teil) 289

Bilder

1. Bauernkopf aus dem Totentanz von 1809. Nach einem Gemälde von Egger-Lienz Titelbild
2. Weihwassernehmender Bauer. Nach einem Gemälde von Egger-Lienz 1
3. Mittagessen. Nach einem Gemälde von Egger-Lienz 2
4. Zwei Hirten. Nach einem Gemälde von Egger-Lienz 2
5. Karte des Zillertals von Duvivier aus der Zeit um 1630 19
6. Ausschnitt aus der Karte des Karwendel von P. Dax um 1550 19
7. Ansicht des östl. Wetterstein von Norden um 1720 20
8. Ansicht des Bergwerkes am Schneeberg im Passeier um 1550 20
9. Pico Maromas (Sierra Tejeda) von Norden. Lichtbild von Prof. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck 53

Seite

10. Pico Maromas (Sierra Tejeda) von Südwesten. Lichtbild von Prof. Dr. R. v. Klebelsberg, Innsbruck ... 53
11. Matterhorn, Weißhorn, Grand Combin. Fliegeraufnahme der Ad Astra-Aero, Zürich 54
12. Rote Wand, Formarinsee mit Freiburger Hütte. Ballonaufnahme von Fritz Miller, Innsbruck ... 79
13. Grubenkar und Laltderer Wände. Ballonaufnahme von Fritz Miller, Innsbruck ... 80
14. Langkofelgruppe und Blick auf Marmolata. Ballonaufnahme von Fritz Miller, Innsbruck ... 80
15. Der Caca Aca oder Huayna Potosi. Lichtbild von F. Vandholz, La Paz ... 97
16. Der noch unbestiegene Illampu vom Gipfel des Ancohuma aus gesehen. Lichtbild von Adolf Schulze, La Paz ... 98
17. Eisbruch in der Westflanke des Ancohuma. Lichtbild von Adolf Schulze, La Paz . 98
18. Bergriese am Pasugletscher. Lichtbild von Ph. C. Visser, Stockholm ... 107
19. Kara-Korum-Kette mit Baturagletscher im Vordergrunde. Lichtbild von Ph. C. Visser, Stockholm ... 108
20. Hunfatal vom Ende des Baturagletschers. Lichtbild von Ph. C. Visser, Stockholm.. 117
21. Kara-Korum-Kette südlich vom Baturagletscher. Lichtbild von Ph. C. Visser, Stockholm ... 118
22. Matterhorn von Nordwesten. Fliegeraufnahme der Ad Astra-Aero, Zürich ... 127
23. Dent Blanche, Obergabelhorn, Weißhorn, Zinalrothorn. Fliegeraufnahme der Ad Astra-Aero, Zürich ... 128
24. Dent d'Hérens mit Ostgrat und Nordwand. Lichtbild von Alfred Brudmann, München ... 137
25. Blick vom Gipfel des Obergabelhorns gegen Dent Blanche. Lichtbild der Ad Astra-Aero, Zürich ... 138
26. Auf dem Südlichen Schönpleiskopf. Lichtbild von Walther Flaig, Gargellen ... 147
27. Das Württemberger Haus. Lichtbild von Otto Hausch, Stuttgart ... 148
28. Die Braunarlgruppe aus dem Flugzeug. Lichtbild des Aero-Kartographischen Instituts, Breslau ... 173
29. Die Roggalspitze von Norden. Lichtbild von Walther Flaig, Gargellen ... 174
30. Die blaue Wildgrubenspitze vom Nordgrat der unteren Wildgrubenspitze. Lichtbild von Walther Flaig, Gargellen ... 174
31. Plangerosserner, Seekarleschneide, Seekogel gegen Wildspitze. Lichtbild von Ing. Hellmuth Geßner, Graz ... 207
32. Verpeilspitze vom Schwabenkopf. Lichtbild von Ing. Hellmuth Geßner, Graz ... 208
33. Grieskogel und Roselewand von der Verpeilspitze. Lichtbild von Ing. Hellmuth Geßner, Graz ... 208
34. Die Veitsch vom großen Veitschtal. Lichtbild von Dr. Fritz Benesch, Wien ... 225
35. Die Hohe Veitsch von Mürzsteg. Lichtbild von Dr. Fritz Benesch, Wien ... 226
36. Civetta-Nordwestwand. Lichtbild von Leo Baehrendt, Meran ... 243
37. Saß Maor und Cima della Madonna. Lichtbild von Leo Baehrendt, Meran ... 244
38. Le Grazie und die Civetta. Lichtbild von Max Ippenberger, München ... 245

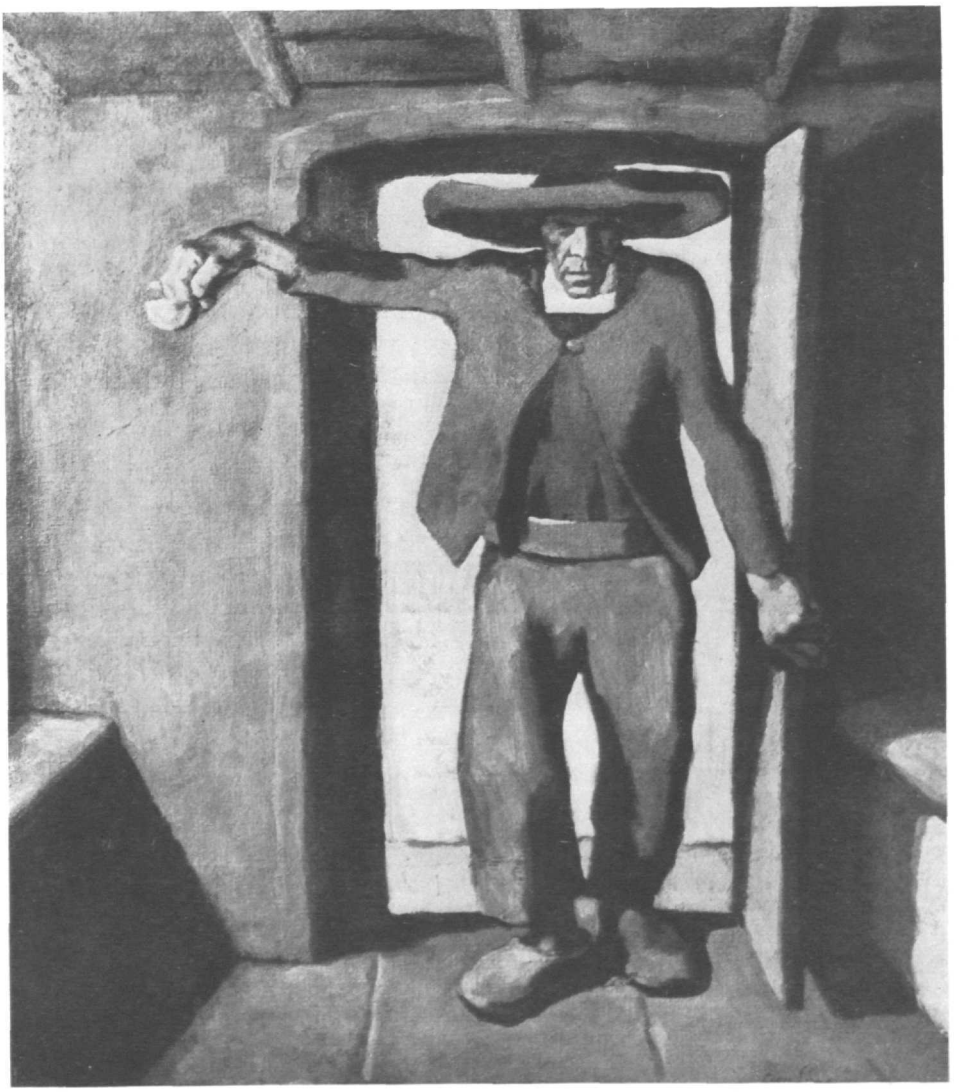
Seite
39. Die Furchetta-Nordwand vom Weißbrunneck. Lichtbild von Leo Baehrendt, Meran 246
40. Der Mesdiſtock von Norden. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen 263
41. Blick vom Zoccol auf Faſſatal und Larſecgruppe. Lichtbild von Karl Felderer, Bozen 264
42. Temmelberg. Lichtbild von Guſtav Tropper, Graz 293
43. Am Gipfel des Großen Priel. Lichtbild von Guſtav Tropper, Graz 294
44. Ausblick vom Großen Priel gegen Südweſten. Lichtbild von Guſtav Tropper, Graz 294

Bilder im Text

1. Einige Vertreter aus der Fauna der Hochgebirgsſeen. Nach einer Zeichnung von Dr. O. Peſta, Wien 43

Beilage

1. Karte der Lechtaler Alpen: Kloſtertaler Alpen. Herſtellung: Graphiſche Kunſtanſtalten F. Bruckmann A.-G., München.
2. Karte der Umgebung des Obſtanzer Sees. Ausführung und Druck des Kartographiſchen, früher Militärgeographiſchen Inſtituts, Wien



Albin Egger, Lienz

Weihwaſſernehmender Bauer (1920)



Albin Egger, Lienz — Mittageſſen (1910)



Albin Egger, Lienz — Zwei Hirten (1920)

Universitäts-Bibliothek

Albin Egger-Lienz

Von Dr. Anton Schmid, München

Ein großer Geist hat sich aus der Sphäre des Irdischen zurückgezogen. Er war begnadet, die Allmacht Gottes zu fühlen, deshalb konnte er uns das Leben in immer neuen riesenhaften Würfen zeigen. Sein gigantischer Geist war von jenem Ernst, den das Ahnen der göttlichen Gesetze verleiht und von jener lachenden Freiheit, die das Über-dem-Leben-Stehen hervorbringt. Er hat den Menschen gezeigt, wie Gott die Dinge mißt. Das konnten ihm viele nicht verzeihen, die bloß das tägliche Leben zu betrachten gewohnt sind, das machte wiederum viele zu tiefen Verehrern seiner Kunst. Er war der Gesetzgeber der Menschen, wie er in dem Ausmaß auf dem Gebiete der bildenden Kunst seit langem nicht mehr erschienen war.

Wo sehen wir in der Kunst noch große Maßstäbe, wo eine sittliche Idee verkörpert? Es wird alles angenehm und fein zubereitet. Hier war einer, der sagte: ihr müßt das Leben ernst nehmen, es tragen, wie es ist. Er wußte, daß das Leben gewöhnlich möglichst leicht gelebt wird, daß versucht wird, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, die Bezwingung der Schwierigkeiten auf andere abzuwälzen. Deshalb konnte ihm nicht der Stadtmensch Ideal sein mit seinem Streben nach Bequemlichkeit, er mußte den Bauern als Vorbild schaffen. In allen seinen Werken wies er darauf hin, wie einst Millet: Vergeßt den Bauern nicht! Er nimmt jeden Tag die schwere Bürde auf sich, er ist in die Natur hineingestellt, in die göttlichen Kräfte. Erträgt unsere Last, damit wir zu essen haben.

In Striebach bei Lienz, inmitten der Tiroler Berge, geboren, wußte Egger, daß das Leben der Gebirgler am schwersten ist, am wenigsten vom Geist der Zeit, das heißt vom Lastenabwälzen auf die Schultern anderer, angekränkelt. Der Bauer dort arbeitet kaum um Lohn, er arbeitet mit den anderen gemeinsam, weil er in diese Welt gekommen ist, er weiß, Gott wird ihm die Früchte des Feldes reifen lassen; so ist er in ständiger geistiger Verbindung mit dem Höheren. Kommt nicht der „Weihwasserbauer" wie unter Gewittern des Ewigkeitsgeistes in seine Stube, weiß er nicht, daß Gott ihn gedeihen läßt, da er seine schwieligen Finger andächtig in den Kessel taucht. Er weiß, daß er von Gott auf die Erde gesetzt ist, darum kommt er mit der Monumentalität in die Stube, mit jenem Ernste, den höhere Schickung verleiht. Diesen Geist: „Du bist von Ewigkeit geschickt", atmen alle Bilder Eggers. Darum sind sie vielen Menschen so unangenehm.

Von des Künstlers Laufbahn sei in großen Zügen erzählt.

17 Jahre alt, ging Egger 1885 nach München, wo sein verehrter Landsmann Defregger wirkte. Egger arbeitete fünf Jahre an der Münchner Akademie hauptsächlich unter Lindenschmit. 1892, ein Jahr nach Verlassen der Akademie, entstand das erste große Bild „Gebet nach der Schlacht am Berg Isel", das den Künstler noch in der Gefolgschaft Defreggers zeigt, doch aber die Eigenart Eggers selbst, die Wucht der Darstellung, in manchem schon verrät. Das Starren der bleichen Gesichter, das Blitzen der Sensen wie etwas Neues, das Leben in die Darstellung brachte und ahnen ließ, daß der Künstler mit der reinen Schilderung der Dinge sich nicht begnügen wollte. Im „Kreuz" (1898—1901) herrscht bereits jene Bewegung, die Egger später so meisterhaft darzustellen verstand. Der Zug der Bauern schiebt

sich mit einer an der Spitze stehenden, sensenschwingenden, förmlich aus dem Bild heraustretenden Gestalt nach vorne. Das nächste Werk, die „Wallfahrer" (1902 bis 1903), ist rein flächenhaft eingestellt. In der Aufteilung des Raumes und der Verteilung der Gruppen enthüllt sich zum erstenmal der große Malerarchitekt.

Die Zeit nach 1891 hat Egger hauptsächlich in Wien verbracht. Während der Sommermonate zog er aber in die Ötztaler Alpen. Dort in Lengenfeld entstanden einige seiner großen Bilder. Reine Höhenluft spüren wir zum erstenmal aus dem Bilde „Bergmäher" (1908). Wie sie auf der einsamen grasbewachsenen Kuppe im Himmelsblau die Sensen schwingen, während das Licht auf sie niederrinnt! Hier tut sich uns die Freiheit des Raumes auf, einsam treten die knochigen Gestalten der Bauern hervor; der Künstler ringt nach der Verbildlichung des Monumentalmenschen. Im gleichen Jahre entsteht in Lengenfeld eine noch kühnere und geschlossenere Anlage, der „Totentanz", jene einzigartige Darstellung einer Tiroler Bauerngruppe, die 1809 in die Schlacht zieht. 1911 schafft Egger ein echtes Gebirgsbild, die „Ruhenden Hirten". Wie Felsblöcke sitzen zwei Sennen auf einem Baumstamm, der eine in lässiger Haltung, der andere die Arme verschränkt, und blicken in die Weite. Nur blauer Himmel spielt um sie. Wir fühlen ihre überlegene Stärke in freier Höhe. Im folgenden Jahre entstand ein neues großes dreiteiliges Bergbild „Erde". Im linken Teile schreitet ein Säer kraftvoll über die Ackerscholle, auf dem rechten holt ein Mäher mit der Sense aus, das Mittelstück stellt eine Almlandschaft dar, eine Kuppe anwachsend wie eine Woge in den Himmel geschaukelt, gekrönt von zwei braunen Holzhütten. Tiefer Friede herrscht über dem grünen Lande.

Von 1908 ab hat sich Egger zum Monumentalstil in seinen Bildern durchgerungen. Er schildert nun nicht mehr ein Vielerlei von Gestalten, das Wenige, das Typische, der Einzelmensch wird ihm Ereignis. Es kommt ihm auf eine Handbewegung, auf eine Stellung, auf den Ausdruck des Gesichtes an. Das Harte, das Herbe, die Schwerfälligkeit, der eiserne Wille des Gebirglers locken ihn zur Darstellung. Die großen Linien der Gestalten werden gegeneinander ausgespielt, so entstehen jener Rhythmus und jene Gegenwirkungen, die die Stärke der Eggerschen Kunst ausmachen.

Das Jahr 1912 brachte Egger zwei große Erfolge. Einmal die Berufung an die Akademie nach Weimar, dann erregten auf einer Ausstellung in Dresden die Erstlinge seines monumentalen Stiles Aufsehen. Zum erstenmal fühlte ein weiterer Kreis, daß hier ein Künstler am Werke war, der der Welt etwas zu sagen hatte. Nur ein Jahr hielt es der Sohn der Berge in Weimar aus, wo er sehr geehrt wurde. Er brauchte die Berge als Ansporn zu seinen künstlerischen Taten. So nahm er im Sommer 1913 kurz entschlossen von der Akademie Abschied. Von nun ab wählte er sich Rentsch bei Bozen zu seinem Aufenthaltsort. In dem von Weinbergen umgebenen Grünwaldhof entstanden die reifsten Werke des Meisters, die markanten Bauerngestalten des Sarntales werden nun die Gegenstände seiner Bilder.

Doch nicht lange mehr konnte er den Frieden Südtirols genießen. Bald brach der Krieg aus. Egger müßte nicht der großfühlende Mensch gewesen sein, hätten ihn nicht sofort die Taten und Leiden der Krieger in ihren Bann gezogen. Mit seinem Gefühl für das Schicksalsmäßige und seinem Verständnis für den Willen, das Schicksal zu tragen, wurde er der prädestinierte Kriegsschilderer, er hatte ja auch schon früher ähnliche Themen in „Totentanz" und „Haspinger" gelöst. Mit den „Namenlosen" 1916 hat Egger vielleicht das großartigste Kriegsbild aller Zeiten geschaffen. In den wie Löwen daherschreitenden Gestalten ist das größte Maß von Willen ausgedrückt: Sieg! Und die Bewegung hat Egger in einem unglaublichen Rhythmus dargestellt, wie wir ihn noch nirgends sahen und wie nur er ihn in

immer steigender Form verkörpern konnte. Krasser Realismus in den verbundenen, blutenden Köpfen schildert die Leiden dieser Menschen, die gütigen braunen Erdwellen trösten mit dem Gedanken der Liebe: wir werden euch aufnehmen. Eine der eindrucksvollsten Kriegsschöpfungen ist besonders auch „Finale" (1916). Über den verkrampften Leichnamen ist noch der Friede ewiger Harmonie gebreitet. Egger-Lienz konnte den Krieg darstellen, weil er selbst an der Front gewesen war. Er hat sich zum Kriegsdienst gemeldet, trotzdem er den Jahren nach nicht mehr dazu gezwungen gewesen wäre. Er wollte das Heldenhafte, das Grausige persönlich miterleben.

War es ein Wunder, daß gerade ein Tiroler für die großen Themen des Kampfes besonders geeignet war? Freiheitsliebe und Kampfesmut sind Haupteigenschaften des Tiroler Volkes wie jedes Bergvolkes. Im Leben Egger-Lienz' trat von Anfang an Kampfesfreude beherrschend hervor, die auch in anderen als nur in Kriegsbildern ihren Ausdruck fand. Ist nicht der Bergmäher, der mit vernichtender Wucht seine Sense in das Gras schwingt, das Sinnbild des Trotzes und harter Willenskraft? Unbeirrbar ohne Zögern jedes Hindernis überwindend, ging Egger-Lienz seinen Weg. Inmitten der Angriffe und Lobsprüche blieb er einzig der göttlichen Stimme seines Innern treu. Willenskraft und Ehrfurcht vor dem Allmächtigen waren die großen Pole in dem Leben Egger-Lienz'.

In den Bildern der Kriegsjahre verspüren wir bereits einen Drang nach dem Tiefenhaften. Es kündet sich eine neue Wandlung des Künstlers an. War er früher von der Historienmalerei zur monumentalen Einzelgestaltung übergegangen, so trachtet er nun nach Verbildlichung des Raumes. Der Künstler beginnt weiter zu vereinfachen. Die Zeichnung innerhalb der Gestalt verschwindet. Licht und Schatten bestimmen allein das Bild. Die Figuren treten auseinander. Wie die drei Gestalten des „Tischgebetes" (1923) in dem tiefen, kahlen Raume einzeln dastehen! Es wirkt nur mehr Figur gegen Figur. Der frohe eigenwillige Rhythmus wird immer mehr gelöst. Die Gestalten treten heraus wie Riesen, jede von Ewigkeit umhaucht, jede ein Geschöpf Gottes, wie ein Berg neben dem anderen ragend. Die letzte große Schaffenszeit des Meisters ist angebrochen.

Die Wandlung des Künstlers war so stark, daß er frühere geliebte Themen unter dem neuen Gedanken nochmals malte. So gab er um 1920 seinen „Bergmähern", „Teufel und Säemann", „Totentanz" und den „Ruhenden Hirten" eine neue Fassung. Er nimmt die Werke malerischer. Licht und Schatten bestimmen die Wirkung statt der Linien, dadurch treten bestimmte Teile besonders hervor, andere verschwinden und es entsteht so ein stark pulsierendes, aus der Tiefe dringendes Leben.

Zu den letzten großen Bildern des Künstlers gehören „Die Familie" (1919), „Tischgebet" (1923), „Auferstehung" (1924) und „Pietà" (1926). Diese Werke bezeichnen den Weg nach dem Räumlichen und dem Körperhaften. In der „Familie" hat Egger-Lienz eine Gruppe von Bauern in Harmonie gebracht mit einem das ganze Bild senkrecht durchschneidenden Kruzifix, kompositionell eine unerhörte Leistung. Die Formbeherrschung Eggers, die Abwandlung der Vierecke und Quadrate — Eggers Form ist das Viereck, in ihm verkörpert sich Gewalt und Vollkommenheit — in Trapezoide, die Aufteilung durch spitz- und stumpfwinkelige Dreiecke spielen hier ihren Triumph.

In der Auferstehung erhebt sich Christus senkrecht über den wagrecht liegenden Sargteilen, das eine Bein im rechten Winkel wegstellend. Durch eine einfache Senkrechte und den Winkel ist das Bild bestimmt. Wie ein Blitzstrahl durchreißt diese Senkrechte den Raum, herumsitzen die Bauern, ergänzen den Rhythmus der Hauptlinien. Auf den letztgenannten Bildern wird der Zug nach der Tiefe durch einen hinter die Figur gestellten Tisch ver-

stärkt. Ein solcher Tisch bildet das Mittel für die Blickrichtung in dem letzten Werke „Pietà". Auf der Tischplatte liegt ein Leichnam ausgestreckt und stark verkürzt, um die Harmonie mit den danebenstehenden Figuren nicht zu stören. Am reinsten ist die Tiefenwirkung wohl im „Tischgebet" erreicht. Eine kahle Bauernstube ist bis in den Hintergrund sichtbar, an den Wänden läuft eine schmale Bank, den Kubus nochmal betonend. Die runde Schüssel auf dem Tisch stellt die Einheit innerhalb der divergierenden Diagonalen her.

Dem Fortschritt in der Formgebung entspricht auch der in der Farbenanwendung. Egger hat seine Bilder braun in braun gemalt. Für ihn ist die Farbe der Erde symbolisch. Er hat in der Farbgebung keine großen Gegensätze geliebt, weil er die Form in hellste Klarheit rücken wollte. Ohne die Monotonie der Fläche hätte er eben nie die große Form, die ihm sein Wille vorschrieb, erreichen können. Früher hat Egger wohl noch leuchtende, gegensätzliche Farben geliebt. In der ersten Auffassung der „Bergmäher" hat er über das Gelbgrün der Wiesen einen rotblauen Himmel gesetzt. Immer mehr stellt der Künstler das Bild auf einen Ton. Sogar das warme Braun macht schließlich einem kalten Grau Platz, das die Gestalten noch klarer hervortreten läßt.

Es wäre schließlich noch ein Wort über die Landschaften zu sagen. Auch sie sind braun in braun gehalten. Egger-Lienz dachte auch in der Landschaft nicht an die Verschiedenartigkeit der Dinge, sondern an das einende Große. Man bedenke, daß diese Bilder in der Natur, in den Ötztaler Alpen und bei Bozen, gemalt sind, wo eine Menge von Farben auf den Künstler einstürmten. Seine Landschaftsdarstellungen sind anfänglich ebenso wie seine übrigen Schöpfungen linear (vergleiche den „Bergraum", 1911), halten die Form der Berge fest, um dann in farbigen Werten zu erscheinen. Auf dem Bilde „Siegmundskron" (1921) werden Helligkeit und Dunkel gegeneinander ausgespielt und starke Tiefenwirkungen erzeugt.

Es sind während der künstlerischen Entwicklung von Egger manchmal Stimmen laut geworden, daß er ein Nachahmer des großen Schweizer Künstlers Ferdinand Hodler sei. Eine solche Behauptung kann nur jemand aufstellen, der das Wesen Egger-Lienz' völlig verkennt und der glaubt, man kann Größe einfach abschreiben. Wenn nun auch die beiden Künstler in dem Streben nach Monumentalität ein gleiches Ziel verfolgen, wenn beide den Rhythmus und das Spiel der Linien menschlicher Körper darstellen, so muß betont werden, daß sie dieses Ziel auf eine ganz verschiedene Art erreichten. Hodler setzt seine Gestalten geometrisch in die Fläche, Egger strebt nach Körperlichkeit im Raum. Hodler braucht viel Einzelzeichnung in der Figur, Egger sucht mit Licht und Schatten die Körperlichkeit zu erreichen. Egger will wohl auch durch Parallelismus wie Hodler, insbesondere aber durch das Gegenspiel der Linien, durch die Gegenabwandlungen einzelner Figuren seine Wirkung gewinnen. In letzterem Betracht ist Egger in jeder Beziehung stärker als Hodler. Hodler kommt es von vornherein mehr auf die Harmonie innerhalb einer Abwandlung an, während Egger die größtmöglichste Gegenwirkung herauszuarbeiten sucht, um sie erst dann zu einer Harmonie aufzubauen. Hodlers Werke durchflutet ein rauschender Rhythmus, in Eggers Bildern herrscht gegensätzlicher eigenwilliger Rhythmus vor. Bei Hodler spricht *ein* Blickpunkt, bei Egger sind es verschiedene Hauptpunkte, die in ihrer Beziehung zueinander gesehen werden wollen. Bei Hodler ist *ein* Gedanke, *eine* Abwandlung, bei Egger ein Kampf entgegengesetzter Kräfte. Hodler berührt mehr gedanklich, Egger naturhaft, urwüchsig. Eggers Figuren sind mit dem Boden verbunden, braun in braun erheben sie sich wie der Riese Antäus, Hodlers Figuren schreiten zierlich über den Boden hin. Eggers Eigenart ist daher das Gigantische, das unheimlich Gespannte, Wucht und Größe.

Nur aus dem anfänglichen gründlichen Erfassen aller Einzelheiten der Natur

konnte Egger zum Beherrschen des Typischen gelangen. Er hat uns Raum und Körper neu fühlen lassen. Wir durften in seinen Werken den Kampf riesenhafter Kräfte erleben, der wie alles Große befreiend wirkt. Ohne das Gebirge wäre die Eigenart des Künstlers nie geworden. Die Reinheit des Lichtes der Höhen nährte seinen Sinn für Klarheit. Die Plastik der Berge ließ ihn die Körperlichkeit stets neu empfinden. Das Kühne und Gewaltige der Formen wäre bei einem Künstler der Ebene gar nicht zu denken. Egger-Lienz ist die Inkarnation aller Kräfte des Gebirges. Er hat einen neuen Typus Mensch von den Bergen her geschaffen.

Am 4. November 1926 ist der Künstler, nicht ganz 59 Jahre alt, in seinem Südtiroler Heime gestorben. Sein letzter Wille war, in seiner Heimat Lienz begraben zu werden. Dort, wo er noch 1925 die zum Andenken an die Gefallenen von 52 Osttiroler Gemeinden errichtete Gedächtniskapelle mit mächtigen Fresken ausgeschmückt hatte, ruht er nun. Die Kapelle ist auch sein Grabmal geworden.

Der Verherrlicher Tiroler Kraft und Sittenstärke ist nicht mehr. Die Berge sind verwaist, seitdem er von uns gegangen.

Literatur über den Künstler

Hammer, H.: Albin Egger-Lienz.
Weingartner, J.: Die sittliche und religiöse Ideenwelt von Egger-Lienz.
Garber, J., Das Bauernbild, sämtliche drei Arbeiten in: Der Schlern, 4. Jahrgang, Heft 6, Bozen 1923.
Soyka, Josef: A. Egger-Lienz, Leben und Werke. Monographische Studie, mit 50 Abbildungen. Verlag Carl Konegen, Wien 1925.
Eine Biographie Professor Hammers über A. Egger-Lienz ist in Vorbereitung.

Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus

Von Otto Stolz, Innsbruck

Erster Teil[1])

Wir verstehen unter Alpinismus das Aufsuchen des Hochgebirges um seiner selbst willen. Die eigenartige, gewaltige Schönheit des Hochgebirges, die den Beschauer über alle sonstigen irdischen Bilder emporzutragen vermag, die Anspannung der seelischen und körperlichen Kräfte, der Einsatz der Persönlichkeit, den die volle Eroberung des Hochgebirges erfordert, sie bedingen den tiefen Eindruck des alpinen Erlebnisses. Aus der immer wieder angestrengten Aneinanderreihung solcher Erlebnisse durch viele Einzelne erwuchs die große Bewegung, die wir als Alpinismus bezeichnen. Wie bei anderen geschichtlichen Entfaltungen können wir auch beim Alpinismus nicht einen genauen ersten Ausgangspunkt angeben, sondern nur eine Zeitspanne, in der der alpine Unternehmungsdrang in deutliche Erscheinung tritt. Diese Zeitschwelle liegt für die Ostalpen an der Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert. Von diesem vollen Erwachen des Alpinismus leiten aber unscheinbare Fäden in frühere Zeiten zurück, in denen das Hochgebirge auch schon Blick und Sinn des Menschen beschäftigt hat, wenn auch die bewußte Einstellung auf die tiefsten Werte des Hochgebirges und des Wanderns in demselben zum mindesten in breiteren Kreisen noch nicht gegeben war.

Bei den verschiedenen Versuchen, die Geschichte des Alpinismus zu schreiben, hat man zwar stets darnach getrachtet, an jene Vorgeschichte des Alpinismus, den „Präalpinismus", wie A. Steinitzer diese Epoche nennt, anzuknüpfen. Doch ist man in dieser Hinsicht, wenigstens was unser Gebiet, das Land Tirol im alten Sinne, betrifft, bisher über einige beiläufige Andeutungen nicht hinausgekommen, weil man die einschlägige schriftliche Überlieferung nicht hinlänglich überblickte. So ist vor allem erst aufzuzeigen, wie weit bereits vor dem Erwachen des Alpinismus Anschauung und Kenntnis des Hochgebirges zu festen Bildern und Begriffen gelangt und diese im schriftlichen Ausdruck festgehalten worden sind. Daß hierbei auch einiges über die Erschließung der Tiroler Hochgebirge im einzelnen abfällt, ist in der Natur des Gegenstandes gegeben.

Die Aufzeichnungen, aus denen wir etwas hierüber entnehmen können, sind ebenso mannigfaltig und verschiedenartig, wie die einzelnen Angaben, die sie enthalten, verstreut sind. Meine Darlegung verlöre viel von ihrem Werte, wenn ich die geschichtlichen Quellen, auf denen ich sie aufbaue, nicht näher angeben würde. Denn gerade weil diese Quellen über unsern Gegenstand meist nur nebenher etwas bringen, dieser nicht der eigentliche Zweck ihres Inhaltes ist, ist es wichtig, sie selbst etwas näher kennzuzeichnen. Erst so wird dem Leser klar werden, daß wir über die Vorstellungen, die sich die frühere Zeit vom Hochgebirge gemacht hat, sozusagen nur zufallsweise, infolgedessen auch nur lückenhaft und unzulänglich berichtet sind.

---

[1]) Der 2. Teil dieser Abhandlung wird im nächsten Bande der vorliegenden Zeitschrift erscheinen.

Berichtigung.

Im Aufsatze von Otto Stolz „Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus" sind ohne Verschulden des Verfassers die Verweise auf Stellen im Inneren des Aufsatzes zum Teil irrig eingesetzt worden oder ganz unterblieben.

Es soll demnach richtig heißen:

S. 8 Anm. 1: „Auch der in diesem 1. Teil öfters bezogene „Anhang" (wörtliche Wiedergaben aus den Werken von Burglechner und Wolkenstein) wird am Schlusse des 2. Teiles im nächsten Bande der Zeitschrift gebracht."

S. 10 Anm. 2: „Wie oben S. 9 Anm. 2 Redlich S. 348 . . ."

S. 12 Anm. 9: „Siehe unten S. 30."

S. 13 Anm. 1: Statt „Bergo" richtig „Borgo".

S. 14 Anm. 5: „....(wie unten S. 16 Anm. 1)"

S. 17 Anm. 3: „Siehe unten S. 30."

S. 17 Anm. 7: „. . . siehe oben S. 12/13 . . ."

S. 19 oben: „. . . (vgl. S. 35 Anm. 2) . . ."

S. 20 oben: „. . . (vgl. S. 36 Anm. 3) . . ."

S. 20 unten: Statt „Lariß Aiben" richtig „Lariß Alben".

S. 21 Anm. 2: „. . . siehe oben S. 13."

S. 25 Anm. 3: „. . . siehe oben S. 15."

S. 28 Anm. 1: „Siehe unten S. 30."

S. 29 Anm. 2: „In den Annuae (wie oben S. 26 Anm. 8) pag. 195 . . ."

S. 29 Anm. 3: „Bartolomei (wie oben S. 12 Anm. 12) Kap. 10 . . ."

S. 34 Anm. 4: „Abbildung eines Ausschnittes dieser Karte siehe oben S. 19 unten."

S. 35 Anm. 2: „Abbildung dieser Karte siehe oben S. 19 oben."

S. 36 Anm. 2: „Abbildung dieser Ansicht siehe oben S. 20 unten."

S. 36 Anm. 3: „Abbildung siehe oben S. 20 oben."

Die Hauptformen des Gebirges und ihre Bezeichnung

Wie ein blinkender Streifen stehen die Alpen, von der Ebene aus gesehen, am Rande des Gesichtsfeldes. Rückt man ihnen näher, so hebt sich wieder das Leuchten der Höhen vom Dunkel der Täler ab. Von diesem Eindruck ist auch der Name „Alpen" gebildet. Denn „Alpes", wie Kelten und Römer das mächtige Gebirge schon nannten, hängt nach der Meinung der Sprachforscher mit der gemeinarischen Wortwurzel „alb" zusammen, die das Weiße, Glänzende bedeutet. Schon die altrömischen Grammatiker haben die Ableitung des ihnen merkwürdigen Wortes von „albus", d. h. Weiß gefunden. Auch die Albe oder Elfe, der Lichtgeist der Germanen, ist damit verwandt. Und gleich nach ihrem Auftauchen an und in den Alpen haben die Germanen das ihnen urvertraute Wort zur Bezeichnung dieses, des höchsten ihnen bekannten Gebirges übernommen; althochdeutsch hieß es „alpa", mittelhochdeutsch „albe", wie es heute noch in der Tiroler Mundart lautet[1]). In den Annalen oder Jahrbüchern, wie sie in den deutschen Klöstern im früheren Mittelalter, natürlich in lateinischer Sprache, geschrieben wurden, sind die „Alpes" sehr oft als das Gebirge erwähnt, das man übersteigen muß, um von Deutschland nach Italien zu gelangen. Daneben ward aber mindestens schon damals die Bedeutung des Wortes verengert und im besonderen zur Bezeichnung der natürlichen Hochweiden, die in den Alpen oberhalb der Waldgrenze liegen, verwendet. In der einzigen Urkundenart, die für das Gebiet des Landes Tirol aus dem 8. bis 12. Jahrhundert in Betracht kommt, den sogenannten Traditionsbüchern der Hochstifter Brixen und Freising und anderer Stifter, werden „Alpes" in diesem Sinne, als Zubehör der landwirtschaftlichen Güter im Tale, sehr oft genannt[2]). Die bereits erwähnte deutsche Form „Albe" ist die Vorstufe zur späteren Form „Alm", die nach dem heutigen, auch in die Schriftsprache übernommenen Gebrauch ausschließlich die alpinen Hochweiden samt den zugehörigen Gebäuden bezeichnet. Die erste schriftliche Erwähnung der Form „Albe" im Bereiche Tirols findet sich in dem landesfürstlichen Urbare vom Jahre 1288 und bezieht sich auf die „Seuser Albe"[3]); es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die wegen ihrer Größe, Ergiebigkeit und schönen Lage berühmteste Alm Tirols, die Seiser Alm, auch zu allererst als einzelne Alm mit ihrem Eigennamen in einer geschichtlichen Aufzeichnung genannt wird. Im westlichen und mittleren Tirol sagt man heute noch mundartlich nur „Albe", während in den anderen bayerischen Mundarten „Alm" gesprochen wird (beides natürlich mit dumpfem a). „Alpe" im Sinne von Alm ist willkürliche Bildung der deutschen Amts- und Fachsprache, doch wird in letzter Zeit gerade von der einschlägigen Fachwissenschaft zugunsten der Form „Alm" nachdrücklich Stellung genommen[4]).

Nach dieser Verengerung des Ausdruckes „Alpen" im volkstümlichen Gebrauche blieb jener in Deutschland nur in der lateinischen Gelehrtensprache im Sinne des Gesamtgebietes der Alpen in Geltung. Für dieses hat sich nunmehr der volkstümliche deutsche Sprachgebrauch ein anderes Wort zurechtgelegt, nämlich das „Gebirge" oder das „Birg", auch das „Pirg" oder „Pürg", in lateinischer Übersetzung

[1]) Grimm, Deutsches Wörterbuch; Ramsauer, Die Alpenkunde im Altertum, Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1901, S. 46 f. Von den älteren deutschen Schriftstellern gibt dieselbe Erklärung des Wortes „Alpen" oder „Alben" im 15. Jahrhundert Felix Faber von Zürich, später Mönch in Ulm; dabei betont er, daß nicht nur der Schnee, sondern auch die von der Sonne gebleichten Felsen das Glänzen des Hochgebirges hervorrufen. (Ramsauer, Die Alpen im Mittelalter a. a. O. 1902, S. 86.)

[2]) O. Redlich, Die Traditionsbücher d. H. Brixen Acta Tirol. 1, 338; Th. Bitterauf, Die Traditionen von Freising in Quellen z. bayer. Gesch. N. F., 5, 2, 919.

[3]) Zingerle, Urbar Meinhards II, Fontes rer. Austr. 45, 109.

[4]) Siehe z. B. R. Sieger, Beiträge zur Geographie der Almen in Österreich (1925).

„montes" oder häufiger „montana". In sehr vielen geschichtlichen Aufzeichnungen, die in Bayern oder Schwaben im 10. bis zum 14. Jahrhundert geschrieben wurden, sind diese Ausdrücke gerade bei der Angabe von Orten, die in Tirol liegen, verwendet. Ja, eine Zeitlang — im 14. Jahrhundert — wird die Grafschaft Tirol gerne auch „das Land im Gebirge, am Inn und an der Etsch" genannt[1]). Auch die landeskundlichen Schriften, die über Tirol vom 16. bis 18. Jahrhundert verfaßt wurden, gebrauchen nie den Ausdruck „Alpen", sondern stets „Birg" oder „Gebirg" zur Bezeichnung der Alpen im ganzen oder einzelner Gruppen derselben. Erst seit dem 18. Jahrhundert bürgerte sich aus der Schriftsprache, die in diesem Punkte wohl von der Schweiz her beeinflußt war, auch für die Tiroler Gebirge die Bezeichnung „Alpen" allgemein ein.

Neben dieser allgemeinen Beziehung des Wortes „Gebirg" auf das Alpengebiet überhaupt bezeichnete man damit auch die höheren Lagen, die als Alm- und Jagdgründe zu den einzelnen Gütern oder ganzen Gemeinden im Tale gehörten. In den lateinisch geführten Traditionsbüchern des früheren Mittelalters wird dieser Begriff als „montana et submontana" wiedergegeben[2]), später spricht man vom „Pirg" mit Hinzufügung des Namens einer Ortsgemeinde[3]), nennt auch einzelne Almen „Gepirg"[4]). Für die Gebirgslagen oberhalb des landwirtschaftlich nutzbaren Pflanzenwuchses kam die Bezeichnung „Hochgebirg" auf. Ich finde diesen Ausdruck erstmals zur Bestimmung der oberen Grenze von Almen im Karwendel, Wetterstein und Stubai in Urbaren des 16. und in Grundsteuerkatastern des 18. Jahrhunderts[5]). In einer Urkunde vom Jahre 1339 wird vom Jagdrecht des Stiftes Wilten „in seinem Gepirg" (d. i. in den Quelltälern des Sellrain, Liesens und Gleirsch) gesprochen, im Jahre 1733 in demselben Sinne „vom Wiltauischen Hochgebürg"[6]). „Perg" bedeutet in der älteren Sprache und ebenso auch in der heutigen Mundart nicht so sehr die Gipfelregionen, sondern das steilere Gelände oder den Siedlungen und unmittelbar dazugehörigen Feldern, sowie überhaupt die Hänge oder den Talsohlen und den Mittelgebirgsstufen. Die Ortsnamen, die mit „perch" (in lateinischer Übersetzung „mons") zusammengesetzt sind, sind in unserem Lande ja ungemein zahlreich und tauchen seit dem Einsetzen der schriftlichen Überlieferung im 11. bis 13. Jahrhundert auf. Man sieht an diesen Ortschaftsnamen geradezu, wie die sich ausbreitende Siedlung allmählich in die Höhe steigt und so selbst den Begriff „Berg" zurückdrängt. Die „Perkleut" sind die Bewohner dieser Siedlungen an den Berghängen im Gegensatz zu jenen der Talebenen[7]). Aber auch noch in Seitentälern, die selbst bereits ziemlich hoch über jeder Dauersiedlung liegen, wird jener Gegensatz zwischen Berghang und Talsohle empfunden. So bezeichnen die Urkunden, mit denen sich angeblich im Jahre 1142 das Stift Wilten bei Innsbruck die Hochtäler Senders und Liesens im Sellrain vom Bischof Reginbert von Brixen schenken läßt, die aber tatsächlich erst um das Jahr 1260 geschrieben worden sind, das geschenkte Gebiet so: „Berg und Alm Sen-

[1]) Die näheren Nachweise hierzu lieferte ich in meinem Aufsatz „Begriff und Namen des tirolischen Landesfürstentums in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Schlernschriften 9, 418 ff.

[2]) Wie oben Anm. 2; Redlich S. 348 und Bitterauf S. 933.

[3]) So z. B. Phunser (Pfundser)-, Naudrer-, Tauferer (Langtauferer) pirg. Stolz, Landesbeschr., S. 705 u. 225; Gepirg im Gericht St. Petersberg ob Nesselwang (a. a. O. S. 489 und 587); Wilteiner gepirg, das ist das Liesens- und Gleirschtal im inneren Sellrain, das grundherrlicher Besitz des Stiftes Wilten war (a. a. O. S. 381).

[4]) So Kotalben und ander geburg im Achental (a. a. O. S. 199), gepirg ze Gravens (Krovenzalm im Weertal), gepürg und waid zu Steinkasern (Voldertal) im 15. Jahrhundert.

[5]) Stolz, Polit.-Histor. Landesbeschreibung von Tirol (Arch. f. österr. Gesch. 107. Bd.), S. 256 und 445. — Kataster von Wattenberg von 1775, Nr. 253; Kataster von 1775 von Obernberg im Stubai (Staatsarchiv Innsbruck).

[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 331; Tir. Weistümer 1, 261, Z. 32.

[7]) So in den Tir. Weistümern, herausgegeben von J. Egger 4, 902.

ders vom Eingang des Berges bis zum Hintergrund des Tales und zur Höhe des Berges, wie man es gemeiniglich zu deutsch heißt zu Berg und Tal"[1]). Wie damals war auch noch lange hernach in Tirol die Wortverbindung „Perg und Alm" oder kurzweg der Ausdruck „Perg" für Alm üblich, man wollte offenbar damit andeuten, daß der Bereich der Alm von den besten Weideflächen und dem Hüttenplatz ausgehend, die gesamten umliegenden Berghänge umfasse[2]). Erst bei den landeskundlichen Schriftstellern aus Tirol, wie Burglechner und Wolkensteiner, wird „Berg" in unserem Sinne als einzelne Berggestalt verstanden[3]).

Die ursprünglichen und in der echten Mundart heute noch allein üblichen Ausdrücke für die höchsten Teile des Gebirges überliefert uns eine im Jahre 1002 verfaßte Beschreibung der Marken zwischen den Grafschaften im Nori- oder Eisacktal und im Pustertal. Denn hier wird als eine dieser Marken genannt: „iugum Eline et inde usque ad spiz Eline montis", d. h. das Ellner Joch und der Spitz dieses Joches (der Grabner Berg östlich von Brixen")[4]). „Joch" ist der Höhenrand des Gebirges, der mehr gleichmäßig verlauft, „Spitz" die ruckartige Erhebung über denselben. Dieser Markenbeschrieb beweist uns, daß die beiden Ausdrücke noch in althochdeutscher Zeit den bajuvarischen Siedlern des Alpengebietes geläufig waren und in derselben Art sich bis heute in der bäuerlichen Mundart erhalten haben. Denn in dieser bedeutet Joch nicht ausschließlich einen Bergübergang, wie in der jetzigen touristischen Fachsprache, sondern die Höhe eines Berges überhaupt, und „der Spitz" für eine keilförmige Berggestalt wird mundartlich nur männlichen Geschlechtes gebraucht, nicht wie in der Turistik als „die Spitze". Auch in der Urkunde, mit der Kaiser Heinrich III. im Jahre 1048 dem Hochstifte Brixen den Forst im Pustertal übermachte, werden als dessen Grenze die Alpenjoche des Ahrntales („iuga alpium vallis Aurina") angegeben[5]). Die deutsche Form für Joch finden wir auf Tiroler Boden zum erstenmal in einer Urkunde vom Jahre 1263 gebucht, in der das mittlere Inntal von Zirl bis Jenbach zwischen den Grafen von Hirschberg und Görz-Tirol vorübergehend geteilt und die Ausdehnung der beiden Anteile folgendermaßen bestimmt wird: Eni alveum et cacumina montium, quae dicuntur Joch", d. h das Bett des Inn und die Spitzen der Berge, die Joch genannt werden[6]). In den späteren Grenzbeschreibungen kommt Joch im Sinne des Höhenrandes von Bergketten oder einzelnen Bergen, insbesondere auch in der Wortverbindung „des Joches Grat" häufig vor[7]). Die höchste Kammlinie wird zu den Grenzbeschreibungen naturgemäß häufig verwendet, sie heißt in den ältesten lateinischen Texten „summum" oder „summitas alpium", d. i. Höhe des Gebirgs[8]), in den deutschen seit dem 14. Jahr-

[1]) „Mons alpium Senders in introitu montis usque ad intimum locum vallis et apicem montis sicut vulgo dicitur perg und tal." Vgl. Stolz, Landesbeschreibung, S. 328; Gaßner, Siedlungsgesch. d. Sellraintales (Veröffentl. d. Mus. Ferd. 1925), S. 74 f.

[2]) So z. B. „perg und alben Zandes" (Samnauntal), Radurschl, Rosenna (bei Reschen), Griebel, Flas, Fimba, Vermunt (diese im Paznauntal) in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts (Stolz, Landesbeschreibung, S. 661, 677, 705, 724, 750, 781 f.). Ebenso an verschiedenen Stellen der Tiroler Weistümer (herausgeg. v. Jos. Egger 4, 902 f.), auch in der Zusammensetzung „Perkmaister", das ist Vorstand der Almgenossenschaft usw.

[3]) Siehe Anhang 1, 6, 8, 10, 14, 15; II, 6.

[4]) Redlich, Traditionsbücher d. H. Brixen Acta Tirol. 1, Nr. 57.

[5]) Sinnacher, Geschichte von Brixen, 2, 395.

[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 179 u. 246. „Cacumen montis" findet sich auch für den Rockspitz bei Innsbruck in einer Urk. von 1254 (a. a. O. S. 283). Joch kommt für das Möltner Joch und Joch Grimm bei Aldein (nordwestlich bzw. südöstlich von Bozen) im Urbar der Grafschaft Tirol vom Jahre 1288 öfter vor (Zingerle in Font. rer. Austr. 45, 197).

[7]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 140, 154, 171, 200, 257, 285, 287, 292, 346, 816. Ferner Egger, Tiroler Weistümer 4, 875. Laut der Bergwerksordnung für Gossensaß von 1427 (Worms, Schwazer Bergbau S. 100) soll jeder Holzschlag „nach der hohe untz an das joch" fortgesetzt werden. — [8]) Redlich a. a. O., S. 353.

hundert „Grat" (Grad), „Schneide", „Höhe" (Hecke) oder in Verbindung dieser Ausdrücke, „Grat und Schneide", „Höhe und Schneide", „hechsten Grat", „Bergschneide" usw.[1]); vereinzelt ist hierfür auch der Ausdruck „Rigl" (Riegel), Ruggen (Rücken)[2]); niemals finde ich aber in diesem Sinne „Kamm", eine solche Anwendung dieses Wortes ist im Tiroler Gebirge selbst nicht einheimisch.

Auch für die einzelnen Gipfelformen und Berggestalten haben die Alten bereits bestimmte Bezeichnungen geprägt, die älteste Überlieferung von „Spitz" habe ich schon erwähnt, in den Grenzbeschreibungen seit dem 14. Jahrhundert kehrt der Ausdruck wieder[3]). Daneben ist besonders häufig in Zusammensetzungen mit Eigennamen „Kogel (Kogl)" wohl eine Umbildung von Kegel oder Kugel[4]), auch „Kopf" ist nicht selten[5]). Hingegen beschränkt sich „Kofl" vorwiegend auf Südtirol[6]), „Horn" auf das schwäbische Gebiet des Lechtales[7]). Der Ausdruck „Gipfel" für einzelne Berge oder deren höchste Erhebung ist anscheinend erst in der neuhochdeutschen Schriftsprache aufgekommen. So spricht Wolkenstein vom Gipfel am Krimmler Tauern, der drei Länder scheide (Dreiherrenspitze)[8]), und Guarinoni allgemein von den Gipfeln des Hochgebirges[9]), allein in der Mundart des Bergvolkes war dieser Ausdruck nicht einheimisch, er ist daher auch nirgends zur Bildung von Eigennamen von Bergen verwendet worden. Eher volkstümlich ist die Bezeichnung, die wir im Markenbeschrieb des Gerichtes Itter (Hopfgarten) aus dem 17. Jahrhundert finden, nämlich „Kogl oder Gupf des Hohen Rettenstains"[10]). Gupf bedeutet in der Mundart den obersten Teil eines spitzigen Hutes, Gipfel hängt damit sprachlich zusammen[11]). S. Bartolomei aus Pergine sagt in seiner im Jahre 1763 vollendeten lateinischen Abhandlung über die Herkunft, Eigenart und Sprache der deutschen Bergbewohner in den Gebirgen östlich von Trient[12]): Die Leute der deutschen Gemeinden im Fersental „heißen die Scheitel der Berge nicht die oberste Hehe (Höhe) oder Gipfel, sondern Bart (Wart), was ein sehr altes deutsches Wort ist, daher nennen sie den höchsten

[1]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 80 f., 102 f., 119 f., 142, 173, 203, 241 f., 333 f., 389, 412, 426 f., 432, 460, 489, 510, 605, 624, 657, 679.

[2]) A. a. O. S. 11, 114 u. 624.

[3]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 173, 200 f., 287, 412. Mayr, Jagdbuch Kaiser Max I., S. 98, 101, 158. Bei Burglechner und Wolkenstein siehe Anhang I, 3 u. II, 6.

[4]) Siehe z. B. Stolz, Landesbeschreibung, S. 80, 102, 489 f., 605, 622, 634, 678 f. Zur Ableitung des Wortes s. die Wörterbücher von Grimm und Kluge.

[5]) A. a. O. S. 172, 210, 621, 679.

[6]) Ein Hohencoval bei Bozen wird schon 1237 beurkundet (Voltelini, Acta Tirol. 2, 539), ein „scopulum dictum Ainsidelkofel" 1343 (Redlich, Acta Tirol. 1, Nr. 743), andere Erwähnungen siehe Egger, Tiroler Weistümer 4, 879. Wolkenstein verwendet das Wort für die Gröbner Berge (unten Anhang II, 6). In Nordtirol finde ich das Wort nur im unteren Silltal wie Morgenkofl und Patscherkofl im 18. Jahrhundert (Stolz, Landesbeschreibung, S. 346). Da aber diese Gipfel früher, so im Jagdbuch Kaiser Max I. von beil. 1500, Morgenkogl und Patscherkogl heißen, ist anzunehmen, daß die Form „Kofel" nach Südtiroler Brauch erst später hier angewendet worden ist. In Deutschsüdtirol bezeichnet man auch einzelne Rollsteine als „Köfel". Das Wort wird von den Sprachforschern als ein Überbleibsel der rätischen Sprache angesehen (so von Schmeller, Tirol. Namenforschungen, S. 49 und Schmeller, Bayer. Wörterbuch 1, 1229), es wird auch in Welschtirol in der Form „Covelo" oder „Coel" gebraucht. Nach Kluge, Deutsches Wörterbuch, ist die Herleitung des Wortes Kofel, das der bayerischen und österreichischen Mundart eigen ist, „dunkel".

[7]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 634.

[8]) Anhang II, 7.

[9]) Siehe unten S. 21.

[10]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 102.

[11]) Nach Kluge, Wörterbuch ist Gipfel spät (im 15. Jahrhundert) aus Gupf gebildet worden, das eine Nebenform zu Kuppe ist; Giebel komme als Ausgangswort für Gipfel kaum in Betracht.

[12]) Das Werk Bartolomeis heißt „de orientalium Tyrolensium praecipue alpinorum originibus" und ist nur handschriftlich erhalten (Mus. Ferdinandeum Innsbruck, Dipaul. 958). Es besitzt für die geschichtliche Erfassung der deutschen Sprachinseln im Ost-Trientner Berglande höchsten Quellenwert.

unserer (d. h. in der Gegend von Pergine gelegenen) Berge Hoavart (Hochwart), die Berge überhaupt Perg und Alpen". Der Name „Hohe Warte" kommt übrigens auch in Nordtirol für auffallende Bergspitzen öfters vor[1]).

Auch die Bergnamen, die mit Stein, Wand oder Schrofen zusammengesetzt sind, finden sich alle schon in den alten Markbeschrieben. „Stein" bedeutet eine scharfkantige Bergform, die älteste Anwendung dieses Begriffes auf einen bestimmten Berg enthält eine Grenzbeschreibung zwischen den Bistümern Brixen und Trient vom Jahre 1100, in der es vom bekannten Dolomitgipfel des Latemar heißt: „ad apicem silices, qui vocatur Crispa de Laitemar", d. h. auf den Gipfel des Steins, der Latemar genannt wird[2]). Bei der Schenkung des großen Reichshofes Prichsna (Brixen) an das Hochstift Säben durch König Ludwig im Jahre 901[3]) wird als Zubehör des Gutes genannt: „montana, planicies, colles valles, alpes, forestes, ruppes", d. h. Berge, Ebenen, Hügel, Täler, Almen, Wälder und Felsen, worunter das öde, unbewachsene Steingebirge zu verstehen ist. Das Kloster (jetzt die Wallfahrt) Georgenberg im Stallental (Karwendelgebirge bei Schwaz) liegt laut Urkunden vom Jahre 1261 und 1267 „in silvestri rupe", d. h. auf einem bewaldeten Felsen, in „solitudine montium", in der Einöde des Gebirges[4]). Im Salbuch des Amtes Kitzbichl, das aus dem 14. Jahrhundert stammt, wird angeführt das „gamsgiayt an dem Chaiser (Kaisergebirge) und in dem Pilersee an dem Stainperg" (Loferer Steinberge). Der Steinberg ist im Gegensatz zu dem almenreichen Grasgebirge, wie es in der Gegend von Kitzbichl so ausgedehnt ist, gedacht. In gleichem Sinne nennt eine Grenzbeschreibung des salzburgischen Zillertals vom Jahre 1793 die Kalchwand (im Wattental) „ein hohes und langes Steingebirg"[5]). Obwohl man unter Schrofen eigentlich Felsen von geringerer Höhe versteht, so hieß man auch die großen Felsmassive einzelner Berge „Schrofen", wie jene des Solstein oder des Rosengartens[6]). Felsen von größerer Höhe und Flächenausdehnung hieß man „Wand", Mehrzahl die „Wend", wie sie besonders im Jagdbuch des Kaisers Maximilian bei der Beschreibung der einzelnen Gemsreviere sehr oft erwähnt werden. Reichte die Wand bis gegen die Höhe des Berges, so wurde er selbst als Wand mit irgendeinem Beinamen bezeichnet. Das Wort „Felsen" ist in der Tiroler Mundart anscheinend nicht einheimisch, doch haben es Ernstinger, Burglechner, Guarinoni und Wolkenstein in ihren Schriften bereits angewendet.

Einsenkungen im Grate, die regelmäßig als Übergänge benützt wurden, nannte man häufig „Joch", das Timmelsjoch wird schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts erwähnt[7]) und andere in den späteren Grenzbeschrieben[8]); in diesen finden wir auch „Hals" für besonders tiefe Sättel, „Scharte" für schärfer eingeschnittene, „Lenke" ist für Joche im Ahrntal und Defereggental üblich[9]).

Sehr entschieden hatte sich im Sinn der Gebirgsbewohner der Begriff der Wasserscheide herausgebildet, die ja durch die hohen und oben schmalen Kämme des Gebirges, Grate und Schneiden, ganz besonders augenfällig dargestellt wird. In den Grenzbeschreibungen des Landes, der Gerichte und Gemeinden, wie sie seit dem 15. Jahrhundert vorliegen, wird aber dafür nie der kurze Ausdruck „Wasserscheide" gebraucht, sondern irgendeine Umschreibung, die sich auf das Abrollen der lockeren Steine und Schneemassen oder das Abrinnen des Regen- und Schmelzwassers längs

[1]) Die österr. Spezialkarte (Blatt Bergo) verzeichnet als einen der höchsten Gipfel im Kamme zwischen Fersental und Valsugana die „Frauwarth".
[2]) Redlich, Acta Tirol. 1, Nr. 407. — [3]) Mühlbacher, Regesten des Kaiserreichs, S. 800 Nr. 1997.
[4]) Pocksstaller, Chronik von Georgenberg, S. 251 u. 255. — [5]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 173.
[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 292; Wolkenstein im Anhang II, 8.
[7]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 73 f., 487 f. — [8]) z. B. a. a. O. S. 174, 489, 609.
[9]) A. a. O. S. 235; S. 173 und 491; S. 176.

des kürzesten Gefälles bezieht[1]). So heißt es, das Mark oder die Grenze solle nach dem Grat gehen „als Stein walgent und Wasser rinnt" (S. 77, 201, 208, 212); oder „als das Wasser fleußt und der Stein walgt" (S. 140); oder „wo Stein und Wasser hinabgeht" (S. 200); oder „als Kugel und Kolben walgt" (S. 237); oder „soweit die Kugel walgen und die Wasser rinnen tun" (S. 366); oder „wie die Schneeflöß teilen bzw. scheiden" (S. 334, 365 und 425;) oder „als die Schneeflöß abgehen" (S. 425). So lauten diese dem Sinne nach stets gleichen Wendungen in den Markenbeschrieben des Inntals. Noch gesprächiger sind die Schwaben des Lechtals und Tannheim, sie sagen für den Begriff Wasserscheide: „Was die Schlögelwelzen, Pürg, Regen, Wasserflüß und Schneeschlaipfen (Lawinen) hereinwärts fließen, geben und zaigen" (S. 620 und 624). Diese Markenbeschriebe sind nach der Angabe der Gerichts- und Gemeindegenossen aufgezeichnet worden, entsprechen also der volkstümlichen Redeweise; die lateinische Gelehrtensprache jener Zeit benützte bereits den einfachen Ausdruck „Wasserscheide", so sagt Felix Faber von Ulm in seinem Reiseberichte aus dem Jahre 1483, daß am Brenner die „divisio aquarum" zwischen dem Mittelländischen und Schwarzen Meere sei. Wenn also die Wasserscheiden auf lange Strecken politisch-wirtschaftliche Grenzen gebildet haben, so darf man aber deshalb nicht glauben, daß sie allein als natürliche Grenzen in den Alpen in Betracht kommen. Vielmehr hat an vielen Stellen, wo nämlich die Gebirgsjoche noch von Weidetieren überschritten werden können, der Wirtschaftsbereich von einem Tale in den obersten Teil eines jenseitigen anderen Tales gegriffen und der politische Bereich ist hierin gefolgt. Einiges dazu werde ich ja noch unten bei der Schilderung der alten Verkehrswege im Gebirge zu sagen haben. Eine nähere Kennzeichnung dieser für die Kulturgeographie der Alpen so wichtigen Erscheinung kann hier allerdings nicht geboten werden[2]). Doch sei auch hier noch darauf hingewiesen, daß das Land Tirol in seiner alten Ausdehnung auf derselben kulturgeographischen Grundlage, als sogenanntes Paßland, auf beiden Hauptabdachungen der Alpen sich entwickelt und bis zur gewaltsamen Zerreißung durch äußere Mächte im Jahre 1918 sich erhalten hat.

Von Geländeformen im Hoch- und Kahlgebirge unterhalb der Gipfel und Grate kommen meines Wissens in älteren Aufzeichnungen noch vor: Sehr häufig die vorne offenen, rückwärts steilwandigen Mulden, Kare, Verkleinerungsform Karl im Karwendel wie in den Stubai-Ötztaler Alpen, — mitunter auch Kor — der dumpfen Aussprache des mittleren Lautes gemäß — geschrieben[3]); die Geröllhalden im Kalkgebirge, Reisen und Reyß[4]); die Einkerbungen in den Felswänden, Risse[5]); breitere Eintiefungen, die durch das Wasser ausgenagt werden, Rinnen oder Riesen[6]); flachere Rinnen im Waldgebirge, zum Ablassen des Holzes benützt, Riesen[7]).

Auch für besondere Eigenschaften einzelner Gebirge und Berge hatte man feststehende Bezeichungen: So heißt im Gejaidbuch Kaiser Maximilians (um 1500) die Hohe Munde (bei Mieming) ein „scharfs, rauchs pirg" (d. h. steil und felsig), der Kleine Solstein ist ein „schruffig (schrofig) pirg und hat hoch wendt", der

[1]) Ich führe in der Klammer die Seitenzahl meiner „Polit.-Hist. Landesbeschreibung von Tirol" an, wo in den Markbeschrieben die betreffenden Wendungen vorkommen. — Vgl. dazu den Aufsatz von W. Erben, Deutsche Grenzaltertümer aus den Ostalpen in Zeitschrift f. Rechtsgeschichte, German. Abt., 43. Bd. S. A. S. 43 f.

[2]) Näheres dazu siehe bei Stolz, Geschichte der Gerichte Deutschtirols im Archiv für österr. Gesch. 102, 298 (Kulturgeographie der Grenzbildung in Tirol).

[3]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 255 ff., 432, 456, 461 f., 489, 497, 534. — Mayr, Jagdbuch Kaiser Max, S. 97 f.

[4]) Landesbeschreibung, S. 255; Jagdbuch, S. 96.

[5]) Kommt im „Geheimen Jagdbuch" des Kaiser Maximilian (wie unten S. 8 Anm. 5) vor.

[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 753. Riesen oder Rüfen kommt von romanisch „rovina", das heißt Erdsturz.

[7]) Egger, Tiroler Weistümer 4, 912.

Große Solstein ist ein „hochs und reisigs (mit viel Geröll bedecktes) pirg", die Erlspitz und der Berg über dem Rotmoos im Gaistal sind ein „schöns, liechts, grasigs pirg", d. h. gut mit Gras bewachsen und übersichtlich, andere pirg sind „hülzig, vinster oder unsichtig", d. i. waldig und unübersichtlich. Die Felsen sind entweder „hart oder mar (morsch) und ritig" (brüchig)[1]. Das Zillertaler Steinbockgejaid in der Floite und Gunkel liegt laut eines amtlichen Berichtes vom Jahre 1416 „in ainem wilden pirg", laut eines anderen vom Jahre 1575 „an ainem gar groben, wilden, rauchen, auch über die massen scharf, wild und kalten gepürg, auch weit und hoch von land und leuten". Alle diese Adjektiva sollen die Steilfelsigkeit und die weite Ausdehnung des Kahlgesteins in diesem Gebiete ausdrücken. Dennoch sei hier für das Steinwild eine sehr ergiebige Weide „in den schönen koren, graslanern und pöden" (Karen, Graslahnern und Böden). Das „schön" bezieht sich auf den reichlichen Graswuchs an den geschützten Stellen innerhalb des sonst so wilden Gebirges. In demselben Sinne verwendet das Wort „schön" ein amtliches Gutachten vom Jahre 1580: Die Alm Heuberg (zwischen Ladis und Pfunds im Oberinntal) sei ober der Holzgrenze „ein groß, weits, schöns Gepirg mit schönen Jöchern, so man fast an allen Orten mit dem Vieh besuchen mag", unterhalb sei aber „ein grob, rauch waldig, steinig Ort"[2].

Die Erscheinungen im Hochgebirge, die mit Schnee und Eis zusammenhängen, will ich noch in einem eigenen Abschnitt behandeln.

Die Höhe der Gebirge

Den allerersten Eindruck beim Anblicke der Alpen bestimmt das Auftreten der Bergkämme und Gipfel aus den Tälern. Mit einem Blick erfassen wir den — allerdings vielfach nur scheinbaren — Unterschied zwischen den höheren und niederen Erhebungen und gewinnen hieran ein Mittel, um die Mannigfaltigkeit des Bildes nach seinen eigenen Maßen zu zergliedern und zu ordnen. So sind die Eindrücke über die Höhe der Berge, wenn auch nur nach einem höchst subjektiven Augenmaß genommen, schon früh in schriftlichen Aufzeichnungen festgehalten worden. In einer der ältesten Beschreibungen Deutschlands, die dortselbst verfaßt wurden, der „Descriptio Theutoniae", die den Annalen von Kolmar im Elsaß im 13. Jahrhundert angefügt worden ist, findet sich der Satz: „Die Alpen, die zwischen Deutschland und Italien sich erheben, sind höher als alle anderen Berge"[3]. Nach dem Wohnsitz des Schreibers ist anzunehmen, daß dieser hierbei vor allem an die Schweizer Alpen gedacht hat. Sicher die Tiroler Berge meinte aber der bekannte italienische Humanist Aeneas Sylvius (Piccolomini aus Siena, späterer Papst Pius II.), der Deutschland und Österreich aus eigener Anschauung gut kannte, wenn er in seiner im Jahre 1457 verfaßten „Descriptio Theutoniae" sagt: „Wenn auch die Alpen dem Himmel sich nähern und vom ewigen Schnee starren, so ist doch das deutsche Volk über sie nach Italien vorgedrungen und hat das Etschtal in Besitz genommen und Niederlassungen zu Brixen, Meran und Bozen gegründet[4]." Dieses Emporragen des Eisgebirges über die übrige Erdoberfläche in den Äther, seine Himmelnähe und irdische Entrücktheit spricht mit freudigem Überschwang Kaiser Maximilian I. in seinem „Geheimen Jagd-

[1] Richter, Urkunden über Vernagtgletscher usw., S. 19 u. 51.
[2] Stolz, Landesbeschr. S. 706.
[3] „Alpes, qui sunt inter Italiam atque Germaniam, sunt aliis montibus altiores." (Monum. German. Script. 17, 238.)
[4] „Ita ut etiam Alpes ipsas caelo vicinas et perpetua nive rigentes nomen Germanicum penetrans in Italia quoque sedes posuerit, Brixione Merane Bulzanoque in valle Athesis occupato." (Basler Ausgabe des Än. Sylvius von 1571, S. 1051.)

buch" aus[1]): „Der gross Waidman (d. i. der Kaiser) ist gewesen auf dem hochsten gepirg in Eropia und ist auf solhen perg komen, daß er das ertreich noch den perg beruert hat. Es ist auch sider (seither) vor noch nach kainer (kein Mensch) heher und neher dem himel gewest als er." Die Bezeichnung des Berges als den höchsten in Europa, der jemals von einem Menschen erstiegen wurde, beweist, wie die Höhe der Berge bei ihrer Betrachtung im Vordergrunde stand. Die absichtlich dunkle Ausdrucksweise, daß der Kaiser das Gestein des Berges nicht berührt habe, will wohl dessen mächtige Firnauflage andeuten. Näheres ist über die Lage des Berges nicht bekannt, doch dürfte er nach den Jagdrevieren, die der Kaiser am häufigsten besuchte, am ehesten in den Stubaier Alpen zu suchen sein.

Die Anschauung, die wir da ausgesprochen finden, daß nämlich die mit ewigem Schnee bedeckten Berge die höchsten seien, bedeutete ja im allgemeinen einen guten Weg zur richtigen Erkenntnis. Sie wurde um so leichter festgehalten, als sie sich aus dem unmittelbaren Augenschein ergibt. So finden wir sie auch bei den späteren Schriftstellern immer wieder vermerkt. Aventin (Johann Turmair von Abensberg bei Landshut) sagt in der Landesbeschreibung, die er seiner um 1520 geschriebenen, vortrefflichen Geschichte von Bayern vorausschickt, in demselben Sinne: „Das pirg streckt sich (längs des Laufs des Inn) mit weiter krümb (in weitem Bogen) und gar hohen alben, da man alweg schne auf von weiten sieht[2])." Max Sittich von Wolkenstein und M. Burglechner heben in ihren Landesbeschreibungen von Tirol ebenfalls diese Erscheinung hervor: daß zu oberst in den Alpen Schnee und Eis lagern[3]). Wolkenstein versucht auch eine andere Kennzeichnung des Höhenunterschiedes zwischen den Tälern und Gipfeln: dieser betrage mitunter bei drei Meilen Wegs, womit natürlich nicht der senkrechte Abstand, sondern die Entfernung längs des Berghanges gemeint sein kann. Drei Meilen Aufstieg entspricht etwa sechs Stunden Gehzeit, womit man schon bedeutende Höhen von irgendeinem inneren Talboden aus erreichen kann, wenn man von diesem unmittelbar bergwärts ansteigt. Ein etwas tieferes geographisches Nachdenken verrät die Beobachtung, mit der Burglechner die Höhe der Berge gegeneinander in Anschlag bringen will[4]). Die höchsten Berge seien nämlich die, an denen die größten Flüsse entspringen. Daher sei im Engadin, wo der Inn seine Quelle habe, ein Berg, der höher sei als die höchsten in Tirol, und dies trifft für den Bernina in der Tat zu[5]). Burglechner schließt aber nicht nur aus der Größe der Flüsse, die in einem Gebirgsstock entspringen, auf dessen Höhe, sondern auch aus der Anzahl der Täler, die in ihm wurzeln, besonders wenn ihre Hintergründe nahe aneinanderstoßen. Deshalb erscheint ihm das Wormser Joch — worunter er offenbar die ganze Ortlergruppe versteht, — sehr hoch, denn es gehen von ihr die Täler von Sulden, Martell, Ulten, Pejo, Cogolo und Bormio nach den verschiedensten Richtungen aus und man könne doch rückwärts von einem dieser Täler ins andere in kurzer Zeit, längstens in einem Tage gelangen[6]). Aus einer ähnlichen Erwägung und dann auch wegen ihrer großen Gletscher betrachtet Burglechner auch die Berge zwischen dem Ötztal und Vintschgau als „überaus hoch". Bei den Bilgreiter Bergen (Lessinischen Alpen) nimmt er den Umstand, daß er im Mai auf ihnen trotz ihrer südlichen Lage noch Schnee fand, als Beweis einer noch beträchtlichen Höhe[7]). Weiters folgert

[1]) Dieses Geheime Jagdbuch wurde vom Kaiser selbst um das Jahr 1500 geschrieben, um so mehr verfaßt und ist von Th. v. Karajan, Wien 1858, im Druck veröffentlicht worden. Obige Stelle steht S. 50 dieser Ausgabe. Es ist nicht zu verwechseln mit dem Jagdbuch Kaiser Max I., das eine Beschreibung der einzelnen Reviere Tirols enthält und von M. Mayr 1901 herausgegeben worden ist.

[2]) Aventin, Sämtl. Werke (1883 f.) 4, 38.

[3]) Unten Anhang I, 1 u. II, 1 u. 9.

[4]) Siehe unten Anhang I, 1.

[5]) Siehe unten Anhang I, 11.

[6]) Siehe unten Anhang I, 12.

[7]) Unten Anhang I, 9 u. 14.

Burglechner die Höhe der Berge aus der Weite des Anblickes, den man von ihnen aus habe oder aus der Entfernung, von der aus sie selbst gesehen werden können. Freilich ist hierfür auch die Lage, nicht nur die Höhe des Berges maßgebend und daher ergeben sich aus einer solchen Annahme mancherlei Täuschungen. Wenn Burglechner den Kaiser und das Karwendel als besonders hohe Erhebungen bezeichnet, weil man sie weit von der bayerischen Ebene aus sehe, so will er sie deshalb wohl nicht den früher erwähnten Gletscherbergen hinsichtlich der Höhe gleichstellen. Den Muttekopf bei Imst, von dem aus man den Bodensee erblicke, hält Burglechner wohl auch nur in seiner näheren Umgebung für den „allerhöchsten", ebenso den Hohen Gleirsch im Karwendel, weil er die Berge in seiner Nachbarschaft überhöhe[1]). Als das höchste Gebirge an der Etsch bezeichnet Wolkenstein das Joch Grimm östlich ober Aldein, er meint damit nicht den Übergang, sondern den Gipfel, auch Weißhorn genannt, dessen weite Fernsicht, angeblich bis in die Gegend von Venedig reichend, später auch Staffler rühmte[2]).

Guarinoni (um 1600) beschreibt in seiner Schilderung des Tiroler Gebirges dessen vertikale Gliederung in Höhenstufen und für die obersten derselben führt er als Merkmale an: Kahlgestein, Felsen, Schneebedeckung und Nähe der Wolken[3]). Eine ähnliche Schilderung des allgemeinen Aufbaues des Gebirges nach der Höhe — Wiesen, Wälder, Felsen und Schnee — finden wir auch bei Wolkenstein[4]).

In der Abschätzung der Höhe einzelner Berge versuchen sich vorher und nachher auch solche Betrachter, deren Standpunkt örtlich mehr beschränkt ist und deren Behauptungen auch nach dieser örtlichen Einseitigkeit zu beurteilen sind. So nennt Ernstinger in seinem Reisebuche von 1579 die Frauhitt, womit man aber damals nicht die Frauhittfigur, sondern den ganzen Stock des Brandjochs bezeichnete, als ein sehr hohes Gebirg und das höchste in der Umgebung von Innsbruck[5]). Das stimmt zwar nicht nach den genaueren Messungen einer späteren Zeit, entspricht aber dem unmittelbaren Eindruck, den der Beschauer von Innsbruck aus beim Anblicke des Brandjoch erhält. Hingegen stimmt es vollkommen mit den heutigen Aufnahmen des Gebirges überein, wenn in einem Grenzvertrag vom Jahre 1656 als einer der Markpunkte „der höchste Wetterstein oder Zugspitz" bezeichnet wird; oder wenn in einem solchen vom Jahre 1485 vom „hechsten Medelinspitz" (Mädelegabel) und „hechsten Rappenkopf" im Verhältnis zu den andern nächst benachbarten Gipfeln des Allgäuer Kammes gesprochen wird; oder wenn 1793 die „höchsten Gipfel der Zemmer Bergkette", nämlich vom Totenkopf (Schwarzenstein) über den Hornspitz, Roßruck, Schneekopf (Mösele), als die Grenze des Zillertaler Gebirges angeführt werden[6]). So wird die Bevölkerung auch in vielen anderen Talgebieten gewisse Erhebungen im umgebenden Bergkranze als die „höchsten" angenommen und bezeichnet haben, bald mit mehr, bald mit weniger Annäherung an die genaue Wirklichkeit[7]).

In einem besonderen Sinne schlägt in dieses Kapitel auch der merkwürdige Umstand, daß von den beiden bekannten Übergängen, die von Vent nach Schnals führen, das höhere mit 3017 *m* „Niederjoch", das niedere mit 2846 *m* hingegen „Hochjoch" heißt. Diese Benamungen sind geschichtlich bis ins 16. Jahrhundert zurückzuverfolgen.

---

[1]) Siehe unten Anhang I, 5—8. — [2]) Unten Anhang II, 3. — Staffler, Tirol 2, 1106.
[3]) Siehe unten S. 21. — [4]) Siehe unten Anhang II, 1.
[5]) Bibl. d. Liter. Vereins Stuttgart, Bd. 135, S. 12.
[6]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 173, 614, 632.
[7]) Über die Angabe des „höchsten Berg" im Gebiete von Persen (Pergine in Welschtirol) um das Jahr 1760 siehe oben S. 10/11. In einem Grenzstreit aus dem Jahr 1595 wird als „der höchste Perg (des Gebietes) von Vilgreit gegen den Leimern die Raitwant" bezeichnet (Staatsarchiv Innsbruck, Cod. 1446 fol. 59). Folgaria und Leimtal (Terragnolo) im Gebirge östlich ober Rovereto waren deutsche Siedlungen, in denen damals wie noch später bis ins 19. Jahrhundert die deutsche Sprache vorgeherrscht hat.

Das „Niedere Tal" hieß damals das Tal auf der Nordseite des Niederjoches, das „Obere Joch" das Hochjoch[1]). Bei Anich ist letztere Bezeichnung eingetragen, für das Niederjoch aber „Schnalserjoch", ein Hinweis, daß über dieses zum größten Teil der Verkehr der Schnalser vor sich ging. Der Name „Niedertal" erklärt sich nun damit, daß dieses mit dem Niederjoch einen kleineren Talgletscher aufweist als das Rofener Tal mit dem Hochjoch. Da die Vereisung mit der Höhe im allgemeinen zunimmt, schlossen die Schnalser Leute, die jenseits des Niederjoches bis Vent hinaus das Almrecht besaßen, daß die Gegend des Niedertales und das Niederjoch niedriger sei als das Hochjoch. In Wirklichkeit wird aber die Größe des Hochjochferners durch seine Zuflüsse, deren Größe und Richtung wieder durch die Gestaltung des Gebirges bedingt ist, verursacht.

Ein Markenbeschrieb des Gerichtes Passeier vom Jahre 1754 legt die Grenze gegen das Gericht Sarntheim über „die höchste Berg und deren Gipfel", und ebenso jene gegen das Gericht Petersberg, d. i. das Ötztal; hierbei nennt er verschiedene Gipfel des Gurgler Kammes, darunter auch „das höchste Joch in Tirol, der Fürst genannt". Sicherlich ist der Hochfirst, 3414 *m*, einer der auffallendsten Gipfelgestalten der Ötztaler Gruppe, gerade was das unmittelbare Aufstreben aus der Taltiefe zur freien, stolzen Höhe anlangt. Allein es ist doch merkwürdig, daß der Richter von Passeier oder seine bergkundigen Gewährsmänner ihn als den höchsten Berg gleich des ganzen Landes Tirol bezeichneten. Ein gewisses persönliches Verhältnis der Leute zu den Bergen ihrer Heimat spricht jedenfalls aus dieser, an sich sehr subjektiven Angabe. Bei der Aufnahme der ersten Spezialkarte von Tirol, des Atlas Tyrolis des Peter Anich und Blasius Huber, erschienen im Jahre 1774, wurden zwar die horizontalen Entfernungen trigonometrisch gemessen und berechnet, nicht aber anscheinend die Höhen[2]). Die ganze große Karte, die in der Horizontalaufnahme mit bewunderswerter Genauigkeit gearbeitet ist, besitzt keine einzige Höhenangabe in Zahlen, obwohl die Lage und der Name vieler Gipfel auf derselben verzeichnet sind. Nur einen einzigen Vermerk trägt die Anichkarte, der auf die Gebirgshöhe sich bezieht, er ist aber dieses grundlegenden topographischen Werkes wahrhaft würdig und lautet: „Ortlesspitz, der Höchste im ganzen Land". Wie die Kartenzeichner zu dieser Erkenntnis gekommen sind, wissen wir nicht, dürfen aber doch annehmen, daß sie diese ihren genauen trigonometrischen Visierungen verdankten. Die frühesten barometrischen Höhenmessungen in Tirol hat, soviel ich sehe, ganz um dieselbe Zeit im Ötztal Jos. Walcher gemacht und sie in seinem Büchlein über „die Eisberge in Tirol" (1773), S. 80 ff., mitgeteilt. Es wurde auch von den Zeitgenossen als Mangel empfunden, daß die Karte Anichs sonst keine Höhenangaben enthielt. Bevor die Karte nämlich der Öffentlichkeit übergeben wurde, legte die Landesregierung Probeabzüge den Pfleg- und Gerichtsämtern vor mit der Weisung, etwaige Fehler, die sie auf der Karte innerhalb ihres Sprengels bemerkten, anzuzeigen. So teilte das Pflegamt Steinach am 22. Mai 1772 betreffs der Eintragung des heute allbekannten Habichtspitzes zwischen Gschnitz und Stubai mit[3]): „Haberspitz, besser Habler- oder Habichspitz ist sicherlich der höchste Spitz oder Berg im Land, auf dessen Höhe alle andern Berge weit übersehen werden." Die in der Tat selten weite Rundsicht vom Habicht, der anscheinend damals schon öfters besucht worden war, veranlaßte wiederum die Meinung, daß er der höchste Berg im Umkreise des Landes sei.

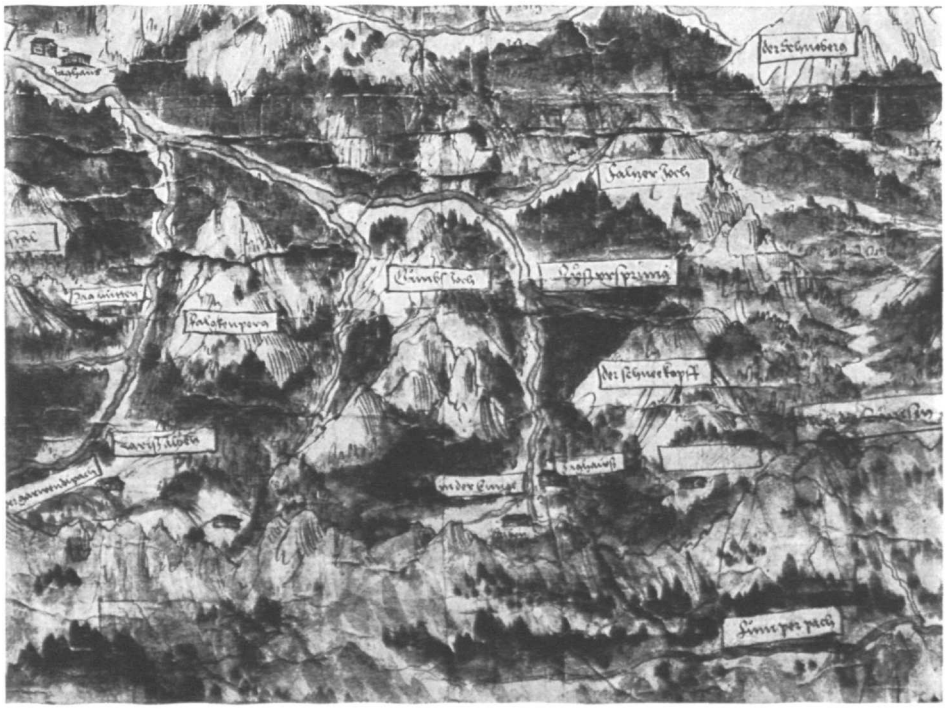
[1]) Siehe Tarneller, Hofnamen des Burggrafenamts, Arch. f. österr. Gesch. 100, 43 u. 59. — Richter, Urkunden über den Vernagtferner usw., S. 17.

[2]) H. Hartl hat in seiner Abhandlung über die Anichkarte (Mitt. d. k. k. Milit.-Geograph. Instituts, 5. Bd., Wien 1885) die Arbeitsweise Anichs und Huebers genau untersucht, weiß aber nichts über Höhenmessungen derselben zu berichten.

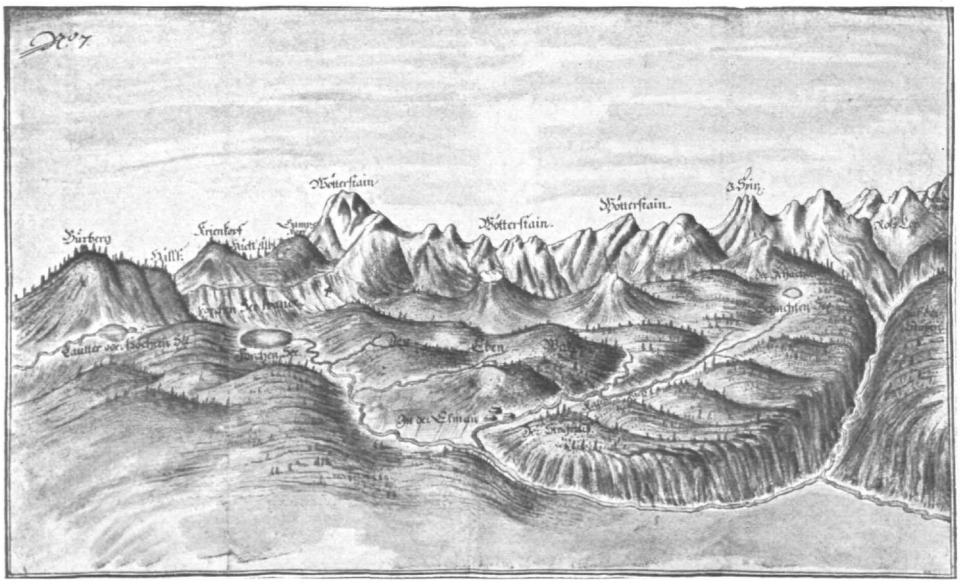
[3]) Staatsarchiv Innsbruck, Ambraser Akten VII. 164.



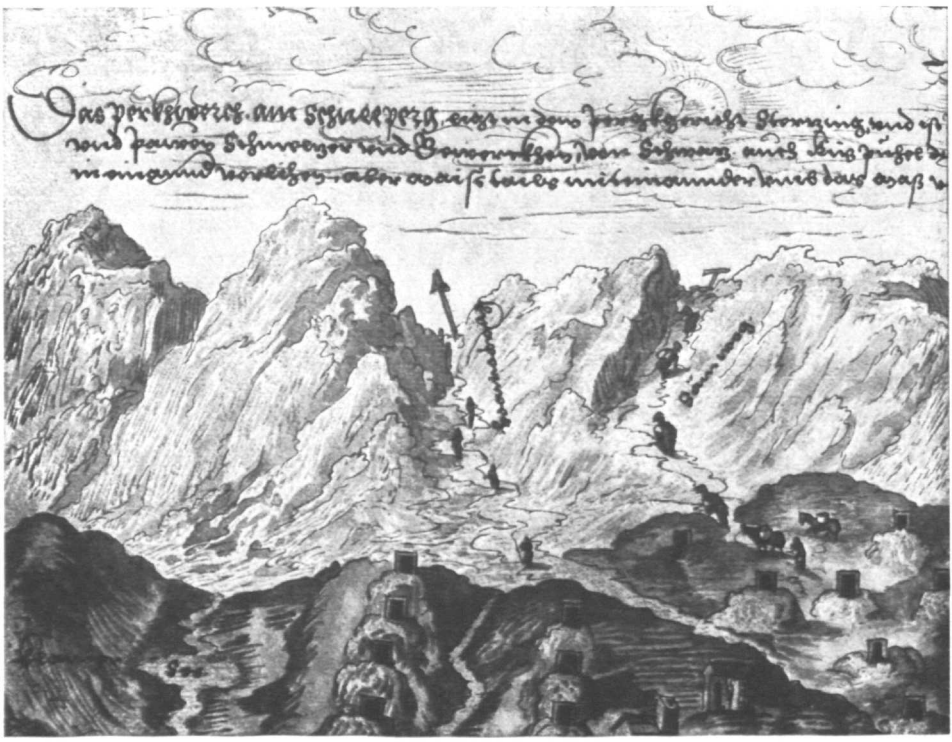
Karte des Zillertals von Duvivier aus der Zeit um 1630 (vgl. S. 35, Anm. 1). Weſten iſt oben, Oſten unten, Norden rechts, Süden links; der helle Streifen rechts ſtellt den Lauf des Inn dar, auf den ſenkrecht der Ziller fließt.



Ausſchnitt aus der Karte des Karwendel von P. Dax um 1550 (vgl. S. 34, Anm. 4), Orientierung der Karte ungefähr Norden oben. Beſchriftungen von links nach rechts: Jaghaus (in Hinterriß), Garwendelpach, Lariß Alben (Ladiz), Falckenperg, Gambs-Joch, In der Enge, Jaghaus, Schneeberg (Mondſcheinſpitz), Falzer Joch (Falzturnerjoch), Roß Urſprung, Schneekopf (Sonnenſpitz), Über die Lamſen, Fumperpach (Bomperbach)



Ansicht des östlichen Wetterstein von Norden. Um 1720 wahrscheinlich von G. Gumpp entworfen (vgl. S. 34 Anm. 5). Gipfelnamen: Hundstall, Roßcor, 3 Spitz (Dreitorspitz), Wötterstain.



Ansicht des Bergwerkes am Schneeberg im Passeier aus der Zeit um 1550 (vgl. S. 36, Anm. 2). Rechts steht „Samweg" (für die Saumtiere), links „Knapenweg" (für Fußgänger), Übergänge vom Schneeberg ins Ridnauntal; der Gipfel am linken Rande ist die Schwarzseespitz.

Der Pfleger von Rottenburg (bei Jenbach im Unterinntal) bemerkt aus demselben Anlasse: „Es ziehet sich die Gebürgshöche und deren Grade nach auch die Gerichtsmarchung von dem Spiljoch hinüber ob dem Irdeiner See, allwo die höchste Lage des Sonnenwendjoches sich befindet." Die Salven (Hohe Salve im Brixental) wird ungefähr zur selben Zeit „das höchste Wasengebirg im Tirol" genannt[1]). Der Gegensatz der Gras- zu den Stein- oder Felsgebirgen und den Fernern ist ja in der Schöpfung dieser Bezeichnungen schon längst zum Ausdruck gelangt[2]); daß man für jene einen eigenen Höhenmaßstab aufstellte, deutet die Verstärkung dieser Vorstellung an. Die Hohe Salve hat diesen Ruf wohl auch wieder infolge der Reichweite ihrer Aussicht erworben.

Jene Angabe des Pflegers von Steinach über die Höhe des Habichts erinnert unmittelbar an einen landbekannten Spruch, dessen Alter wir allerdings nicht nachprüfen können. Er lautet mit gewissen Abwandlungen:

„Der Habicht (Hager) im Gschnitz,
Und der Waldrasser Spitz (Villerspitz),
Und die Martinswand,
Sein die heachsten (greaßten) Jöcher im ganzen Land[3])."

Die Auswahl der Berge weist auf die Gegend von Innsbruck als auf jene, wo der Spruch entstanden ist und auf die er sich bezieht. Land ist hier in diesem beschränkteren Sinne aufzufassen. Die Höhe der genannten Berge ist natürlich nur nach dem optischen Eindruck beurteilt. Wenn man aber die zweite Fassung des Spruches „die größten" Jöcher als die richtige annehmen will, so wollte dieser nicht allein die höchsten, sondern auch die massigsten Berge bezeichnen. Dann gewinnt der Spruch, immer nur nach dem bloßen Augenschein gerechnet, entschieden an relativer Richtigkeit.

Einteilung der Alpen Tirols in Gruppen

In den Schriften des Mittelalters treten die Alpen durchwegs als Einheit auf, eben als die große Gebirgsschwelle, die Deutschland von Italien trennt. Als der Ulmer Mönch Felix Schmid, genannt Faber, auf seiner Heimreise vom Hl. Lande (1483) von der Küste Venedigs aus die Alpen zum erstenmal in der Ferne wieder erblickte, sagte er zu seinem Begleiter: „Dieselben Berge, die wir hier vom Meeresufer aus betrachten, sehen meine Brüder im Kloster zu Ulm alltäglich bei heiterer Luft vom Fenster ihres Schlafsaales aus[4])." Doch haben schon die römischen Geographen und Historiker begonnen, den langen Zug der Alpen der Quere nach in Abschnitte zu gliedern und diese mit besonderen Namen zu belegen, die meist von den Namen der dort wohnenden Volksstämme genommen sind[5]). Mit dem eifrigeren Studium der römischen Schriftsteller im Zeitalter des Humanismus fanden auch ihre Einteilungen der Alpen wieder Aufnahme. So bezeichnet F. Faber (1483) den Teil der Alpen, die in das Gebiet von Tirol fallen, als „Alpes Raeticae" (bzw. montana Rhaetica)[6]), weil offenbar der Hauptteil von Tirol einstmals zur römischen Provinz Rätien gehört hatte. Später scheint man aber nur die westlichen Gebirge von Tirol so bezeichnet zu haben, denn Wolkenstein setzt „das rätische Gebirg" ausdrücklich neben die Gebiete von Kitzbühel und Taufers im Pustertal[7]). Auf der Tiroler Karte des

[1]) Steuerkataster der Gde. Hopfgarten von 1813 (Staatsarchiv Innsbruck, Kat. 4, 27, Fol. 1).
[2]) Über den Ausdruck „Steingebirg" siehe oben S. 11.
[3]) Bereits mitgeteilt von L. Purtscheller in der „Erschließung der Ostalpen" 3, 443.
[4]) Bibl. d. Liter. Vereins Stuttgart 4, 371.
[5]) Näheres darüber bei Ramsauer in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 53 f.
[6]) Bibl. d. Liter. Ver. Stuttgart 2, 71 und 4, 370.
[7]) Siehe unten Anhang II, 2.

M. Gumpp (1674) wird mit „Rethicus mons“[1]) nur mehr das Gebirge zwischen dem Paznaun und Unterengadin, also die Silvrettagruppe nach heutigem Gebrauche bezeichnet; übrigens wird auf dieser Karte auch dieser Name (Selvreta M.) knapp daneben vermerkt. Das Gebiet der Allgäu-Lechtaler Alpen, besonders ihre nordwestliche Abdachung, benannte man damals bereits besonders als „das schwäbische Gebirg“ entsprechend der Ausdehnung des alten Herzogtums und späteren Reichskreises Schwaben[2]). In Deutschtirol hieß man die Gebirge in Welschtirol einfach „die Welschen Gepürg“[3]).

Man suchte aber auch innerhalb des Landes dessen wichtigste Gebirgsgruppen zu sondern, um einen gewissen Überblick über seinen Aufbau zu gewinnen. Das Jagdbuch Kaiser Max I. (verfaßt um 1500), die älteste und zugleich eine ziemlich eingehende Topographie der Hochgebirge von Nordtirol, verwendet zu deren Gliederung allerdings nur die politische Einteilung des Landes in Gerichte. Ernstinger will in seinem Reisebuch (1579) „die namhaftesten Gebürg dieses Landes“ (Tirol) angeben, nämlich den Arlberg, Fern, Brenner, Jaufen, Frauhütt, Waldrast, Nonsberg, Monte Baldo[4]). Wenn auch diese Gliederung sich lediglich an die bekanntesten Pässe und Gipfel hält, so waren doch hierbei offenbar nicht diese allein an sich, sondern mit dem ganzen sie umgebenden Gebirge gemeint. Ein etwas weitergehendes orographisches Verständnis bekundet die Übersicht, die Burglechner (um 1610) über „die vornehmsten Gebirge“ von Tirol entwirft[5]). In dieser erscheinen manche Gebirgsgruppen, wie die Tauern, Ötztaler Alpen, die Ferwall-Silvrettagruppe, die Ortlergruppe mit dem ganzen Bereiche der Täler, die von dem betreffenden Gebirgsstocke als Mitte ausgehen, schon recht gut erfaßt; als die anderen wichtigsten Gebirgsstöcke sind hier der Kaiser, das Karwendel, die Lechtaler Alpen, die Gailtaler (Karnischen) Alpen, der Schlern und die Berge von Fleims, S. Martino, Buchenstein und Ampezzo (die Dolomiten also), der Nonsberg, die Adamello- und Brentagruppe, die Bilgreiter Berge (Lessinischen Alpen nach heutiger Benennung) angedeutet. Letztere Gruppe war Burglechner deshalb wohl bekannt, weil er sie anläßlich der Grenzverhandlungen zwischen Tirol und Venedig besucht hatte. Diese Einteilung Tirols in einzelne Gebirgsgruppen, wie sie Burglechner aufstellte, ist in den folgenden zwei Jahrhunderten nicht verbessert worden, ja keine der Landesbeschreibungen, die nach Burglechner in jener Zeit erschienen sind, erreichen in dieser Hinsicht seinen Grad von Vollständigkeit[6]). Erst die geologische Erforschung der Alpen, die in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eingesetzt hat, bot für die Gliederung der Gebirge Tirols neue und zwingende Gesichtspunkte.

In den älteren Landkarten von Tirol dürfen wir eine systematische Eintragung der einzelnen Gebirgsgruppen nicht suchen. Burglechners Tiroler Landtafel (1610) verzeichnet zwar etliche Gipfelnamen, besonders an der Nordgrenze des Landes. In

[1]) Innsbruck, Ferd., Bibl. 6338.

[2]) Nach Aventin, Sämtl. Werke 4, 38 entspringt der Lech „im schwäbischen Pirg“. 1628 April 13 schließt die Gemeinde Hornbach der Pfarre Aschau mit den Gemeinden des unteren Drittels im Lechtal (Elbigenalp, Häselgehr und Elmen) einen Vertrag wegen „des Hochgepürg und Galtalben in der Alben Peterperg, die sich vom Salpach hinüber auf die Höhe der Faulenwandt, auch in Aibtäle, hinauf unzt auf Creuzspitz, mittentag auf das Joch in Spitz und den Spitzen nach bis an das Schwabisch Gepürg, abenthalben an das Schwabisch Gepürg und gegen Mitternacht als herauswärts an die Petersberger Melchalben erstreckt“. (Staatsarchiv Innsbruck, Urk. d. Forstamtes Reutte Nr. 79.) Daraus ersieht man, daß im Lechtal die Bezeichnung der Westseite des Allgäuer Hauptkammes als das „schwäbische Gebirg“ auch durchaus volkstümlich war. — [3]) Siehe unten Anhang I, 14.

[4]) Bibl. d. Liter. Vereins Stuttgart, 135 Bd., S. 1 ff. — [5]) Siehe unten Anhang I, 1—16.

[6]) So ist in den gedruckten Landesbeschreibungen von Tirol von Roschman (1740), von Hauch (1793) und von Peter Wolf (1807) die Orographie sehr dürftig behandelt; erst in jenen von Staffler und B. Weber (um 1840) macht sich hierin ein Fortschritt bemerkbar.

der Karte von Warmund Ygl (1605) wird die Ötztaler Gruppe als „der groß Verner" besonders hervorgehoben[1]). Diese bevorzugte Stellung nach Zeichnung und Benamung behält nun die Ötztaler Gruppe auf den folgenden Karten Tirols aus dem 17. und 18. Jahrhundert, wie in den Karten von Merian (1649)[2]), Homann (Nürnberg, 1730) und Lotter (Augsburg, 1761) bei. Auf den beiden letzteren lautet die Benennung dieser Gruppe „Groß Vernor alias Brenner, mons ubi glacies perpetua". Der Brennerpaß ist mit diesem Namen noch besonders eingetragen. Diese Beziehung des Namens Brenner auf die ganze Ötztaler Gruppe ist keineswegs volkstümlich, sondern nur die Folge gelehrter Mißverständnisse. Antike Autoren wie Herodot, Aristoteles, Plinius und Seneca gebrauchen nämlich den Namen Pyrene und Pyrenäi so, daß man meinen könnte, sie wollten damit die Alpen bezeichnen und mittelalterliche Schriftsteller, wie der bekannte Geschichtsschreiber Otto von Freising (im 12. Jahrhundert) vollenden diese Gleichsetzung[3]). Da erst seit dem 14. Jahrhundert der Name „Brenner" für den Paß sich einbürgerte, glaubte man, jener komme von diesem Gebirgsnamen „Pyrenäen" her. So sagt z. B. Aventin, der Verfasser einer für lange Zeit führenden Geschichte von Bayern: „Das Hochgepirg, das Plinius und Aristoteles auch Pyrenea, etlich (andere Schriftsteller) Berona, wir den Prenner nennen"[4]). Im Anschluß daran nahmen die Kartographen des 17. und 18. Jahrhunderts an, daß „Brenner" eigentlich der Name des Hauptteiles der Alpen in der Richtung des Passes sei. Auch die Karte, die der ältesten englischen Beschreibung von Tirol, den „Travels throug the Rhaetian Alps" von A. Beaumont vom Jahre 1792, beiliegt, nennt die gesamten Ötztaler Alpen „Brenner Berge" und im Texte S. 65 meint der Verfasser, sie heißen deshalb „brennende Berge", weil infolge ihrer ungeheuern Höhe dort die Luft ständig elektrisch geladen sei und daher häufig schwere Gewitter entstünden. Die Tiroler Karte von Anich (1774), die in der Darstellung und Benamung der Berge gegen die früheren Karten weit genauer und reichhaltiger ist, hat aber diese Beziehung des Namen „Brenner" nicht, sondern belegt damit nur den bekannten Paßübergang. Außerdem verzeichnen jene Karten von Homann und Lotter eine Reihe von Bergnamen in einer Drucktype, die anzudeuten scheint, als wollten die Zeichner damit nicht bloß einen einzelnen Gipfel, sondern eine ganze Gebirgsgruppe hervorheben. Diese Namen sind Kaiser M. (Mons, d. h. Berg) im Lechtal, Person M. (Parzinn)[5]), Maria M. (Mariaberg, Mieminger Berge), im Hochen Gleirs (Karwendel), Tirolis Alben (Texelgruppe, wo die Almen des Dorfes Tirol bei Meran liegen), Schneeberg, Jauffen, in Osttirol Glockner. Anichs Karte will offenkundig nur einzelne Berge und Ferner benennen und bringt für ganze Gebirgsgruppen keine Bezeichnungen an[6]).

Allgemeine Urteile über die Gebirgsnatur des Landes Tirol

Es ist in alpin-historischen Schriften schon oft gesagt worden, daß das Altertum und das Mittelalter in den Alpen nichts anziehend Schönes gesehen hat, sondern nur Schauriges, Abschreckendes, ja Häßliches[7]). Für Tirol ist als Muster solcher Auffas-

[1]) Siehe die Abbildung in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1907, S. 8.
[2]) Ebenso S. 39.
[3]) Siehe Steinberger, Name und Geschichte des Brennerpasses. Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch., Wien 31, 598 u. bes. 32, 686. — [4]) Aventin, Sämtl. Werke 2, 28 u. 5, 27.
[5]) Im Jagdbuch Kaiser Max I. (Mayr, S. 58) heißt diese Gegend auch ähnlich Perzun.
[6]) Die Karte und der Text S. 65 von Beaumont (1792; wie oben) schließt sich in den Berg- und Gletschernamen an Anich an, doch mit manchen Schreibfehlern, wie Gudler (statt Gurgler), Schalzer (statt Schalfer), Teuferer (statt Tauferer).
[7]) Siehe bes. die Aufsätze von F. Ramsauer, „Die Alpen im Altertum und im Mittelalter" in der Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1901 und 1902.

sung die Schilderung zu erwähnen, die in der Lebensbeschreibung des hl. Anselm, Bischofs von Lucca, über Brixen, den Ort der Kirchenversammlung vom Jahre 1080, entworfen wird: Es liege an einem schaurigen und überaus rauhen Orte, in der Mitte von schneebedeckten Alpen und überaus hohen Felsen, Hunger und Kälte herrsche hier ständig und von Zivilisation sei kaum eine Spur. Der Autor übertreibt noch die landläufige Vorstellung, um den Ruf jener Versammlung, auf der im Jahre 1080 Papst Gregor VII. abgesetzt wurde, auch von dieser Seite herabzuwürdigen. Diese Auffassung, die im Gebirgslande hauptsächlich den Schauplatz lebensfeindlicher und schönheitswidriger Naturgewalten erblickte, hatte ihren literarischen Ursitz bei verschiedenen lateinischen Schriftstellern des Altertums und ist von hier aus bis in die Zeit des Humanismus häufig wiederholt worden. Eine späte Auswirkung davon sehen wir in einem Briefe des Humanisten Rosinus, Lehrers am Hofe Kaiser Ferdinands I. um das Jahr 1540, an seinen Kollegen Velius, dem er damit von einer Reise nach Tirol abraten will: „Meidest du nicht den Anblick der mit Nebel, Schnee und Eis bedeckten Felsengebirge? Wirst du die Berge überschreiten, die dem Heile des Aeneas gefährlich waren[1])?"

Nähere Kenntnis des Gebirgslandes brachte allerdings auch schon frühe gewisse Vorzüge und Nutzbarkeiten desselben literarisch zur Geltung. So nennt bereits im 8. Jahrhundert Bischof Aribo von Freising, der aus Meran stammt, das Hochgebirge fruchtbar, üppig an Weiden und daher der Viehzucht zugetan, auf den Höhen voll von Wild, als Hirschen, Auerochsen, Gemsen und Steinböcken[2]). Im Inneren der Alpen lernte man die tieferen, daher warmen und milden Täler von den Hochlagen unterscheiden. So heißt es in einer sagenhaften Darstellung der ältesten Geschichte Tirols, die um 1400 im Lande selbst verfaßt worden ist[3]): Daz lant pei der Etsch, das lustig und fruchtbar ist. Ein venezianischer Gesandter findet in seinem Reisebericht aus dem Jahre 1428 die Gegend von Hall im Inntal „ein schönes Land, als das er kein schöneres in Deutschland gesehen habe"[4]); und ein anderer Venezianer sagt im Jahre 1433 von dem Talgebiet zwischen Trient und Meran: er habe niemals schönere Dörfer und Weinberge gesehen als dort[5]). Mit voller Schärfe hat die Erkenntnis, daß in den Alpen unter der eisigen Wucht des Hochgebirges sich blühende Täler bergen, zum erstenmal der Ulmer Mönch Felix Faber, ein gebürtiger Züricher mit dem ursprünglichen Namen Schmied, in der ungemein reichhaltigen und wertvollen Beschreibung seiner Pilgerreisen ins Heilige Land, die ihn stets über Tirol geführt haben, im Jahre 1483 so ausgesprochen[6]): „Obgleich die Alpenberge selbst furchtbar und starrend von der Kälte des Schnees oder vom Sonnenbrande erscheinen und sich bis zu den Wolken erheben, so sind doch die Täler unter ihnen anmutig, fruchtbar und reich an allen Genüssen der Erde. Es leben da Menschen und Vieh in größter Menge, und fast alle Metalle, namentlich Silber, werden aus den Alpen gewonnen. Die Natur entfaltet solch blühende Pracht, als wenn Venus, Bacchus und Ceres dort ihren Thron aufgeschlagen hätten. Nie würde ein Mensch, der die Alpen aus der Ferne sieht, glauben, daß daselbst wollustatmende Paradiese unter ewigem Schnee und an den Bergen zu treffen sind, auf denen beständiger Winter und niemals schmelzende Eismassen starren."

So war es zwar dem Gedanken nach nicht neu, aber doch recht frisch und anschaulich gesagt, wenn ein dem Kaiser Max I. zugeschriebener und seitdem oft wiederholter

[1]) Nach Hirn, Gesch. d. Erzh. Ferdinand von Tirol 1, 343 Anm.
[2]) Riezler, Gesch. Baierns 1, 65 aus der Vita Emerani, cap. I.
[3]) Näheres darüber bei Stolz in Schlernschriften 9, 475 Anm.
[4]) Fontes rer. Austr. 24. 201.
[5]) Valentinelli, Bibliotheca manuscripta ad S. Marci Venetiarum Nr. 412.
[6]) Nach der Übersetzung von Ramsauer in d. Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 85/6; der latein. Urtext in Bibl. d. Liter. Vereins Stuttgart 4, 443.

Ausspruch das Wesen des Gebirgslandes Tirol so kennzuzeichnen suchte[1]): „Tirol gleiche einem rauhen und groben Bauernrock, der, obwohl von wegen seiner Falten und Runzeln übel gestaltet und ungeschickt, dennoch nit bös, sondern warm und bequem sei." Damit ist eben gemeint, daß das Gebirge unter einer rauhen und wenig einladenden Außenseite manche Vorzüge enthalte. Als solche werden in den landeskundlichen Druckwerken des 16. bis 18. Jahrhunderts immer wieder angegeben: der Reichtum an nutzbaren und edlen Gesteinen, an Wild, an vortrefflichem Wasser, an Weiden, Wäldern und fruchtbaren Tälern und Hügeln, dazu die Frische und Gesundheit der Luft, des Klimas. Ja Tirol sei so mit guten Gaben gesegnet und reich an Einklünften, daß es nicht einer Grafschaft, sondern einem Königreich gleichzuachten sei. Wir finden diese, in der Hauptsache meist gleich bleibende Schilderung in den Weltbeschreibungen von Sebastian Münster (1544), Braun und Hohenberg (1573) und von Merian (1642), in den Landesbeschreibungen von Ernstinger (1579), Wolkenstein (1610), Mohr (1640), Nigrinus und Beer (1703). Das eigentliche Hochgebirge wird hierbei stets in dem Sinne berührt, daß seine Wildheit durch den Wald- und Pflanzenwuchs und die Besiedlung der unteren Lagen gemildert und es andrerseits infolge seiner drohenden Unnahbarkeit ein Schutz gegen äußere Feinde des Landes sei. So sagt Burglechner (10. B., 1. K.): „Obgleich dieses Land (Tirol) mit grausamen hohen Pergen und spizigen Velsen gleichsamb mit einer Rinkmaur umbgeben und vol ist, so ist es doch unten im Poden trefflich guet und fruchtbar, so sein auch die Perg dermaßen beschaffen, daß sie an baiden Orten (d. h. Flanken) Land haben und außerhalb der wilden Töler vast bewont sein". Auch sonst bezeichnet Burglechner Berge, die hoch hinauf begrünt und nutzbar sind, als *schön* und *lustig*, wie etwa den Nonsberg, den Salten bei Bozen und das Engadin[2]). Der Gegensatz dazu wird mit dem Worte „wild" ausgedrückt. Dem entspricht ja auch die Ausdrucksweise der Gebirgsbauern von heute[3]). Christian v. Pach meint in seiner im Jahre 1653 verfaßten Geschichte Kaiser Max I., S. 217: „Die Landsart von Tirol ist gebürgig, aber alle Berg außer der hochen Jöcher mit Bäum und Wald bekleidet und treffentlichen Brunnen befeuchtet." Roschmann sagt in einer Beschreibung Tirols von 1740: „Tirol ist voller Gebürge, doch sind die meisten bis unter die höchsten Felsen und Schneegipfel fruchtbar." Eine besondere Abneigung gegen den Anblick des Hochgebirges scheint Franz v. Brandis gehabt zu haben, was mehrere Jahrzehnte nach Guarinoni einigermaßen wundernehmen muß. Denn er bezeichnet in seinem „Ehrenkränzlein von Tirol" (erschienen 1678), S. 8, „das äußere Ansehen der Gebirge als abscheulich, aber ebenso schatzbegabt seien die innerlichen Bergader".

Wenn so im Gebirge selbst die tieferen, wohl angebauten und stark bevölkerten Lagen eine entsprechende Beurteilung erfuhren, so galten die *Hochtäler* um so mehr wegen ihrer Kälte, ihres geringen landwirtschaftlichen Ertrages und ihrer demgemäß dünnen Besiedlung als *rauh und wild*. Auch die Einheimischen heben diesen Grundzug immer wieder hervor, insbesondere wenn es sich darum handelte, Erleichterungen ihrer wirtschaftlichen und sonstigen Lebenslage zu erwirken. So wird bei der Gründung von Seelsorgen in Holzgau und Elbigenalp im oberen Lechtal in den Jahren 1348, 1482 und 1488 dieses Gebiet als „rauhes, wiestes und wynterig kaltes Gepürg" oder als „hört, schwer und wintrig, auch weit und unweegsamb Gebirg und Land" bezeichnet, wo die Leute „weit von einander gesessen" und „wegen der Lenge und Wyte befunder des Winters, so daz Tal mit Snew (Schnee) verfällt",

[1]) Die näheren literarischen Belege hierfür und das folgende in meinem Aufsatz „Volk und Land" von Tirol im Urteil älterer Zeiten in „Tiroler Heimat", Heft 3 (1923), S. 15 f.

[2]) Siehe unten Anhang I, 11, 13 u. 15.

[3]) Über dieselbe Anwendung des Wortes „schön" für Almen mit reichem Graswuchs siehe oben S. 8.

schwer zu erreichen seien[1]). Zu Grins im Stanzertal wurde im Jahre 1434 eine Pfarre errichtet, weil der Weg von Stanz her „wegen Schnee und unvermutete Wassergüsse, sowie der Gefahr der Berge (montium pericula) mitunter schwierig zu begehen sei[2]). Die obersten Höfe im Schnalstertal, Kurzras und Gerstgras, die selbst an 2000 *m* hoch gelegen, bisher über das Taschljoch, 2800 *m*, zur Pfarre Göflan bei Schlanders gehört hatten, weil sie offenbar von hier aus zum erstenmal besiedelt worden sind, ließen sich im Jahre 1583 zur näher gelegenen Seelsorge zu U. L. Frau im Schnals einpfarren und geben als Anlaß dieser Änderung an: „diese Höf sind an fer wilden Orten im Gebirg ferr (fern) von irer Pfarrkirchen (zu Göflan) gelegen, so daß dieselben Inhaber vil Zeit im Jar vor großer Schnee und Kelte nit übers Gebirge (das Taschljoch) komen können"[3]). In einem landesfürstlichen Schreiben vom Jahre 1485 wird die Unmöglichkeit, einen ständigen Priester in Kaltenbrunn im Kaunertal zu halten, mit „der Wilde und Ungelegenheit" des Ortes begründet, die Errichtung einer eigenen Seelsorge in Tux im Jahre 1490 mit „der Verre (Entlegenheit) und Wilde der Gebirg"[4]). Ja selbst die Äbtissin des Stiftes Sonnenburg bei St. Lorenzen im Pustertal sucht im Jahre 1452 ihre Weigerung, die vom Kardinal Nikolaus Kusanus, Bischof von Brixen, angeordnete Reform durchzuführen, damit zu entschuldigen, daß „ihr Gotteshaus an einem rauhen und groben Ort und Land" liege[5]); für diese Lage war sonst eine solche Bezeichnung nicht üblich, sondern übertrieben. Ein Österreicher, der die Reise Kaiser Friedrichs III. zur Krönung in Aachen im Jahre 1440 beschreibt, nennt den Abschnitt des Oberinntales zwischen Stams und Zams „gar ain wildes Tal zwischen der Perg und auf den vind man Murment und Lux und ander wilde Tier"[6]). Wirklich ist gerade in diesem Teile des Inntales die Siedlung durch die steilen Südabstürze des Tschirgant und der Parzinngruppe, die riesige Moräne des alten Ötztalgletschers und durch die Schluchten des Flußlaufes sehr stark eingeengt und dadurch auch der ganzen Gegend ein mehr ernstes und verschlossenes, also „wildes" Gepräge verliehen. Die Leute von Galtür im Paznaun sagen im Jahre 1595, daß „sie in einem wilden Tal hausen, da nichts wachsen tut, auch die Alpen (Almen) ihre besten Äcker sein müßten".

Die Gemeinden des Gerichtes Heunfels oder Sillian im Hochpustertale bezeichnen, als sie im Jahre 1515 um ein Holzschlagrecht in den landesfürstlichen Wäldern baten, ihre Heimat als „ein unfruchtbar, rauch, grob, kalt und sper (mageren) Ort und Gebirg"[7]). Auch in den Grundsteuerkatastern des 17. Jahrhunderts kommen für einzelne Hochtäler ähnliche Schilderungen vor: So ist die Gemeinde Pfafflar-Gramais (ein Seitental des Lechtals gegen die Parzinngruppe) laut des Imster Katasters von 1629 „ain grobs, wilds Tal, sehr vom Land (dem Haupttal) entlegen", im vorderen Paznauntal reife oft „der Wilde halber" das Getreide nicht ab und leiden die Güter „unter Schneelanen, Rüfen und Wassergefahr". Die Täler der Herrschaft Taufers (Ahrntal) seien laut ihres Katasters von beil. 1630 „hochgebürgig und kalt, daher müsse man dort mehr Samen aussäen als im niederen Land und die Felder können nicht mit dem Pflug bebaut, sondern müssen gehaut (d. h. mit der Ackerhaue bearbeitet) werden". Über die Gegend von Sölden im Ötztal sagt der Bericht der Jesuitenmission vom Jahre 1719[8]): Man könne sich nicht genug über das Leben dieser Menschen

[1]) Rapp, Beschr. d. Diöz. Brixen 5, 596 u. 707. Zeitschr. d. Ferdinand. 21, 38.
[2]) Rapp a. a. O., 4, 71.
[3]) Ferdinandeum Innsbruck, Hs. Bibl. 8714/96.
[4]) Rapp, Beschreibung d. Diözese Brixen 4, 389. Archivberichte aus Tirol 3, Nr. 835.
[5]) Staatsarchiv Innsbruck, Or.-Urk. Stift Sonnenburg.
[6]) Herausgegeben von Seemüller in Mitt. d. Instituts f. österr. Gesch. 17, 656.
[7]) Stolz, Gesch. v. Osttirol, S. 196.
[8]) Die „Annuae missionis Tyrolensis" (Handschrift in der Bibliothek des Jesuitenkollegs

wundern, sie seien fast das ganze Jahr unter dichtem Schnee begraben, nähren sich von einigen Stücken Käse und Brot bei schwerer Arbeit und rauher Luft, denn die Missionäre fanden es hier im Juli so kalt wie anderswo kaum im Jänner! Von Ausländern wurde überhaupt die Kälte des Gebirgslandes als seine besondere Eigenschaft empfunden. Daß Felix Faber auf seiner Reise über den Brenner im April (1483) es dort sehr kalt fand, ist noch begreiflich. Der Münchner Hofprediger Rabus überstieg den Paß im Juli (1575) und verspürte dabei eine so heftige Kälte, daß er Winterkleider anzog und auch so ihm erst durch die Bewegung des Gehens wieder warm wurde. Das Gebirge, meint er, ist stets auch in den Hundstagen kalt, weil zwischen den jähen und hohen Felsen, durch die das Tal eingeschlossen ist, keine Sonne hinzukommen kann[1]).

Innerhalb des Landes fand doch schon früh eine freundliche Würdigung jene Höhenlage, die zwar unterhalb des wilden Hochgebirges, aber oberhalb der dauernden Siedlungen liegt, nämlich die Almen. Diese, ja stark volkstümliche und in vielen älplerischen Liedern behandelte Almfreude, die Empfindung, daß Tier und Mensch in der reinen Luft und bei der würzigen Kost der sommerlichen Bergweide und kräftigen Milch ein besonders frohes Gedeihen zu erwarten haben, bringt zum erstenmal der „Tiroler Landreim", ein Lobgedicht auf das Land Tirol, verfaßt von Georg Rösch und gedruckt im Jahre 1558, zum gelungenen Ausdruck[2]):

Der Schneeperg[3]) und andre Perg mer,
Geben wolriechenden Speyk her,
Edle Kreuter und Wurtzen mangerlay.
Im Gepirg ist der rechte May,
Der da füllt das Gsicht von der Eben[4]).
Von bayden Seyten der Perg ist gut leben
Bys zu obrist der grünen Wäldt,
Im ebenen Land dir solchs weyt fäldt[5]).
Welcher die gmain Strafs thut pauen[6]),
Den kan nit werden zu schauen,
Vil Schlösser, Dörffer, trächtig Wayd,
Auch lustig Höf, See, dartzu Trayd,
Schöne ebm Pöden und Alben grüen...

In den letzteren Versen ist gemeint, daß man den vollen landschaftlichen Reichtum des Gebirgslandes Tirol nicht von der Landstraße in den tiefen und vielfach engen Tälern, sondern erst von den Höhen aus erfassen könne. Burglechner preist die Vorzüge der Almgegenden (2. B., 6. K.) so: „Weil die Gepürg hoch, wenig bewont, auch nit vil Sand und Erdrich in irer Höche bey sich haben, ist deren Luft sauber und rain, auch küel und frisch... Aus disem ervolgt, daß auf den Gepürgen die bösten und hailsamisten Kreuter und Wurzen wachsen, so nit allain das Vich Sommerszeiten, wann solches auf die Albmen gleichsam mit Freyden gefüert und daselbsten gewayt wierdt, sehr frisch, guet und faist, sondern auch den Mentschen gesondt machen." Die Ergiebigkeit des größten einheitlichen Almbereiches in Tirol, der Seiser Alm am Schlern, wird als eine besondere Merkwürdigkeit des Landes sowohl von Burglechner wie von Wolkenstein gerühmt[7]). Ganz besonders eindringlich weiß aber Guarinoni

in Innsbruck), das sind Jahrbücher der Missionen, die in den Jahren 1719—1772 die Väter des gen. Kollegs in den verschiedensten Gemeinden von Deutschtirol abgehalten haben, bringen nebenher mancherlei Bemerkungen über Land und Leute. Auf Grund dieser Handschrift beruht das Buch von F. Hattler, Missionsbilder aus Tirol (1899), das aber die im vorliegenden Aufsatz verwerteten Stellen dieser „Annuae" nicht näher anführt.

[1]) Schottenloher, Rabus Romreise (München 1925).
[2]) Neue Ausgabe von K. Fischnaler (1898), Reim 986 ff.
[3]) Die Almen zwischen dem Ridnaun- und Passeiertal.
[4]) D. h. die Gesichter der Talleute werden auf der Alm wegen des gesunden Lebens rund.
[5]) D. h. fehlt. — [6]) D. h. wer nur auf der Landstraße im Tale zu tun hat.
[7]) Siehe unten Anhang I, 15 u. II, 5.

(1610), mit dem wir uns als den tirolischen Entdecker der landschaftlichen Schönheit des Hochgebirges und des Bergsteigens als einer selbständigen Übung noch beschäftigen müssen, die klimatischen Vorzüge des „Birgs", die gesunde Wirkung der „Birgluft" und das Lebende, die Rüstigkeit der „Birgmenschen" zu schildern. „Deren Gestalt und Leibesart ist weit gefarbter, stärker, untersetzter, keuffer (muskulöser) Gliedmaßen, langen, trockenen und ranen (fettlosen) Leibs, weit längeren Lebens denn die Ebenländischen, allda wir der alten Bauern zu 70, 80, 90, 95 Jahren haben, so in den unebenen, spitzigen Jöchern dermaßen hurtig, behend und starkmütig herum-, ab- und auflaufen und steigen." Mehrere Kapitel seines Werkes „Greuel der Verwüstung des menschlichen Geschlechtes" (S. 429 ff.) widmet Guarinoni dieser Darlegung, ob die „bürgig oder die ebenen Länder" gesünder seien und man staunt über die Vielseitigkeit der Gründe, die er dabei für die Gebirgsländer anführt. Die eigentliche „Wilde" des Gebirges rechnet Guarinoni erst in der Höhe oder den bebauten und bewohnten Lagen[1]).

Der landschaftliche Eindruck des Hochgebirges

Alle diese Urteile über das Bergland Tirol, seien sie nun günstig oder abträglich, beziehen sich auf den Nutzen, den die Einwohner von dem Lande haben oder den sie bei ihm im Vergleich mit den flacheren Gebieten entbehren müssen. Die Natur wird da nur in ihrer Brauchbarkeit und Zuträglichkeit für den Menschen gewertet und nur insoferne haben genauere Kenner des Gebirgslandes dessen Wesen anders beurteilt, als sie eben in seine Vorzüge für den Menschen besser eingeweiht waren. Allein ein unmittelbares Verhältnis zur Hochgebirgswelt, ein Empfinden für ihre eigenartige Erscheinung und eine entsprechende Beachtung derselben ist damit noch nicht ausgedrückt. Wilde Einöden, Felsen, tosende Wasser, diese elementaren Ausdrucksformen des Hochgebirges werden in der deutschen Ritterdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts im Gegensatz zu den lieblichen Seiten der Natur nur sehr selten berührt und man hat das Fehlen jener Motive bei Walter von der Vogelweide als Beweis gegen dessen tirolische Herkunft abgelehnt[2]). Eher bekundet das, was ich oben über die Benennung der landschaftlichen Einzelzüge des Hochgebirges mitteilte, eine genauere Betrachtung desselben. Auch die Beobachtungen über die Höhe der Gebirge und die Weite ihrer Rundsicht gehört hierher. Daß der Gegensatz von Tal und Gebirg, von Tiefe und Höhe das landschaftliche Gesamtbild des Inntals bestimmt, spricht ein gereimter Lobspruch auf die Stadt Innsbruck, der anläßlich des großen fürstlichen Freischießens dortselbst im Jahre 1569 erschienen ist, aus[3]):

„Die Stat ligt in aim tiessen Thal,
Groß Gebirg ist drumb überall ...
Im Landt da ist vil Gebirg und Tal
Das man nit sind bald seines gleich."

Des näheren schildert den Anblick des Hochgebirges von Innsbruck aus Ernstinger in seinem Reisebuche von 1579, insbesondere den jähen Aufbau der Nordkette, des Frauhittgebirges, wie er diese nennt; wir werden die Stelle in anderem Zusammenhang noch näher kennenlernen[4]). Wie dann weiter einzelne Berge die Augen des Menschen fesselten, wie man sie als ein besonderes Merkmal der Landschaft empfand, das zeigen manche der Schilderungen Wolkensteins aus der

[1]) Siehe unten S 21.
[2]) O. Zingerle, Über unbekannte Vogelweidhöfe in Tirol (Innsbruck 1909), S. 12, führt die betreffenden Stellen aus jenen Dichtern näher an.
[3]) Neu herausgegeben von A. Edelmann, Innsbruck, 1885.
[4]) Im 2. Teil dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift.

Zeit um 1600: Rosengarten und Schlern sind ihm bereits die eindrucksvollen Umrahmungen des Bildes von Bozen, ersterer ein ebenso breites wie hochragendes und schroffes Felsgerüst, von blinkenden Schneelagern durchzogen, letzterer der standfeste Träger der schönen Matten der Seiser Alm[1]). Im Hintergrund des Grödentales beschreibt er einen besonders wilden Berg oder Kofl, der senkrecht mit vielen Zinken und Spitzen in die Wolken strebe, von Stürmen und Steingeraffel umtost und ganz unersteiglich sei und daher „Wolkenstein" heiße. Ohne Zweifel ist damit der Langkofel, einer der Fürsten der Dolomiten, gemeint. Der Name „Wolkenstein" kommt zwar urkundlich zuerst für die Burg vor, nach der das Adelsgeschlecht und dessen den Hintergrund des Grödentals umfassende Herrschaft benannt wurde. Jedenfalls zeigt die Anwendung des Namens auf den Berg in der Beschreibung des Marx Sittich von Wolkenstein, daß die Erscheinung dieses gewaltigen Berges auf den Sinn der Menschen, die ihn vor sich hatten, nicht ohne Eindruck geblieben ist. Es ist uns wohl verständlich, daß gerade die Südtiroler Dolomiten mit ihren wundervollen Bauformen in der Landschaftsschilderung derart hervortreten. In den Jahresberichten der Jesuitenmission von 1739 findet die Lage von Colfuschg und Araba eine besondere Kennzeichnung[2]): diese Orte seien schauriger als andere Gegenden Tirols und gleichsam begraben zwischen ringsum emporstarrenden Felsklippen. Noch anschaulicher weiß S. Bartolomei in seinem im Jahre 1763 vollendeten Werke über die Bevölkerung des südöstlichen Tirol den „wundersamen Anblick der Fassaner Berge" auszudeuten. Sie kommen ihm vor wie „die wechselreichen Gestalten von Burgen und Türmen"[3]). Aus den Nordtiroler Kalkalpen bringt Burglechner um das Jahr 1600 die ersten Anzeichen einer sinnigen Betrachtung hervorragender Felsgestalten. Der Hohe Gleirsch, worunter er aber kaum den heute so benannten westlichen Eckpunkt der Karwendel-Gleirschtalkette, sondern etwa den Praxmarerkarspitz oder Roßkopf versteht, gleicht ihm einem spitzigen Diamant und das Kaisergebirg mit seinen vielfältigen Zinken auf einem bogenförmigen Sockel einer Kaiserkrone[4]). Nach anderer Überlieferung hätten vorbeireisende Kaiser wie Karl V. und Leopold I. die dauerhaftere und höhere Majestät dieses steinernen Kaisers willig anerkannt[5]). Zur allgemeinen Kennzeichnung des Aussehens der Bergketten, wie sie ja nach ihrem Aussehen hintereinander emporragen, gebraucht Burglechner ein Bild: sie gleichen den Wellen des Meeres, bei denen immer höhere hinter den vorderen niederen auftauchen[6]). Sollen wir dieses treffende Gleichnis einer scharfen Naturbeobachtung oder dichterischem Empfinden zuschreiben? Ich glaube, beide Regungen gehen hier ineinander über, ihre gemeinsame Auslösung spricht aber für die tiefe Wirkung, die der Anblick des Gebirges von einem erhöhten Standpunkte aus auf den Beschauer ausgeübt hat.

Ein besonders inniger Verehrer der Gebirgslandschaft ist Burglechners Zeitgenosse Hippolyt Guarinoni von Hall, über dessen Persönlichkeit und Werk wir noch unten zu sprechen haben. Hier sei nur auf seine landschaftliche Erfassung und ästhetische Würdigung des Bildes, das das Gebirge bietet, verwiesen[7]).

[1]) Siehe unten Anhang II, 4, 6 u. 8.

[2]) In den Annuae (wie oben S. 58 Anm. 8, S. 22) pag. 195: „Locis nimium horridis et inter assurgentia circumque undique acroceraunia veluti sepultis."

[3]) Bartolomei (wie oben S. 20 Anm. 12, S. 10), Kap. 10: „Postremo rem visu miram peregrinantibus se offerunt Fassanensium summi montium ad Nevesii (Avisio) fluminis dextram positorum vertices et scopuli: ii enim ita natura facti sunt, ut turrium et castellorum coaceratorum varias figuras prae se ferant." Der Name „vallis Fascium" könne, meint er, daher kommen, daß die senkrecht aufgebauten Felskegel sich bündelartig gruppieren.

[4]) Siehe unten Anhang I, 5 u. 6.

[5]) Vgl. Sinwell, Aus der Vergangenheit des Kaisergebirges, Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1917, S. 28. — [6]) Siehe unten Anhang I, 1.

[7]) Guarinoni, Greuel d. Verwüstung (Druck 1610), S. 448.

Was die Sonne unter den Gestirnen und das Gold unter den Metallen, das ist ihm „unter den vielfeltigen Gestalten des Erdrichs das hohe herrliche Gebirg". Wie sich die Herrschaft der Welt in sieben Graden, vom niederen Adel bis zum Kaisertum aufbaue, „also ein fiebenerley Herrligkeiten und Herrschafften, und Größe der Bergen: die Bühelen, so allenthalben auff Ebnen so wol als bürgigen Ländern zu finden, die Berglen, so noch ein mal so hoch als die Bühelen, und bißweilen auch felsig, die dritten noch höher und sterder, darauff man die Schlösser und Vestungen bawt. Die vierdten noch höher, bißweilen auch gelegner, welche samentlich fruchtbar und den besten Wein, Früchten und Getreyd bringen, derengleichen Steyrmark, Kärndten und selbiger Gegent, wie auch hier im Tyrol und anderstwo zu sehen. Die fünfften und höheren, darbey die Wilde anfangt und die schönen Wälder und Holtzwerck, wie auch die trefflichen Kreuter mitbringen. Die sechsten aber die hohen wilden felsigen und nackenden Bürg, deren Gipffel mehrers mit dem Gewulck umbgeben und mit Schnee bedeckt, dergleichen in der gantzen Grafschaft Tyrol allenthalben vor den Augen, und an wilden Thieren, Gämbsen und am edlen Wildtgeflügel sehr fruchtbar sein. Das siebente Gebürg, so noch umb viel weiter über das höchste Gewulck erstreckt und unüberwindlich nachgestigen werden kan, dergleichen einer oder zween in der Welt, inmassen auch zwey obriste unüberwindlichste Heubter sein, das ein im geistlichen, das ander im weltlichen Stand". Auf den wechselnden Aufbau der Höhenstufen, die mit einem Blick überschaut werden können, beruht in der Tat zum guten Teile die eindrucksvolle Schönheit der Alpen. Das hat Guarinoni in unserem Lande als erster erkannt und ausgesprochen. Das Gebirge ist, sagt er weiter, „ein schöner, aufgerichteter, hangender Teppich, darinnen allerlei schöne Landschaften nach dem künstlichsten gemalt und vor Menschenaugen gerad anzusehen gestellet; die Ebene aber ist ein auf dem Boden liegender Teppich, ganz und überall gleichförmig, darin man nichts rechtes sehen, noch auseinander erkennen kann, was dies oder jenes sei und man keine Lust und Ergötzlichkeit daraus schöpfen mag, man habe dann den Teppich über sich, damit die Augen gerad als wie in dem Bürg hineinsehen mügen". Guarinoni hat aber nicht nur das allgemeine Bild unseres Hochgebirges als erster ästhetisch erfaßt und geschildert, sondern auch einzelne Stimmungen in demselben, so den bekannten Anblick, den der schwere Talnebel im Herbste von der freien Höhe aus bietet. „Oft bleibt", sagt er, „zur Zeit des überzognen und ganz dunklen Himmels auf den Jöchern unser Gebürg der lustige Sonnenglanz und schön heitere Himmel ob den Wolken und die zu solcher Zeit auf dem hohen Gebürg sein und der Tiefen zue schauen, mögen nichts ersehen dann ein weises breites Gewülk, einem breiten See gleich, welcher alle Stätt und Felder bedeckt[1])."

Einen feinen Zug beseelter Auffassung der Schönheit des Hochgebirges finden wir in einer merkwürdigen Flugschrift, die im Jahre 1677 als ein Lob auf das Land Tirol erschienen ist, um seine Bewohner zu rechtzeitiger Rüstung gegen die damaligen Kriegsabsichten Frankreichs aufzufordern[2]). Es heißt da zur Einleitung der Vorzüge des Landes Tirol: „Wie anlachend tuen durch anblickende Sonnenstrahlen die höchste Berggipfel mit aufgesetzten goldnen Hütlen den schönen Morgen- und Freudentag anwüntschen, geschweigend wann alles Gebirg ganz gulden erscheint." Merkwürdig, daß ein so lyrischer Ton in einem eigentlich politischen Aufrufe angeschlagen werden konnte. Jedenfalls hat dessen Verfasser das Vorhandensein eines entsprechenden Empfindens in weiten Kreisen vorausgesetzt: das Erglühen des Hochgebirges bei Sonnenaufgang, ein Bild, das mit besonderer Zauberkraft den Bergsteiger späterer Zeiten ergreifen sollte, war also schon lange vorher entdeckt und in warmherzige Schilderung umgesetzt.

[1]) A. a. O. S. 426.
[2]) Von mir vollinhaltlich mitgeteilt in „Tiroler Heimat", Heft III/IV (1923), S. 32 ff.

Ansichten über die Entstehung der Gebirge und deren theologische Bedeutung; Hochgebirgssagen

Anknüpfend an die Kosmogonien der scholastischen Philosophie haben mittelalterliche Kenner der Alpen auch über ihre Entstehung nachgedacht. So wirft Felix Faber aus Ulm in einem Kapitel seines großen Reisewerkes, das er der Schilderung seiner Rückreise durch Tirol voranstellt und das die Natur der Alpen im allgemeinen schildern soll, die Frage auf: Waren die Alpen und ihre Berge vom Anfang der Welt an? Er verneint dies und erklärt vielmehr, daß die Berge erst allmählich, nachdem die Sonderung zwischen der Erdfeste und dem Wasser eingetreten war, durch innere und äußere Kräfte der Erde geschaffen worden seien: einerseits durch Erdbeben, andrerseits durch Wind, Regen, fließendes Wasser und Meeresfluten, die alle das Gestein angreifen. Insbesondere zeige dies der unaufhörliche Steinfall in den Bergen und die großen Bergstürze. So seien die Berge nicht auf einmal, sondern allmählich gewachsen und nehmen demgemäß wieder ab[1]).

Von den tirolischen Schriftstellern hat als erster Burglechner (um 1610) über die Entstehung der Alpen näher gehandelt (2. Buch, 2.—4. Kap.). Da er im Abschnitt über die Gletscherwelt die Schriften der älteren Schweizer Alpenschilderer stark ausgeschrieben hat, so dürfte er auch in jener Frage nicht so sehr auf Grund eigener Beobachtung, sondern im Anschlusse an die bisherige Literatur seine Meinung gebildet haben. Die Felsen sind nach ihm die Knochen, das Erdreich das Fleisch der Erde. Als nun gemäß des biblischen Berichtes Gott Wasser und Erde geschieden hat, sammelten sich die Wasser in den tiefen Lagen an, rissen das Erdreich mit sich, und hätten zum erstenmal Täler und Berge sich gebildet. Dieses Werk habe dann die Sintflut mit ihren ungestümen Wassergüssen fortgesetzt. Aber die gebirgsbildenden Kräfte wirken weiter, auch in der Gegenwart und das ist der Zug in diesen Vorstellungen, der uns heute noch an ihnen interessiert. Burglechner sagt: „Wie es dann auch der Augenschein dieser Zeit genugsam zu erkennen gibt, so werden auch je zuweilen durch die Erdpiden (Beben), wie auch durch die starken Wasserflüß und Wolkenbrüch oftermalen Berg und Tal gemacht, weil die Erdpiden das Erdreich erheben, mitgegen die Wasser es hinschwemmen." Aber nicht überall könne das Wasser auf Felsen und Erde gleich wirken, denn „die Felsen und Stein als auch das Erdrich nit gleiche Eigenschaft haben, indem eines stärker und härter als das ander ist". Die Gesteine haben aber auch, gleich dem Holz, je nach ihrer verschiedenen Art — „als Marmel, Schifer, Nagel (Breccie) und Kislstein" — ein eigenes inneres Wachstum und Absterben. „Es gibt frische und auch faule Gepürg, so immerzu reisen (verwittern) und nach und nach gar einfallen, wie dann auf dem Prenner vor wenig Jahren beschehen ist und unweit der Stat Rovereidt im Ort genannt Lavinia[2]). Daraus ist leichtlich zu schließen, wie die Perg wachsen und abnemen." Die Entstehung der Gletscher führt Burglechner darauf zurück, daß infolge der niedrigen Temperatur im Hochgebirge der Schnee sich anhäufe und durch das wechselnde Auftauen und Gefrieren zu Eis sich verhärte[3]). Wenn diese Grundanschauung auch richtig ist, so vermögen wir heute nicht mehr seine Ansicht über die Ursache der Erniedrigung der Temperatur mit der Höhe zu teilen. Er führt diese nämlich auf eine Verringerung der Intensität der Sonnenstrahlung im Hochgebirge

---

[1]) Faber, Evagatorium etc. vom J. 1483/5, Bibl. d. Liter. Vereins Stuttgart 4, 442 f.

[2]) Diesen „großen Stainbruch, so nahent der Kirchen St. Valtin am Prenner beschehen im Jar 1600", schildert Burglechner näher an einer anderen Stelle seines Werkes (Ferd., Bibl. Nr. 2099, Fol. 1150). Über die Lavini di Marco s. Dalla Torre, Bd. Tirol in Juncks Naturführer (1913), S. 317.

[3]) Siehe unten Anhang I, 18.

zurück, weil dort der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen sich verringere. Dieser Erklärungsversuch trifft für Gebirge in der geographischen Breite der Alpen nicht zu, im Gegenteil wird hier auf der Süd- und Westseite des Gebirges infolge der Neigung des Geländes der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen und damit deren Wirkung erhöht. Doch geht im Gebirge infolge der dünneren und dunstfreieren Luft die Rückstrahlung der von der Sonne eingestrahlten Wärme viel stärker und rascher täglich vor sich und das ist nach der Ansicht der heutigen Wissenschaft der Hauptgrund der Erniedrung der Gesamttemperatur mit der Höhe.

Burglechner (2. Buch, 9.—11. Kap.) und Guarinoni (Greuel S. 450) weisen ausführlich auf die bedeutsame Stellung der Berge in der griechischen Götterlehre, sowie besonders in der Hl. Schrift des Alten und Neuen Bundes hin. Die Erscheinungen Gottes seien vorzugsweise auf Bergeshöhen erfolgt. „Alles was da fürnemlich heilig und hoch ist, ist fast alles auf den Berg eröffnet und gehandelt worden." Die besondere religiöse Weihe des Hochgebirges, die sich in dieser Auffassung ausdrückt, scheint bereits zur Zeit jener Schriftsteller wenigstens dunkel zugleich mit der Erhabenheit der hochalpinen Landschaft gefühlt worden zu sein. Über kirchliche Wallfahrtsstätten auf Bergeshöhen in Tirol werde ich noch weiter unten in anderem Zusammenhang einiges mitzuteilen haben[1]).

Besonders auffallende Fels- und Eisgebilde des Hochgebirges haben die Einbildungskraft des zu ihren Füßen hausenden Volkes bis zur Erdichtung von Sagen beschäftigt. Man konnte sich jene Erscheinungen in ihrem überwältigenden Gegensatz zu ihrem begrünten Unterbau nicht anders erklären, als daß sie durch überirdische Mächte ihm aufgesetzt worden seien, um irgendein frevelhaftes Verhalten der dort wohnenden Menschen zu ahnden. So sei die Gefrorene Wand im Tuxer Kamm aus einer üppigen Alm durch Gottes Zorn in starrendes Eis verwandelt worden, weil die Almleute aus Butter Kegelspiele machten[2]); ebenso der Marmolataferner, weil ein Bauer, der dort Bergmähder hatte, vorsätzlich den Feiertag nicht einhielt und der Heiligen spottete. Aus demselben Grunde seien auf dem Schlern zwei Heuschober zu mächtigen Felsblöcken versteinert worden. Die Felstürme, die im Halltale am sogenannten Turmschlag unter dem Bettelwurf stehen und „beim Grafen" heißen, sind die stummen Zeugen einer furchtbaren Familientragödie, die sich im Hause der alten Halltaler Grafen abgespielt hat. Der mächtige Felsenbau der Serles- oder Waldraster Spitze südlich Innsbruck ist das versteinerte Schloß eines wilden Bergkönigs und Jägers, der durch seine Frevel wider Mensch und Tier die Rache des Himmels herausgefordert hatte. Ein ähnliches Motiv bewegt die Sage von der Frauhütt, auf der anderen Seite des Inntales: durch Erdbeben, Unwetter und Wildbäche wird hier ein früher paradiesisches Alpenland zur Strafe für die Frevel seiner bisherigen Beherrscherin in ein wildes jähes Felsengebirge und jene selbst in eine starrende Steingestalt verwandelt[3]). Das Rosengartengebirge bei Bozen war ehemals ein herrlicher Jagdforst des Zwergkönigs Laurin gewesen, wo weiße Hirsche und Goldfasanen sich aufhielten und die Nadelbäume Zapfen mit edlen Nüssen trugen. Als aber der König sich vor seinen Feinden in seine Paläste im Innern der Erde zurückzog, da verzauberte er zuerst noch den Forst in ein wildes Felsengebirge. Auch das Rosenjoch in Nordtirol, am Knotenpunkt des Vikar-, Volder- und Navistales, sei einstmals die liebliche Heimat eines Zwergvölkleins gewesen, bis diese der neidische Riese vom benachbarten Glungezer durch den Wurf eines Felsblockes in eine Trümmerhalde ver-

[1]) Im 2. Teile dieses Aufsatzes im nächsten Jahrgang dieser Zeitschrift.
[2]) Zingerle, Sagen aus Tirol, S. 262.
[3]) Des näheren erzählt alle diese Sagen das Buch von Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols (1857), S. 225 u. 239 ff.

wandelte und der ewige Schnee sich auch dort ansiedelte[1]). Den großen Gletscherbereich der inneren Ötztaler Alpen erklärt aber die Sage folgenderweise: Einmal lag hoch im Gebirge Tirols eine Stadt namens Tanneneh', ihre Bevölkerung lebte im Zustande des goldenen Zeitalters, jeder hatte genug zum Leben, ohne daß der eine nach Reichtum strebte und der andere in Armut versank, es herrschte allgemeine Gleichheit und Friede. Aber allmählich zog auch in diese Gemeinde der Geist der Gewinnsucht ein, die Reichen erhoben sich über die Armen zu immer frevelhafterem Übermut. Sie erbauten sich einen Turm, der in den Himmel reichen sollte, versagten aber den Armen selbst zum Begräbnis den Gebrauch der Glocke, die sie in den Turm gehängt hatten. Und als einmal eine Hungersnot die Stadt heimsuchte, verschlossen die Reichen ihre Vorräte und ließen die Armen zugrunde gehen. Da sandte der Himmel die Strafe: Unaufhörlich fiel Schnee, begrub alle Häuser der Stadt und erstarrte zu einem Gletscher, dem großen Ötztaler Ferner; nur jener Turm ragte weiter als übereiste Felsenspitze daraus hervor, es ist die Wildspitze[2]).

Sicherlich beruhen alle diese Sagen, die in gleicher Weise die Motive der Vereisung und Versteinung ehemals blühender Gefilde behandeln, auf einer gewissen Naturbeobachtung der Älpler: sie gewahrten das Vorschreiten der Ferner und ihrer Moränen, das Anwachsen der Geröllhalden, das plötzliche und daher noch eindrucksvollere Niederbrechen der Bergstürze und Wildbäche; sie gewahrten, wie dadurch bisher begrüntes und nutzbares Land allmählich oder auf einen Schlag verödete und verwilderte. Aus diesen Tatsachen formte die Anschauungsweise des Volkes, die überall unmittelbar greifbare Zusammenhänge sucht, jene Sagen, bezog die allgemeine Naturgewalt auf bestimmte Einzelgestalten des Hochgebirges und verknüpfte ihre Wirkungsweise mit Ideen der sittlichen Weltordnung. Die literarische Aufzeichnung dieser Sagen reicht zwar nicht über das 19. Jahrhundert zurück, es ist aber kein Zweifel, daß ihre Entstehung im Sinne des Volkes vielfach in sehr alte Zeit zu versetzen ist.

Ein anderes Grundmotiv der Hochgebirgssagen zielt dahin, daß sich in der sonst unbewohnten Bergwelt menschenähnliche Lebewesen, eigene Hochgebirgswesen, aufhalten. Sie heißen „Wilde Männer" und „Wilde Frauen", bei den Ladinern „Salvangs" und „Gannes". Sie hausen in Felsenhöhlen, sind am ganzen Körper behaart und übermenschlich kräftig und dabei viele Menschengeschlechter alt. Sie weichen den Menschen aus; wo es dennoch zu einem engeren Verkehr kommt, endigt es meist mit schwerem Mißgeschick. Von den vielen darüber erzählenden Sagen abgesehen[3]), berichtet Wolkenstein von diesen „Wilden Leut" in einem Tone, als sei er von ihrem wirklichen Vorkommen völlig überzeugt[4]). Sollte sich da irgendeine Erinnerung erhalten haben, daß beim Eindringen der jetzigen Bevölkerung in die Hochalpentäler deren ältere Bewohner verdrängt worden seien und sich noch weiter in die Höhe zurückgezogen hätten? Eine mehr ins Geisterhafte gewandelte Abart dieser Hochgebirgswesen sind die „Saligen Fräulein", die gütigen Sinnes an den Mühen und Freuden des Älplers teilnehmen. Man kann sie als eine Personifikation der zarten Luftstimmungen des Hochgebirges auffassen. Die geheimnisvollen Naturkräfte des ewigen Eises verkörpern die „Eismanndln", graubärtige Zwerge ebenso wie die Hüter der Schätze im Innern der Berge, die Nörgelen und Wichte. Daneben gibt es noch die Wettermacher, sie hausen als Einsiedler auf den höchsten Bergen, wo sich das Wetter meistens zusammenbraut, wie am Löffler und Greiner im Zillertal[5]).

[1]) Alpenburg a. a. O., S. 126. F. Wolff, Dolomitensagen, S. 70.
[2]) Alpenburg a. a. O., S. 240.
[3]) Zingerle, Sagen, S. 77 f. Wolff, Dolomitensagen, öfters so S. 25, 32, 58, 79, 97.
[4]) Siehe unten Anhang II, 1 u. 5.
[5]) Alpenburg, Sagen, S. 17 u. 80 ff.

Die Darstellung der Hochgebirge Tirols in Landkarten und Ansichten

Der landschaftliche Eindruck des Hochgebirges ward nicht nur in Worten beschrieben, sondern auch in bildlichen Darstellungen, und gerade in diesen in einer Weise, die seinen Inhalt als Ganzes greifbar vor Augen führt. Solche Darstellungen der Gebirge Tirols finden wir einmal in den Landkarten. So hat Nikolaus von Kues, der berühmte Gelehrte, der schließlich (1450—1460) Bischof von Brixen war, auf seiner Karte von Deutschland, der ältesten genaueren, die es überhaupt gibt, Tirol besonders sorgfältig behandelt[1]). Die Gebirge sind dabei in ihrem Verhältnis zu den Haupttälern sehr kräftig und sinnfällig und in ihrer geographischen Anordnung richtig eingezeichnet; Uralpen, Südliche und Nördliche Kalkalpen treten deutlich hervor und die höchste Erhebung wird in die Ötztaler Gruppe verlegt. Wie sich dann die Kartographie für und in Tirol und die Darstellung der Hochgebirge in derselben im 16. bis 18. Jahrhundert, in den Werken des Wolfgang Lazius, Warmund Ygl, Mathias Burglechner und Peter Anich und Blasius Hueber, mit Ausnahme des ersteren alles gebürtige Tiroler, weiter entwickelt hat, soll hier nicht näher besprochen werden. Denn der Leser findet hierüber alles Wesentliche mit Wiedergaben der betreffenden Karten in den Aufsätzen von E. Oberhummer in den Bänden 1901 und 1907 unserer Zeitschrift[2]). Doch möchte ich hier auf kartographische Aufnahmen einzelner Gebirgsgruppen, wir würden heute sagen Spezialkarten, verweisen, die weniger oder gar nicht bekannt sind[3]). Besonders gut ist in dieser Hinsicht das Karwendel und Wettersteingebirge vertreten, denn die häufigen Grenzverträge zwischen Tirol und Bayern, bzw. Tirol und dem Hochstift Freising als Inhaber der Grafschaft Werdenfels gaben des öfteren Anlaß, jene Gebiete kartographisch darzustellen. So hat um das Jahr 1550 der namhafte Maler Paul Dax eine Karte für das Gebiet zwischen dem Achensee und dem Rißtal geliefert[4]). Auf dieser sind die felsigen Hochgipfel in ihrer bleichen Naturfarbe und in kühnem Aufriß über die grüne Alm- und Waldregion eingezeichnet. Eine weitere Karte des westlichen Karwendel und des östlichen Wetterstein ward um das Jahr 1720 vom Baumeister Georg A. Gumpp angelegt, auch diese stellt das Hochgebirge mehr szenisch in seinem schroffen Aufbau dar. Im Jahre 1789 wurde dann unter Verjüngung der Anichkarte ein neuer Grundplan jenes Grenzgebietes entworfen[5]). Auch für das Zillertal, das Gegenstand sehr langwieriger territorial-rechtlicher Auseinandersetzungen zwischen den Landesgewal-

[1]) Siehe die Wiedergabe von Oberhummer in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1909, S. 3, in noch etwas größeren Maßen bei Feuerstein wie unten Anm. 4. — Das Urteil, das Ramsauer in Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1902, S. 85 über diese Karte gefällt hat, vermag ich wenigstens hinsichtlich der Darstellung Tirols nicht anzuerkennen.

[2]) Oberhummer, Die Entstehung der Alpenkarten (1901) und die ältesten Karten der Ostalpen (1907); dazu die Entwicklung der Alpenkarten im 19. Jahrhundert (1902).

[3]) Einen guten Überblick über die wichtigsten dieser alten Tiroler Spezialkarten bietet der gedruckte Katalog der Ausstellung des XVIII. Deutschen Geographentages in Innsbruck 1912, bearbeitet von F. v. Wieser. — Die in der nächsten Anmerkung erwähnte Abhandlung von Feuerstein reicht nur bis ins 16. Jahrhundert.

[4]) Das ganze Blatt dieser Karte veröffentlichte nach dem Original im Staatsarchiv Innsbruck A. Feuerstein in seinem Aufsatz „Die Entwicklung des Kartenbildes von Tirol" in den Mitt. d. Geograph. Ges. Wien 1912 (Festschrift zum XIII. D. Geographentag), S. 170. — Zum geschichtl. Zusammenhang dieser Karte siehe Stolz, Landesbeschreibung, S. 205 u. 801.

[5]) Über die Beziehung dieser Karten zur Grenzgeschichte siehe Stolz, Landesbeschreibung, S. 436 ff. Sie befinden sich im Staatsarchiv Innsbruck (Grenzakten 10, 1 *b*). Die Karte von 1720 ist in Federzeichnung und Aquarell ausgeführt, Papier 82 *cm* breit und 54 *cm* hoch; die Karte von 1789 reine Federzeichnung auf Papier 84 × 63 *cm*. Von der Karte von 1720 befindet sich ein zweites Exemplar (von Gumpp unterfertigt) im Staatsarchiv Innsbruck Karten Nr. 520.

ten von Tirol und Salzburg gewesen ist, liegen seit dem 17. Jahrhundert mehrere Karten vor, von denen insbesondere jene des Malers Hilarius Duvivier, eines in Rattenberg um das Jahr 1630 seßhaft gewordenen Franzosen, unsere Beachtung erregt. Das ganze Gebiet dieses Tales und der zugehörigen Berge ist wie aus der Vogelschau von Norden her aufgenommen; im Hintergrunde erheben sich in bildmäßiger Anordnung über den grünen Vorbergen, die durchwegs als „Hochalmen" bezeichnet werden, gewaltige Fels- und Eisgebirge, auf denen sich Gemsen und Steinböcke in großer Zahl tummeln[1]). Von demselben Maler stammt eine zweite ganz ähnliche Karte des Zillertals, nur sind auf dieser die Hochgebirge noch mehr in malerischer Auffassung mit den starken Lichteffekten der damaligen niederländischen Landschaftskunst dargestellt[2]). Eine andere Karte des Zillertales, die etwa aus der Zeit um 1760 stammt[3]), ist schon mehr in konventioneller Kartenmanier gehalten, sie ist aber viel genauer in der Einzeichnung der einzelnen Kämme und der „Keß" (Gletscher) und bringt auch ziemlich einige Gipfelnamen.

Außer den Plankarten hat man seit dem 16. Jahrhundert auch Reliefkarten von dem bayerisch-tirolischen Grenzgebiete angefertigt, teils in Holz geschnitten, teils in Ton modelliert und bemalt. Natürlich wollte man damit die Gebirgsgestaltung sinnfälliger darstellen, als dies auf den Plankarten möglich ist, aber an topographischen Einzelheiten ist hier nicht mehr mitgeteilt als auf diesen. Mehrere dieser Reliefkarten sind jetzt im Alpinen Museum zu München ausgestellt, doch ist die Angabe, daß sie alle zur Regierungszeit Kaiser Max I. (d. i. um das Jahr 1500) entstanden seien, nicht bewiesen; wohl aber ist aktenmäßig überliefert, daß Paul Dax Reliefs von einzelnen Abschnitten jenes Grenzgebietes um das Jahr 1540 angefertigt hat und die besten der alten Reliefs im Alpinen Museum, jene des Wetterstein und Karwendelgebirges sind, nach dem Charakter ihrer Beschriftung zu schließen, gleichzeitig mit der obenerwähnten Plankarte dieses Gebietes von 1720 ausgeführt worden[4]).

Die hohe Kunst der Malerei hat seit ihrer großen allgemeinen Entfaltung am Ende des 15. Jahrhunderts sich auch der Alpenlandschaft bemächtigt; Venezianer ebenso wie Oberdeutsche und Niederländer sind daran beteiligt und wir staunen, wie sie die Lichterscheinung und den Linienschwung des Gebirges erfaßt und wiedergegeben haben. E. W. Bredt hat dies mit sicherem und feinem kunstgeschichtlichem Verständnis und mit Vorzeigung vieler Proben dargelegt und ich brauche mich hier damit nicht näher zu beschäftigen[5]). Landschaften aus Tirol wären hierbei häufig zu erwähnen. Aus diesem unserem Gebiete möchte ich aber noch auf solche Arbeiten verweisen, die zwar keinen höheren künstlerischen Rang und noch weniger eine kunstge-

---

[1]) Diese Karte Duviviers ist im Staatsarchiv Innsbruck (Karte Nr. 293), auf Leinwand in Öl gemalt, Format 122 *cm* breit und 210 *cm* hoch; eine andere Karte des Zillertals aus dem 17. Jahrhundert (ebenda Nr. 19) ist Federzeichnung auf Papier 77 × 195 *cm*.

[2]) Diese Karte des Zillertals, die ehemals im gemeinsamen Finanzarchiv, jetzt im Staatsarchiv in Wien aufbewahrt wird, hat Feuerstein a. a. O., S. 165, irrig dem Maler Paul Dax, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelebt hat, zugeschrieben. Schrift und Ornamentik weisen aber diese Karte unbedingt ins 17. Jahrhundert und die weitgehende Übereinstimmung mit der vorerst erwähnten Karte des Zillertals, die den Vermerk der Anfertigung durch Duvivier trägt, macht es sicher, daß auch diese Karte Duvivier zuzuschreiben ist.

[3]) Staatsarchiv Innsbruck, Karte Nr. 720, Federzeichnung auf Papier, 163 × 182 *cm*.

[4]) Stolz, Landesbeschreibung, S. 431, Anm. 3. Abbildungen dieser Reliefs (mit der Angabe ihrer Entstehungszeit um 1500) veröffentlichte J. Hibler in seinem Buche „Der Plansee", Innsbruck 1921, S. 108 ff.

[5]) E. W. Bredt, Wie die Künstler die Alpen dargestellt, in der Zeitschrift des D. u. Ö. Alpenvereins 1906 u. 1907 und dessen selbständiges Werk „Die Alpen und ihre Maler". — A. Steinitzer, Der Alpinismus in Bildern (1913), gibt einen erschöpfenden Überblick über die bildliche Darstellung der bergsteigerischen Betätigung und damit auch des Hochgebirges als Landschaftsform.

schichtliche Stellung erreichen, aber doch als tüchtige zeichnerische Wiedergabe des landläufigen Eindrucks gerade des Hochgebirges gelten können[1]). So finden wir in dem reich illustrierten Handbuche des Tiroler Bergbaues von Georg von Ettenhart, im Jahre 1556 vollendet[2]), eine Ansicht der Gebirge um den Schneeberg, die zwischen dem Ridnaun und Passeiertal bis gegen 3000 *m* ansteigen. Wir sehen auf diesem Bilde die scharfe Hervorhebung der kahlen Felsgipfel aus dem grünen Untergrunde. Aus der Zeit, da die schon erwähnte Plan- und Reliefkarte des Wettersteingebirges angefertigt wurde (um 1720), liegt offenbar aus demselben Anlaß der tirolisch-werdenfelsischen Gebietsverhandlung auch eine bildmäßige Zeichnung des östlichen Wettersteinkammes von Norden aufgenommen, vor[3]). An ihr ist insbesondere die naturgetreue Wiedergabe der Gipfelformen zu beachten, die in den Aquarellfarben des Originals noch deutlicher hervortritt als in unserem Abdruck. Auf voller künstlerischer Höhe steht eine aquarellierte Federzeichnung von Sebastian Schell, die die Martinswand bei Innsbruck und ihre Umgebung aus der Zeit um 1550 darstellt und dem handschriftlichen Werke des Burglechners einverleibt ist[4]). Besonders fesselt uns hier die feine Wiedergabe des näheren Felsbaues des Hechenberges und des Aufrisses der Seefelder Berge und der Kalkkögel in der Ferne. Bei der Darstellung des Gebirges ist endlich auch dessen Verwendung zu **Wappenbildern** zu erwähnen. Unter den Gerichten, die zum alten Fürstentum Brixen gehörten, führte Evas oder Fassa, das Herz des Dolomitenlandes, folgendes Wappen: auf grüner Almweide steht ein Hirt, flankiert von zwei steil aufragenden grauen Felskegeln, sicherlich eine Beziehung zu den kühnen Gipfeln, die dieses Tal ringsum umstarren. Das Gericht Anras im Hochpustertal hatte im Wappen einen spitzigen grünen Berg mit einem weißen Lamm im Vordergrund. Freilich sind diese Gerichtswappen erst um das Jahr 1600 erfunden worden. Im früheren Mittelalter drückte man auf Wappen die Beziehung von Geschlechtern und Gemeinwesen zum Hochgebirge durch hochalpine Jagdtiere, wie Steinböcke und Gemsen, aus[5]).

[1]) Kaiser Max I. befiehlt im Jahre 1498, daß dem Jörg Kölderer, „so uns bisher etlich pürg und ander ding gemalt hat", kein ständiger Gehalt bezahlt werden soll (Schönherr, Kunstgesch. Regesten 2, Nr. 585). Kölderer war ein namhafter Künstler, auf welche Gebirge sich aber diese seine Arbeit bezogen, ob diese überhaupt Karten oder Ansichten betroffen hat, vermag ich nicht zu entscheiden. (Über Kölderer siehe Fischnaler in der Zeitschr. d. Ferdinand. 46, 308 ff.)

[2]) Als Handschrift im Mus. Ferd., Innsbruck (Bibl. Nr. 4312) erhalten.

[3]) Staatsarchiv Innsbruck Grenzakten 10, 1a Papier 55×34 *cm*.

[4]) Sehr verkleinerter Abdruck in der Zeitschrift „Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols", 2. Band, S. 164.

[5]) Abbildungen der Wappen von Fassa, Anras, Antholz und Kitzbühel (Gemse) siehe bei Fischnaler, Die Wappen der Talgemeinden von Tirol (Innsbruck 1910). Über Steinbockwappen in Tirol siehe Stolz, Das Steinwild in Tirol. Veröffentl. des Ferdinand., H. 2, S. 18.

Hydro-biologische Untersuchungen über Hochgebirgsseen der Ostalpen

Von Privatdozenten Kustos Dr. Otto Pesta, Wien

Vorbemerkung

Es ist kaum bestreitbar, daß sich das naturwissenschaftliche Interesse an der Hochgebirgswelt fast ausschließlich nach zwei Seiten hin wendet: entweder sind es die geologisch-petrographischen Eigentümlichkeiten in dieser Landschaft, welche dem Bergfreund neben dem sportlichen Moment Bereicherung der Kenntnisse und vertieften Genuß bei seiner Wanderung schaffen, oder es gilt sein Augenmerk dem Pflanzenreich, dessen Vertreter in den alpinen Regionen für ihn besondere Anziehungskraft ausüben. Schon wesentlich seltener beansprucht die flüchtige Tierwelt seine Aufmerksamkeit; es bedarf meist geeigneter Hilfsmittel, um ihrer habhaft zu werden und sie in brauchbarem Zustand auch zu Tal zu bringen; immerhin aber hat sich vornehmlich die Entomologie mit der Erforschung der Insektenfauna des Hochgebirges von jeher eifrig beschäftigt. Mit stiefmütterlicher Behandlung wurden dagegen andere Objekte bedacht; ich meine z. B. die Gewässer dieser Region; sie werden wohl als Schönheiten im alpinen Bilde empfunden und betrachtet, und der Eindruck der im einsamen Steilkar abrauschenden Wasserrinnsale, der wunderbar gefärbten, in gottgesegneter Stille ruhenden Bergseen gehört mit zu den nachhaltigsten Erinnerungen an eine Bergfahrt: doch selten regt sich dabei eine Frage, die der Wißbegierde entspringt. Die mannigfachen und verwickelten Beziehungen zwischen den gesamten Eigenarten eines Gewässers und seiner in ihm vorhandenen Lebewelt klarzulegen, ist nun Aufgabe der Hydro-Biologie[1]). Im Bereiche der Alpen war es die Schweiz, welche in der wissenschaftlichen Erforschung der Hochgebirgsgewässer, im besonderen der Seen, voranging. Über die hydrobiologischen Verhältnisse in den Westalpen sind wir dadurch heute verhältnismäßig gut unterrichtet. Viel bescheidener steht es mit unseren Kenntnissen über die Hochgebirgsseen der Ostalpen. Zweck und Ziel meiner folgenden Ausführungen wird hauptsächlich sein, Verständnis für die wichtigsten Punkte der angedeuteten Untersuchungen zu wecken. Es muß im voraus gesagt werden, daß nicht alle Autoren die Bezeichnung „Hochgebirge" im gleichen Sinne gebrauchen; auch in der naturwissenschaftlichen Literatur wurde hierin keine kritische Auswahl getroffen und es stehen die Ausdrücke, wie alpine, montane, Gebirgs-, Hochgebirgsregion (oder -zone) in unterschiedlicher Anwendung (oder auch in zusammenfassender Bedeutung). Ich zähle zum Begriff „Hochgebirgssee" ausschließlich solche perennierende (d. h. der periodischen Austrocknung nicht unterworfene) natürliche Wasserbecken, welche oberhalb der Waldgrenze gelegen sind. Im Bereich der Ostalpen fällt diese Waldgrenze in den Höhengürtel von etwa 1700 bis 2000 *m* über dem Meeresspiegel, während sie in den Westalpen durchschnittlich höher aufwärts reicht. Die gewählte Abgrenzung besitzt den Vorteil, daß sie an keine absoluten Höhenzahlen gebunden ist[2]), sondern den natürlichen Verhältnissen je nach der Örtlichkeit entspricht.

[1]) In der Beschränkung auf das Süßwasser ist auch der Ausdruck „Limnologie" in Gebrauch

[2]) Wie z. B. die von O. Heer stammende Regioneneinteilung bei C. Heller (1881).

Wenn die Aufgabe der biologischen Erforschung eines Wasserbeckens über die bloße Feststellung und Aufzählung der in ihm enthaltenen Arten an Tieren und Pflanzen hinausgehen soll, so muß die Frage nach den Eigenschaften des Hochgebirgssees als Lebensraum an erster Stelle beantwortet werden.

Eigenschaften des Hochgebirgssees als Lebensraum (Biotop)

Die wichtigsten Eigenschaften der Seewasserbecken unseres Hochgebirges lassen sich in zwei Kennzeichengruppen zusammenfassen, nämlich erstens in topographische (— morphologische) und zweitens in hydrographische (— physikalisch-chemische). Zur ersten Gruppe gehören: 1. Geringe Flächenausdehnung. An Größe bleibt die weitaus überwiegende Mehrzahl der in der Hochgebirgsregion gelegenen Seen gegenüber den Wasserbecken der Mittelgebirgszonen und der Talgebiete bedeutend zurück; der Volksmund nennt sie daher oft „Meeraugen". Ausgedehnte Wasserflächen, wie wir sie z. B. bei den zahlreichen Seen im Salzkammergut oder in Kärnten oder im bayerischen Voralpengebiet finden, fehlen dem Hochgebirge; der Ostalpenbereich beherbergt in Vorarlberg eine auffällige Ausnahme von dieser Regel: es ist der Lünersee auf der Scesaplana (1937 *m* ü. d. Meere), der vor seiner technischen Ausnützung 1600 *m* Länge und 900 *m* Breite maß und außerdem die ganz ungewöhnliche Tiefe von 102 *m* aufwies. Im allgemeinen jedoch kann als maximale Wasserflächenentfaltung etwa eine Länge von 500 *m* und eine Breite von 200 *m* gelten. Die Anzahl der zahlreichen kleinen und kleinsten ostalpinen Hochgebirgsseen ist zwar nicht ermittelt, doch besteht kein Zweifel, daß dieselbe nicht viel geringer als jene Ziffer ist, welche A. Böhm vor 40 Jahren auf Grund des ihm damals zur Verfügung stehenden Kartenmateriales als Gesamtzahl aller Seen der Ostalpen errechnet hat, nämlich 2460. Um wieviel sich die von Böhm angegebene Summe durch die vielfach unbenannten, in entlegeneren und schwieriger zugänglichen Lagen befindlichen Bergseen erhöhen würde, mag eine Durchsicht der in späterer Zeit erschienenen Darstellungen von Hochgebirgsseen beweisen. 2. Steinige Uferbeschaffenheit[1]). Zu einem Hauptmerkmal des landschaftlichen Bildes der Hochgebirgsseen gehört die vorherrschend steinige Uferbildung; sie entspricht der mehr oder weniger unmittelbaren Nähe der umgebenden Höhenkämme und Gipfel, von welchen Geröll- und Schutthalden bis in das Wasserbecken herabreichen und deren felsige Grundmassen direkt dem Wasserspiegel anstehn. Neben diesem Seetypus begegnet man — vorwiegend auf paßähnlichen Übergängen und auf Hochjöchern — in Almböden eingebetteten Gewässern, deren Ufer von anrainenden grünen Matten gebildet werden; aber in vielen Fällen verdecken diese nur als schwach entwickelte Überlage den eigentlichen, steinig-sandigen Untergrund, welcher am Uferabbruch nächst dem Wasserspiegel sofort deutlich zutage tritt. Während in den Niederungen und im Mittelgebirge häufig Seen zu beobachten sind, deren Umrandung auf große Strecken versumpft und unzugänglich erscheint (fortschreitender Verlandungsprozeß), fehlen solche Uferbildungen im Hochgebirge fast stets. 3. Steinig-sandiger Seegrund. Er resultiert aus der Fortsetzung der geschilderten Uferbeschaffenheit; seine Vorherrschaft kann schon mit freiem Auge bis in größere Wassertiefen hinab wahrgenommen werden. Bodenproben liefern eine Zusammensetzung aus mineralogischem Detritus von grober und feiner Korngröße; im Gegensatze zu anderen Seen mangelt hier die Schlammbildung ganz oder findet sich höchstens in beschränktem Maße. Zuflüsse

[1]) Auf die Reproduktion einiger Aufnahmen des Autors von ostalpinen Hochgebirgsseen mußte wegen Raummangel verzichtet werden, ebenso auf den Druck einiger Tabellen über Temperaturen und chemische Zustände in den Hochgebirgsseewassern. — Anmerkung der Schriftleitung.

von stärkerem Gefälle vermögen manchmal eine Trübung des Seewassers herbeizuführen, deren Ursache nicht nur in dem mitgeführten Detritus, sondern auch in dem vom Seeboden aufgewirbelten Feinsand gelegen ist (Gletschermilchbildung). 4. Schmale Uferbank. Gewöhnlich besitzen sowohl die größeren als auch die kleinen Hochgebirgsseen ein nur sehr wenig weit gegen die Seemitte zu vorspringendes Seichtwassergebiet (Uferbank); ob diese Seichtwasserzonen nun die ganze Peripherie des Wasserbeckens umfassen oder, was viel häufiger der Fall ist, sich nur auf einzelne Uferstrecken beschränken, stets bleiben sie schmal. Dieses Merkmal ist selbstverständlich relativ zu beurteilen, denn es hängt ja auch mit den Tiefenverhältnissen des Gewässers zusammen. 5. Geringe Tiefe. Über die wahre Tiefe unserer Hochgebirgsseen sind wir in den seltensten Fällen unterrichtet; die Einheimischen (insbesondere Hirten!) sind leicht geneigt, weit übertriebene Vorstellungen für richtig zu halten und bei Gelegenheit dem wißbegierigen Wanderer staunenerregende Zahlen anzugeben. Die meisten durch Lotungen festgestellten Messungen lieferten E. Fugger für die Hochgebirgsregionen des Landes Salzburg und H. Polscher für solche in Kärnten. Wer eine größere Anzahl von Hochgebirgsseen aus eigener Anschauung kennt und somit Vergleiche mit anderen Seen anzustellen in der Lage ist, wird bestätigen, daß schon aus der Beachtung des Geländes auf die verhältnismäßig recht geringe Tiefe der überwiegenden Mehrzahl unserer Hochgebirgsseen geschlossen werden kann. Ihre durchschnittliche Maximaltiefe bewegt sich zwischen einigen Metern bis zu etwa 15 *m*. Dort, wo auffällig trichterförmige Bodenmulden vermutet werden dürfen, wo also der Wasserspiegel fast allseits von steil emporstrebenden Hängen und Felswänden eng umschlossen erscheint, kann die Wassertiefe größer werden und auf 50—70 *m* hinabreichen. Diesem letztgenannten Typus des Trichtersees steht die häufiger vertretene Form des Wannensees zur Seite.

Zur zweiten Kennzeichengruppe gehören: 1. Große Transparenz des Wassers. Dem Bergwanderer ist es gut bekannt, daß die Hochgebirgsseen durch auffallend klares Wasser ausgezeichnet sind; die Transparenz wird an der weitreichenden Sichtbarkeit des Seegrundes gegen die Mitte zu deutlich bemerkbar, so daß die am Boden liegenden Steine und Felsplatten auch noch an tieferen Stellen wahrzunehmen sind. Diese „Reinheit" mag schon vielfach zum Genuß als Trinkwasser verleitet haben. Bei kleinen und bei vegetationsreicheren Seichtbecken erscheint die Durchsichtigkeit entsprechend abgeschwächt; jedoch rühren Trübungen im allgemeinen von mineralogischem Detritus her. 2. Stationär kalte oder periodisch kalte Wassertemperatur. Eine langandauernde Vereisung ist zunächst eine den stehenden Gewässern des Hochgebirges allgemein zukommende Eigenschaft; der Eisabschluß erstreckt sich zum mindesten über sechs Monate des Jahres und in Fällen, wo es sich um kurz besonnte, von steilen Felswänden umschlossene Seebecken handelt, auch über 8—10 Monate. Nicht selten können noch im Hochsommer (Juli und August) vereiste Uferpartien und schwimmende Eisschollen als Reste des Wintereises solcher Seen angetroffen werden. Das Klima des Hochgebirges bringt es außerdem mit sich, daß selbst während der Sommermonate durch Einbruch von Schlechtwetter winterliche Zustände mit Schneefall und Eisbildung vorübergehend eintreten. Was nun die Wassertemperatur zur eisfreien Zeit betrifft, so lassen sich danach unschwer zwei Typen von Hochgebirgsseen unterscheiden, wobei örtliche Verhältnisse (Zuflüsse usw.) und Wassertiefe die Hauptrolle spielen, nämlich: Stetig kalt (kühl) temperierte Becken, deren Oberflächenwassertemperatur sich etwa zwischen 5°—10° C hält, d. h. auch untertags während der Besonnung mit dem Ansteigen der Lufttemperatur nicht Schritt hält, und periodisch kalt temperierte Becken, deren Oberflächenwassertemperatur stärker schwankt, d. h. untertags fast den Graden der Lufttemperatur folgt, um über Nacht erheblich abzukühlen (bis zur Bildung einer dünnen Eisdecke).

Bei den tagsüber stark erwärmten Seen muß somit innerhalb eines Zeitraumes von vierundzwanzig Stunden eine bedeutende Temperaturschwankung im Oberflächenwasser stattfinden, die auf die unteren Wasserschichten um so mehr übergreifen wird, je weniger tief das Becken ist. Über diese Verhältnisse liegen jedoch meines Wissens keine entsprechenden Messungen vor, wenigstens soweit sie auf den nächtlichen Teil der Temperaturkurve Bezug hätten. An einem typischen Trichtersee von etwa 350 *m* Durchmesser und großer Tiefe (? 60—70 *m*), dem Drachensee (etwa 1900 *m* ü. d. M., Nordtiroler Kalkalpen, Miemingergruppe) konnte ich im vergangenen Sommer folgenden Temperaturgang des Oberflächenwassers feststellen:

Zeit der Messung	17h 30′	20h	6h	6h	9h	11h	12h 30′
Oberflächenwassertemperatur .	11° C	11° C	11° C	11,1° C	12° C	11,5° C	11,5° C
Lufttemperatur (im Schatten)	14,2° C	13° C	9° C	11° C	13,7° C	19° bis 21° C	17° C
Beobachtungstage:	14. August 1925		15. August 1925				

Für diesen See ergab sich somit am Beobachtungstage (15. August 1925) zwischen der niedersten, um 6 Uhr morgens abgelesenen, und der höchsten, in der Zeit von 9 Uhr bis 9 Uhr 30 Min. vormittags gemessenen Wassertemperatur bloß die geringe Differenz von 1° C, während die Lufttemperatur im gleichen Zeitintervall um 4,7° angestiegen war; die letztere erfuhr dann weiter noch eine starke Erwärmung (bis 12° Differenz gegen 6 Uhr früh!), wohingegen das Oberflächenwasser schon etwas abzukühlen begann. Diese geringe Abkühlung blieb, wie aus den Temperaturmessungen vom vorhergehenden Tage (14. August 1925) geschlossen werden kann, stationär und scheint auch über Nacht keine größere Veränderung mehr aufzuweisen. 24stündige Serienmessungen an einem Hochgebirgssee mit normalen Tiefenverhältnissen würden ohne Zweifel einen wesentlich anderen Temperaturgang ergeben als dieses Beispiel zeigt.

Die Temperaturvorgänge im Tiefenwasser unserer Hochgebirgsseen sind, von Einzelmessungen abgesehen, unbekannt; um davon eine annähernde Vorstellung zu gewinnen, seien hier Messungen wiedergegeben, die J. Thomann und W. Bally an einem Mittelgebirgssee der Schweiz, dem Arnensee (Kanton Bern, 1538 *m* ü. d. Meere, 39 *m* Maximaltiefe), ausgeführt und publiziert haben.

Beobachtungszeit	Juli 1906	August 1906	September 1906
Temperatur an der Oberfläche.....	17° C	16,5° C	15,5° C
Temperatur in 5 *m*	12° C	9,5° C	15,5° C
Temperatur in 10 *m*	7,5° C	9,5° C	—
Temperatur in 15 *m*	6,5° C	6° C	—
Temperatur in 20 *m*	5,5° C	—	5,5° C
Temperatur in 25 *m*	4,5° C	4,5° C	—
Temperatur in 30 *m*	—	—	4° C

Einzelne Angaben über die Wassertemperatur am Grunde von Schweizer Hochgebirgsseen, die Imhof während des Winters (Januar) feststellte, sind später im Abschnitt über „Das Leben im Hochgebirgssee" erwähnt.

3. Chemisch „reines" Wasser. Aus den wenigen Wasseranalysen, die von Hochgebirgsseen vorliegen, kann das Vorherrschen einer Eigenschaft entnommen werden, für welche der eben gebrauchte Ausdruck „rein" der Kürze halber gewählt wurde; es soll damit hervorgehoben sein, daß in diesen Analysen der vollständige Mangel bzw. der quantitativ nur äußerst geringe Gehalt an Stickstoffverbindungen (HNO_3, HNO_2, NH_3) auffällt, während andere Stoffe in sehr wechselnden Mengen (z. B. SiO_2, CaO usw.) verzeichnet sind. Für jene Fälle, bei welchen ein Ammoniakgehalt (NH_3), auf „Spuren" beschränkt, beobachtet wurde, ist eine zweifache Erklärung möglich: entweder tritt derselbe als Folge stärkerer Verwesungsprozesse auf oder er wird durch gelegentliche Verunreinigung von seiten weidenden Almviehs hervorgerufen.

Nachdem die angeführten Resultate[1]) nur über die sommerlichen Zustände im Oberflächenwasser aussagen, könnten erst weitere, in verschiedenen Wasserschichten und zu verschiedenen Zeiten entnommene Proben ein deutlicheres Bild über die chemischen Vorgänge liefern; immerhin dürfen die Analysen als erster, bescheidener Schritt auf dem Wege zur Kenntnis über die chemische Beschaffenheit des Wassers im Hochgebirgssee gelten. Bedauerlicherweise fehlen Messungen über den Sauerstoffgehalt gänzlich. Wie wertvoll dieselben für das Verständnis mannigfacher biologischer Erscheinungen wären, liegt klar zutage; auf diesen Punkt wird noch später unter Hinweis auf ein spezielles Beispiel zurückzukommen sein.

Die Lebewesen im Hochgebirgssee

Manchen Leser hat vielleicht die Überschrift dieses Kapitels befremdet, da er im Glauben befangen war, daß in den meisten Wasserbecken jener Höhenzonen sich überhaupt nichts Lebendiges rege; auch mag es vorgekommen sein, daß er gleichsam „beim besten Willen" kein Lebewesen dort entdecken konnte, wo offenbar der „tote Fels" allein die Herrschaft an sich gerissen hat und selbst aus der Tiefe der Gewässer nur die Steine heraufleuchten. Und doch war er im Irrtum; denn es gibt wohl keinen Hochgebirgssee — und wäre er hart am Firnrand gelegen — dem jegliches Leben vollends fehlte! Allerdings würde eine Beobachtung mit freiem Auge und ohne Hilfsapparate nicht mehr genügen, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Richtig ist, daß unter besonderen Umständen in einem solchen Wasserbecken sehr große Organismenarmut angetroffen werden kann; gewöhnlich aber finden sich zahlreiche Vertreter des Tier- und Pflanzenreiches, welche die Eigenart der Lebensbedingungen, wie sie in Kürze vorhin geschildert wurden, zu ertragen vermögen; ihre Existenz beweist demjenigen, der an die Unmöglichkeit einer Besiedlung der Seen des Hochgebirges geglaubt hat, neuerdings den Sieg des Lebens. Wenn es auch nicht zum Plan dieses Aufsatzes gehört, nun alle bisher bekanntgewordenen Arten der Wasserfauna und -flora namentlich anzugeben, so wird doch eine übersichtliche Darstellung unter Berücksichtigung von ostalpinen Typen am Platze sein.

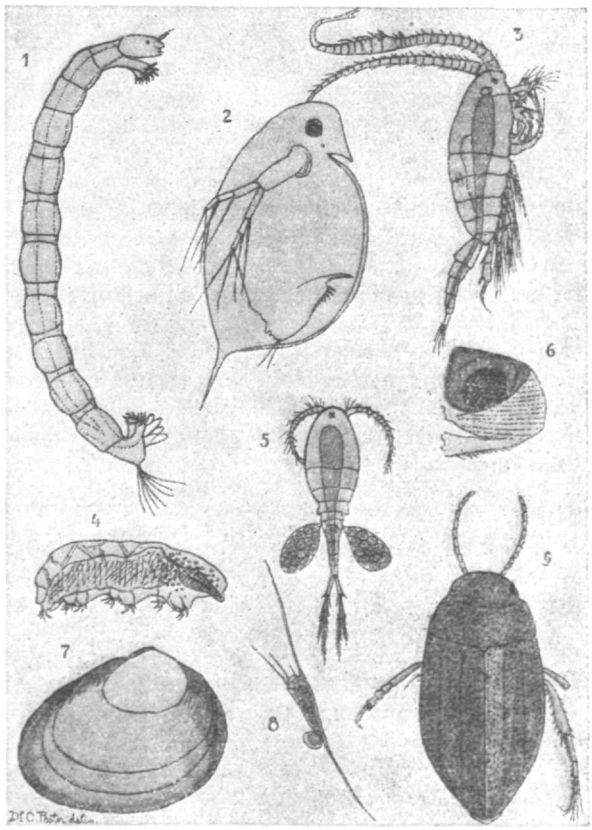
Der Mangel jenes reichen Wasserpflanzenbewuchses, wie wir ihn sonst bei einer Bootfahrt über einen See, insbesondere in den seichteren, ufernahen Stellen, zu sichten gewohnt sind, ist es vornehmlich, welcher die Hochgebirgsseen auf den ersten Eindruck ganz vegetationslos und ausgestorben erscheinen läßt. Man vermißt das Schilf (Phragmites), die Seerosen (Nymphaea), die mannigfachen Laichkräuter (Potamo-

[1]) Entnommen aus O. Pesta, „Hydro-biologische Studien über Ostalpenseen", Archiv für Hydro-Biol., Suppl.-Bd. III, Stuttgart 1923.

geton), das Hornblatt (Ceratophyllum), die Wasserlinsen (Lemna), den Froschbiß (Hydrocharis), das Schlauchkraut (Utricularia) und auch die eigentlichen Wassermoose (Fontinalis, Cinclidotus). Wer länger und schärfer beobachtet, wird mehr oder weniger spärliche grüne Überzüge auf Steinen oder auch frei flottierend entdecken; es sind dies verschiedene Algen (z. B. Zygnema, Ulothrix, Stigeoclonium, Chaetophora, Hydrurus), die meistens als einzig sichtbare Wasservegetation auftreten. Viel seltener — gewöhnlich handelt es sich dann um größere und nicht ganz seichte Hochgebirgsseen — begegnet man den submerse Rasen bildenden Armleuchtergewächsen (Characeen, und zwar den Gattungen Nitella und Chara) oder einmal dem haarblätterigen Hahnenfuß (Ranunculus) und dem Tausendblatt (Myriophyllum); die genannten Pflanzen bevorzugen für ihre Wurzelverankerung schlammigen Boden, der ihnen hier eben gar nicht oder nur selten geboten wird. Besser steht es um die Zahl der Elemente aus den Gruppen niederster pflanzlicher Organismen, welche als Schwebeflora (Phytoplankton) auftreten. Sie spielen als Nahrungsproduzenten für die Kleintierwelt eine große Rolle und, abgesehen von der etwa vorhandenen makroskopisch wahrnehmbaren Wasservegetation, auch als Sauerstoffbildner, soweit sie chlorophyllführend sind. Im Phytoplankton der Hochgebirgsseen können enthalten sein z. B. die Spaltalgen der Gattungen Chroococcus, Oscillatoria und Nostoc, die Chrysomonaden Urogiena und Synura, besonders häufig und typisch die Geißelalgen Ceratium und Peridinium, seltener Dinobryon, ferner mehrere Vertreter der Kieselalgen (Diatomeen), so die Gattungen Tabellaria, Cyclotella, Synedra, Asterionella, Fragillaria, und gelegentlich auch einige Desmidaceen (Sphaerozosma, Xanthi dium). Diese gesamte Flora setzt sich aus Mikroorganismen zusammen, deren wir nur mit Hilfe eines Planktonnetzes habhaft werden können.

Im Vergleiche zur Wasservegetation ist die Vertretung der Wasserfauna im Hochgebirgssee insoferne eine stärkere, als sie einer größeren Anzahl von systematischen Kategorien entspricht; sie ist aus Elementen der niedersten Organismen (Einzeller) bis zu den hochentwickelten Wirbeltieren (Fische und Amphibienlarven) zusammengesetzt. Mit einer reicheren Entfaltung der Wasserflora geht dabei auch ein vermehrtes Tierleben Hand in Hand. Von Fischen findet sich manchmal die Pfrille oder Elritze (Phoxinus laevis) und die Groppe (Cottus gobio); in der Beurteilung hochalpiner Standorte des Saiblings (Salmo salvelinus), bzw. seiner Kümmerform, des sog. Schwarzreuters, ist jedoch große Vorsicht geboten; fast nie handelt es sich im Hochgebirgssee um ein natürliches Vorkommen desselben, und es trifft Zschokke den Nagel auf den Kopf, wenn er darüber sagt: „Die faunistische Verwendbarkeit der Daten über Vorkommen von Fischen (s. h. Edelfischen) in Wasseransammlungen des Hochgebirges wird oft stark durch den Umstand beeinträchtigt, daß es schwer fällt oder geradezu unmöglich ist, zu entscheiden, ob ein Gewässer seine Fischbevölkerung auf natürlichem Wege, oder künstlich durch die Hand des Menschen erhalten hat." Als gelegentliche Bewohner von Wasserbecken oberhalb der Baumgrenze sind zwei Lurche zu nennen, deren Jugendformen unter dem Namen Kaulquappen bekannt sind; es ist der Bergmolch (Molge alpestris) und der braune Grasfrosch (Rana temporaria). Aus dem Kreis der Weichtiere belebt die litoralen Bezirke die Schnecke Lymnaea, während die zierliche kleine Erbsenmuschel Pisidium sich am Seeboden aufhält. Eine größere Zahl von Formen stellen die Insekten; Agabus Hydroporus und Helophorus sind nicht selten vorkommende Wasserkäfer, die Gattungen Notonecta und Corixa manchmal zu beobachtende Wasserwanzen. Zu den häufigsten Faunenelementen ostalpiner Hochgebirgsseen zählen jedoch gewisse Insektenlarven, so an erster Stelle die bodenbewohnende Mückenlarve Chironomus, die in der Uferregion öfter wahrzunehmenden Köcherfliegenlarven (Phryganea, Limnophilus), leicht erkennbar an ihren aus Gesteinsteilchen oder pflanzlichen Abfällen hergestellten Gehäusen, ferner

die in ſtoßartigen Sprüngen ſich bewegenden Eintagsfliegenlarven (Ephemeriden) und endlich auch das Jugendſtadium eines Netzflüglers, die Larve der Gattung Sialis. Nicht unerwähnt dürfen weiters die Waſſermilben, insbeſondere das Genus Lebertia, und die infolge ihrer Trockenſtarrezuſtände berühmten Bärtierchen (Macrobiotus) bleiben. Von den höher entwickelten Krebſen fehlen z. B. die Waſſeraſſel (Asellus) und der Flußkrebs (Potamobius) den Hochgebirgsſeen ganz, nur der Flohkrebs (Gammarus) kann manchmal gefunden werden; dagegen zählen die verſchiedenen Ordnungen der niederen Cruſtaceen gleich den Inſektenlarven zu den häufigſten Beſtandteilen ſeiner Fauna. Es gehören ſowohl bodenbewohnende, uferliebende ſowie echt planktoniſch lebende Formen hierher. Vor allem ſind es die Waſſerflöhe (Cladoceren) und Hüpferlinge (Copepoden), welche in einer Anzahl von Arten vorkommen; von den erſteren ſeien die Gattungen Chydorus, Alona, Alonella, Daphnia und Bosmina genannt, von den letzteren die Typen Diaptomus, Cyclops und Cantho camptus. Ihr Exiſtenznachweis gelingt leicht mit Hilfe eines Planktonnetzes; hat dasſelbe auch etwas Bodengrund mitgefiſcht, ſo finden ſich nicht ſelten einzelne Muſchelkrebſe (Oſtracoden), darunter die Gattungen Candona, Cypria, Cyclocypris, Cypridopsis. Eine meiſt unbeachtete Gruppe bilden die Moostierchen (Bryozoa), die in jenen Seen durch die wichtigſten Genera (Fredericella, Plumatella, Cristatella) vertreten ſein können. Aus dem Kreis der Würmer werden Egel (z. B. Glossiphonia), Regenwürmer (Lumbriculus, ſeltener Tubifex), Fadenwürmer (beſonders häufig die Art Dorylaimus stagnalis) und Strudelwürmer (Mesostoma, Polycelis, Planaria) angetroffen. Einen hervorragenden Anteil an der Zuſammenſetzung der aquatilen Tierwelt nehmen jedoch die Rädertiere (Rotatorien); ſo gehören z. B. die Gattungen Anuraea und Notholca neben anderen (Triarthra, Polyarthra) zum typiſchen Plankton des Hochgebirgsſees. An größere und tiefere Seen ſcheint das gelegentliche Auftreten einer rotgefärbten Form unſeres Süßwaſſerpolypen (Hydra) gebunden zu ſein. Und endlich müſſen zum Schluſſe noch die einzelligen Urtiere (Protozoën) genannt werden, die auch den Waſſerbecken jener Region nicht mangeln (beſonders häufig zu beoachten iſt z. B. die Gattung Difflugia).



Einige Vertreter aus der Fauna der Hochgebirgsſeen
(Erläuterung ſiehe S. 50 unten)

Das Leben im Hochgebirgssee

Mit der vorhin gegebenen skizzenhaften Aufzählung von verschiedenen Organismen, welche in den Seen unserer Hochgebirge während des Sommers nachweisbar sind, ist zwar der Beweis ihrer Existenzmöglichkeit an sich erbracht. Man steht nun vor der Frage, in welcher Weise dieses Dasein gesichert ist, da eine jährlich wiederkehrende Neubesiedlung dieser Gewässertypen seitens ihres gesamten Floren- und Faunenbestandes nicht angenommen werden kann. Es bleibt also den Lebewesen im Hochgebirgssee für die Erhaltung ihrer Existenz nur ein Weg offen: das Überdauern der langen Winterperiode unter dem Eise. Wenn man überlegt, daß dabei nicht nur die große Spanne Zeit von etwa 6—9 Monaten, sondern auch die Mächtigkeit einer Eisdecke in Betracht kommt, die vielfach mehr als einen halben Meter erreichen kann, erscheint die Zähigkeit und Lebenskraft jener Organismen gewaltig. Aus der Reihe der Existenzbedingungen werden hier nun zwei Punkte von größerer Bedeutung. Zunächst verhindert die Eisdecke als schlechter Wärmeleiter eine tiefergreifende Temperaturerniedrigung der darunterliegenden Wasserschichten; einer weiteren Wärmeabgabe des Wasserbeckens ist Einhalt getan, es gelangt vielmehr die Bodenwärme zur Auswirkung. Temperaturmessungen in vereisten Binnengewässern unserer Zonen haben allgemein ergeben, daß im Winter gerade entgegengesetzte Verhältnisse gegenüber dem sommerlichen Zustand herrschen, d. h. daß einer unmittelbar unterhalb der Eisschichte vorhandenen Temperatur von etwa 0,5° C steigende Werte in der Richtung zum Boden folgen, in dessen Nähe sich das wärmste Wasser (2°—6° C) vorfindet. Imhof (1892) teilt bezüglich einiger Hochgebirgsseen der Schweiz folgende Messungen mit:

	Höhenlage über dem Meere	Maximaltiefe	Bodenwassertemperatur	Beobachtungszeit
Unterer Splügensee	2196 *m*	5,57 *m*	4,66° C	Januar
Oberer Splügensee	2270 *m*	12,30 *m*	2,66° C	
Schottensee	2386 *m*	7,34 *m*	2,00° C	
Schwarzsee am Flüelapaß	2388 *m*	2,98 *m*	1,5° C	

So steht es also um den für das Leben wichtigen Temperaturfaktor auch im Winterwasser des Hochgebirgssees nicht so schlecht, als daß ihm resistente Organismen nicht zu trotzen vermöchten. Der zweite Punkt betrifft den zur Atmung unentbehrlichen Sauerstoff. Die Quellen, aus denen dieses lebenserhaltende Element während der eisfreien Zeit dem Wasserbecken zuströmt (direkte Berührung) des Wasserspiegels mit der Luft, Zuflüsse, reicher entfaltete Wasservegetation usw.) sind für die Dauer des Eisabschlusses versiegt. Da es sich im Hochgebirgssee weitaus vorwiegend um kleine und — in bezug auf den Lufthunger mit Wirbeltieren oder großen Pflanzen verglichen — auch um anspruchslose Lebewesen handelt, so wird ihr Sauerstoffbedürfnis auch durch die verringerten Mengen der im Seewasser enthaltenen Luft befriedigt; dazu fehlen in diesen Gewässern jene größeren sauerstoffzehrenden Vorgänge, die in vielen vegetations- und tierreichen Becken niederer Lage durch die Zersetzung und Fäulnis organischer Substanzen stattfinden. Weniger günstig als im Sommer ist es auch mit der eigentlichen Nahrung bestellt; trotzdem bleibt der Tisch nicht ungedeckt. Vor allem sind es einzellige Pflanzen (z. B. Diatomeen), welche den Winter gut zu überdauern vermögen und hierdurch wieder die Möglichkeit schaffen,

daß Elemente der niederen Tierwelt ihr Ernährungsauskommen finden. Ist aber einmal eine derartige Grundlage vorhanden, so bildet sie die Lebensmöglichkeit für weitere Konsumenten. Nach Beobachtungen, die von den Schweizer Hydrobiologen Imhoff und Zschokke an einigen Hochgebirgsseen der Westalpen während der Zeit der winterlichen Vereisung gemacht wurden, findet sich eine ziemlich erhebliche Anzahl von jenen Organismen, die in den nämlichen Wasserbecken während des Sommers angetroffen wurden, in voller Lebenstätigkeit vor. Aus dem Pflanzenreich verschiedene Mikrophyten, aus dem Tierreich Protozoën, Nematoden (Fadenwürmer), Rotatorien, Copepoden und Cladoceren (niedere Krebstiere), Insektenlarven, Wasserkäfer (Hydroporus), Mollusken (Muscheln). Zur erfolgreichen Bekämpfung des ausgedehnten Eisabschlusses bedient sich übrigens die lebende Natur auch besonderer Mittel. Eine Reihe von Tieren z. B., die im Sommer den Hochgebirgssee bevölkern, fehlt im Winter gelegentlich in der Tat. Sie sind deshalb keineswegs vernichtet. Es wurden im Spätherbst außergewöhnlich widerstandsfähige Dauerstadien (Dauerkeime) gebildet, die mit dem Beginn der Befreiung vom Eise den See neuerdings mit jugendlichen Individuen derselben Art beleben. Dies gilt namentlich von manchen Rädertieren (Rotatorien), Cladoceren (Wasserflöhen) und von den Moostierchen (Bryozoën). Ein solches Verhalten vermag den betreffenden Organismen übrigens auch in jenen Wasserbecken das Überdauern zu gewährleisten, welche infolge ihrer äußerst geringen Tiefe nicht mehr in die hier besprochene Kategorie fallen, sondern zu den periodischen Gewässern zu zählen sind (Schmelzwasseransammlungen, Hochgebirgstümpel und Sümpfe usw.); durch die bei diesen letzteren eintretende vollständige Vereisung bis zum Bodengrund geht jedes aktive Leben im Winter ebenso zugrunde, wie durch ihre totale Austrocknung im Sommer. Hier retten die Dauerstadien (Dauerkeime) den Fortbestand der Organismenart als eine Form inaktiven Lebenszustandes an Ort und Stelle, bis geeignete äußere Existenzbedingungen wiederkehren, welche ihre rasche Reaktivierung bewirken. Infolge ihrer Resistenzfähigkeit kommt ihnen außerdem eine große Eignung für den passiven Transport zu; werden sie auf irgendeine Weise verschleppt (z. B. durch Wind, durch Wasservögel, durch Almvieh usw.) und dabei in neue Wasserbecken getragen, so ist damit eine Weiterverbreitung des betreffenden Tieres erreicht. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß es in manchen Fällen nicht nur die ad hoc gebildeten Dauerkeime, sondern die ganzen Einzelindividuen selbst es sind, welche durch eine hochgradige Austrocknungsfähigkeit ausgezeichnet, den Wasserverlust lange Zeit ertragen können, ohne ihr Leben vollständig einzubüßen (z. B. die Bärtierchen oder Tardigraden, manche Hüpferlinge [Copepoden]). In den perennierenden Seen unserer Hochgebirge aber bewirkt die winterliche Vereisung nicht nur keine Vernichtung des Lebens der Wasserorganismen, sondern vielfach nicht einmal eine Unterbrechung. Dementsprechend vollzieht sich hier der Ablauf des Entwicklungsganges vieler Lebewesen kaum in anderer Weise als in den stehenden Gewässern niederer Lagen. Eine besondere Beachtung aber beanspruchte das Verhalten jener Formen, welchen eine sogenannte zyklische Fortpflanzung zukommt. Vor allem sind es die in der Fischerei als Futtertiere gut bekannten Cladoceren oder Wasserflöhe. Bei ihnen besteht ein Generationswechsel in der Weise, daß zunächst aus den erwähnten Dauerkeimen (Dauereiern) ausschließlich weibliche Individuen entschlüpfen, welche die Fähigkeit haben, sich durch Erzeugung von nicht befruchtungsbedürftigen Jungferneiern (auch Sommereier genannt) weiterzuvermehren; dieser Modus (die Parthenogenesis) kann durch eine verschieden große Anzahl von Generationen fortdauern, bis endlich aus den Eiern einer solchen Weibchengeneration auch männliche Individuen entstehen und damit ein zweigeschlechtliches Volk gebildet erscheint. Dieses schließt nun mit der Erzeugung von den befruchtungsbedürftigen, d. h. nur nach erfolgter Befruchtung entwicklungsfähigen Dauereiern (auch Wintereier ge-

nannt) einen sogenannten Zyklus ab[1]). Bei verschiedenen Cladocerenarten können nun im Laufe eines Jahres mehrere derartige Zyklen oder nur ein solcher oder endlich gar keine (— stets parthenogenetisch) beobachtet werden, und man bezeichnet sie mit Rücksicht darauf als poly-[2]), mono- oder azyklische Formen. In graphischer Darstellung ergibt sich (bei Verwendung der Zeichen D — Dauerei, P — parthenogenetische Generation, ♂♀ — bisexuelle Generation) für die genannten drei Fälle folgendes Bild:

1. Polyzyklie (bzw. Dizyklie): $D \rightarrow P_1 \rightarrow P_2 \rightarrow P_x \rightarrow ♂♀ \rightarrow D \rightarrow P_1 \rightarrow P_2 \rightarrow P_x \rightarrow ♂♀ \rightarrow D.$
2. Monozyklie: $D \rightarrow P_1 \rightarrow P_2 \rightarrow P_x \rightarrow ♂♀ \rightarrow D$
3. Azyklie: ..... $P_1 \rightarrow P_2 \rightarrow P_x \rightarrow$ .....

Im Hochgebirgssee entwickelt sich nun im Vergleich zu einem Talsee die erste Generation der aus den überwinterten Dauereiern schlüpfenden parthenogenetischen Weibchen infolge des langen Winters sehr spät, die letzte zur Bildung der Dauereier bestimmte Geschlechtsgeneration anderseits jedoch sehr frühzeitig, entsprechend der früher eintretenden Winterzustände, so daß z. B. eine in der Ebene deutlich dizyklische Cladocere im Hochgebirge als monozyklisch erscheinen kann, wenn die zwei Sexualperioden durch ihre zeitliche Verschiebung sehr knapp aufeinandertreffen. Als typisches, den Existenzbedingungen des Hochgebirgssees entsprechendes Verhalten gilt die Tatsache, daß gerade jene Cladoceren, welche in den Gewässern der Ebene und der Niederungen azyklische oder höchste monozyklische Generationsfolgen zeigen, sich hier als polyzyklische Formen erweisen. Auch eine andere Beobachtung in bezug auf die Fortpflanzung beleuchtet die Wechselwirkung zwischen den gegebenen äußeren Faktoren im Hochgebirgssee und dem Ablauf biologischer Vorgänge. Die verhältnismäßig kurze Spanne der Andauer günstiger Existenzmöglichkeiten wird von manchen Organismen durch eine auffallend gesteigerte Produktion an Eiern ausgenützt; nicht selten mutet es überraschend an, an hochgelegenen Fundorten große Mengen von Individuen einer Spezies anzutreffen; von solchen Fällen bemerkte Zschokke (1900) geradezu: „Die Erzeugung vieler Eier, bedingt durch reichlich zugemessene Nahrung, scheint mir als Anpassung an hochalpine Verhältnisse gelten zu dürfen."

Aus der Fülle der Erscheinungen, die dem Hydrobiologen bei der Untersuchung der Organismen unserer Hochgebirgsseen unterkommen, mag hier noch ein Fall herausgegriffen sein, der deutlich zeigt, daß für manche Beobachtungen bisher eine vollständig befriedigende Aufklärung nicht gelungen ist. Es trifft dies beim Phänomen der sogenannten alpinen Rotfärbung in besonderem Maße zu. Man bezeichnet damit die in stehenden Hochgebirgswässern wiederholt und häufig beobachtete Tatsache, daß gewisse Organismen (Mikrophyten, Flagellaten, Rotatorien, Copepoden) ein intensiv rotes Kolorit besitzen. Da diese Rotfärbung lange Zeit als typisch für Fundorte mit kalt temperiertem Wasser galt und auch Beispiele für ihr Auftreten während des Winters in Seen niederer Höhenlagen angegeben wurden, so suchte V. Brehm (1904) die biologische Bedeutung des Farbstoffes darin, daß ihm die Fähigkeit eigen wäre, Lichtstrahlen in Wärmestrahlen umzuwandeln; demnach wäre die Rotfärbung für die betreffenden Organismen ein Kälteschutzmittel. In der nun auf diese Hypothese erfolgten kritischen Auseinandersetzung wurden zum Teil ältere Deutungen neuerdings vorgebracht, die bereits — bezüglich bestimmter Fälle — als unzutreffend erkannt waren; so z. B. die Weismannsche Theorie, daß man es hier mit Schmuckfärbung bei der sexuellen Fortpflanzung zu tun hätte. Auf den Wandel der Körperfärbung von Copepoden je nach Jahreszeit und je nach dem Alter der Exemplare machte bald darauf Wolf (1905) aufmerksam, doch bezogen sich seine Beobachtungen nicht

[1]) Unbefruchtete Dauereier unterliegen entweder bereits im Keimstock oder auch erst im Brutraum des Weibchens dem Zerfalle.

[2]) Bedeutet meistens di-zyklisch.

auf Fundorte aus dem Hochgebirge. Einer Abhandlung von Klausener (1908) über die „Blutseen" kommt hingegen für das alpine Phänomen große Bedeutung zu. Bei vielen Organismen (vor allem ist es Euglena sanguinea, welche solche „Blutseen" hervorruft) sind nach Klauseners Untersuchungen nämlich zwei verschiedene rote Farbstoffe auseinanderzuhalten: einerseits das Hämatochrom, welches dem Chlorophyll der Mikrophyten der Hochgebirgswasserbecken als Schutz gegen übermäßige Lichtwirkung dienen soll; anderseits das bekannte Karotin, welches vornehmlich bei den Copepoden als eine Folge der niederen Wassertemperatur entwickelt wäre. Es besteht jedoch kein Zweifel, daß gerade die hämatochromgefärbten niederen Organismen anderen größeren Lebewesen als Nahrung dienen. Speziell das gelegentliche Vorkommen rotfarbiger Copepoden würde sich zwanglos als einfaches Ergebnis aufgenommener Nahrung, also als Stoffwechselprodukt ohne Bedeutung, ansprechen lassen. Diese Auffassung wäre auch mit Beobachtungen im Einklang, welche Wesenberg (1905—1908) über Seen Dänemarks mitgeteilt hat, wo stets unmittelbar nach dem Optimum der Vermehrung der Diatomeen (Kieselalgen) die sich von ihnen nährenden Crustaceen reichlich rote Öltropfen in ihren Körpern enthielten. So einleuchtend nun wenigstens die angeführten Fälle zur Deutung der genannten Farbenerscheinung sind, so bleibt doch noch ein unbeantwortetes Fragezeichen — und zwar gerade in der Region der Hochgebirge; denn es sind Beispiele bekannt, daß die Rotfärbung nur in zweien von drei unmittelbar nebeneinanderliegenden Wasserbecken des Plateau de Paris (2300—2400 *m*) nachgewiesen wurde, während sie im dritten fehlte, ja sogar, daß sie in einem vierten See desselben Fundortes bei einem Teil der Exemplare einer Spezies vorhanden war, andere Individuen dieses Tieres hingegen vollständig farblos erschienen. Wenn zur Erklärung des ersten Umstandes die Annahme von Nahrungsunterschieden noch denkbar wäre, so ist sie für den letztgenannten kaum mehr berechtigt; allerdings handelt es sich da um eine Ausnahme von der Regel, wonach die alpine Rotfärbung allen Exemplaren einer Organismenart zukommt, wenn sie überhaupt einmal in einem Hochgebirgswasserbecken auftritt. Als wenig glücklich muß der Versuch bezeichnet werden, das Phänomen auf Sauerstoffmangel zurückzuführen, wie das Baumann (1910) getan hat. Jener Autor sieht in der niederen Wassertemperatur die Ursache des Zurückgehens der (sauerstoffproduzierenden) Vegetation, wodurch sich folgerichtig in den Gewässern Mangel an Sauerstoff einstelle. Darauf entgegnete Steiner (1911) mit Recht, daß zunächst erst durch entsprechende Untersuchungen zu beweisen sei, ob in den betreffenden Hochgebirgsbecken tatsächlich Sauerstoffmangel herrsche, und daß dann außerdem die Rotfärbung in erwiesen sauerstoffarmen Schlammböden eine häufige Erscheinung sein müßte, was durchaus nicht der Fall ist; dazu fügte Brehm (1914) noch die Bemerkung, daß die in sauerstoffarmem Schlamm lebenden roten Mückenlarven (Chironomiden) hier nicht zugunsten der Baumannschen Ansicht angeführt werden dürfen, da dieses Kolorit von einem Blutfarbstoff hervorgerufen wird, der mit den Pigmenten der in Diskussion stehenden Organismen nicht vergleichbar ist. So hat Baumann zwar die Zahl der Deutungsversuche um eins bereichert, das Phänomen selbst jedoch harrt weiter der Lösung, die auf einheitlicher Grundlage vielleicht überhaupt nicht befriedigend erfolgen kann.

Von den glazialen Reliften

Die Glazialreliktenfrage, welche bezüglich landbewohnender Organismen durch die Funde fossiler Reste in diluvialen Ablagerungen ohne Schwierigkeiten Beantwortung und wissenschaftliche Anerkennung fand, bildet in der Hydrobiologie bis in die jüngste Zeit noch immer einen Punkt widerstreitender Meinungen und oft heftig ge-

führter Fehde. Sie kam hier vornehmlich erst durch die Arbeiten des Schweizer Zoologen Fr. Zschokke ins Rollen. Abgesehen von jenen Versuchen, verschiedene biologische Eigentümlichkeiten einiger Wasserbewohner als Folgen des Eiszeiteinflusses anzusprechen, nimmt den Mittelpunkt des Problems das eigenartige Bild in der geographischen Verbreitung jener Organismen ein, für welches — in diesem Falle trotz des Mangels an fossilen Belegen — die Wirkung der diluvialen Vergletscherung verantwortlich gemacht wird. Daß es sich dabei um eine, wenn auch wissenschaftlich vertretbare, Hypothese handelt, wurde im Kampf der gegensätzlichen Ansichten leider stark in den Hintergrund gedrängt. Doch würde dieser Umstand im Verhältnis zu einem zweiten kaum ins Gewicht fallen; der letztere besteht in der, für eine möglichst kurzzufassende Darstellung besonders peinlichen, großen Unsicherheit, mit welcher der Begriff „Glazialrelikt (oder „Eiszeitrelikt") gerade in der hydrobiologischen Literatur verknüpft ist, wo er nicht stets in gleicher Bedeutung und in demselben Sinne in Gebrauch genommen wurde; seine Wandlungen klarzulegen, habe ich in einem vor Jahresfrist erschienenen Aufsatze (Pesta 1925) versucht. Der Ausgangspunkt der umstrittenen Frage liegt in folgenden, von Zschokke (1900) formulierten Sätzen: „Wenn Forel mit Recht annimmt, daß während der letzten allgemeinen Vergletscherung die Fauna der subalpinen Seen erlosch, und die großen Wasserbecken erst postglazial durch aktive und passive Einwanderung eine neue Bevölkerung erhielten, so gilt dasselbe in erhöhtem Maße von den kleinen Wasseransammlungen des Hochgebirges. Die etwa existierenden Seen, Teiche und Tümpel der Alpen verschwanden mit dem Vorrücken der Gletscher und ihre Tierwelt starb aus. Unsere heutigen Hochgebirgsseen sind im Anschlusse an die Glazialzeit entstanden und ihre Bevölkerung entstammt ebenfalls postglazialer aktiver oder passiver Einwanderung. Im Zentrum der Vergletscherung, im Hochgebirge, erlosch aquatiles Tierleben." Gleichzeitig mit der in diesem Zitat enthaltenen Schilderung einer totalen Vereisung unserer Hochgebirgsregionen vollzog sich das Vordringen der einheitlichen nordischen Inlandeismassen nach Süden bis an den Rand der Sudeten und Karpathen, so daß nur ein verhältnismäßig schmaler (zirka 300 *km* breiter) Landstreifen Mitteleuropas eisfrei verblieb. Auf ihn wurde einerseits die alpine, anderseits die nordische Fauna und Flora zusammengedrängt und natürlich mit den hier bereits von früher angesiedelten und widerstandsfähigen Elementen vermischt. Wenn nun vom heute bekannten Verbreitungsareal eines Organismus nachgewiesen werden kann, daß dasselbe ausschließlich auf den hohen Norden und zugleich auf die Gebirge Europas beschränkt ist, während ein Vorkommen in dem während der Eiszeit eisfrei gebliebenen Streifen Mitteleuropas mangelt („Auslöschungszone" genannt), so wird dieser Organismus als streng „boreo-alpin verbreitet" bezeichnet (Holdhaus 1912). Zur Erklärung des eigenartigen Bildes dieser Ausbreitung dient die Annahme, daß das betreffende Faunen- oder Florenelement mit dem Zurückgehen der eiszeitlichen Vergletscherung seine ursprüngliche Heimat wiederbesiedeln mußte, um dem hereinbrechenden wärmeren Klima auszuweichen. Zur Charakterisierung eines solchen Organismus wird der Name „Glazialrelikt" oder „Eiszeitrelikt" verwendet. Ob ein Glazialrelikt vor der Eiszeit bloß im Norden oder bloß in den Alpen oder vielleicht bereits damals in diesen beiden voneinander getrennten Gebieten gleichzeitig daheim war, bleibt für den Kernpunkt der Hypothese unmaßgeblich. Es ist klar, daß zum Charakter eines eiszeitlichen Reliktes aus der Schar der wasserbewohnenden Lebewesen unbedingte Gebundenheit an kalte, d. h. möglichst stationär kalt-temperierte Aufenthaltsörtlichkeiten gehört; der dafür gebräuchliche Fachausdruck lautet Kaltwasserstenothermie. Boreoalpine Verbreitung und Kaltwasserstenothermie werden somit als Hauptmerkmale für ein in unseren Hochgebirgen vorkommendes Glazialrelikt gefordert werden müssen. Vor einem

Vierteljahrhundert schien es nun in der Tat, daß die Gewässer dieser Region zahlreiche derartige Vertreter aufzuweisen hätten. Die Zahl der von Zschokke damals (1900) angeführten tierischen Organismen aus den Hochalpen, „die die Bedingungen für Glazialformen mehr oder weniger vollständig erfüllen", beträgt mehr als 50. In dem zwölf Jahre später erschienenen kritischen Verzeichnis der boreoalpinen Tierformen (Glazialrelikte) der mittel- und südeuropäischen Hochgebirge von Holdhaus (1912) finden wir die Anzahl der als sicher hiehergehörige Elemente bezeichneten Arten aus der Wasserfauna auf 19 zusammengeschmolzen (op. cit. S. 434, sub 3 Aquicole-Arten). Die Frage nach der Ursache dieser auffälligen Verringerung beantwortet sich vor allem damit, daß unsere Kenntnisse über die geographische Verbreitung vieler Formen, insbesondere in bezug auf die Hydrofauna, durch die Bearbeitung außereuropäischen Materiales in letzter Zeit ungeheuer bereichert worden sind; so mußte die Beschränkung auf boreo-alpine Verbreitungsdaten oftmals fallen gelassen werden. Außerdem stellte es sich heraus, daß manche für ausschließlich stenotherme Kaltwasserarten gehaltene Organismen diese Bezeichnung nicht verdienten. Auch gelingt es in einzelnen Fällen schwer, deutliche Anhaltspunkte zur Unterscheidung von einem sogenannten Glazialrelikt und einem kaltwasserliebenden Kosmopoliten herauszufinden, wobei der Terminus „Kosmopolit" nicht gerade in weltumfassendem Sinne zu verstehen ist. Der schwedische Zoologe Sven Ekman (1915) hat hauptsächlich aus diesem Grunde das Schwergewicht auf die Verschleppungsmöglichkeit bzw. aktive Wanderungsfähigkeit verlegt und stellte folgende Frage: „Bei welchen Arten ist diese Verbreitungsfähigkeit so klein, daß ihr Auftreten im mittleren Europa nur als Reliktenbildung aufzufassen ist, und bei welchen ist sie so erheblich, daß eine Verbreitung auch jetzt von kälteren Gegenden aus geschehen kann?" Nach diesem Autor wäre z. B. ein Süßwassertier, welches heute auf den arktischen Inseln Spitzbergen, Island, Grönland lebt, offensichtlich durch eine so große Verschleppungsmöglichkeit ausgezeichnet, daß sein Vorkommen in Mitteleuropa durchaus keinen Glazialreliktencharakter bedeuten müßte. Die Vorstellung, daß die stenothermen Kaltwasserformen beim Einbruch des wärmeren Klimas dem Rückzug der Gletscher nach Norden bzw. in die Hochgebirge gefolgt seien, bietet überhaupt trotz aller Berücksichtigung der dazumal herrschenden, anderen hydrographischen Zustände manche Schwierigkeiten und einige Unverständlichkeiten. Doch damit genug, denn wir befinden uns schon mitten im Hin und Wider des Streites! Nur ein Punkt soll nicht ganz übergangen werden; es ist die Idee des Schweizers Imhof, daß einzelne subglaziale Bergseen samt ihrer Lebewelt die Eiszeit überdauert hätten. Durch die Darlegungen von Forel und Zschokke galt dieselbe für endgültig erledigt und auch die Geologen schienen sie im allgemeinen abzulehnen. Vielleicht steht die Sachlage heute anders; ich setze die Worte V. Brehms (1915) hieher, die da lauten: „Auf Grund von Beobachtungen am heutigen Inlandeis in Grönland kommt Vanhöffen zu der Annahme, daß die starke Erwärmung der Nunataks als lebenserhaltender Faktor nicht unterschätzt werden dürfe und daß die im Umkreis solcher stark erwärmter Felsmassen sich bildenden Schmelzwassertümpel einer reichen Wasserfauna einen geeigneten Aufenthaltsort bieten." Gab es solche Nunataks vielleicht auch während der Diluvialvergletscherung in unseren Alpen? Doch wie dem auch sei: nach dem heutigen Stande der hydro-biologischen Kenntnisse über unsere Hochgebirgsseen darf jedenfalls behauptet werden, daß die Zahl der sogenannten Glazialrelikte im Verhältnis zu den übrigen Formen (das sind die anpassungs- und widerstandsfähigen eurythermen Lebewesen und die stenothermen Kaltwasserkosmopoliten) eine recht geringfügige wäre; dies gilt sowohl für die Fauna als auch für die Flora unserer Hochgebirgsseen. Es entspricht dies ganz den Bedingungen, die im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes für den meistvertretenen Seentypus jener alpinen Region hervorgehoben wurden.

Schriftenverzeichnis

Heller C. (1881), „Über die Verbreitung der Tierwelt im Tiroler Hochgebirge". Sitzber. Akad. Wiss. Wien, Bd. 83.

Böhm A. (1886), „Die Hochseen der Ostalpen". Mittlg. Geogr. Ges. Wien, Jahrg. 1886.

Fugger E. (1890—1911), „Salzburgs Seen I—IX". Mittlg. Ges. Salz. Landeskunde Bd. 30, 31, 33, 35, 39, 43, 45, 48, 51.

Bourcart F. (1906), „Les Lacs alpins suisses". Genève 1906.

Polscher H. (1910), „Die Hochseen der Kreuzeckgruppe". Geogr. Jahrb. a. Österreich, Jahrg. 8.

Merz A. (1909) „Seestudien in den niederen Tauern". Mittlg. Geogr. Ges. Wien, Bd. 52.

Löwl F. (1888), „Der Lünersee". Zeitschr. d. D. u. Ö. A.-V. 1888.

Brehm V. und Zederbauer E. (1904), „Beiträge z. Planktonuntersuchung alpiner Seen". Verhandlg. Zool.-Bot. G. Wien, Bd. 54.

Thomann J. und Bally W. (1908), „Biologisch-chemische Untersuchungen über den Arnensee". Internat. Revue f. Hydrobiol. (Leipzig), Bd. I.

Pesta O. (1923/24), „Hydro-biologische Studien über Ostalpenseen". Archiv f. Hydrob. Stuttgart, Suppl. Bd. III.

Pesta O. (1925), „Über Hochgebirgsseen der Ostalpen und über die Glazialreliktenhypothese". Eiszeit Bd. 1, 2. Heft (Leipzig).

Zschokke F. (1900), „Die Tierwelt der Hochgebirgsseen". N. Denkschr. schweiz. Ges. f. Naturw. Zürich, Bd. 37. [Daselbst große Literatur.]

Imhof O. (1892), „Über das Leben und die Lebensverhältnisse zugefrorner Seen". Mittlg. Aargauisch. Naturforsch.-Ges. Aarau, 6. Heft.

Brehm V. (1904), im Jahresbericht d. Gymnasiums Elbogen (Böhmen).

Wolf E. (1905), „Die Fortpflanzungsverhältnisse unserer einheimischen Copepoden". Zool. Jahrb. Syst., Bd. 22.

Klausener C. (1908), „Die Blutseen der Hochalpen". Internat. Revue f. Hydro-biologie. (Leipzig), Bd. 1.

Baumann F. (1910), „Beiträge zur Biologie der Stockhornseen". Revue Suisse, Bd. 18.

Steiner G. (1911), „Biologische Studien an Seen der Faulhornkette im Berner Oberlande". Internat. Revue f. Hydro-biol. (Leipzig), Bd. 4, Biolog. Suppl.

Brehm V. (1914), „Probleme der modernen Planktonforschung, 1. Teil." Jahrber. Staatsgymnasium Eger (194).

Holdhaus K. (1912), „Kritisches Verzeichnis der borcoalpinen Tierformen (Glazialrelikte) der mittel- und südeuropäischen Hochgebirge". Annal. naturh. Hofmus. Wien, Bd. 26.

Ekman Sr. (1915), „Vorschläge und Erörterungen zur Reliktenfrage in der Hydro-biologie". Arkiv för Zoologi, Stockholm, Bd. 9.

Brehm V. (1915), „Probleme der modernen Planktonforschung, 2. Teil: Glazialbiologie". Jahrber. Staatsgymnasium Eger (1915).

Huber-Pestalozzi G. (1926), „Die Schwebeflora von Seen und Kleingewässern der alpinen und uralen Stufe." Zürich, Verlag A. Raustein.

Anmerkung: Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die einschlägige Literatur auch nur halbwegs vollständig anzuführen; nur die im Texte genannten Schriften einzelner Autoren sind im Verzeichnis enthalten.

Erläuterungen zur Abbildung S. 43:

1 = Dipterenlarve (Chironomide); 2 = Cladocere (Daphnia); 3 = Copepode (Diaptomus; 4 = Tardigrade; 5 = Copepode (Cyclops); 6 = Dauerkeim mit Schalenrest einer Cladocere; 7 = Erbsenmuschel (Pisidium); 8 = Rädertier (Notholca); 9 = Wasserkäfer (Agabus).

Die Sierra Tejeda

Europas letzter Zweitausender im Südwesten

Von R. v. Klebelsberg, Innsbruck

Granada — das Märchen von Kunst und Natur. Die Niederung im Glanze frischen Grüns, Blüten um die alte Maurenburg, darüber Schneefelder, so weit, so lückenlos wie kaum irgendwo in den Alpen: Spaniens höchstes Gebirge, die Sierra Nevada[1]). Schneegebirge bis in den Sommer hinein. Fast alle die anderen Berge sind schon Anfang März aper, nur einer trägt noch im April Schneeflecken: Europas letzter Zweitausender gegen Südwest, die Sierra Tejeda, 2065 *m*[2]).

Die Zahl 2000 bewahrt im vorhinein vor übermäßigen Erwartungen. Die Formen des Gebirges sind zahm, man würde es anderswo nicht weiter beachten, die Schneeflecken aber ziehen die Aufmerksamkeit nach sich, wenn die Ketten links und rechts längst Sommertracht angenommen haben. Mancher Besucher der Alhambra mag sich dann schon gefragt haben, wie wohl der einsame Weiße dort hinter dem Vorland im Südwesten heißt, weit jenseits der grünen Niederung.

Die Tejeda liegt im Zuge der Sierren, die aus den südlichen Vorbergen der Sierra Nevada hervorgehen und dann in weitem Bogen um die Bucht von Malaga gegen Gibraltar verlaufen. Von Granada und seiner Vega[3]) trennt sie ein Steppenland mit weitläufigen Hochflächen, 900 und 1100 *m* ü. M., dann erst steigen Steilhänge zum eigentlichen Gebirge an, das auf seiner Höhe Reste noch älterer Hochflächen trägt. Im Süden dacht das Gebirge steil zu Vorbergen ab, deren Höhenlinien flach vorführen zu einem letzten großen Abfall bis ans Meer. Weithin herrscht hier die Tejeda über dem subtropischen Küstenstreif.

Die Luftlinie von Granada zur Tejeda mißt 50, der Weg bis zum Fuße fast 70 *km*. Eine schön angelegte, schlecht eingehaltene Straße. Sie zweigt bald außerhalb Granada von jener ans Meer ab, führt durch die üppig grünen Fluren der Vega, dann auf- und absteigend über die weiten Hochflächen, quer über Hunderte von Metern tief darin eingeschnittene Täler. In mühsamer Autofahrt[4]) erreicht man das sagenberühmte malerische Alhama (57 *km* von Granada). Hier ist die Tejeda schon in

---

[1]) Die beiden höchsten Gipfel der Sierra Nevada, Veleta, 3430 *m*, und Mulhacen, 3481 *m*, überragen auch noch die höchsten Punkte der Pyrenäen, Mont Perdu, 3352 *m*, Pic des Posets, 3367 *m* und Pic d'Anethou, 3404 *m*.

[2]) Die Sierra Tejeda liegt unter 36° 55′, das ist ungefähr die Breite von Algier und des südlichsten Sizilien. Fast genau in derselben Breite liegt der höchste Gipfel, 2409 *m*, des Taygetos- oder Pentedaktylos-Gebirges auf der Halbinsel Morea, nahe südlich desselben folgen aber vermutlich noch ein paar niedrigere Zweitausender. Die südlichsten Zweitausender Europas überhaupt finden sich auf Kreta (höchster 2498 *m*, südlichster bei zirka 35° 10′). Die südlichsten Dreitausender sind jene in der Sierra Nevada (bis 37° 2′; Aetna, 3278 *m*, bei 37° 44′).

[3]) Vega ist die ganz und gäbe spanische Bezeichnung für die reich bewässerten fruchtbaren Niederungen breiter Täler, Flußmündungen u. dgl.

[4]) Gut organisierter Autodienst von Granada aus, täglich einmal in jeder Richtung, ab Granada 1 Uhr 45 nachmittags, Alhama etwa 5 Uhr, an Ventas de Zafferaya 6 Uhr, in umgekehrter Richtung Ventas ab 6 Uhr 20 früh, Granada an etwa um 11 Uhr 30.

naher Sicht[1]). Die Schneeflecken auf ihrer Höhe schimmern über der roten, olivenbestandenen Erde der letzten Hügelwelle, die noch davon trennt. In großen Kehren steigt die Straße ein letztes Mal an, oben liegt die Kette dann frei und unmittelbar vor dem Beschauer, nur noch eine Tiefenlinie inzwischen, die des Beckens von Zaffaraya. Das ist ein langgestrecktes, oberirdisch abflußloses Tal, wie ein Polje im adriatischen Karst, mit fruchtbarer Sohle, Steppenhängen. Die Hänge im Süden sind die der Tejeda.

Durch schütteren Busch steigt die Straße hinab, beim Gehöft Alcaizeria, 990 *m*, erreicht sie die Sohle. Ein kleines Flüßchen tritt hier von Osten her in das Becken ein, bald weiter im Westen versiegt es im Schutt des Untergrundes. Der Sage nach kommen die Wasser 20 *km* nördlich davon in der Manzanil-Quelle bei Loja wieder hervor. Zaffaraya selbst liegt am entgegengesetzten (westlichen) Ende des Beckens, es ist bekannt geworden durch die Zerstörungen des großen andalusischen Erdbebens vom 25. Dezember 1884, dem unter 150 anderen Ortschaften auch ein Großteil Alhamas zum Opfer gefallen ist. Eine Gehstunde vorher berührt die Straße das wichtige Dörfchen Ventas[2]) de Zaffaraya, wo durch ein tiefes Tor im südseitigen Gebirge Bahn und Straße von Malaga heraufkommen.

Dieses Tor, der tiefste Punkt einer breiteren Einsenkung („Boquete de Zaffaraya"), kann als orographische Westgrenze der Sierra Tejeda gelten. Steil wie ihre Nordhänge setzt hier die Kette auch nach Westen nieder, die Berge, die folgen, erheben sich nicht annähernd mehr so hoch, bleiben unter 1400 *m*. Daher die beherrschende Rolle der Tejeda auch nach Westen hin.

Die höchsten Punkte der Sierra Tejeda (Picos Maromas, 2065 *m*) liegen südlich über Alcaizeria. Von hier geht man auch am besten los. Dem steilen Anstieg liegt ein breites sanftes Fußgehänge vor, von jungen, tertiären Schichten bedeckt, mit zerstreuten Höfen, Ackerfeldern, trockenen Heiden und schütteren Baumbeständen. Die Steilhänge darüber werden durch drei Tälchen gegliedert. Es sind mehr Gräben, rasch ansteigende Furchen mit engem Grund und gleichmäßig steilen Flanken, ganz anders als in den Alpen — sie haben keine Vergletscherung mitgemacht, die Erosionsformen abfließender Wildwässer sind in Reinzucht bewahrt. Das westlichste der drei Tälchen ist das kürzeste, es verliert sich schon bald oben in eine seichte Hangnische. Das mittlere greift wenig tiefer ins Gebirge ein, nur das östliche führt weiter zurück, dem Einblick entschwindend, und reicht an die höchsten Punkte hinan. Es zeichnet die Anstiegslinie vor. Sein Ausgang liegt südlich Alcaizeria, nahe westlich von ihm schaut ein schöner, herrschaftlicher Hof (Guerto de Navas) vor, der höchste der Gegend, 1150 *m*[3]). Unten im Flußvorland fehlt allen den Tälchen ein entsprechender Unterlauf.

Zu den Höfen führen wohl Wege, aber keiner so recht in der Richtung Tejeda. So lange der Saatenstand es erlaubt, geht man am besten quer feldein. Zwar sind auch die starren Ackerschollen kein angenehmer Weg, aber man kommt noch am raschesten vorwärts. Später lösen dürre Heiden die Felder ab, von Korkeichen bestanden, bis zum Fuße der Steilhänge, wo der Baumwuchs endigt und nur mehr niedriger, stachliger Busch übrigbleibt. Zwischendurch schaut auf und auf das nackte Gestein vor, blaugrauer Schiefermarmor; wie er fast die ganze Tejeda aufbaut.

---

[1]) Da die Tejeda im Weichbild von Alhama herrscht, wurde sie auch Sierra de Alhama genannt. In der — irrtümlichen — Annahme, zwischen „Sierra Tejeda" und „Sierra de Alahama" unterscheiden zu sollen, ist dann letzterer Name auf die niedrigen Ketten westnordwestlich von Ventas de Zaffaraya übertragen worden, auf die er nicht mehr paßt.

[2]) Venta heißt Herberge, Unterstand, Wirtshaus.

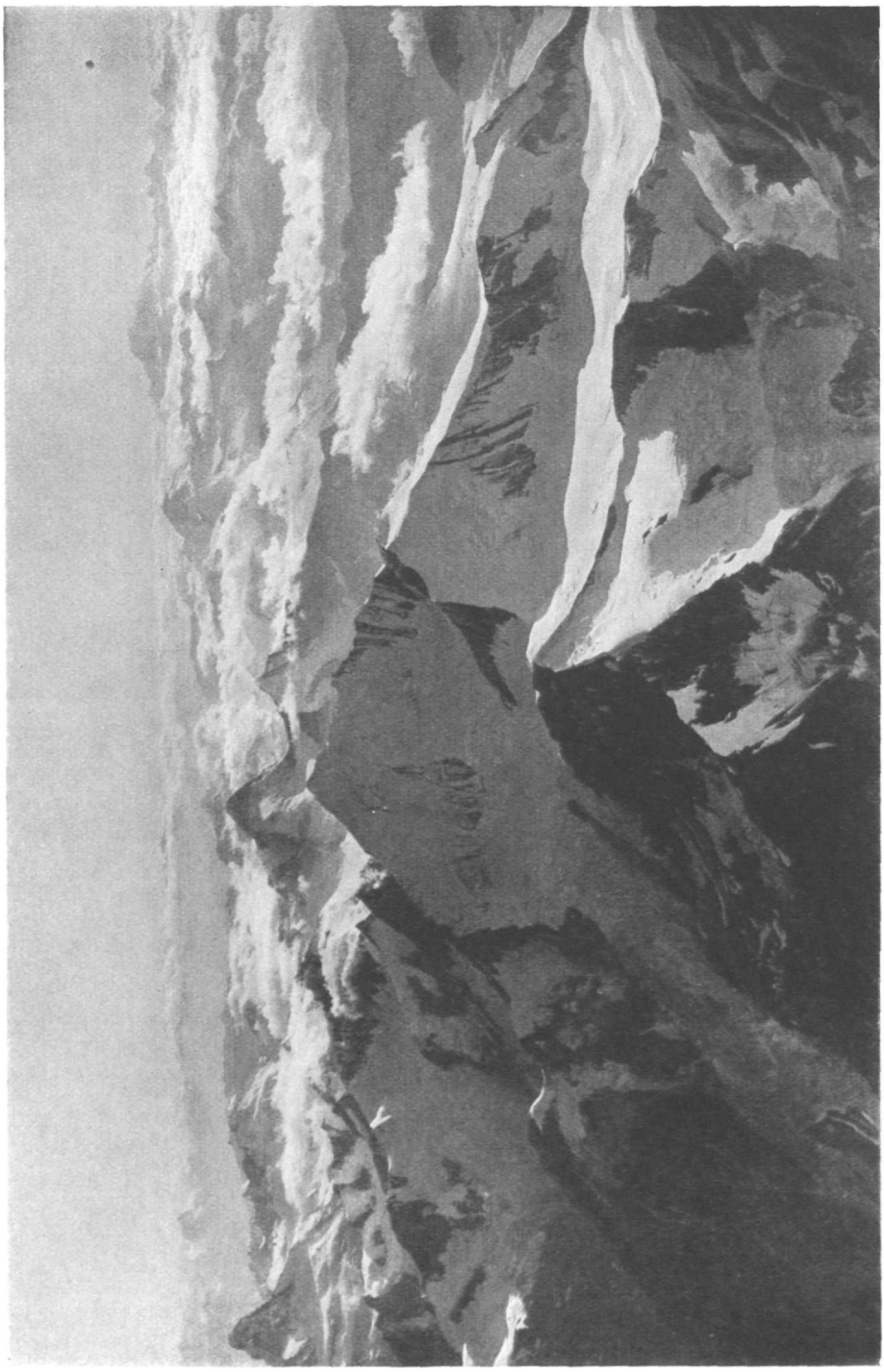
[3]) Diese und die folgenden Höhenangaben beruhen, soweit nichts anderes angegeben, auf Aneroidbeobachtungen.



Pico Maromas (Sierra Tejeda) von Norden, aus der Gegend öſtlich Alcaiceria
(In den beſchneiten Höhen nach links herab das Tälchen des Anſtieges)



Pico Maromas (Sierra Tejeda) von Südweſten, aus dem Tale des Rio Velez
(Links, in mittlerer Bildhöhe die Ortſchaft Alcancin)



Matterhorn, Weißhorn, Grand Combin

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Am Fuße der steilen Hänge mündet das Tälchen aus. Hier ist der Einstieg engeren Sinnes, 1150 *m*. Eine Steigspur leitet westseitig empor. Mehr Spur als Steig, man verliert sie leicht an dem steinigen struppigen Hang und freut sich, sie wieder zu gewinnen. Mehr und mehr treten Schrofen vor, zwischen unteren und oberen geht es langsam talein. Bald wird das Gelände unwegsamer, von felsigen Gräben zerfurcht, da steigt man ins trockene Bachbett ab, wo es in blank gescheuerten hellen Marmorfelsen liegt, und setzt auf die andere Seite über (bei 1380 *m* ü. M.). Dort führt ein zwar verfallener, aber kunstgerecht angelegter Weg, untermauert, in kurzen Kehren den kleinen Felskopf hinan, der hier den Talgrund sperrt, wohl ein Almweg aus vergangenen Zeiten — auch in den Bergen von Antequera haben wir die Spuren alter, aufgelassener Almbetriebe gefunden. Im Fels hat sich der Weg erhalten, an den Schutthängen talaus und talein ist er verschwunden. Ohne weiteren Höhenverlust geht es nun an der rechten, östlichen Talseite allmählich ansteigend einwärts, über Schutt und die Polster der Steppenvegetation. Die Bekanntschaft mit letzterer lehrt bald, jeden Schritt zu prüfen, denn Fehltritte büßt die Hand mit kleinen Dornen, die erst nach Tagen wieder aus ihr „ausapern".

Ab und zu sind zwischen die steilgestellten Marmorbänke weichere Schieferpakete geschaltet, denen folgend die Erosion Gräben und Schluchten herausgewaschen hat. Die Schichten fallen großenteils talaus und kehren bisweilen steile Schichtköpfe talein — kleine Überraschungen, leichte Hindernisse im Anstieg. Die Landschaft ist einförmig, öde, ihr einziger Schmuck das Frühlingsgrün und die Steppenblüte — beide folgen den Schneeflecken auf dem Fuße und ihnen wieder das spärliche Weidevieh, Schafe, Rinder, Pferde, die hier ein karges Dasein fristen. Eng, leicht gewunden, entbehrt der Talgrund jeglicher weiteren Sicht, steile Hänge, stumpfe Kämme schließen ihn ein, ohne selbst Reize zu bieten. Und auch das Bächlein, das über die Schrofen plätschert, zieht sich mit den Schneeflecken immer höher hinauf zurück und versiegt wohl ganz, wenn die letzten von ihnen geschwunden sind — dann ist trostlos Trumpf. Uns, Freund Erbik und mir, genügte schon die Frühjahrssonne.

Bei etwa 1570 *m* ü. M. teilt sich das Tal in zwei Äste, einer der wenigen Fixpunkte in dem ausdrucksarmen Gelände. Wir hielten hier Rast an köstlichem Wasser — seine Tage mochten, Ende März, schon gezählt sein — und stiegen dann in dem rechten, südöstlichen Zweige weiter an, immer nahe rechts über der nach und nach steileren Tiefenlinie. Bei 1650 *m*, im Schatten, erschienen die ersten kleinen Schneeflecken, im großen ganzen aber war der Berg schon fast bis oben schneefrei.

Bei etwa 1860 *m* biegt das Tälchen nach Osten ab, dem Nordfuße des höchsten Rückens entlang. Seine Grabenform geht in die einer breiteren sanfteren Mulde über, an dem Nebenrücken, der sie nördlich begleitet, ragen wie Ruinen schroffere Felsformen vor. Das Bild beginnt Höhe zu atmen. Da sind die Schneeflecken, die uns schon auf der Alhambra gewinkt, an ihren Rändern die Erstlinge der Alpenflora wie in den Heimatbergen. Kräftig flimmert die Luft über den Konturen im Austausch von Sonnen- und Bodenstrahlung, Schneehühner flattern aufgeschreckt von dannen, die Ferne öffnet sich. Das Nahen des Zieles beschleunigt den Schritt.

Just zur Mittagsstunde langten wir auf dem ersten der drei Gipfelpunkte, dem niedrigsten, nordöstlichen, 2000 *m*, an, es ist nichts weiter als die Nordost-Ecke der breit und flachgewölbten Gipfelfläche. Um halb 7 Uhr waren wir von Ventas mit dem Postauto nach Alcaizeria gekommen, manche Zeit war wohl mit Beobachten, Photographieren, Notieren vergangen, aber vier Stunden sind immerhin zu rechnen, von der Straße bis auf die Höhe, in dem weglosen Gelände.

Die eine, nördliche Hälfte der Fernsicht lag vor uns. Andalusien von der sevillanischen Niederung herüber bis Granada, jenseits Cordoba als duftiger Streif noch der Rand der Sierra Morena. Tief unten die grüne Sohle des Beckens von

Zafaraya, darüber die Karstberge gegen Loja—Antequera, rechts, in die Hochflächen versenkt, Alhama, dann der Glanzpunkt von allem, die feenhafte Sierra Nevada. Der Radius der Sicht mißt 150 *km*.

Nahe unter dem Gipfel sind an den obersten Nordhängen kleine Karbecken ausgenommen, in einem spiegelt ein Seeauge — sie sind die Zeugen kleiner Gletscherchen, die hier, unter dem Kammrande, zur Eiszeit gelegen hatten, die letzten Europas gegen Südwesten, die man bisher kennt. Im Winkel des einen, östlichen Kares stehen Reste improvisierter Unterstände, sie haben vielleicht den spanischen Landmessern gedient, die vor wenigen Jahren das Gebirge kartierten[1]). Vom Gipfel herab ist hier eine Steigspur ausgetreten.

Eine breite, flachgewölbte Marmorflur, dunkle und helle Lagen wechselnd, in den dunklen schön gefältete Quarzbänder, spannt sich von der Nordost- zur Südostecke hinüber (10 Minuten Weges).

Das Wetter der letzten Tage war stürmisch, trüb und kühl, auch Niederschläge gab es dann und wann, um so strahlender heute das Blau des Himmels, um so klarer die Ferne. Anfangs würdigten wir das gar nicht recht, als wir aber über die Steinplatten zum Südostgipfel hinüberwanderten und über einem weiten nebelhaften Vorfelde ein schmaler, dunkler Streifen erschien, dessen Oberrand deutlich auf- und abstieg, Höhen und Senken unterscheiden ließ, während der Unterrand linear mit dem Vorfeld verlief, da wurde uns klar, daß wir einen jener ganz seltenen Tage im Jahre erwischt hatten, an denen die Grenze der Sicht bis auf 250 *km*[2]) hinausgerückt ist: das „Vorfeld" war das Meer — sein weißer Gischt säumte unten die Küste —, der dunkle Streif das Rif-(Atlas-)Gebirge von Tetuan bis gegen Oran hinüber! Bald erkannten wir auf dem Meere vereinzelte Rauchfahnen und Schiffe und den weißen Küstensaum verfolgten wir für mehr als 100 *km* von Almuñecar bis über Malaga hinaus. Eindrücke für den Binnenmenschen, die er nie vergessen wird!

Besonders reizvoll war auch der Blick hinab auf die nähere südliche Vorlagerung. Malerische Dörfer schmiegen sich dort in Mulden des welligen Geländes. Einzelhöfe sind weit verstreut bis auf die kleinen Bergrücken hinauf — am Fuße der Tejeda schneidet alles ab, in ungegliederter Steilheit steigen ihre Hänge 1000 *m* höher.

Aus der Bucht von Torre del Mar führt das grüne Tal des Rio Velez an die Tejeda heran, ihm folgt die Bahn[3]) nach Ventas. Von Viñuela, einem malerischen Dorfe, strotzend von großsprossigen Kakteen, geht der günstigste südliche Zugang zur Tejeda aus, Straße bis Alcaucin (am Südwestfuße), dann Saumweg bis unmittelbar an den Fuß (etwa 1000 *m*) der Steilhänge.

Weiter im Südwesten, schon jenseits Malaga ragt als letzter ansehnlicher Berg die Torrecilla, 1919 *m*, in der Sierra de Tolox (bei Ronda) auf. Dann sinkt das Gebirge immer stärker gegen Gibraltar und Cadiz ab.

Nach dieser Seite, besonders ins Tal des Rio Velez hinab, ist der Blick am schönsten vom westlichen Höhepunkt. Hier steht ein großer Steinmann. Auf diesen Punkt bezieht sich wohl die Messung 2065[4]). Mühelos, in ¼ Stunde, wandert man auf der

---

[1]) Ergebnisse noch unveröffentlicht, vgl. Anm. 4.

[2]) Das ist wohl überhaupt eine äußerste, bei Gipfelaussichten erreichbare Sichtgrenze. Sicher festgestellte größte Sichtweiten im Alpengebiete sind z. B. Arber (Bayerischer Wald) — Zentrale Ostalpen, 220 *km*, Höhen von Vielgereut (Südtirol) — Etruskischer Appennin (südlich Bologna), 200 *km*, Ortler—Matterhorn, 230 *km*.

[3]) Die in den letzten Jahren fertiggestellte Fortsetzung (Schmalspur) der Bahn Malaga—Velez Malaga; sie folgt bis kurz vor (südlich) Viñuela dem Rio Velez und gewinnt dann in weitem Umweg über Periana, im letzten Abschnitte landschaftlich großartig, die Paßhöhe von Ventas de Zafaraya (1000 *m* über dem geradenwegs nur 24 *km* entfernten Meer).

[4]) Ich verdanke ihre Kenntnis Herrn Prof. Dr. H. Obermaier in Madrid. Die 100 *m* Isohypsen der im übrigen noch unveröffentlichten Aufnahme sind in Dr. J. Carandells Mapa

breiten, flachgewölbten Rückenfläche, über zerklüftete Marmorplatten, zu ihm hinüber, der absolut höchste Punkt liegt nahe östlich davon. Im Rückblick schneiden über der grauen Steinflur die fernen Schneefelder der Sierra Nevada ab.

Das Aneroid zeigte 2030 *m*. Unten bei Alcaizeria hatten wir es auf 1000 *m* eingestellt.

Von der ganzen Sierra Tejeda ist unser Berg der am weitesten nach Westnordwest vorgeschobene Teil. Eine breite Senke (Puerto de Sedella, etwa 1500 *m*, fast genau südlich Alhama) trennt davon einen niedrigeren Ostteil (etwa 1800 *m*) ab, dann schließt, jenseits der Pässe Competa und Frigiliana (beide etwa 1450 *m*, durch niedrige Kuppen, etwa 1600 *m*, voneinander getrennt) die stärker gegen Südosten abbiegende Sierra Almijara an, deren höchster Gipfel, die Nava Chica, mit 1831 *m* gemessen ist. Noch in der letzterschienenen amtlichen Karte („Mapa Militar Itinerario de España" — ohne Geländedarstellung — 1:200 000, Blatt 85, 1915) waren die Höhenverhältnisse insoferne unrichtig eingetragen, als der höchste Punkt des ganzen Gebirges Almijara—Tejeda mit 2135 *m* zwischen den Pässen Frigiliana und Competa erschien, eine Höhenangabe, die dann in den deutschen Handatlanten weiter nordwestwärts verlegt und auf die Sierra Tejeda übernommen worden ist. Daß das Kammstück südlich über Alcaizeria das höchste des ganzen Gebirgszuges ist, haben wir auch mit dem Horizontierglas festgestellt. Dafür aber, daß unser Berg der einzige ist, der bis in den April hinein Schneeflecken trägt, dürften außer der größeren Höhe auch Gesichtspunkte der Form und lokale Klimaschattierungen maßgebend sein: keiner der anderen Gipfel ist auf seiner Höhe ähnlich verflacht — sie sind vermutlich schon unter die entsprechende Fläche abgetragen oder ragen nur mehr punktweise bis zu ihr auf — und im Becken von Zafaraya haben wir die Nebel hängen und Regenschauer niedergehen gesehen, auch wenn rundum schöneres Wetter war.

Westlich der Tejeda fällt das Gebirge, wie erwähnt, stark ab. Dieser jähe Abfall einerseits, die nach Westen, in der Richtung des Abfalls, vorgeschobene Lage der höchsten Erhebung anderseits, haben geologische Bewandtnis. In der Senke westlich der Tejeda stoßen von den alten Gesteinen des Tejeda-Almijara-Kammes unvermittelt junge Schichten, solche der Jura-, Kreide- und Tertiärformation ab, und die geologische Fortsetzung jenes Kammes erscheint weiter im Westen um fast 10 *km* nach Süden verschoben: durch das orographisch scheinbar einheitlich nach Westnordwest, zu den Pässen bei Alfarnate, fortziehende Gebirge schneidet westlich des Tejeda-Abfalles eine wichtige Störungsfläche hindurch, an der die alten Gesteine des Gebirges östlich davon hoch über die jungen des Gebirges westlich aufragen, sei es nun daß der alte Untergrund hochgebracht oder aber seitwärts aus früher anderer (südlicherer) Lage in die Fortsetzung der jungen Schichten hinein verschoben worden ist oder daß beiderlei Bewegungen miteinander verbunden waren. Zu dieser und vielleicht auch anderen Störungsflächen standen vermutlich die starken Erdbeben in Bezug.

Stunden des Beobachtens und Genießens haben wir auf der Höhe der Tejeda verbracht. Und wir wären wohl noch länger geblieben, wäre uns die Linie, auf der wir absteigen wollten, nicht noch weniger bekannt gewesen als jene des Aufstiegs. Der ganze Oberteil des Berges ist nämlich weder aus der Umgebung noch von den Gipfeln aus einsehbar, so stark geht die Formentwicklung ins Flächenhafte. Nebel, wie sie die Tage vorher und nachher über der Tejeda hingen, würden hier die Orientierung außerordentlich erschweren.

Wir wollten nach Westen hinab, in die breite Senke, welche die Tejeda von ihrer

geológico de Sierra Nevada 1:400 000 übernommen, die dem Führer zur Excursion A 5 des Internationalen Geologenkongresses Madrid 1926 beigegeben ist.

westlichen Fortsetzung trennt. Zunächst wies uns ein seichtes, langsam absteigendes Tal den Weg, weiter vorne aber, wo es mit einem Male steiler abzufallen und sich tiefer einzuschneiden beginnt, hieß es ein Tal nach dem anderen rechtshin (nordwärts) queren, über leichte Schutt- und Schrofenhänge, denn alle diese Täler und Schluchten biegen unterwärts nach Süden ab und münden tief unter den Pässen von Zaffaraya ins Rio-Velez-Gebiet.

Im Quergehen kamen wir ohne Gegensteigung auf eine kleine Rückfallskuppe, 1580 *m*, im Nordwestgrate unseres Berges hinaus, gerade im Scheitel des westlichsten der drei nordseitigen Täler, und damit in bekannte Gegend: unmittelbar unter uns lag wieder die grüne Sohle des Beckens von Zaffaraya, ihm entlang die Straße nach Alcaizeria, nordöstlich davon die weiten, im Profil fast tischebenen Hochflächen um 1100 *m*, und darüber alles verklärend die weiße Nevada. Mühelos ging's dem Grate nach auf einer Steigspur nach Westen bis in den kleinen Sattel, 1320 *m*, südlich der letzten Rückfallskuppe, dann auf geradezu „Alpenvereinssteig" im Zickzack an den Ausgang jenes westlichsten Tälchens hinab und an ein paar Höfen vorbei zur Straße, 6 *km* östlich von Ventas. Das Aneroid zeigte 1040 *m* statt 1000, war also auch beim Abstieg nicht ganz mitgekommen.

Wundervoll leuchtete die Abendsonne ins Grün der jungen Saat und oben auf den Schnee der Tejeda, der Wunsch war uns erfüllt worden, den wir die letzten Tage angesichts des Berges in uns trugen. Abends tranken wir eins auf den Schutz- und Hauspatron unserer Fonda zu Ventas: „Colombo".

Anderen Morgens rüttelte uns der Sturm aus dem Schlafe. Frostig blies er durch das Felsentor, Nebel hingen herab, auf der Tejeda Schneegestöber — gut, daß wir oben waren!

Alpenfahrten im Freiballon

Von Prof. Dr. Robert Liefmann, Freiburg i. B.

I. Warum Alpenfahrten im Freiballon?

Alpenfahrten im Freiballon? — so wird mancher Leser fragen — hat es noch Sinn, von diesem altmodischen, den Winden preisgegebenen Luftfahrzeug zu sprechen, wo es, im Sommer wenigstens, eine regelmäßige tägliche Luftfahrtlinie über die höchsten Kämme der Walliser Alpen, von Bern nach Mailand, gibt, wo auch schon im Winter hohe Alpengipfel überflogen wurden und wo das Flugzeug unbedingt befähigt ist, jeden beliebigen Teil der Alpenkette mit Sicherheit zu überfliegen? Das Ziel so vieler Ballonführer, eine Alpenüberquerung zu machen, kann also mit dem Flugzeuge heute jeden Tag erreicht werden; großartige Einblicke in die Gletscherwelt können fast von jedem beliebigen Punkte gewonnen werden und sind auch vielfach schon im Lichtbilde festgehalten worden.

Gewiß, wenn es nur darauf ankäme, die Alpen irgendwie oder gar an einem bestimmten Punkte zu überfliegen, wäre der alte Freiballon heute längst erledigt. Aber wenn tatsächlich eine Epoche der Alpenfahrten im Freiballon im wesentlichen beendigt ist und unsere Zeilen hauptsächlich die Erinnerung an Vergangenes festzuhalten bestimmt sind, so liegt das keineswegs an der technischen Rückständigkeit des Freiballons und an der Überlegenheit des Flugzeuges, sondern ausschließlich an den dem Freiballon ungünstigen Verhältnisse der Nachkriegszeit in den für Alpenüberquerungen in Frage kommenden Gebieten. Beweis dafür ist, daß der Freiballonsport in den innerdeutschen Gebieten trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten schon wieder einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Aber im Alpengebiet ist die Gasherstellung zu teuer geworden und vor allem: die Abschließung der Länder gegeneinander und die Verhetzung der Völker ist viel größer geworden, und Landungen im fremdsprachlichen Gebiete vorzunehmen, sollten Deutsche heute möglichst vermeiden.

So unwahrscheinlich es dem Fernerstehenden klingen mag: nur politische und wirtschaftliche Umstände verhindern, daß heute und vielleicht noch auf lange hinaus Alpenfahrten im Freiballon dieselbe Rolle spielen wie vor dem Kriege. Denn, trotz aller Vorzüge des Flugzeugs: den Reiz, den eine Freiballonfahrt bietet, kann kein Flugzeug, kann nicht einmal das Luftschiff gewähren. Nur im Freiballon hat man wirklich das Gefühl des Fliegens im Sinne des Vogels, des Schwebens, nur im Freiballon hat man auch Muße, sich über bemerkenswertem Gelände wirklich umzusehen und die einströmenden Eindrücke aufzunehmen.

Da nun aber eine Zunahme der alpinen Freiballonfahrten gerade im deutschen und österreichischen Alpengebiet einstweilen nicht zu erwarten ist, ist es vielleicht angebracht, einen Rückblick auf die letzten Vorkriegsjahre zu werfen, die den Höhepunkt dieses Sportes bedeuten. Und da steht im Vordergrund die Tätigkeit des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol, der Innsbruck zum Mittelpunkte der Alpenfahrten gemacht hat. Diese Tätigkeit, die Hunderten den unvergleichlichen Genuß einer solchen vermittelte, hat durch den Kriegsausbruch, den Ver-

lust der beiden Ballone und die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit ihr Ende gefunden. So folge ich der Anregung der Schriftleitung, meinen ihr vor Jahren gesandten Aufsatz über meine Erfahrungen bei Alpenluftfahrten im Sinne einer Übersicht über die Ostalpenfahrten umzugestalten, die der Innsbrucker Verein veranstaltet hat. Diese Darstellung soll aber kein Nekrolog für denselben sein; denn alle Freunde der Alpenluftfahrt erhoffen zuversichtlich seine Wiederauferstehung. In dieser Erwartung bringe ich auch in einem Abschnitt meine Erfahrungen in bezug auf alpine Freiballonfahrten, ergänzt durch diejenigen anderer, und in der Hoffnung, daß sie nicht post festum kommen werden.

In dieser Zeitschrift, Jahrgang 1911, hat die bekannte eifrige Ballonführerin Frl. Margarete Grosse in Meißen eine ausgezeichnete Darstellung der Entwicklung des alpinen Freiballonfahrens gegeben und dabei auch der Gründung des Innsbrucker Vereins gedacht. Auch hat sie die großartigen Eindrücke einer Fahrt über die Alpen in so beredter Weise geschildert, daß ich darauf um so weniger zu sprechen kommen will, als es zur Zeit keinen Zweck hat, die Alpinisten nach solchen lüstern zu machen. Daher will ich auch nicht auf die von ihr ebenfalls behandelten persönlichen und sachlichen Voraussetzungen alpiner Ballonfahrten eingehen.

II. Alpinismus und Freiballonsport

Vielleicht darf ich hier einige Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Alpinismus und Freiballonsport machen. Beide, so außerordentlich verschieden sie nach der Seite der körperlichen Anforderungen sind, haben doch ein Gemeinsames, was sie von allen andern Sportsarten, außer dem Segeln, mit dem der Freiballonsport überhaupt nahe verwandt ist, und jetzt etwa dem Faltbootsport unterscheidet, das ist das Abenteuer. Besteht schon der große psychologische Reiz jeder Freiballonfahrt darin, daß sie uns in der kürzesten Zeit und ohne jede Anstrengung aus dem Alltagsleben herausreißt, uns von der Erde loslöst und plötzlich in eine andere, stillere Welt versetzt, so liegt der sportliche Reiz bei ihr nach der passiven Seite hin in der Ungewißheit darüber, was einem bevorsteht, wohin man gelangen, was man alles sehen und erleben werde. Zu den schönsten Erinnerungen meiner großen Ballonfahrten, die mich über weite Strecken Mittel- und Westeuropas, von der Ostsee bis zur Rhonemündung, von Mähren und Schlesien bis zur Bretagne und dem südlichsten Frankreich, von der Nordseeküste Schleswigs bis ins heutige Südslawien führten, gehört nicht nur, was ich dabei gesehen habe, nicht nur das Erlebnis glücklich und geschickt durchgeführter Landungen, sondern ganz besonders auch der Reiz des Ungewissen vor Antritt und bei Beginn der Fahrt. Wo werden wir am Abend oder am nächsten Tage uns befinden? Wo werden wir landen? Bei keinem anderen Sport spielt dieser Reiz annähernd die gleiche Rolle. Was denkt man nicht alles, wenn man mit unzähligen Ballastsäcken in einem mit Wasserstoff gefüllten Ballon von 1680 *cbm* in die Lüfte steigt! Von meinen verschiedenen Versuchen, die Alpen von Deutschland aus zu überqueren, entsinne ich mich eines Aufstiegs von Griesheim bei Frankfurt zu Pfingsten 1914. Die Wetterlage war derart, daß wir mit unsern 53 Sack Ballast ungefähr jeden Punkt Europas erreichen konnten, und unser jüngster Korbinsasse verfehlte nicht, jedesmal, wenn der Ballon bei seinem Schneckentempo eine neue Wendung machte, eine mindestens 1000 km entfernte Gegend als vermutliches Ziel anzugeben. Und schließlich landeten wir nach 25 Stunden, kaum 250 *km* vom Aufstiegsort, wegen Gewittergefahr in Frankenl

Es ist merkwürdig, wie sich gerade solcher Ungewißheit gegenüber die Geister scheiden. Für manche liegt in diesem Ungewissen, Abenteuerlichen ein ebenso großer

Reiz wie in der Fahrt selbst und in dem, was es dabei zu sehen gibt. Andere sagen: ich werde mich doch nicht in ein Fahrzeug setzen, bei dem ich nicht einmal weiß, wohin ich gelangen werde! Aber auch den Alpinisten treibt, wenn auch oft unbewußt, zu einem großen Teil diese Freude am Abenteuer, vor allem bei den wirklichen Alpinisten, den führerlosen, denjenigen, die sich selbst ihre Wege, und womöglich neue Wege suchen; also vor allem auch bei Hochturen in außereuropäischen Gebirgen. Davon abgesehen ist freilich das Abenteuer, das Ungewisse, im Alpinismus mehr auf unangenehme, von außen kommende Einwirkungen beschränkt, objektive Gefahren, Wettersturz, Steinschlag, Lawinen, die man nicht sucht, sondern möglichst vermeidet. Den Reiz des Abenteuers bietet also jede Freiballonfahrt in ungleich höherem Maße. Dafür hat freilich der Alpinimus den gewaltigen moralischen Vorzug, daß er sehr viel mehr ein *Kampf* ist, das Einsetzen der ganzen körperlichen und geistigen Kraft und oft auch eine besondere körperliche Geschicklichkeit erfordert. Und daß dieser Kampf nicht ein solcher mit dem Menschen, sondern mit der Natur, mit dem Berge ist, und dieser seinen Widerstand, namentlich im Fels, dem Menschen immer wieder in anderer Form entgegensetzt, das ist es, was meines Erachtens das führerlose Gehen im Hochgebirge und ganz besonders das Klettern im Fels zum Höhepunkt allen Sports macht und seine außerordentliche Beliebtheit erklärt. Denn der Kampf mit Menschen ist zumeist ein *Wettkampf*, und ein solcher entwickelt sowohl beim Sieg wie bei der Niederlage vielfach Gefühle und Eigenschaften, die ethisch nicht günstig zu bewerten sind. Der Kampf mit den Elementen, dem Wasser beim Schwimmen und Segeln, dem Winde bei diesem und bei der Luftfahrt ist objektiver, unpersönlicher, er schafft keine menschlichen Gegensätze. Und der Kampf mit dem Berge ist dabei der abwechslungsreichste und vor allem der, der die vielseitigsten Anforderungen stellt.

Beim Freiballonfahren tritt allerdings der Wettkampf nicht so stark zurück wie beim Alpinismus. Wettfahrten in verschiedener Form spielen bei ihm eine große Rolle. Aber das ist in ethischer Hinsicht kein Vorzug, und auch ein anderes, ethisch nicht unbedenkliches Moment, das Rekordstreben, tritt bei ihm in stärkerem Maße hervor, wenn es auch beim Alpinismus keineswegs ausgeschlossen ist. Andererseits tritt die aktive körperliche Leistung beim Freiballonsport gegenüber dem Alpinismus zurück. Sie beschränkt sich im wesentlichen auf die Landung. Aber auch die geistige Leistung ist im allgemeinen geringer als bei schwierigen führerlosen Hochturen, ausgenommen etwa bei Wettfahrten und bei den sogenannten Zielfahrten, wo es darauf ankommt, einem vorher bestimmten Punkte möglichst nahe zu kommen. Dies erfordert eine große Beobachtungsgabe, fortgesetzte Feststellung der Windrichtungen in den verschiedenen Luftschichten, die keineswegs leicht ist, da sich der Ballon zumeist langsam um seine Achse zu drehen pflegt. Diese Aufgabe kann am ersten der Orientierung mit Kompaß und Karte bei einer alpinen Schitur im Nebel verglichen werden, wobei allerdings im Schneesturm die äußeren Bedingungen für die Beobachtung ungünstiger sind und von exakten Feststellungen auch mehr für die Teilnehmer abhängt als bei einer Ballonfahrt. Immerhin kann auch bei einer Nachtfahrt in der Nähe des Meeres oder einer Landesgrenze die richtige Orientierung von größter Bedeutung sein, und im allgemeinen sind in solchen Fällen die Anforderungen an die Beobachtungsgabe des Führers die gleichen wie bei einer Hochtur im unbekannten Gelände.

Abgesehen von solchen Aufgaben stellt natürlich das Freiballonfahren geringere geistige Anforderungen als die Führung einer schwierigen Hochtur. Sie konzentrieren sich bei ihm viel mehr auf einen kurzen Moment, die Landung. Und eine bei starkem Wind gut durchgeführte Landung ist, auch wenn dabei immer der Zufall oder das Glück eine Rolle spielt, eine sportliche Leistung, die sich in bezug auf die

geistigen Anforderungen, die sie stellt, mit jeder anderen messen kann. Denn sie setzt ein Maß von Geistesgegenwart und schneller Entschlußfähigkeit voraus, wie sie auch bei andern Sportsarten nur in seltenen Momenten erfordert werden. Auch in der Ebene bedeutet die Aufgabe, den Korb schnell an einer günstigen Stelle auf den Boden zu bringen, im richtigen Moment die Reißbahn zu ziehen und mit möglichst geringem Aufprall, aber auch möglichst ohne Schleiffahrt zu landen, eine Leistung, die zu erfüllen alle sportlich interessierten Menschen immer wieder dem Freiballon zuführen wird. Es würde zu weit führen, hier auf die dabei notwendige Technik einzugehen.

Eine unter schwierigen Verhältnissen geschickt durchgeführte Landung gewährt eine ebenso große Befriedigung wie eine gut durchgeführte schwierige Hochtur und ist am meisten einer schwierigen Segelfahrt zu vergleichen. Aber die Konzentration der Leistung auf einen Moment und daher die Anforderungen an die Geistesgegenwart sind bei einer Ballonlandung höher. Freilich hängt meist nicht das Leben, sondern in der Regel nur die Höhe der Kosten davon ab, wo und wie man landet. Aber es gilt doch mit Recht sowohl als eine soziale wie als eine sportliche Ausgabe des Ballonführers, Flurschäden möglichst zu vermeiden und die Rücktransportkosten einzuschränken.

Der Anblick eines bei starkem Wind aus der Luft fallenden und landenden Ballons ist für die Zuschauer außerordentlich eindrucksvoll. Übrigens für die Insassen bei richtigem Verhalten (keine Klimmzügel) weit weniger gefährlich, als es den Anschein hat. Freilich muß der Führer, ähnlich wie der Kapitän eines Schiffes, völlige Autorität besitzen; auch wenn einmal zwei Führer im Korbe sind, darf nur einer herrschen. Sonst kann es so gehen wie zwei Wiener Luftschiffern: der eine wollte noch schnell vor einem in der Fahrtrichtung liegenden Hause landen, der andere wollte es überfliegen. Jener zog das Ventil, dieser warf den Ballast aus, mit dem Erfolg, daß sie sich genau auf dem Dache des Hauses niederließen!

Wenn schon die sehr verwandten sportlichen Aufgaben es erklären, daß viele hervorragende Alpinisten sich dem Freiballonsport gewidmet haben, so ist es erst recht erklärlich, daß sie bestrebt sind, das Hochgebirge zu überfliegen. Auch hier gilt für die Luftfahrt dasselbe wie für den Alpinismus. Schwierige Berge werden nicht der Aussicht wegen bestiegen, und es sind auch nicht die ästhetischen Eindrücke, die den Alpinisten locken. Alle hohen und steilen Berge, die den Alpinisten anziehen, sind schöner, ja, sind nur schön von unten. Auch den Hauptreiz einer Freiballonfahrt im Hochgebirge bilden nicht die ästhetischen Eindrücke, sondern das Neuartige und Ungewohnte, und dann vor allem der stete Wechsel und die Massenhaftigkeit der Eindrücke. Man mag von einem hohen Gipfel aus ebensoviel Bergspitzen erblicken wie bei einer Freiballonfahrt. In Wirklichkeit sieht man bei ihr hundertmal mehr, denn in jedem Augenblick verschieben sich ja die Bilder. Selbst wenn die Fahrt nicht allzu rasch geht — die Zentralalpen sind von Innsbruck aus schon in zwei Stunden überflogen worden — kann nur das allerwenigste im Gedächtnis festgehalten werden. Auch mit der photographischen Kamera muß man sich auf eine Auswahl beschränken. Und diese Auswahl zu treffen ist nicht leicht. Die schönsten Hochgebirgsaufnahmen aus der Luft sind bisher vom Flugzeug aus gelungen. Doch existieren von Schweizer und Innsbrucker Führern auch sehr schöne Freiballonaufnahmen.

Aber selbst der Alpinist, der die Berge mit ganz anderen, viel sachverständigeren Augen ansieht als andere Menschen, kann, wenn er ihm fremde Gebirgsgruppen überfliegt, mögen ihm auch die Bergnamen geläufig sein, nur ganz wenig in der Erinnerung festhalten. Und nur von Gegenden, die er von seiner bergsteigerischen Tätigkeit her genau kennt, bleiben ihm Einzelheiten im Gedächtnis. Dieser Überblick

über ihm bekannte Gebirgsgruppen von oben herab ist natürlich für den Alpinisten von höchstem Reiz. Und dazu kommt noch die Vorstellung von der Unwegsamkeit und Schwierigkeit des überflogenen Geländes, von den Gefahren, die den Menschen auf den zu seinen Füßen liegenden Felsen und Gletschern bedrohen. Alles dies wirkt zusammen, so daß die Erinnerungen an die wenigen Stunden einer Alpenluftfahrt als Gesamteindruck jedem unvergeßlich bleiben.

III. Die Fahrten des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol

So ist es kein Wunder, daß eine große Zahl von Alpinisten die Gründung des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol in Innsbruck im Jahre 1910 mit großer Freude begrüßte und daß die Mitgliederzahl schnell zunahm. Sie betrug 1914 nahezu 500.

Vor der Begründung des Vereins für Luftschiffahrt in Tirol sind von Innsbruck aus folgende Fahrten gemacht worden: Am 19. Juli 1907 fuhr Dr. Bröckelmann (Berlin) mit dem Ballon „Bezold" über die Zentralalpen mit Landung im Tauferertal, am 10. August 1908 derselbe zusammen mit Hauptmann Härtel (Leipzig) im Ballon „Augusta" über den Brenner nach Brixen. Am 25. Januar 1909 überquerten die Erzherzöge Joseph Ferdinand und Heinrich Ferdinand mit dem Ballon „Salzburg" einen Teil der Nordalpen mit Landung bei Scharnitz. Am 23. Juni 1909 flog Hauptmann v. Funke (Dresden) mit den beiden Fräulein Grosse (Meißen) als Mitfahrern in dem damals noch dem sächsischen Verein gehörigen Ballon „Graf Zeppelin" längs der Ostalpen nach Mährisch-Budwitz.

Im Jahre 1910 fanden 13 Fahrten von Innsbruck aus statt. Die erste war die Taufahrt des Ballons „Tirol" unter Führung von Hauptmann Hinterstoißer, während zugleich die beiden ebengenannten Erzherzöge mit dem Ballon „Salzburg" aufstiegen. Drei dieser Fahrten führten über die Zentralalpen, zwei über die Nördlichen Kalkalpen. Vielleicht die großartigste Fahrt, die überhaupt von Innsbruck aus gemacht worden ist, die einzige, die über die Stubaier und Ötztaler, dann an der Ortlergruppe vorbei über die Berninagruppe führte, war die sechste Fahrt des Ballons „Tirol" am 17. September 1910 unter Führung von C. v. Sigmundt. Sie endete 1800 *m* hoch am Comer See. Über die Fahrten des Jahres 1910 hat Frl. Grosse in ihrem Aufsatze noch berichtet.

Im Jahre 1911 fanden ebenfalls 13 Ballonfahrten statt: die erste am 20. April unter Führung von Dr. v. Ficker ging das Inntal aufwärts, dann über die Nördlichen Kalkalpen nach Memmingen in Bayern. Am 23. Mai flog Leutnant v. Sarlay über die Zentral- und Südalpen in 6 Stunden nach Belluno (165 *km*), indem er den Schrammacher, Hintertux, Brixen, die Grödener Dolomiten und die Palagruppe überquerte; am 9. Juni derselbe in 10 Stunden nach Kremsmünster in Oberösterreich (230 *km*); am 28. Juni ebenfalls v. Sarlay in 10¾ Stunden wiederum nach Italien, diesmal aber östlicher über die Reichenspitzgruppe, die Dreiherrenspitze, das Defereggen- und Pustertal, über das Villacher Jöchel mit Landung bei Udine (233 *km*).

Die drei folgenden Fahrten kamen nicht über das Inntal hinaus. W. A. Andernach (Beuel a. Rh.) landete nach 12 Stunden im Oberinntal (70 *km*), Oberleutnant Kajanek (Trient) nach 3½ Stunden 2000 *m* hoch an der Reunerspitze (48 *km*) und Freiherr v. Bassus (München) 1520 *m* hoch im Turertal (37 *km*). Erst am 5. September gelang Dr. v. Ficker bei einer nur zweistündigen Fahrt wieder eine Überquerung der Zentralalpen mit Landung bei Sand in Taufers

(60 *km*). Eine Woche ſpäter machte Fritz Miller (Innsbruck) eine Alleinfahrt mit dem Ballon „Nadetzky", die ihn in 3½ Stunden nur 25 *km* weit in die Gegend von Hall brachte. Am gleichen Tage aber gelang Dr. v. Ficker in 5 Stunden eine Überquerung der Zentralalpen mit Landung am Monte Baldo (180 *km*). Die drei letzten Fahrten des Jahres waren Überquerungen der Nordketten: die erſte mit dem Ballon „Nadetzky" unter Dr. v. Ficker, der ſich eine Alleinfahrt von Dr. Hans Lorenz anſchloß; die dritte, ebenfalls unter Dr. v. Fickers Führung, ging in 5 Stunden über das Karwendel nach Landshut (165 *km*) und die letzte am 19. Oktober unter Fritz Millers Führung in 4¼ Stunden nach Freiſing.

Im Jahre 1912 fanden 27 Fahrten ſtatt, die erſte Fahrt des Jahres von Meran aus. Unter Führung von Hauptmann Perathoner überflog der Ballon die Tuxer und Zillertaler Alpen, wandte ſich dann wieder nach Süden, überquerte die weſtlichen Tauern und landete auf der Rabanaalpe (2200 *m* hoch) im Tauerntale. Wenige Tage darauf überquerte Dr. Hans Lorenz die Tuxer und Zillertaler Alpen in umgekehrter Richtung und landete in der Nähe von Luttach (1800 *m*) im Tauferertal. Die Fahrt bot bei dichten Wolken geringe Sicht und an der Südſeite der Zentralkette hatten die Luftfahrer zweimal ſchwere Wirbel zu beſtehen. Die dritte Fahrt unter Führung von Fritz Miller endigte nach kurzer Zeit im Schloßbachgraben bei Zirl infolge Schneefalls unter ſchwierigen Verhältniſſen. Mitte Mai führte E. Leimkugel (Eſſen) den Ballon in öſtlicher Richtung über die Zentralalpen in zirka 3 Stunden in die Nähe von Klagenfurt. Eine Woche ſpäter wieder konnte Dr. H. Lorenz bei völliger Windſtille den Ballon nicht über die Innsbrucker Berge hinausbringen und landete nach 1¾ Stunden in Gnadenwald bei Hall.

Ende Mai fand der erſte Aufſtieg des Ballons „Graf Zeppelin" in Innsbruck ſtatt, den der Verein, insbeſondere auch durch die Bemühungen der Herren Dr. Lorenz und Ed. Wagner von dem Sächſiſchen Verein für Luftfahrt hatte beſchaffen können. Unter des erſteren Führung ging die Fahrt in öſtlicher Richtung mit Überquerung der Zentralalpen und der ganzen Oſtalpen und endete bei Sebersdorf in der Oſtſteiermark, nahe der ungariſchen Grenze: 353 *km* in 7½ Stunden. Am 18. Juni führte Fritz Miller den Ballon zum zweiten Male, und zwar über die ganzen Zentral- und Südalpen nach Oberitalien, jedoch über einer geſchloſſenen Wolkendecke, die ſich erſt in der Nähe des Meeres bei Cordenons teilte. Die nächſte Fahrt des Ballons am 29. Juni führte unter Leitung von Dr. H. Lorenz über den Bettelwurf und das Kaiſergebirge zum Chiemſee, wo nach 8¼ Stunden die Landung bei Prien erfolgte. Eine Woche ſpäter führte Hauptmann Perathoner den Ballon ſüdöſtlich über die Zentralalpen und die Landung erfolgte bei Villgraten im Puſtertal angeſichts der Dolomiten. Am ſelben Tage ſtieg auch der Ballon „Tirol" auf unter Führung von Herrn M. Mautner (Wien), hielt ſich etwas öſtlicher und landete im Virgentale bei Windiſch-Matrei. Am 10. Juli kam es wieder zu einer Fahrt ohne Wind, die unter Führung von Hauptmann Eberhard (Wiesbaden) in der Nähe von Wörgl ihr Ende fand. Dagegen war am 13. Juli Herrn Fritz Miller eine herrliche, aber langſame Fahrt über die Zentralalpen beſchieden, die mit einer Hochlandung (2100 *m*) bei Klauſen in Südtirol endigte. Die folgende Fahrt des Ballons „Tirol" am 18. Juli unter Führung von Dr. v. Ficker war wieder eine der ſelteneren in öſtlicher Richtung. Sie überquerte die Hohen Tauern und endete im Ködnitztal am Großglockner. Wenige Tage darauf führte Leutnant Macher (Wien) der Ballon bei einer ſchönen Fahrt über die Zentralalpen bis in die Dolomiten, die Landung erfolgte bei St. Vigil im Enneberger Tal. Am folgenden Tage dagegen konnte Dr. H. Lorenz den Ballon „Graf Zeppelin" in 7½ Stunden nur knapp ſüdlich über die Zentralalpen bringen und landete im oberen Pfunderertal, das in das Puſtertal mündet. Drei Tage darauf ge-

langte Herr W. A. Andernach (Beul) in einer schönen Fahrt mit dem Ballon „Tirol" in derselben Zeit über die Nördlichen Kalkalpen und landete bei Mattsee im Salzburgischen. Am folgenden Tage stieg wieder Dr. H. Lorenz mit dem Ballon „Graf Zeppelin" auf und fuhr auch über das Karwendel, aber nördlich mit einer Landung nahe bei München. Noch näher nach München gelangte eine Woche später Fritz Miller mit demselben Ballon in 8 Stunden. Er landete bei Schwabing.

Ende August kam wieder eine Ostfahrt zustande und Dr. H. Lorenz landete bei Heiligenblut, nachdem er ganz dicht am Großglockner vorbeigefahren war. Dagegen konnte Frhr. v. Baffus wenige Tage später den Ballon nur in ein Seitental des Zillertales bringen ohne Überfliegen nennenswerter Gipfel. Und ebenso erging es Dr. H. Lorenz am 2. September, der mit dem Ballon „Tirol" wegen schlechten Wetters im Nebel, 2300 m hoch, unterhalb des Naviser Joches landen mußte. Mitte September gelangte Dr. v. Ficker über die Zillertaler und Rieserferner Alpen, machte eine Zwischenlandung im Reintal (Rieserferner Gruppe) und fuhr dann nach Aussetzung eines Mitfahrers bis Innichen im Pustertal weiter. Ebenfalls eine Zwischenlandung gelang demselben Führer am 29. September bei Überquerung des Karwendels in der Hinterriß. Die Weiterfahrt ging mehr östlich und endete, 1300 *m* hoch, im Achenwald. Ingenieur Eduard Wagner brachte am 12. Oktober den Ballon „Graf Zeppelin" in 6½ Stunden nur bis in die Gegend von Gossenaß am Brenner. Die Fahrt endete an den Abhängen der Amthorspitze.

Frhr. v. Baffus konnte Ende Oktober bei Föhn infolge kräftiger Luftwirbel den Ballon nur 1½ Stunden in der Luft halten und landete in Kelchsau bei Hopfgarten. Unter ganz winterlichen Verhältnissen gelang es Herrn Fritz Miller noch Mitte November, das Karwendel bis in die Gegend von Simbach in Bayern zu überqueren. Und am 25. November machte Hauptmann Perathoner den Beschluß mit einer wundervollen Fahrt über die Zentralalpen mit Landung in der Gegend von Bozen.

Die 32 Fahrten des Jahres 1913 sind in folgender Tabelle zusammengestellt:

Ballonfahrten ab Innsbruck im Jahre 1913

Datum	Ballon[1]) und Führer	Std. Dauer	Länge *km*	Landungsort	Überflogene Gebirgszüge
20. 4.	Z., Fritz Miller	4,10	173	Gmünd, Kärnten	Zentralalpen
26. 4.	Z., Fritz Miller	9,23	219	Ellingen, Mittelfranken	Nachtfahrt über Karwendel, Walchensee, München Alleinfahrt Murr
27. 4.	T., Paul Kürt-Wien	1,30	75	Kaidling b. Znaim	ab Wien
30. 4.	T., Paul Kürt-Wien	8,15	360	Kohlfurt, Pr.-Schlesien	Nachtfahrt ab Wien
9. 5.	Z., Dr. Hans Lorenz-Wien	3,25	26	Vinaders, Obernbergtal	
10. 5.	T., Prof. Liefmann-Freiburg	4,10	25	Mandelspitze (Nordkette), 1800 *m*	
13. 5.	Z., Dr. Hans Lorenz-Wien	8,—	45	Sistrans	
1. 6.	Z., Dr. Hans Lorenz-Wien	5,15	160	Burgau b. Augsburg	
8. 6.	Z., Dr. Hans Lorenz-Wien	6,20	85	Bad Aibling	

[1]) Z. bedeutet „Graf Zeppelin", T. „Tirol".

Datum	Ballon und Führer	Dauer Std.	Länge km	Landungsort	Überflogene Gebirgszüge
12. 6.	T., Hauptmann Perathoner	2,03	105	Gr. Muntanitz, 2870 *m*	Zentralalpen. Die höchste Landung eines Freiballons. Ein Schweizer Ballon landete 1921 2650 *m* hoch auf dem Gauligletscher
24. 6.	T., Fritz Miller	3,18	111	Bistar bei Ferleiten	
6. 7.	T., Hermann Schwaighofer	2,—	50	Achenwald	
21. 7.	J., Leutnant Max Macher	5,41	180	Moggio, Italien, 1000 *m*	Zentralalpen
26. 7.	T., Leutnant Max Macher	6,45	140	Hochstein b. Lienz	Zentralalpen
27. 7.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	3,53	63	Oberhalb Ahornach i. Taufers	Zentralalpen
3. 8.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	5,28	104	Lech a. d. Flexenstr.	
10. 8.	J., W. Andernach-Beuel a. Rh.	5,46	213	Wörschach Obersteiermark	
23. 8.	J., Fritz Miller	12,05	256	St. Johann in Pregau	Zweimal Überquerung der Nordalpen
26. 8.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	5,15	208	Galleriano b. Udine	Tuxerberge, Gr. Mörchner, Schwarzenstein, Dreischusterspitze, Elfer
29. 8.	T., H. Schwaighofer	4,55	108	Außer-Villgratten, Pustertal	Zentralalpen
1. 9.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	6,33	121	bei Traunstein in Bayern	Nordalpen
4. 9.	T., H. Schwaighofer	6,33	110	Viehofen bei Zell a. S.	
8. 9.	J., Prof. Liesmann-Freiburg	8,35	60	Penzberg in Bayern	Nordalpen
11. 9.	T., Frhr. v. Bassus-München	2,31	79	Campill in Enneberg	Zentralalpen
25. 9.	J., Fritz Miller	5.10	112	Cortina	Rastkogel, Ahornspitze, Wallbachspitze, Dürrnstein
28. 9.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	4,53	79	Unterammergau	Kl. Bettelwurf, Sonnenspitze, Soiernspitze, Oberau
10. 10.	J., Dr. H. Lorenz-Wien	5,14	162	Maltatal in Kärnten	Großglockner, Sonnblick, Gamskarspitze
17. 10.	J., Dr. H. Schwaighofer	9,—	232	Wallisellen bei Zürich	Solstein, Hohe Munde, Namloser, Wetterspitze, Hornbachkette, Trettachspitze, Bregenzer Wald, Rankweil
19. 10.	T., Alfred Groß	6,16	101	Lechbruck in Bayern	Nordalpen
26. 10.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	3,25 1,27	90 50	Aising bei Rosenheim, dann Trostberg, Bayern	Nordalpen, Alleinfahrt Ewald
2. 11.	J., Otto Murr	6,10	190	Gmünd, Kärnten	Zentralalpen
9. 11.	J., Dr. Hans Lorenz-Wien	5,08	210	Villach, Kärnten	Zentralalpen

1914

Im Jahre 1914 haben noch sieben Ballonfahrten stattgefunden. Am 4. Januar flog G. A. Welz (München) mit zwei Mitfahrern in 2¼ Stunden bis Neukirchen im Pinzgau. Am 17. April kam es wieder zu einer sehr bemerkenswerten Fahrt. C. v. Sigmundt (Triest) gelangte in dem Ballon „Astarte" (2200 *cbm*) mit einem Mitfahrenden in 9½ Stunden unter Überquerung der gesamten Graubündener Alpen 270 *km* weit nach Palanza am Lago Maggiore. Es ist interessant, daß es gerade diesem Führer mit den beiden Fahrten, die er von Innsbruck aus machte, beidemal glückte, die seltenste Windrichtung und vielleicht die schönste Fahrtrichtung nach Südwesten zu erwischen und so wohl die großartigsten Fahrten durchzuführen, die von Innsbruck aus gemacht worden sind. Leider ist es mir nicht gelungen, Berichte darüber zu erhalten.

Am 28. April überquerte F. Miller mit drei Mitfahrern im Ballon „Zeppelin" die Nordketten in 5¾ Stunden und landete bei Schloß Linderhof (50 *km*). Am 23. Mai fuhr H. Schwaighofer (Innsbruck) nach einer Zwischenlandung im Inntal und Überfliegung der Kampenwand in 7 Stunden 25 Minuten nach Niederaschau beim Chiemsee (102 *km*). Am 28. Juni stiegen beide Innsbrucker Ballone auf. O. Murr (Innsbruck) gelangte in 5 Stunden über die Zentralalpen ins Pustertal, Landung bei Schloß Rodenegg, 90 *km*, während J. Albert nach 2 Stunden 50 Minuten nur 28 *km* weit bei Kasern im Schmirntal landen mußte. Endlich am 28. Juli gelangte Dr. v. Ficker mit drei Mitfahrenden mit dem Ballon „Zeppelin" in 5 Stunden 20 Minuten über die Nordketten und landte bei Achenkirchen (50 *km*).

Dann brach der Weltkrieg aus. Die beiden Ballone wurden der Heeresverwaltung zur Verfügung gestellt und gingen verloren; jetzt ist es im Verein für Luftschiffahrt in Tirol still geworden. Aber wir hoffen zuversichtlich, daß er in nicht zu ferner Zeit seine Auferstehung feiern und dann wieder vielen Alpenfreunden die herrlichen Genüsse und sportlichen Reize einer Alpenfahrt im Freiballon vermitteln wird.

IV. Sportliche Aufgaben bei alpinen Freiballonfahrten

Das Sportliche bei einer Freiballonfahrt zerfällt in drei Akte: der Aufstieg, die Fahrtleitung, die Landung, diese der Höhepunkt der sportlichen Leistung. Vom Aufstieg im Gebirge ist wenig Besonderes zu sagen. Das Bestreben, in der Ebene mit möglichst wenig Auftrieb aufzusteigen, um zunächst möglichst tief fahren zu können, was namentlich über den Städten von großem Reiz ist, findet seine Grenze darin, daß bei stärkerem Winde der Ballon leicht gegen höhere Gegenstände getrieben wird. Nicht wenige Ballonunfälle sind so gleich beim Aufstieg entstanden. Beim Aufstieg in den Alpen liegt nun keine Veranlassung vor, den Ballon sehr schwer abzuwiegen. Man wird vielmehr bald eine größere Höhe aufsuchen, also mit ziemlichem Auftrieb starten. Aus diesem Grunde ist es auch nicht nötig, den Ballon vollständig zu füllen. Eine Füllung von etwa vier Fünftel bis zu zwei Drittel ist völlig genügend und verbilligt die Fahrt. Es ist dies insbesondere beim Aufstieg an Orten mit kleinem Gasometer oder gar ohne solchen (Rheinfelden) beachtenswert. Denn bei zunehmender Füllung läßt der Druck immer mehr nach, bzw. der Gegendruck des Ballons wird größer und die Füllung geht immer langsamer vonstatten.

Bei der Fahrt im Gebirge fesselt vor allem die Frage, inwieweit man sich mit dem Ballon in Höhe der Kämme oder doch der Gipfel halten kann. Denn die Fahrt sehr hoch über denselben verliert in den meisten Fällen stark an Reiz. Nach meinen Beobachtungen, die sich nicht nur auf die Alpen, sondern auf sehr zahlreiche Fahrten

im Schwarzwald, in den Vogesen, im Jura sowie in französischen Gebirgen erstrecken, ist diese Frage von vielen sehr verschiedenen Faktoren abhängig, deren Ineinandergreifen meines Wissens heute noch nicht völlig geklärt ist. Der Hauptfaktor ist jedenfalls, namentlich beim Aufsteigen in den Alpen selbst, die auf der Luvseite der Kämme aufsteigende Luftströmung, die den Ballon über seine Prallhöhe hinaushebt. Infolgedessen kommt er nach Überschreiten des Kammes ins Fallen, das zumeist außerordentlich plötzlich und schnell vor sich geht und den Führer vor große Aufgaben stellt. Die Frage, ob man schon vor Eintritt des Falles Ballast abgeben soll, ist im allgemeinen zu verneinen. Denn sehr häufig kommt der Ballon auf der Leeseite in der ruhigeren und wärmeren Luft des Tales von selbst wieder ins Gleichgewicht. Es wird genügen, die Schnelligkeit des Fallens sorgfältig am Variometer abzulesen und danach die Ballastausgabe zu bemessen. Auch ist natürlich die Art des Geländes zu berücksichtigen und jedenfalls das Schlepptau auszulegen. Im allgemeinen wird man gut tun, wenn man mit Gas oder Ballast sparen will, das Aufsteigen im Hangwind zu vermeiden und in möglichst gleichmäßiger Weise über die Kämme zu fahren.

Es ist dabei wieder zu berücksichtigen, daß, wie durch viele Beobachtungen bestätigt wird, die Luftbewegung auf der Leeseite der Täler oft eine sehr stark absteigende ist und den Ballon, auch wenn er nicht dynamische Falltendenz hat, mit sich reißt. Ist der Fall nicht zu stark, und verhindert es das Gelände nicht, so wird man auch dann meist ohne Ballastabgabe auskommen, da im Talgrunde sich in der Regel ruhige, wärmere Luftschichten befinden und der Ballon von selbst ins Gleichgewicht kommt.

Neben diesem Hauptfaktor der absteigenden Luftströmung auf der Leeseite ist aber noch eine andere zu berücksichtigen, nämlich die Fahrtrichtung im Verhältnis zum Sonnenstand. Fährt man der Sonne entgegen, also einen im Schatten liegenden Hang hinauf, so findet man häufig auf der Leeseite sehr viel wärmere Luft und ein Fallen des Ballons tritt überhaupt nicht ein. Im Gebirge ist es aber oft überhaupt schwer zu sagen, ob ein Steigen oder Fallen des Ballons auf Windströmungen zurückzuführen ist; denn man findet oft sehr große Temperaturverschiedenheiten, die auf den Ballon einwirken. Namentlich über Wäldern im Gegensatz zu Felsen ist es meist ähnlich wie im Hochsommer über großen Flüssen: die Temperatur ist über ihnen erheblich geringer. Ich habe einmal beim Überschreiten des Rheines bei Basel selbst in 3000 *m* Höhe infolge der Abkühlung der Luft mehrere Sack Ballast verbraucht.

Sehr häufig habe ich bei Fahrten im Schwarzwald gefunden, wenn der Ballon in die südlich von Freiburg gelegenen Täler hineingetrieben wird, deren Nord- bzw. Osthänge am Morgen also noch im Schatten liegen, daß er überhaupt nicht in einen aufsteigenden Hangwind kam, sondern, sobald er sich den bewaldeten Höhen näherte, mit Vehemenz in die Bäume fiel, wenn man nicht rechtzeitig Ballast abgab. Man kam hier eben in kältere Luftschichten, die auch den Balloninsassen oft spürbar wurden. Und daher glaube ich, daß die bekannten Luftwirbel, die auf der Leeseite der Kämme oft anzutreffen sind, doch nicht nur dem Winde, sondern auch dem Ausgleich lokaler Temperaturverschiedenheiten zuzuschreiben sind. Ferner stehen sie natürlich auch im Zusammenhang mit der Gebirgsformation, Scharten, Schluchten u. dgl. Solche lokale Wirbelbildungen sind ganz unberechenbar.

Sehr schwierig ist es, allgemein etwas darüber zu sagen, inwieweit bei Fahrten ins Gebirge mit der Gefahr zu rechnen ist, gegen Felswände getrieben zu werden. Am eindrucksvollsten trat mir dies bei meiner Landung im obersten Hürital, einem Seitental des Muotatales, entgegen. Der rasch fallende Ballon wurde bei schwachem Winde geradewegs gegen eine mehrere hundert Meter hohe senkrechte Felswand ge-

trieben, wobei ein Aufreißen der Ballonhülle für uns wahrscheinlich einen tödlichen Absturz bedeutet hätte. Aber siehe da: wenige Meter von der unheimlichen Wand entfernt, nahm der doch nicht senkrecht auf sie aufprallende Wind oder der Rückstoß desselben den Ballon sanft in eine andere Richtung und unten im Tal kamen wir dann in einen ziemlich heftig talauswärts wehenden Wind, der uns am Schlepptau in das Haupttal hinaustrug, wo wir neben der Ortschaft Muotatal auf einer Wiese landeten. Man muß aber berücksichtigen, daß bei starkem Winde die Schwerkraft des Ballons noch stärker gewirkt haben würde und dieser gegen die Felsen geschleudert worden wäre. Man darf sich also auf den Rückstoß des Windes keinesfalls verlassen, und Landungen in engen, felsenreichen Tälern sind immer ein riskantes Unternehmen.

Damit sind wir nun schon zu der Frage der *Landung* im Hochgebirge gekommen. Hier mögen vielleicht folgende Beobachtungen Aufmerksamkeit erregen: Wenn man in der Längsrichtung eines Tales fährt, kann man selbst in größerer Höhe über den Kämmen damit rechnen, daß unten im Tale die Windrichtung auch im allgemeinen dem Talverlaufe folgt, also mit der Fahrtrichtung oder ihr ungefähr entgegengesetzt geht. Nur bei der Mündung von Seitentälern muß man unter Umständen darauf gefaßt sein, daß hier lokale Luftströmungen quer zum Haupttale auftreten. Im Tale selbst kann man, namentlich morgens und abends, im allgemeinen mit *talauswärts* gehenden Winden rechnen; es gilt das aber nicht immer. Bei meiner Alleinfahrt in die Alpen, von Freiburg aus, die unten noch näher beschrieben werden soll, beobachtete ich eine Erscheinung, deren Schilderung vielleicht meteorologisch von Interesse ist. In der Abenddämmerung fuhr ich mit ziemlicher Geschwindigkeit knapp über die Dächer des altersgrauen Städtchens Herzogenbuchsee am Eingang des Emmentales. Die ganze Bevölkerung geriet in Bewegung. Alles glaubte, daß ich gleich hinter dem Orte landen wollte. Dazu wäre auch die Zeit gewesen, da die Nacht hereinbrach. Aber ich sagte mir, daß der starke, gegen die Alpen treibende Wind wohl während der Nacht aufhören würde. Die Möglichkeit einer Nachtlandung im Voralpengelände konnte ich aber in Kauf nehmen, und so fuhr ich tatsächlich durch das Emmental aufwärts. Um 9 Uhr trat nun ein meteorologisch sehr merkwürdiges Ereignis ein. Ohne jede Ballastabgabe seit Herzogenbuchsee kam der Ballon plötzlich in starkes Steigen und erreichte in einer halben Stunde, kurz vor 9½ Uhr, seine größte Höhe von über 3600 *m*. Als Ursache dieses Aufsteigens ist wohl eine Welle der von den Hochalpen herabsteigenden Winde anzusehen. Diese nehmen bei ihrem Dahinstreichen über die Niederungen so viel warme Luft auf, daß sie nach einiger Zeit wieder in die Höhe steigt. Der Ballon fiel dann aber schnell wieder.

Nun ist es aber selten, daß der Ballon gerade einem Tale in seiner Fahrtrichtung folgt. Viel häufiger fliegt er irgendwie quer zu den Tälern oder er hält sich gerade, wenn der Luftschiffer einen Landungsplatz sucht, hartnäckig über den Kämmen. Ist letzteres der Fall, so bleibt, wenn der Ballast zu Ende geht, nichts anderes übrig als eine Hochgebirgslandung. Man tut dabei gut, das Aufreißen des Ballons zu vermeiden, um Hilfe herbeizurufen oder zu holen und den Ballon gefüllt transportieren zu können. Selbst bei schwächerem Winde ist das allerdings kein leichtes Stück Arbeit.

Quert man aber ein Tal, in dem man zu landen wünscht, so ist nach meinen Erfahrungen folgendes zu beobachten: Man hüte sich, den Ballon stark fallen zu lassen oder Ventil zuzuziehen, *bevor man tatsächlich über dem Talgrund schwebt*. Denn in den meisten Fällen — aber natürlich nicht regelmäßig — ist damit zu rechnen, daß man in tieferen Lagen, oft schon oberhalb der Kammhöhe, einen entgegengesetzten Wind trifft, der einen wieder in die überflogenen Gegenden

zurücktreibt. Insbesondere, wenn man vor sich noch höhere Berge hat als die überflogenen, muß man darauf gefaßt sein. Eine Landung am aufsteigenden Berg, also an der gegenüberliegenden Talwand, ist in den meisten Fällen — von ganz besonderen Gebirgsformationen abgesehen — zweckmäßiger als das sehr prekäre Landen am absteigenden Hang. Geht man zu früh hinab, so wird man sehr selten den Talgrund erreichen, unter Umständen sogar über schon überflogene Berge zurückgetrieben werden.

Schwebt man über dem Talgrund, so muß der Abstieg natürlich möglichst schnell bewirkt werden. Man ziehe daher stark Ventil und halte allen verfügbaren Ballast bereit. Ich habe mehrfach, wenn der Ballast knapp war, noch die Verpackungsplane an das Hochlaßtau gebunden, um sie im letzten Augenblick herauswerfen und so außer durch das Schlepptau den Fall abbremsen zu können. Bei Fahrten quer über die Täler wirklich den Talgrund zu erreichen, ist Glückssache. Jedenfalls darf man nicht zu früh in die tieferen Regionen hinabgehen.

Vor die schwierigste Aufgabe ist der Ballonführer gestellt, wenn er auf der Fahrt in Wolken gerät oder bei der Landung in eine geschlossene Wolkendecke eintauchen muß. Auch die Abkühlung des Ballons durch einzelne große Kumuluswolken ist oft außerordentlich stark und kann den Ballonführer zu schneller Landung zwingen. Man wird daher bei starker Wolkenbildung recht vorsichtig sein und bei ungünstigem Gelände lieber vorzeitig an die Landung denken. Meine Landung an der Mandelspitze (siehe darüber unten) war nur dadurch verursacht, daß ich bei dem geringen Ballastvorrat und der starken Wolkenbildung die Fahrt über die Karwendeltäler nicht mehr wagen zu können glaubte, und ich bin überzeugt, damals recht gehandelt zu haben.

Schwebt man über einer geschlossenen Wolkendecke ohne jede Sicht der Berge, was selbst in den Alpen mehrfach vorgekommen ist, so ist natürlich das Auffinden eines geeigneten Landungsplatzes reine Glückssache und man wird an die Landung denken, solange man noch genügend Ballast zur Verfügung hat und den Ballon ganz langsam fallen lassen. Glücklicherweise ist unter einer Wolkendecke die Windstärke meist nicht groß.

Auch wenn die höheren Berge über die Wolkendecke hinausragen und man sich also einigermaßen über die Landungsmöglichkeiten in den Tälern orientieren kann, erfordert es die Vorsicht, unbedingt noch bei erheblichem Ballastvorrat zur Landung zu schreiten. Es sei übrigens erwähnt, daß mir kein Beispiel eines wirklichen Ballonunglückes, hervorgerufen durch Wolken oder Nebel, bekanntgeworden ist. Eine Landung unter solchen Verhältnissen kann auch in dicht besiedelten Gegenden, zum Beispiel wegen der heute so häufigen Hochspannungsleitungen, für die Beteiligten gefährlich sein.

V. Einige Erfahrungen bei alpinen Ballonfahrten

Es sei mir gestattet, einige Erfahrungen bei alpinen Ballonfahrten, die sich auch auf das Verhalten der Außenwelt dazu beziehen, in Anknüpfung an die Schilderung meiner beiden Innsbrucker Fahrten zu erörtern. Auf anderes komme ich noch in dem Kapitel über die Alpenfahrten von Deutschland aus zu sprechen.

Aus der Zusammenstellung der Innsbrucker Fahrten geht hervor, daß ein verhältnismäßig großer Teil von ihnen, etwa ein Viertel, nicht über das Innsbrucker Gebiet und das Inntal hinausgekommen ist oder, ohne nennenswerte Berge zu überfliegen, talaus in die Ebene gelangte. Es liegt das natürlich an der bei schönem Wetter häufigen Windstille, außerdem aber daran, daß in Gebirgen lokale Wolkenbildungen bekanntlich viel häufiger sind als in der Ebene, wodurch der an sich schon größere Ballastverbrauch in den Bergen noch erhöht wird. Infolgedessen sind eine

ganze Anzahl alpiner Ballonfahrten von überraschender Kürze. Auch bei meinem ersten Aufstieg in Innsbruck war mir eine Nahlandung beschieden. Zu Pfingsten 1913 stieg ich mit meiner Schwester, Frl. Dr. Else Liefmann, und meiner Begleiterin auf vielen sommerlichen und winterlichen Hochturen, Frl. Dr. Helene Eichler, im Ballon „Tirol" auf. Erst in ¾ Stunden erreichten wir die Höhe der sogenannten Nordkette und erhielten den Einblick in die tief eingeschnittenen Karwendeltäler mit ihren ungeheuren Felswänden. In schneckengleicher Fahrt überflogen wir den Zunderkopf (1964 *m*) und standen lange über den großen Salzwerkanlagen im Halltale. Das Ausschütten von 5 Sack Ballast brachte uns 1000 *m* höher und in eine andere Windrichtung. In 3200 *m* Höhe überquerten wir den Inn östlich von Hall und wandten uns in das Volderer Tal, direkt auf den Olperer und Riffler zu, deren weite Schneefelder, von großartigen Wolkenbildungen umgeben, einen zauberhaften Anblick gewährten. Schon hofften wir auf eine Überfliegung dieser Gruppe, da trat wieder ein Wechsel der Fahrtrichtung ein. Wir wandten uns südwestlich dem Patscherkofel (2248 *m*) zu. Aber bevor wir ihn erreichten, blieben wir in 3500 *m* eine Stunde lang in völliger Windstille stehen. Dann trieb uns ein Lüftchen in nordwestlicher Richtung, so daß wir in 3½ Stunden nach dem Aufstieg wieder bei Innsbruck und nach einer weiteren ½ Stunde einen ganzen ½ *km* nordöstlich bei Mühlau standen.

Da sich die Wolken über den Bergen immer mehr zusammenballten und wir infolge wechselnder Bestrahlung schon über die Hälfte unseres Ballastes verbraucht hatten, beschlossen wir den Abstieg. Er mußte rasch erfolgen, damit wir nicht durch einen möglicherweise in den unteren Regionen wehenden Südwind gegen die Wände der Nordkette getrieben wurden. Aber bei 2600 *m* geriet der Ballon, offenbar infolge von Inversion, von selbst wieder ins Gleichgewicht. Starke neue Ventilzüge waren erforderlich. Leider hatte sich unter jener Schicht schon Föhn erhoben, der den Ballon gegen die steilen Hänge der Mandelspitze trieb und ihn an ihr in die Höhe zog. In 1800 *m* Höhe setzte die Gondel zwischen Latschen auf. Der Wind war so stark, daß ein gefülltes Transportieren aussichtslos erschien. Trotzdem riß ich ihn noch nicht auf, weil er aus dem Gestrüpp nur mit großen Beschädigungen herauszubringen gewesen wäre. Nach mehrmaligem Auffetzen gelangte er in der Tat östlich in eine Schneerinne, wo ich um 11 Uhr 25 Minuten die Reißleine zog. Wir waren keinen Moment in Gefahr gewesen und hatten auch nicht die leiseste Schramme erlitten. Die oberhalb ausgebreitete Ballonhülle hinderte die Gondel in der steilen Rinne am Abrutschen. Dann stiegen wir mit den Instrumenten zu Tal, um Hilfe zur Bergung des Ballons zu holen. Schon unterwegs begegneten uns Mitglieder des Akademischen Alpenklubs Innsbruck, einige Leute des Gaswerks und schließlich eine Militärpatrouille. Alle stellten sich freundlichst für die Bergung des Ballons zur Verfügung. Ich begleitete die Damen nach Innsbruck, wo wir um 4 Uhr anlangten. Am Abend war, dank der allseitigen Hilfsbereitschaft, auch der Ballon ohne erhebliche Beschädigungen geborgen.

Ich erwähne diese Fahrt einerseits, weil sie für eine alpine Landung typisch ist, dann aber, um einige Bemerkungen über die Berichterstattung durch die Presse daran zu knüpfen, ein Kapitel, das ja auch bei alpinen Unglücksfällen eine Rolle spielt. Auch Prof. Dr. Hans Lorenz (Wien), einer der erfolgreichsten Innsbrucker Ballonführer, war von einem Wiener Blatt nach einer Landung in den Zillertaler Alpen für verschollen erklärt worden, trotzdem er alsbald nach Innsbruck Nachricht von einer völlig ungefährlichen Landung gegeben hatte. Was aber bei meiner Innsbrucker Landung einzelne reichsdeutsche, besonders Berliner Zeitungen an Übertreibungen leisteten, ist so unglaublich, daß es zur Erheiterung — und zur Warnung für die Presse wie für das Publikum — hier mitgeteilt sei.

Zunächst wurden wir am frühen Morgen durch ein Telegramm meines Vetters, eines Berliner Arztes, überrascht, der anfragte, ob er kommen solle. Wir dachten zuerst, er wolle auch eine Fahrt mitmachen. Als dann aber die „Münchner Neuesten Nachrichten" von einem Ballonunglück bei Innsbruck sprachen, wurden wir stutzig. Was Unverständnis und Sensationslust aus unserm kleinen Abenteuer machen würden, das konnten wir aber nicht im entferntesten ahnen. Die Nachrichten wurden um so fürchterlicher, je weiter vom Schauplatz die Zeitung erschien. Den Vogel schoß eine große Berliner Zeitung ab, die zwei lange Artikel voll köstlicher Erfindungen brachte. In dem ersten heißt es unter anderem: „Die vier Insassen in eine Bergrinne verschlagen."

Zwei Tage darauf erschien folgende Notiz: „Die Insassen des Ballons „Tirol" geborgen. Neun (!) Personen in Todesgefahr."

Trotz dieser entsetzlichen Katastrophe auf dem Papier versuchte ich 4 Monate später von Innsbruck aus noch einmal eine Alpenüberquerung, die aber beinahe ebenso geendet hätte und nur deshalb gelang, weil wir bedeutend mehr Ballast mitnehmen konnten. Mitfahrer waren Herr Allgeier, der bekannte Schiläufer und Filmoperateur, der auch trotz der Höhe, in der wir das Karwendel überquerten, einen schönen Film geliefert hat, und Baumeister Loos aus Innsbruck. Der Anblick der Berge war jetzt, Anfang September, freilich bei weitem nicht so großartig wie im Mai. Wir gingen diesmal schneller hoch und standen nach 37 Minuten wieder über dem wohlbekannten Zunderkopf und bald darauf über dem Halltal. Hier blieben wir eine ganze Stunde lang unbeweglich stehen, während der der Ballast zusammenschmolz wie Schnee an der Sonne. Ich machte mich schon auf eine Landung an den wohlbekannten Hängen einer gewissen Mandelspitze gefaßt. Aber in mehr als 4000 *m* Höhe kam ein leiser Ostwind auf, der uns über den Großen Lafatscher, 2702 *m*, hinwegtrieb. Um 10 Uhr wurde die Fahrtrichtung rein nördlich und in unendlich langsamer Fahrt wurde um 11 Uhr 25 Minuten die Birkkarspitze, der höchste Gipfel des Karwendels, in 4120 *m* Höhe überflogen, eine ½ Stunde später, 4300 *m* hoch, die Wankspitze.

Inzwischen waren über den Bergen auf allen Seiten hohe Kumulswolken aufgekommen, die sich immer höher auftürmten, namentlich von Südwesten rückte ein gewaltiger Kumulusturm immer näher heran und brachte uns bald in seinen Schatten. Trotz Abgabe von 10 Sack Ballast fiel der Ballon auf 3600 *m* und nahm hier zu meinem Schrecken eine Westrichtung an, die uns überhaupt nicht aus dem Gebirge herausgebracht hätte. Wir mußten also höher hinauf, und es gelang so, der Wolke zu entgehen, so daß wir in 5000 *m* Höhe nur einen kurzen Augenblick in sie hineingerieten. Hier traf uns wieder der Südwind, wir ließen die Wolke hinter uns, sahen, wie sie auf weit über 6000 *m* emporstieg und sich dann auflöste.

Wir hatten inzwischen die Soiern- und Schöttelkarspitze, die letzten Zweitausender des Karwendels, sowie das Isartal überflogen und näherten uns dem Walchensee. Auch hier wurden wir Zeugen eines eigenartigen meteorologischen Schauspiels, wie die Luftfahrt so viele gewährt. Tief unter uns lag in etwa 1500 *m* Meereshöhe ein glattes Nebelmeer, das die ganze Ebene bedeckte. Wie eine weiße Flut brandete es bei Urfeld gegen den niederen Riegel, der den Walchensee von dem niedriger gelegenen Kochelsee trennt. Wie in einen dunklen Trichter stürzten diese Wolkenmassen in den Walchensee und verschwanden in ihm. In Wirklichkeit wurden die über diese Schwelle brandenden Wolken von der heißen Luft über dem sonnenbestrahlten See aufgesogen. Es war ein höchst eigenartiger Anblick. Zur Überfliegung des Walchensees brauchten wir fast eine Stunde. Hier wurde uns noch einmal ein kleiner Schrecken eingejagt, indem in 5100 *m* Höhe die Windrichtung plötzlich wieder westlich wurde. Aber das Opfer von einem Sack Ballast brachte

uns bei 5300 *m* wieder in die alte Richtung. In dieser Höhe blieben wir eine weitere Stunde und sahen tief hinab auf das ganze Zugspitzmassiv, den Wetterstein, die Mieminger, Lechtaler und Allgäuer Alpen. Hinter uns blieben das Karwendel und die langen Ketten der Gletscher vom Großglockner bis zum Ortler. Um 2 Uhr 15 Minuten erreichten wir das Nordende des Walchensees und schauten auf den Herzogstand hinab, der von dreifacher Meereshöhe aus kaum mehr als Berg zu erkennen war.

Dann gelangten wir allmählich in die Ebene hinaus. Aber die geschlossene Wolkendecke unter uns wollte nicht weichen. Andererseits wollte ich den Ballastrest von 9 Sack nicht ausgeben, um uns noch länger in der Höhe zu halten. So ließ ich den Ballon langsam fallen. Mit dem Opfer von 3 Sack Ballast erreichten wir in 25 Minuten das Nebelmeer in 1700 *m* Höhe. Jetzt hatten wir noch einmal ein herrliches Erlebnis. Die riesige warme Hülle des Ballons wurde auf den Wolken wie auf Wellen geschaukelt. Oft tauchte die Gondel in die graue Flut, dann wurde sie wieder hinaufgehoben an die strahlende Sonne. Das dauerte länger als eine Viertelstunde. Dann war der Ballon genügend abgekühlt und auf einmal versank er, um nicht wieder aufzutauchen. Schon vorher waren natürlich alle Vorbereitungen zur Landung getroffen, die Instrumente verpackt; jeder hatte einen Ballastsack zur Hand, um auf Geheiß des Führers zu schütten. Von 1000 *m* Höhe ab konnte der Ballon jeden Augenblick aufsetzen. Mehrere Säcke müssen ausgegeben werden. Der Ballon sinkt schnell: 900 *m* — 800 *m* — 700 *m* nichts zu sehen. Da ein leises Rascheln am Schlepptau und im selben Augenblick werden im Nebel hohe Tannenspitzen sichtbar. Der letzte Ballastsack wird ausgegeben. Noch mit ziemlichem Schwung saust die Gondel in die Bäume: Waldlandung in 600 *m* Höhe bei etwas Nordwind. Keine Menschen zu sehen. Der Ballon mußte, wenn irgend möglich, nicht gerissen, sondern gefüllt auf eine Lichtung gebracht werden. Wir erkennen eine solche und arbeiten aus Leibeskräften darauf los, von der Gondel aus die Zweige der hohen Tannen ergreifend und das schwere Schlepptau nachziehend. Da kommen auch schon Leute und jetzt geht die Arbeit schneller. Nach einer ½ Stunde haben wir wieder die Erde unter unseren Füßen. Wir haben glücklicherweise das große Haselmoos überflogen und sind südöstlich von Penzberg gelandet. 8 Stunden 35 Minuten — eine der längsten Tagfahrten des Innbruckers Vereins — haben wir zur Überquerung des Karwendels auf der kürzesten Strecke von Innsbruck aus gebraucht, und nur 60 *km* in der Luftlinie zurückgelegt.

VI. Alpenfahrten von Deutschland aus

Innsbruck ist der einzige Ort innerhalb der Alpen gewesen, wo man seit 1910 ständig für Freiballonfahrten eingerichtet war. An anderen in den Alpen gelegenen Orten, St. Moritz, Davos, Grindelwald, Chur, Sitten usw. sind gelegentlich Aufstiege gemacht worden, deren Veranstaltung aber sehr umständlich und zum Teil kostspielig war. Daher lag es nahe, den Versuch zu machen, in nicht zu fern von den Alpen gelegenen Orten aufzusteigen und dann ins Gebirge zu gelangen oder es gar zu überfliegen. Aber das ist nicht leicht. Denn nur selten, und dann nur auf ganz kurze Zeit, herrscht nördlich der Alpen reiner Nordwind, und zwar in der Regel gleich nach einer abziehenden Depression, während die Alpen noch mit Wolken bedeckt sind. Man kann auf eine solche Gelegenheit wochen-, ja monatelang warten müssen, und so sind die tatsächlich gelungenen Alpenfahrten im Freiballon von Deutschland aus Glückssache, waren in den meisten Fällen gar nicht beabsichtigt.

Am erfolgreichsten in bezug auf Alpenfahrten von Deutschland aus war unbedingt Victor de Beauclair (Freiburg). Am 1. Dezember 1908 überflog er

mit dem Ballon „Cognak" von Bitterfeld aus die österreichischen Alpen: das Sengsengebirge, den Großen Pyrgas, die Steierischen und Steiner Alpen, den Karst, die Halbinsel Istrien, überquerte das Adriatische Meer von Pola nach Pesaro, überquerte noch die italienische Halbinsel und landete bei Cecina gegenüber der Insel Elba. Im Juli 1909 flog er bei einer Nachtfahrt von Zürich ab über Bregenz, fand sich am Morgen bei Tegernsee, dann, aber immer über den Wolken, über die Salzburgischen und Steirischen Alpen, in rein östlicher Richtung bis weit nach Ungarn hinein und landete, als er unter die Wolken hinabging, in der Nähe des Plattensees. Auch von Augsburg aus gelang ihm im April 1911 eine Überquerung der Ostalpen, parallel derjenigen von 1908, indem er über den Dachstein, die Niederen Tauern, den Wörther See, die Karawanken, bei Triest das Adriatische Meer erreichte, es in der Richtung auf Rimini überquerte und in der Nähe des Trasimenischen Sees landete. Und im April 1912 glückte ihm von Augsburg aus die einzige völlige Überquerung der Schweizer und italienischen Alpen von Deutschland aus, indem er über den Säntis, die Kurfirsten, die Tödigruppe, das obere Rheintal und die Tessiner Alpen nach Cunea, südlich von Turin, gelangte.

Sonst sind mir noch zwei Alpenfahrten von Assessor Blettschacher in München bekanntgeworden. Im Jahre 1911 fuhr er von München aus die Ostalpen entlang über den Semmering nach Edlitz, und im Mai 1912 gelang ihm eine Fahrt in umgekehrter Richtung wie den Innsbrucker Führern, indem er von München über das Karwendel nach Innsbruck fuhr.

An sich brauchen Fahrten, wenn sie nur in die Nähe der Alpen führen, nicht weniger eindrucksvoll zu sein als die eigentlichen Überquerungen. Denn es sind schon solche vorgekommen, bei denen die Ballonfahrer auch nicht einen Gipfel gesehen haben. So zum Beispiel bei der letzten mir bekanntgewordenen Alpenfahrt von Deutschland aus, die Oberst Dr. von Abercron, der schon im Mai 1908 von Gerstlhofen aus wider Erwarten, ja wider Willen eine großartige Alleinfahrt über die Ostalpen gemacht hatte (s. Zeitschrift 1911, S. 22), im Jahre 1923 von ebenda ausführte. Er stieg mit zwei Teilnehmern zu einer Probefahrt des Ballons „Hentzen" auf, fuhr unter einer geschlossenen Wolkendecke bis in die Gegend von Rosenheim, stieß hier trotz der Nähe der Grenze durch die Wolken und blieb längere Zeit über ihnen in ca. 4000 m Höhe. Beim Abstieg sahen sie sich plötzlich zwischen hohen Bergen und landeten bei heftigem Winde schwierig in einem Tale, wobei sich der Führer den Fuß verstauchte. Sie befanden sich im Val Furva, südlich der Ortlergruppe und müssen also diese sowohl wie die Ötztaler und Stubaier Alpen überflogen haben. Gesehen aber hatten sie von den Bergen nichts.

Dagegen war eine meiner eindrucksvollsten Fahrten die, die mich mit Fräulein Dr. Eichler und Dr. H. Hoek in 5¼ Stunden von Zürich nach Salzburg führte. Wir haben dabei keinen nennenswerten Gipfel überflogen. Aber die Fahrt, die, stellenweise mit 100 *km* Geschwindigkeit, über den Bodensee und das Bayerische Alpenvorland längs der Nordseite der Alpenketten entlang ging, die wie ein Wandelpanorama an uns vorüberzogen, war großartig. Die sehr glatte Landung, die direkt unterhalb der Wallfahrtskirche Maria Plein bei Salzburg erfolgte, geschah gerade noch im richtigen Augenblick. Denn kaum war der Ballon verpackt und nach dem nahen Bahnhof gebracht, so brach das furchtbare Unwetter los, das die ganze Zeit hinter uns her gewesen und immer näher gerückt war.

Ebenso eindrucksvoll, aber leider auch nicht über die Alpen hinwegführend, war eine Fahrt von Griesheim bei Frankfurt aus zu Pfingsten 1912. Bei außerordentlich günstiger Windrichtung hätte ich das Ziel wohl erreicht, wenn nicht zwei meiner Mitfahrer sich mit ihrem Auto um 6 Stunden verspätet hätten. Zwar hielt der Nordwind noch an, wir gelangten über den Schwarzwald in die Schweiz. Aber in

unbeschreiblich großartigem Fluge zogen wir an der gesamten Alpenkette vom Berner Oberland bis zum Montblanc vorbei, unter uns in 3000 *m* Höhe ein dichtes Nebelmeer. Namentlich der Anblick der Montblancgruppe war von grandioser Wirkung. Leider waren meine sämtlichen photographischen Platten total überlichtet. Gegen Abend, als sich das Nebelmeer aufgelöst hatte und wir auf den Boden hinabgingen, hatten wir noch eine herrliche Fahrt über den französischen Jura, am Schlepptau von Berg zu Berg über die tiefeingeschnittenen Täler hinwegspringend. Dann kam die Nacht, im Westen wurde das Lichtermeer von Lyon sichtbar, wir kreuzten die Rhone bei Vienne und bei Sonnenaufgang landeten wir in der Rhonemündung am Mittelländischen Meer, nicht weit von dem uralten Städtchen Aigue-Morte. —

Doch soll hier nur von wirklichen Alpenfahrten die Rede sein. Ich hatte gehofft, den Lesern über eine der hervorragenden Fahrten de Beauclairs eine eingehendere Beschreibung bieten zu können. Er hat aber über diese Fahrten keine Aufzeichnungen gemacht. So mögen sich die Leser mit einer Schilderung zweier meiner Fahrten begnügen, die mich von Deutschland aus in und über die Alpen führten. Von ihnen ist die erste vielleicht die eindrucksvollste gewesen, und zwar nicht nur, weil es eine Alleinfahrt war. Ihre unvergleichlichen Eindrücke waren es, die mich veranlaßten, immer wieder von neuem den Versuch zu machen, mit dem Freiballon in die Alpen zu gelangen.

„Unverhofft kommt oft", lautet ein Sprichwort, das aber, wie so viele, nur des Reimes wegen so formuliert ist. In Wirklichkeit sollte es heißen: „Unerwartet kommt oft, aber unverhofft kommt selten." Denn das Unverhoffte wünscht man doch immerhin, wenn man auch nicht immer daran denkt. Was man wünscht, das pflegt aber selten einzutreten; daß aber sehr häufig etwas Unerwartetes eintritt, davon weiß der Ballonfahrer ein Liedchen zu singen. Und so ahnte ich auch nicht, als ich am 8. Juli 1911 in Freiburg i. B. mit zwei Damen und einem Herrn zu einem kleinen Luftbummel aufstieg, daß ich am andern Tag mitten in den Schweizer Alpen landen würde. — Zwei Damen auf einmal im Korbe, das war noch nie dagewesen, und unser Vereinsvorstand Exz. Gaede schärfte mir große Vorsicht ein, um die Damen und das Renommee des Vereins nicht zu gefährden. Es war aber auch das richtige Wetter für eine „Biedermeierfahrt". Mit ganz geringer Geschwindigkeit segelten wir nordöstlich und blieben nach 1½ Stunden über dem Glottertal am Fuß des Kandel fast völlig stehen. Unten lagerten sich Bekannte, die uns im Auto begleiteten, im Grase und als es ihnen zu langweilig wurde, begaben sie sich sogar ins Wirtshaus. Also höhere Luftschichten aufgesucht! Schon nach Abgabe von 1½ Sack Ballast (ca. 20 *kg*) erreichten wir 1000 *m* Höhe und hier anderen Wind, der uns erst westlich, dann südlich trieb. Kurz, vier Stunden nach dem Aufstieg waren wir wieder, 1200 *m* hoch, in Freiburg genau über der Gasanstalt. Dann ging es langsam weiter, mit herrlichen Blicken auf den Schwarzwald, über den Schönberg hinweg zu dem von einer malerischen Ruine überragten Städtchen Staufen am Ausgang des vom Belchen herabkommenden Münstertales. Hier wurde nach 5½stündiger Fahrt eine Zwischenlandung beschlossen. Unter Teilnahme der ganzen Bevölkerung ging der Ballon dicht neben dem Orte nieder, alle Mitfahrenden stiegen aus und an ihrer Stelle wurden der Führer des Autos und 6 neue Ballastsäcke aufgenommen, die in einer neben dem Landeplatz liegenden Sandgrube gefüllt worden waren. Nach halbstündigem Aufenthalt ging die Fahrt, jetzt rein südlich, weiter, allmählich in größerer Höhe bis 2200 *m*, über den Blauen hinweg, über Kandern und Lörrach dem Rheine zu, den wir um 5 Uhr, 3 Stunden nach dem Aufstieg in Staufen, bei Baselaugst überflogen. Großartige Blicke auf die Berner Alpen öffneten sich, aber da uns das Auto weiter begleitete, wollte mein Mitfahrer die Fahrt abbrechen.

Jetzt kam mir angesichts der wunderbaren Alpenaussicht und günstigen Fahrtrichtung der Gedanke, die Fahrt allein fortzusetzen. Wir ließen den Ballon fallen, unten empfing uns stärkerer Wind mit südöstlicher Richtung. Eine Zwischenlandung auf freiem Felde war dabei nicht durchführbar. Ich setzte also die Gondel um 5 Uhr 20 Min. in einen alten Kirschbaum bei Aridsdorf, nordöstlich von Liestal. Der Wind war zwar ziemlich heftig, aber da Hilfe zur Stelle war, gelang es, Ballast aufzunehmen und meinen Begleiter auszusetzen, der nach einer ½ Stunde glücklich mit seinem Auto zusammentraf, das ihm getreulich in die Schweiz gefolgt war. Noch schnell eine Handvoll Kirschen gepflückt, die die Bauern auf dem schon abgeernteten Baume nicht hatten erreichen können, und um 5½ Uhr ging es wieder in die Lüfte. Jetzt folgte eine herrliche Fahrt auf die immer großartiger hervortretenden Berner Alpen zu. Da ein Ballon immer auf die sog. Prallhöhe steigt und er schon ziemlich viel Gas verloren hatte, erreichte ich allmählich eine größere Höhe und stand um 6½ Uhr, fast die ganze Schweiz überblickend, in 3100 *m* Höhe 3 *km* westlich von Olten.

Dann trat die abendliche Abkühlung ein, der Ballon fiel langsam. Die Alpen erglühten in rötlichem Schein, dann verschwanden sie hinter den Dunstwolken, in die sich der Ballon hinabsenkte. Merkwürdigerweise fuhr er das Emmental aufwärts, wobei das oben (s. S. 69) erwähnte Erlebnis des nochmaligen Aufsteigens bis 3600 *m* eintrat. Noch einmal tat sich ein großartiger Blick auf die jetzt aus dem Dunkel gespensterhaft hervorleuchtenden Gletscher auf. Der bald einsetzende Abstieg kostete 4½ Sack Ballast. Um 10¼ Uhr war ich wieder, 800 *m* hoch, dicht über dem Erdboden.

Dunkle Nacht umgab mich jetzt, zu beiden Seiten schienen höhere Berge aufzuragen. Nur sehr wenige Lichter waren hier und da sichtbar. Die Geschwindigkeit der Fahrt schien ganz gering geworden zu sein. Um 11 Uhr 10 Min. ging ich auf die Erde herunter. Ein Bauernhaus war in der Nähe. Ich befand mich auf der Scheidegg bei Ruegsbach, 600 *m* hoch in einem Seitental des Emmentales. Ich hatte nicht die geringsten warmen Sachen mit und in der Nacht wäre es mir bei der Weiterfahrt wahrscheinlich zu kalt geworden, namentlich wenn ich der Berge wegen höhere Lagen hätte aufsuchen müssen. So erfolgte denn die dritte Zwischenlandung. Der Ballon wurde an ein im Bau begriffenes Haus angebunden und mit Steinen beschwert. Ein Landmann übernahm die Bewachung. Ich suchte ein 20 Min. entferntes Wirtshaus auf, ließ mir eine Kleinigkeit zum Essen geben und legte mich auf einem Sofa etwas zum Ausruhen nieder. Aber bald litt es mich doch nicht mehr im Zimmer. Es konnte sich in der Nacht ein Wind erheben und meine Anwesenheit beim Ballon nötig machen. So stieg ich denn um 2½ Uhr wieder hinauf.

Gegen Morgen bildeten sich Nebel, und wurden, als es hell wurde, immer dichter. Der Ballon war natürlich schon recht schlapp geworden und hatte viel Gas verloren. Alles kam darauf an, mit wieviel Sack Ballast ich noch würde aufsteigen können. Denn ich wußte, ich würde in sehr große Höhe kommen und für den Abstieg sehr viel Ballast gebrauchen. Ich ließ abwiegen. Mit 6 Sack, die allerdings großenteils nur aus leichter Erde bestanden, schien er Auftrieb zu bekommen. Gern hätte ich gesehen, daß die Sonne das Gas noch etwas erwärmt und ausgedehnt hätte, um nicht gar zu hoch zu steigen. Allein sie wollte nicht durchbrechen. Nach ½6 Uhr wurde ich ungeduldig und gab schließlich 5 Uhr 40 Min. das Zeichen: Loslassen. Der Ballon stieg ganz langsam höher, aber noch eine halbe Stunde lang blieb ich in den Wolken. Plötzlich brach die Sonne durch und zog den Ballon höher. Aber erst bei ca. 3000 *m* und mit einem Schlage kam ich über das Nebelmeer; „und leider schon geblendet, wend' ich mich ab, vom Augenschmerz durchdrungen", konnte ich mit Faust sagen. Denn grade vor mir lagen in unbeschreiblichem Glanze die Berner Alpen. Das Licht ihrer Gletscher war so leuchtend, daß die unter mir zurück-

bleibenden Wolken grau erschienen. Es war wohl der großartigste Anblick meines Lebens, auch herbeigeführt durch den plötzlichen Übergang aus dem Nichts in ein Meer von Licht und eine Welt von Formen.

Der Ballon stieg jetzt sehr rasch und zog über 4000 *m* hoch in schnellem Zuge südwärts direkt auf die Jungfraugruppe zu. Das Nebelmeer, das sich schnell auflöste, hatte ich hinter mir gelassen, unter mir, schon in nächster Nähe, glänzte der Brienzer See mit lachenden Ortschaften an seinen Ufern, etwas rechts der Thuner See, weiter links der Sarner- und noch weiter entfernt ein Stück vom Vierwaldstätter See. Aber was wollten sie und das Gewirr niederer Berge zwischen ihnen besagen gegen den Anblick der Gletscher, die in strahlendem Weiß mir zu Füßen lagen. Eben noch hatten Jungfrau und Mönch mich überragt, jetzt aber blickte ich über sie hinweg auf die gewaltigen Eisströme zwischen Jungfrau und Aletschhorn, Finsteraarhorn und Wetterhorn. Mit einem einzigen Blick umfaßte ich mehrere hundert Quadratkilometer, das größte Gletschergebiet der Alpen. Dahinter ragten in langer Kette die Walliser Alpen, alle die wohlbekannten Gipfel von Zermatt, die man sonst von den Berner Alpen aus nie auf einmal erblickt. Jetzt decken Dom und Täschhorn nicht mehr das stolze Matterhorn und seine Nachbarn, und hinter dem strahlenden Weißhorn erblickt man die Dentblanche und die Berge von Arolla. Weiter westlich aber stehen Grand Combin und Mont Velan, alles gute Bekannte, und noch weiter im Westen erhebt sich riesenhaft der Montblanc im Kreise seiner Trabanten.

Doch kaum ½ Stunde Zeit hatte ich, den wunderbaren Anblick in allen Einzelheiten in mich aufzunehmen. Schon hatte ich den Hohgant, 2199 *m*, das Habkerntal und die Brienzer Rothornkette beim Augstmatthorn, 2140 *m*, überflogen und näherte mich dem Brienzer See, der schon fast senkrecht unter mir lag. Schon hatte ich Montblanchöhe erreicht und noch immer war der Ballon im Steigen. Ich durfte mich nicht in bloßem Schauen verlieren, so sehr das ruhige Dahinschweben dazu verleitete. Rasche Entschlüsse waren nötig. So galt auch hier, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zuteil wird. Sicher hätte ich das Berner Oberland überfliegen, ja wahrscheinlich über die ganzen Zentralalpen nach Italien gelangen können. Einen Augenblick dachte ich auch daran, wie wunderbar der Konkordiaplatz als Landungsgelände wäre und daß ich dort wahrscheinlich Hilfe beim Verpacken des Ballons finden würde. Aber dann der Transport ins Tal! Vor dessen Kosten scheute ich zurück. Ich würde aber trotzdem die Fahrt fortgesetzt haben, wenn nicht zwei Gesichtspunkte entscheidend eingegriffen hätten. Der eine war der Umstand, daß ich am selben Sonntag abend meine Freiburger Kollegen zum nationalökonomischen Kränzchen bei mir eingeladen hatte. Ich mußte also mindestens so früh gelandet sein, um ihnen noch abtelegraphieren zu können. Der Hauptpunkt aber war folgender. Der Ballon war noch derart im Steigen, daß er bei längerer Fahrt sicher die 6000 *m* Höhe überschritten haben würde. Zwar spürte ich jetzt, auf 5000 *m* Höhe, noch nicht das geringste Unbehagen, aber wer wußte, ob ich nicht auf 6—7000 *m* Höhe gezwungen sein würde, das Ventil zu ziehen, um noch weiteres Steigen zu verhüten. Das war aber klar: Ventilziehen bedeutete innerhalb einer halben Stunde landen. Sehr viel größere Genüsse konnte mir auch, von dem sportlichen Reiz abgesehen, die Überfliegung des Berner Oberlandes nicht mehr bieten.

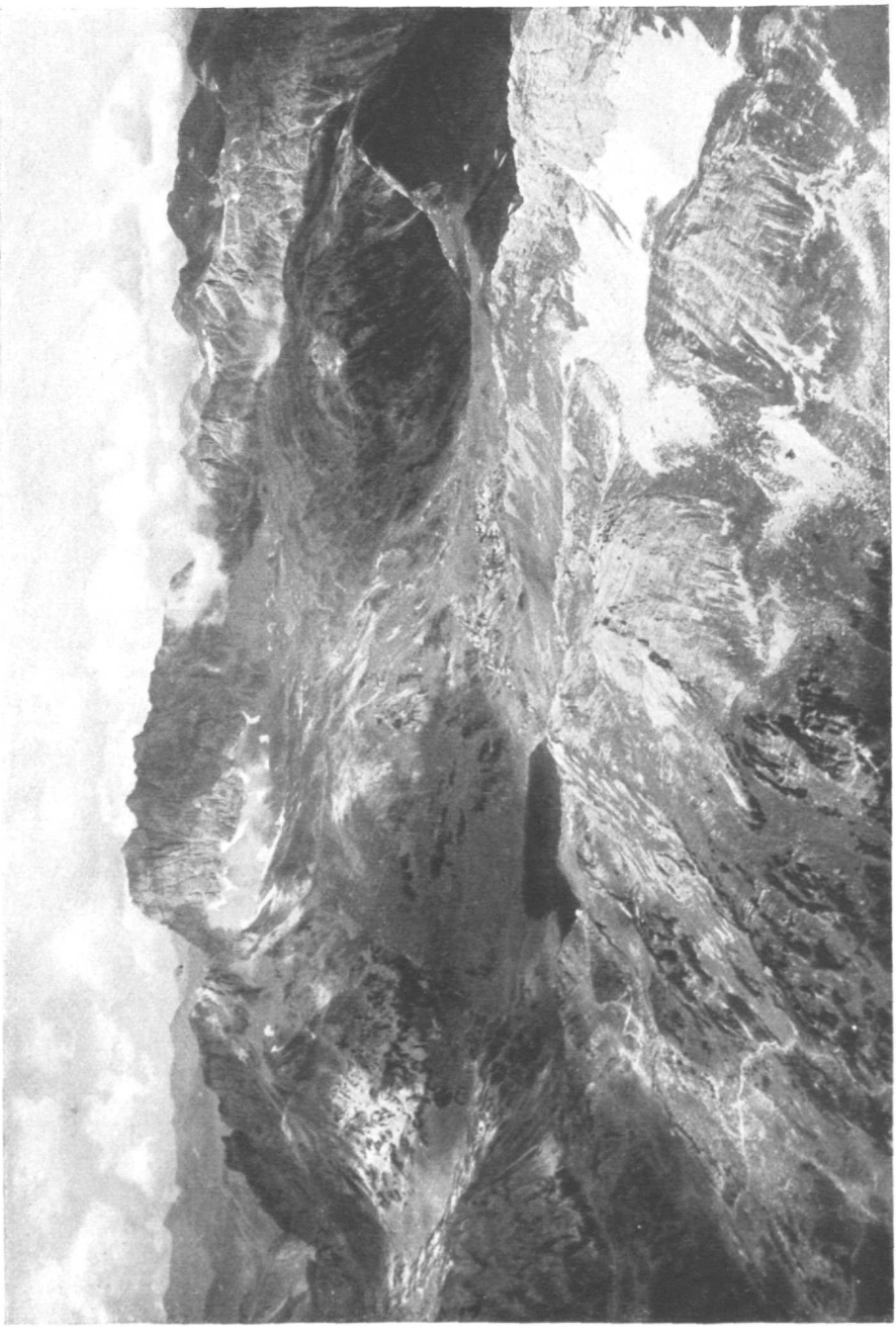
Alle diese Erwägungen drängten sich in wenigen Minuten zusammen, aber es sollten noch schnellere Entschlüsse notwendig werden. Ich beschloß am Brienzer See zu landen, über dem ich jetzt schwebte und hoffte, die Nordwände des Faulhornmassives, die tief unter mir kaum erkenntlich waren, vermeiden zu können. Erst eine fortgesetzte Reihe von Ventilzügen brachte den Ballon ins Fallen, so daß mir angesichts des Gasverlustes schon unheimlich zu werden anfing. Dann ging es rasch hin-

unter. Jungfrau und Finsteraarhorn, die vorher weit unter mir gelegen hatten, strebten jetzt, wie aus dem Boden wachsend, in die Höhe. Aber o Schrecken, schon in zirka 4000 *m* Höhe änderte sich die Windrichtung. Eine wohl von den Bergen kommende Luftströmung trieb mich wieder dem überflogenen Augstmatthorn zu. Seine steilen Südhänge waren eine denkbar ungünstige Landungsgelegenheit. Zum Glück gelang es mir, durch Abbremsen des Falles mit Abgabe von zwei Sack Ballast den scharfen Grat östlich dieses Gipfels gerade noch zu überfliegen. Dann sank der Ballon unter die umgebenden Berge hinab. Noch der letzte halbe Sack hinaus, und sanft senkt sich der Ballon auf eine Alp im obersten Habkerntal, 1400 *m* hoch, zwischen Hohgant und Augstmatthorn. Es ist 8 Uhr 20 Min. Zwei Stunden hatte meine Wunderfahrt in Sonnen- und Firnenglanz gedauert. —

Die Gondel bleibt ruhig im weichen Grase stehen. Ich warte einige Minuten, suche Steine zur Beschwerung des Korbes heranzuangeln und denke nicht daran, die Reißbahn zu ziehen. Wenn irgend möglich, will ich den gefüllten Ballon zur nächsten Straße transportieren und so große Kosten vermeiden. Da erscheint ein Senne von der nahen Alp und bald stürzten auch einige Touristen herbei, die mich vom nahen Hohgant aus beobachtet hatten. Ein Landungsbild wird aufgenommen — ich hatte leider meinen photographischen Apparat nicht bei mir, wie immer bei meinen unerwarteten Alpenfahrten. Dann machten sie sich an das ungewohnte Vergnügen des Ballontransportes am Schlepptau und Hochlaßtau. Anfangs ging es leicht, gegen Mittag aber wurde der Wind stärker, wir kamen in die Baumregion und mußten Bäche überschreiten. Aber die wackeren Schweizer ließen nicht locker. Das Schwierigste kam zuletzt. Noch eine tiefe Schlucht war zu überschreiten, dann winkte ein Sträßchen bei dem Dorfe Schwendi. Aber immer trieb der stärker werdende Wind den Ballon in der entgegengesetzten Richtung zurück. Endlich nach vieler Mühe gelang es mir, der ich die Gondel natürlich nicht verlassen und die Reißbahn für den Notfall immer bereit hatte, an einer langen Schnur einen Stein über die Schlucht zu werfen. Damit brachten wir dann das Hochlaßtau hinüber und an ihm zogen die Leute schließlich das Ungetüm auf die andere Seite der Schlucht. Um 11 Uhr konnte ich den Ballon endlich neben der Straße aufreißen und mich, nachdem das Gas völlig entwichen war, einen Augenblick erschöpft ins Gras werfen. Dann ward der Ballon schnell verpackt und in zwei Stunden auf einem Ochsenkarren zum Bahnhof Interlaken gebracht. Am Abend war ich wieder in Freiburg. Drei Wochen später aber kehrte ich nach Interlaken zurück, um die Hauptgipfel des Berner Oberlandes, soweit ich sie nicht schon kannte, zu besteigen, deren Pracht ich vom Ballon aus bewundert hatte.

Nach den großartigen Eindrücken dieser Fahrt war es mein heißer Wunsch, wieder einmal im Ballon in die Alpen zu gelangen, und ich habe zahlreiche Versuche dazu gemacht, nämlich, außer von Freiburg aus, dreimal von Zürich, dreimal von Bregenz, zweimal von Innsbruck, zweimal von Gersthofen bei Augsburg, zweimal von Griesheim bei Frankfurt und einmal von Rheinfelden bei Basel (von den drei letzten Orten mit Wasserstoff). Doch will ich hier nur von meiner letzten Alpenüberquerung, von München aus, berichten, bei der ich an eine solche gar nicht dachte und sich also wieder das oben erwähnte Sprichwort bewahrheitete. Es war eine Ballonwettfahrt, zu der der Touring Club München Anfang Juli 1914 eingeladen hatte. Mit mir haben damals noch zwei andere Ballons ungefähr in der gleichen Richtung die Ostalpen überflogen. Leider sind meine Bemühungen, vom Touring Club darüber Nachrichten zu erhalten, vergeblich gewesen.

Wegen schlechten Wetters mußte die Fahrt verschoben werden, aber am Nachmittag des 5. Juli erhoben sich nacheinander 10 Ballons auf der Theresienwiese in die Luft. Es war ein herrlicher Anblick, wie sie sich bald über der großen Stadt



Rote Wand, Formarinſee mit Freiburger Hütte



Grubenkar und Laliderer Wände



Langkofelgruppe und Blick auf Marmolata

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

verteilten, auf die ich schon einmal aus der Luft hinabgeschaut hatte. Dann zogen wir in wohlbekannter Fahrt östlich. Wieder einmal hatten wir bei Rosenheim den herrlichen Blick ins Inntal und auf die zahllosen Alpenketten, die freilich jetzt im Sommer lange nicht so imposant aussahen wie bei meiner letzten Fahrt im Februar. Wieder einmal wurde der Chiemsee überflogen, schon in der Dämmerung grüßte Salzburg und die weiße Wallfahrtskirche von Maria-Plein herauf, dann wurde es Nacht. Wir überflogen den Atter- und Traunsee, das Lichtermeer von Gmunden ermöglichte uns noch längere Zeit die Orientierung, dann wurde es völlig dunkel. Kein Zeichen des Lebens war mehr sichtbar. Wir schwebten auch über dem „Toten Gebirge", wahrscheinlich zwischen dem Großen Priel, 2514 *m*, und dem Kleinen Priel, 2134 *m*, hindurchfahrend. Wir müssen dann noch das Warscheneck, 2386 *m*, überflogen haben, denn als der Morgen dämmerte, befand sich ein Berg in unserer Fahrtrichtung, den wir alsbald als den Hohen Pyhrgas, 2244 *m*, feststellten. Im Westen war noch der Dachstein, kenntlich an seinem Gletscher, sichtbar.

Wir konnten es wagen, den Ballon bis nahe der Kammhöhe fallen zu lassen, und fuhren so dicht östlich unter dem Gipfel des Pyhrgas durch, daß wir ihn fast streiften, und uns mit Touristen bequem hätten unterhalten können. Aber nur einige Gemsen scheuchten wir in dem unter uns liegenden Kar auf. Bald mußten wir wieder höher gehen, um den östlich vom Pyhrgas liegenden Scheiblingstein, 2200 *m*, zu überfliegen. Dann zog uns von selbst die Sonne höher. Über den Hexenturm, 2181 *m*, hinweg, der aber, wenigstens von oben gesehen, seinen Namen nicht so rechtfertigt wie der gleichnamige berühmte Felsen in den Dolomiten, erreichten wir die anscheinend wenig bewohnte Buchau. Bald öffnet sich der Blick westlich in das weithin sich erstreckende Ennstal. (Mir waren alle diese Gebiete völlig unbekannt. Es liegt aber ein außerordentlicher Reiz darin, Gegenden, die man schon aus der Luft betrachtet hat, später aus der Nähe, auf der Erde selbst kennenzulernen. Die Freuden der Luftfahrt wirken so in eigenartiger Weise nach.)

Zwischen dem Großen Buchstein, 2214 *m*, und dem Kleinen Buchstein hindurch, aber höher als beide, nähern wir uns jetzt, den Tamischbachturm links lassend, dem Ennstal an seiner berühmtesten Stelle, dem Gesäuse, wo der Fluß aus der östlichen in die nördliche Richtung übergeht. Wir überschreiten die tief eingeschnittene Klamm östlich der Haltestelle Gstatterboden mit schönen Blicken auf die auch aus größerer Höhe imposanten Gipfel des Großen Ödsteins und des Hochtors. Wir selbst gleiten über ihren östlichen Ausläufer, das Hochzinödl, 2190 *m*, hinweg, dann über den Lugauer, 2205 *m*. Die Fahrtrichtung, die bis Sonnenaufgang ostsüdöstlich gewesen war, wird in größerer Höhe immer mehr südöstlich, dann südsüdöstlich. Wir haben allmählich die 3000 *m* überschritten und überblicken jetzt, soweit das Auge reicht, auf allen Seiten ein Meer von Gipfeln. Wir haben längst nicht die Zeit, auch nur die markantesten festzustellen. Die Fahrt nähert sich dem Erzbachtal, links bleibt in malerischer Umgebung ein kleiner See mit einem Schloß liegen, Leopoldstein, dann geht es über den Kaiserschild, 2083 *m*, auf Eisenerz zu, den Mittelpunkt eines großen Bergbaugebietes. Der Ort selbst bleibt wenig links, wir aber überfliegen genau den berühmten Erzberg, 1537 *m*, der das Tal sperrt und an dem wir überall die Arbeiter, die Seil- und Grubenbahnen in Bewegung sehen. Dann verlassen wir die Bahnlinie, um uns nach Überfliegen des Reichenstein, 2166 *m*, und seiner Nachbarn ihr wieder zu nähern. Noch etwa 10 *km* weiter, und schon taucht im Murtal Leoben auf, ein stattlicher Ort, den wir um 6 Uhr 40 Min. in 3200 *m* Höhe überfliegen.

Die Berge vor uns werden freundlicher, die Felsgipfel der Hochregion haben wir im wesentlichen hinter uns gelassen. Die Hochalpe, die wir jetzt überfliegen,

ist ein sanftes schwarzwaldähnliches Gelände, 1643 *m*, mit vielen Wäldern und zahllosen Herden auf den weiten, offenen Flächen. Südlich D.-Feistritz überschreiten wir die Mur, die bei Bruck die große Drehung nach Süden gemacht hat. Schon lange ist in der Ferne Graz, die Perle der Steiermark, sichtbar und kurz vor 9 Uhr überfliegen wir in 3500 *m* Höhe die schöne, mir schon von einem früheren Aufenthalt bekannte Stadt. Weiter geht es südöstlich über wenig besiedelte ebene Flächen, in denen wir einen Ballon tief unter uns, anscheinend am Boden, erblicken. 4 Stunden später nähern wir uns wieder der Mur, bei Radkersburg, nicht weit von der Stelle, wo sie auf ungarischen Boden übertritt. Auch wir standen jetzt vor der Gefahr, in abseitsgelegene, von keiner Bahn durchzogene Gebiete Ungarns getrieben zu werden. Aber unsere Zeit war kurz bemessen, die Rückreise auch so schon sehr lang und beschwerlich. So wollten wir, wenn möglich, noch auf der österreichischen Seite der Monarchie landen. Vor 8 Tagen war der Erzherzog-Thronfolger von Österreich ermordet worden, das Vorspiel zu dem großen Drama des Weltkrieges hatte, ohne daß wir es ahnten, begonnen. Wir wußten nicht, wie sich die fremdsprachlichen Völker der Gegend zu uns stellen würden. So beschlossen wir, bald zu landen. Ich zog Ventil und um 1 Uhr 45 Min. waren wir gleich hinter Bad Radein, direkt neben dem Flusse, der hier die Grenze nach Ungarn hin bildet, sehr glatt gelandet (364 *km*). Bald umfing uns das typische babylonische Sprachgewirr der österreichischen Kronländer, in dem hier das Slowenische überwog. Doch gab es genug Deutschsprechende. Am meisten Eindruck machte uns ein k. k. Gendarm, der entschieden die klassische Einteilung der Luftfahrzeuge entdeckt hatte. Er meinte: „Nu, soagen S', Verährtester, foahren's mit oder ohne Geraisch?" Als er in verschiedenen Sprachen erfuhr, daß wir „ohne Geräusch" gefahren seien, war er sehr enttäuscht. Der Ballon war schnell verpackt, die Zugverbindungen waren relativ günstig und mit Umsteigen in Spielfeld und Marburg a. d. Drau konnten wir die Tauernbahn benutzen und erreichten über Innsbruck, den Arlberg und die Schweiz die Heimat.

25 Jahre Alpenvereinsbücherei

Von Dr. A. Dreyer, München

Den Werdegang des Bergsteigens von seinen schüchternen, nur vereinzelt auftretenden Anfängen bis zu seiner gegenwärtigen machtvollen Gestaltung spiegelt getreulich das alpine Schrifttum. Es gleicht einem frischen Quell, der, dem Bergesschoß entsprungen, doch zeitweise zu versiegen scheint, dann aber sich kühn einen Weg durch sein Felsengefängnis bahnt, jubelnd zu Tal stürzt und, durch Zuflüsse von allen Seiten verstärkt, zuletzt zum breiten, fast unübersehbaren Strome anschwillt. Noch vor einem Jahrhundert war es auf ein paar Dutzend Bände beschränkt, nun aber ist eine wahre alpine Bücherflut über uns hereingebrochen, so daß man nicht weiß, wie es noch enden soll. Dieser bedeutende Zuwachs setzte erst mit der Gründung von Alpenvereinen ein. Gleichzeitig mit diesen zeigt sich das Bestreben, die Segnungen des alpinen Schrifttums in weite bergbegeisterte Kreise zu tragen. Daher taucht schon verhältnismäßig früh der Wunsch auf, nach übersichtlichen Aufzeichnungen desselben oder doch der alpin-literarischen Neuerscheinungen und nach alpinen Büchersammlungen. Die bis dahin erschienenen alpinen Schriften zählte schon Adolf Schaubach im ersten Bande seiner „Deutschen Alpen" 1845 auf, und seinem Beispiel folgte zwei Jahrzehnte später John Ball im „Alpine Guide", während Paul Grohmann in den Schriften des D. u. Ö. Alpenvereins und Theodor Trautwein in den ersten 20 Bänden unserer Zeitschrift die jüngsten Sprößlinge des alpinen Schrifttums den Vereinsmitgliedern bekanntgaben. In einem Briefe an den Alpine Club vom 9. August 1865 regte F. F. Tuckett die vierteljährliche Veröffentlichung der neuesten alpinen Werke im „Alpine Journal" an und ging hier alsbald mit gutem Beispiel voran. An die Stelle dieser alpinen bücherkundlichen Nachrichten trat das regelmäßig von Zeit zu Zeit wiederkehrende Verzeichnis der Neuzugänge der Bücherei des Englischen Alpenklubs.

Den „Plan zu einer ausführlichen Bibliographie über die Alpen" befürwortet L. Aug. Nicol im 5. Bande (1879) unserer „Mitteilungen". Seine Bitte, ihm zu diesem Zwecke „ihre Statuten, Vereinsberichte, sowie ihre Bibliothekskataloge" zu senden, scheint keine große Gegenliebe gefunden zu haben; daher gab er sein Vorhaben wieder auf. Bald trat das Bedürfnis nach Verzeichnissen der Aufsätze in den alpinen Vereinsschriften hervor. Unser Alpenverein ging hier voran mit je einem „Register zu den Publikationen des D. u. Ö. Alpenvereins" 1877 und 1887, die der nimmermüden Feder Trautweins entflossen.

Was dieser verheißungsvoll begann, setzte der gleich rastlos tätige Johannes Emmer fort, und seine beiden „Register" über unsere Vereinsveröffentlichungen von 1863—1925 sind eine wahre Fundgrube für Bergsteiger und Alpenforscher. Der S. A.-C. gab zwei wertvolle „Repertorien" über die ersten 44 Bände seines „Jahrbuches" (1886 und 1910), verfaßt von O. von Bülow bezw. C. Täuber, heraus.

Die erste Bücherei besaß von allen alpinen Verbänden der Ö. Alpenverein. Schon in der Gründungsversammlung am 19. Nov. 1862 gab Dr. Anton von Ruthner „als Beweis der Teilnahme am Alpenverein" die eingelaufenen Geschenke bekannt, die einen „ersten Anfang der anzulegenden Sammlung von Büchern, Karten usw. bilden" (Verhandlungen des Ö. Alpenvereins 1864, 1. Heft). Am 15. April 1863 um-

faßte diese Bücherei, die zum Grundstock der heute noch blühenden reichhaltigen Bibliothek der S. Austria wurde, 77 Bücher, 16 Karten, 13 Rundsichten und 12 Bilder. Dieses schöne Beispiel des Ö. Alpenvereins spornte die Münchener Mitglieder desselben zur Nacheiferung an. Im Winter 1866/67 trafen sich allwöchentlich im Kaffeehaus Bock 12 begeisterte Bergsteiger und entrichteten bescheidene Beiträge. Aus diesen wurde eine kleine Büchersammlung angeschafft, die nach der Gründung der Sektion München des Deutschen Alpenvereins (im Mai 1869) in deren Besitz überging. Seit 1866 bestand auch eine noch unbedeutende und auch wenig gepflegte Bücherei des Alpine Club, die den Mitgliedern zugänglich war. Langsam, aber stetig wuchs sie an und zählte nach zwei Jahrzehnten bereits nahezu eintausend Bücher, darunter auch nicht wenige alpine Seltenheiten.

Der Englische Alpenklub gab in den Jahren 1880, 1888 und 1889 Kataloge heraus; von da an werden die Neuzugänge in seinem Blatte, dem „Alpine Journal", veröffentlicht. Im Anschluß an sein „Gletscherbuch" beschloß der Schweizer Alpenklub 1874 die Anlage einer eigenen Vereinsbibliothek. Leider ordnete schon drei Jahre später das Zentralkomitee in Genf ihre Auflösung an. Die vorhandenen Bücher verteilte man kurzerhand an die einzelnen Sektionen, mit Ausnahme eines kleinen Restes, der dem Archiv des Zentralkomitees einverleibt wurde. Diese merkwürdige Maßnahme brandmarkt Dr. Heinrich Dübi in seiner Geschichte des S. A.-C. („Die ersten fünfzig Jahre des Schweizer Alpenklubs" 1913, S. 279) als eine „unüberlegte Verschleuderung wertvollen Materials". Endlich besann man sich doch eines Besseren. Im Jahre 1890 wurde die „Zentralbibliothek des S. A.-C." neu gegründet und der Stadtbibliothek in Zürich angegliedert. Nach den Katalogen von 1897, 1905, 1912 und 1925 stieg sie von 730 Nummern auf 4940 Bände, 1280 Broschüren, 270 Rundsichten und den Topographischen Atlas der Schweiz. Die ersten Anfänge der Bibliothek des Französischen Alpenklubs reichen in das Jahr 1875 zurück. Die Bücherei des Italienischen Alpenklubs (Sitz in Turin) erscheint zum ersten Male 1887.

Die meisten von unseren Alpenvereinssektionen riefen bald nach ihrer Gründung eine Bücherei ins Leben. Selbst die kleineren Sektionen, denen ihre bescheidenen Mittel es verwehrten, durch den Bau einer eigenen Hütte an den praktischen Aufgaben unseres Alpenvereins mitzuarbeiten, suchten wenigstens auf diese Weise, sowie durch reges inneres Vereinsleben (Vorträge u. a. m.) ihr Scherflein an der Ausgestaltung unseres Gesamtvereins beizutragen. Nur diesem fehlte immer noch bis in unser Jahrhundert hinein eine eigene Bücherei. Die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung gibt der verdienstvolle frühere Generalsekretär des D. u. Ö. Alpenvereins, Dr. Johannes Emmer, der das Werden und Wachsen unseres Alpenvereins, rastlos tätig, miterlebte, in Nr. 2 der „Mitteilungen" 1927, S. 16, an. Da der Vorort satzungsgemäß alle drei Jahre wechselte, wanderten die bei der Vereinsleitung eingetroffenen Bücher, in Kisten verpackt, von Stadt zu Stadt, von München nach Wien, nach Frankfurt a. M., Innsbruck, Salzburg, Berlin, Graz usf. Daher war dem jeweiligen Zentralausschuß der Besitz an Büchern mehr eine Last als ein Wertgegenstand. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet kann es nicht wundernehmen, daß im Jahre 1880 (der Vorort wurde von München nach Wien verlegt) die künftige Vereinsleitung der Sektion München anbot, sie möge doch die Bücherei des Zentralausschusses behalten und verwalten. Allein dieses Ansuchen wurde rundweg abgelehnt. Dem zu Beginn der 90er Jahre begründeten „wissenschaftlichen Archiv" unseres Vereins überwies der damalige Vorort Wien einen großen Teil seines Bücherbestandes, und zwar, wie Emmer berichtet, gerade den wertvollsten (so die Schriften der Geologischen Reichsanstalt in Wien) und behielt nur die ihm unumgänglich notwendig scheinenden zurück. Der Ruf nach einer eigenen Fachbibliothek des D. u. Ö. Alpenvereins erklang immer lauter. In seiner „Geschichte der Sektion

München", 1900, betont Nep. Zwich: „Es wäre eine lohnende Aufgabe für den Gesamtverein, eine stationäre Zentralbibliothek für Alpenkunde im weiteren Sinne zu schaffen; seine reichen Mittel würden es ermöglichen, auch solche Werke zu erwerben, welche über den Rahmen des engeren Sektionsbedürfnisses hinausgehen oder die nach ihren Kosten für kleinere Sektionen schwer zu beschaffen sind. In den Funktionen des Zentralausschusses fehlt noch immer jene eines Bibliothekars."

Wer sich alpin-schriftstellerisch betätigte, der empfand diesen Mangel ganz besonders schmerzlich, da weder die Sektionsbüchereien noch die Bibliotheken der größeren Städte seinen literarischen Bedürfnissen ganz genügten. Die Kasse des Alpenvereins aber war durch die immer dringlicher werdenden praktischen Aufgaben und durch die Herausgabe der Vereinsschriften, von Karten der Ostalpen und von verschiedenen Werken alpin-wissenschaftlichen Inhalts (Erschließung der Ostalpen, Atlas der Alpenflora u. a. m.) so sehr belastet, daß ihr die Mittel zur Begründung einer eigenen Bücherei fehlten.

In dieser Bedrängnis kam ein unerwarteter Glücksfall zu Hilfe. Der Forschungsreisende W. R. Rickmers, ein begeisterter Freund der Alpen und ein gewiegter Kenner des alpinen Schrifttums, der jahrelang die bedeutenderen alpinen Werke, auch zahlreiche seltene (im ganzen 5000 Bände), unermüdlich gesammelt hatte, bot zu Beginn des Jahres 1901 dem Zentralausschuß seine wertvolle alpine Bücherei als Grundstock für eine alpine Zentralbibliothek zum Geschenke an. Die Hauptversammlung unseres Vereins vernahm seinen hochherzigen Entschluß mit größter Freude und sprach dem edlen Spender den wärmsten Dank aus. Dadurch wurde, wie der damalige Zentralpräsident Professor Dr. Ipsen hervorhob, „eine Lücke in den Einrichtungen des Vereins ausgefüllt, wie dies in anderer Weise kaum hätte geschehen können". Als Sitz der neuen Zentralbibliothek (seit 1912 führt sie den Namen „Alpenvereinsbücherei") hatte Rickmers ausdrücklich München bestimmt. Der Magistrat der bayerischen Hauptstadt überließ ihr 5 Räume im 4. Stock des Sparkassengebäudes unentgeltlich. Um die Aufstellung dieser Bücherei erwarben sich außer dem Begründer Oberregierungsrat Welzel und Oberbaudirektor Rehlen nicht geringes Verdienst. Am 1. Oktober 1902 wurde sie der Benützung übergeben. Den Ausleihdienst besorgte Bibliothekar Fleischmann von der Münchener Volksbibliothek. Die neue Schöpfung unseres Alpenvereins begegnete freundlichster Aufnahme in alpinen Kreisen. Namhafte Geschenke an Büchern und Karten flossen ihr zu, und zu Ende des Jahres 1905, nach der Auflösung des wissenschaftlichen Archivs unseres Vereins, wurden dessen Bestände mit unserer Zentralbibliothek vereinigt. Die Leitung derselben hatte ursprünglich der Gründer selbst übernommen. Mit weitschauendem Blicke erkannte er, daß unserem Alpenverein noch eine weitere Einrichtung fehlte. Daher sammelte er außer den Erzeugnissen des alpinen Schrifttums auch Hüttenmodelle, Eispickel, Seile u. a. m., die den „Kern eines Museums" bilden sollten.

Am 1. April 1904 wurde der Verfasser dieses Artikels mit der Leitung der Bücherei betraut. Der Ausbau der Bücherei erforderte eine Unsumme von Arbeit (zunächst Ordnungsarbeiten) und obwohl der Zentralausschuß mit den Zuschüssen für die Bücherei nicht kargte (sie stiegen von 4000 M. anfänglich auf das mehr als Fünffache), gab es doch viele Ergänzungen, namentlich in den Zeitschriftenbeständen vorzunehmen. Bücherkundlich genaue Zettelkataloge (Verfasser- und Sach- bezw. Standortverzeichnisse) bildeten die Grundlage für die Herausgabe des ersten größeren systematischen Bücherverzeichnisses, das 1906 erschien und eine Übersicht des Vorhandenen und Fehlenden ermöglichte. Die Auffindbarkeit der einzelnen Werke erleichterte ein alphabetisches Titel- und Sachregister. Zu Anfang des Jahres 1904 bildete der weitere Ausbau unserer Bücherei den Gegenstand einer Beratung, zu welcher die Herren Eduard Richter, Heinrich Heß und Hans Welzel beigezogen

waren. Man entschied sich für die Sammlung der „turistischen Literatur", welche im weitesten Sinne alles faßt, was für den Bergsteiger zur verständnisvollen Bereisung der Alpen und anderer Hochgebirge von Wert und praktischem Nutzen ist. Eine Vollständigkeit des alpin-wissenschaftlichen Schrifttums wollte man nicht erstreben, mit Ausnahme der Schriften über Gletscherkunde. Bei der turistischen Literatur sollten selbstredend auch ältere Werke mit einbezogen werden, um die Entwicklung des Alpinismus und des alpinen Schrifttums zu veranschaulichen.

Das Wachstum der Bücherei läßt sich auch an der Hand unserer „Mitteilungen" einigermaßen verfolgen. Die Mehrung der Bestände erfolgte durch Kauf und Tausch. Auch Geschenke und Besprechungsstücke gingen in nicht geringer Zahl ein. Im Schriftenaustausch steht unser Alpenverein mit alpinen Verbänden, sowie mit wissenschaftlichen Vereinen, die in ihren Veröffentlichungen auch auf die Alpen Bezug nehmen. Die Schriften unseres Gesamtvereins (und über denselben) und seiner Sektionen, einschließlich der Jahresberichte, Satzungen, Festschriften, Zeitschriften und sonstiger belehrender und anderer Veröffentlichungen sind hier nahezu vollständig vertreten, in reicher Zahl auch die von alpinen Vereinen außerhalb unsres D. u. Ö. Alpenvereins in Deutschland, Österreich, sowie in ganz Europa und von den außereuropäischen stellen sich Asien, Südafrika und Australien ein. Mit neun amerikanischen Gebirgsverbänden wurde erst vor ein paar Jahren ein lebhafter Schriftenaustausch angebahnt. Auch die Vereine für Heimatkunde, Wandern, Fremdenverkehr, dann für Erdkunde, Geschichte, Naturkunde u. a. m. zeigen ihre erfolgreiche Wirksamkeit im Spiegel ihrer bei uns niedergelegten Schriften.

Mit innigem Dank sei der vielen Gönner gedacht, die ihre Anteilnahme an der Bücherei durch mitunter recht ansehnliche und wertvolle Geschenke bekundeten. Selbst der Bergsteiger im geistlichen Gewande, Papst Pius XI., widmete uns sein Buch. Auch durch letztwillige Verfügungen gingen uns eine stattliche Reihe von Büchern zu. So setzten uns zu Erben ihrer alpinen Büchereien ein: Rechnungsrat Libelacker, Rat Nep. Zwickh, Dr. Oskar Schuster, Kunstmaler E. T. Compton u. a. Wohltuend berührt die Anhänglichkeit verschiedener Benützer seit vielen Jahren. Einzelne, die längst in Amt und Würden sind, waren schon als blutjunge Studenten eifrige Gäste der Bücherei. Leider riß der Tod hier viele Lücken, namentlich im Weltkriege, doch neue Besucher traten an ihre Stelle. Auch nach auswärts ist der Ausleihverkehr sehr rege; denn die Bücherei soll ja nicht allein den Münchener Alpinisten, sondern auch allen Mitgliedern unseres Alpenvereins zugute kommen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sie auch von auswärts stark in Anspruch genommen wird. Die auswärtigen Entleiher haben nur die Kosten für Hin- und Rücksendung zu tragen. Leihgebühr wird nicht erhoben. Verschiedene kleinere Sektionen wissen ihren Wert ganz besonders zu schätzen. Bücher gingen von München aus in alle Teile von Deutschland und Österreich, in die Tschechoslowakei usw., ja selbst nach Persien, wo ein deutscher Benützer lebt.

Im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens mußte die Alpenvereinsbücherei zweimal wandern: Ende Dezember 1909 in das Gebäude des Alpinen Museums, in die Isarlust, und zu Anfang April 1913 in ihr gegenwärtiges Heim. Der Umzug einer Bücherei ist kein Kinderspiel; doch ging er jedesmal glatt vonstatten und erforderte nur eine je vierzehntägige Stillegung des Leihbetriebes. Die Suche nach geeigneten, mehr in der Mitte der Stadt gelegenen Räumen verursachte viele Mühe. Der Berichterstatter kann ein Lied davon singen, bis er endlich das geeignete Heim, und zwar im 3. Stock des Hauses Westenriederstraße 21, fand. Die gewünschten baulichen Veränderungen, drei ineinandergehende Zimmer für den Ausleih- und Leseverkehr und den Büchereileiter, wurden von der damaligen Hauseigentümerin, der Unionsbrauerei, bereitwilligst zugestanden. Das Lesezimmer enthält eine eigene Handbücherei, ferner

die laufenden Zeitschriften, die neu erschienenen Bücher und in einem Glasschrank alpine Seltenheiten. In einem Zimmer gegenüber werden die zahlreichen Karten und wertvollen Bilder (Stiche und Steindrucke) in Schränken aufbewahrt. Ein langer Gang mündet in den Vorraum der Bücherei, der seit Juli 1919 der Lichtbilderstelle dient. Die eigentliche Bücherei mit ihren 43000 Bänden beherbergt ein geräumiger, 112 *qm* großer Saal. Sämtliche Räume sind hell, trocken und luftig. Infolge ihrer geringen Entfernung voneinander können die Wünsche der Benützer aufs schnellste erledigt werden. Die sachgemäß aufgestellte Bücherei gliedert sich in zwei Hauptgruppen: in einen touristischen und in einen wissenschaftlichen Teil. Bei dem ersteren wurde möglichste Vollständigkeit erzielt. Er umschließt außer den Alpen auch die anderen Hochgebirge Europas, namentlich die Pyrenäen und Karpathen, ferner die deutschen Mittelgebirge, die schimmernden Eisburgen Asiens, die mächtigen Gebirge Afrikas und Australiens, sowie den langgestreckten Bergwall Amerikas. Von den interessanten Schilderungen über die kühnen Vorstöße auf den höchsten Gipfel der Erde fehlt keine einzige. Abhandlungen, Schilderungen und Aufsätze in Zeitschriften, sowie treffliche Führer über größere Gebiete und einzelne Berggruppen und Orte bilden das hauptsächlichste Schrifttum dieser Abteilung. Daher kann jeder Bergsteiger vor Beginn seiner Fahrt sich hier gründlich Rat erholen und nachher die gewonnenen Eindrücke vertiefen. Die Reihe der Führer geht weit zurück. Wer die erste Auflage von Baedekers „Handbuch für Reisende durch Deutschland und Österreich", 1842, oder von seinem „Handbüchlein" „Die Schweiz" durchblättert, der fühlt sich gleichsam in eine fremde Welt versetzt. Noch mehr aber wächst seine Verwunderung, wenn er sich in „Baedekers Vorfahren" versenkt, in die Vorläufer der ost- und westalpinen Reisehandbücher, wie Chezy, Hartwig, Heidegger, Ebel u. a. m. Doch noch viel weiter in die Vergangenheit greift unser Schrifttum zurück, als das Bergsteigen das Vorrecht nur einiger ihrer Zeit vorauseilenden Geister schien. Was sie auf ihren einsamen Bergwanderungen geschaut und erlebt, das spiegelt sich getreulich in ihren Schriften, die unsere Bücherei mit Stolz ihr eigen nennt. Von dem kurzen Bericht Petrarcas über seine Ersteigung des Mont Ventoux angefangen bis zu den erschöpfenden Schilderungen neuzeitlicher Bergsteiger. In seinem nun selten gewordenen „Jagdbuch" rühmt sich Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter", daß „keiner höher und näher dem Himmel gewesen" sei, als er. An Bergfreudigkeit übertrifft ihn noch der Züricher Arzt und Naturforscher Konrad Gesner, der die Segnungen des Bergsteigens in seinem „Libellus de lacte ac operibus lactariis", 1541, so frisch und froh wie ein neuzeitlicher Alpinist preist. Dem Ammenmärchen, das den verrufenen Pilatusberg wie ein böser Dämon jahrhundertelang umschwebte, versetzte seine sachliche Schilderung „Descriptio Montis Fracti", 1555, den Todesstoß. Wohltuend von den eintönigen, nüchternen Beschreibungen des 16. Jahrhunderts mit ihrem trefflichen Bilderschmuck hebt sich Josias Simlers „Vallesiae Descriptio", 1573, ab, durch seine bemerkenswerten Ratschläge für Alpenwanderer zweifellos das erste alpine Handbuch. Unwiderstehlicher Forscherdrang trieb im 18. Jahrhundert verschiedene Gelehrte in und auf die Berge, so den Züricher Arzt Johann Jakob Scheuchzer, der in seinem Buch „Itinera Alpina", 1708 bzw. 1723, anschauliche Bilder von seinen Schweizer Fahrten entwirft.

Ein noch wirksameres Gegenstück hierzu bilden die eindrucksvollen Schilderungen von Hacquets ostalpinen Reisen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Gleich anderen Forschern hält Hacquet noch den Gotthardsberg für den höchsten Punkt von Europa. Von der völligen Unkenntnis der Bergformen und von dem Unvermögen der Künstler, sie darzustellen, zeugen die teils höckerigen, teils nadelspitzen Bergbilder jener Zeit. Im Schrifttum unserer Bücherei läßt sich der spätere Entwicklungsgang des Alpinismus, der mit der Erstürmung des Montblanc und Großglockners ein-

setzt, bis zur Gegenwart Schritt für Schritt verfolgen. Nicht immer wurden alpine Großtaten in ausführlichen Büchern verherrlicht; manchmal erscheinen sie verstreut in Aufsätzen von Zeitschriften (Erstersteigung des Ortler und der Jungfrau). Auch diese wurden gesammelt, so daß unsere Bücherei dem alpinen Geschichtsschreiber eine wertvolle Fundgrube wird. Lückenlos vertreten sind die immer mehr anschwellenden Schilderungen unserer besten Alpinisten über ihre mannigfachen Erlebnisse und Eindrücke, ebenso die Bücher über die Technik des Bergsteigens, auch über wichtige alpine Fragen, so über seine seelische Einwirkung, über seine mit Recht viel beklagte Entartung u. a. m.

Die gleiche Sorgfalt in der Sammlung aller einschlägigen Schriften wie dem Sommerbergsteigen wurde dem Schilauf zuteil. Einen breiten Raum im Schrifttum unserer Bücherei nimmt das Vereinswesen ein. Den Benützer überrascht die Fülle der Bücher und Schriften von unserem Alpenverein und seinen Sektionen (Zeitschriften, Jahresberichte, Bücherverzeichnisse, Satzungen, Festschriften, Sektionsgeschichten, Büchlein über Technik, Führer, Liedersammlungen, Scherzdichtungen, Festgaben u. a. m.). Auch alle andern alpinen Vereine in Europa und in den andern Erdteilen sind sehr gut vertreten. Es seien hier nur genannt: Schweiz, England, Skandinavien, Spanien, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Tschechoslowakei, Ungarn, Südslawien, Bulgarien, Rußland; ferner von Asien der Japanische Alpenklub San Gaku-kwai in Tokio, der Mountain Club, Sektion Capetown in Südafrika, neun nordamerikanische alpine Vereine und der Neuseeländische Alpenklub in Christchurch. Auch über die segensreichen Einrichtungen der Alpenvereine, insbesondere unseres Alpenvereins (Weg- und Hüttenbau, Führer- und Rettungswesen, Jugendwandern, Schilauf, Büchereien, Museen, Lichtbildersammlungen) erteilen zahlreiche Schriften Aufschluß. Im alpin-wissenschaftlichen Schrifttum, mit Ausnahme der Gletscherkunde, der „Tochter des Alpinismus", konnte hier aus wirtschaftlichen Gründen keine Vollständigkeit erstrebt werden. Doch floß viel wertvolles Gut zusammen, vor allem von wissenschaftlichen Vereinen, die ihre Veröffentlichungen auf dem Tauschwege oder unentgeltlich überwiesen. Kein Zweig der alpinen Wissenschaften ist hier vernachlässigt. Besonders reich bedacht sind Erdkunde und Naturkunde, aber auch in andern Wissensgebieten, namentlich im Kartenwesen, in der Volkskunde, Geschichte stößt der Forscher auf Werke, die in vielen Büchereien fehlen. Wie die alpinen Zeitschriften, so weisen auch die alpin-wissenschaftlichen lückenlose Reihen von den ersten Jahrgängen an auf. Alle alpinen Forscher mit Namen von gutem Klang sind vertreten; von den älteren und verstorbenen bis zu den lebenden modernen Männern.

Der Ausbau der Bücherei ist nun nahezu vollendet. Dagegen bedarf unsere Kartensammlung noch verschiedener Ergänzungen. Zwar wuchs ihre Zahl bereits auf 5000 an und neben älteren prächtigen Karten von Bayern, von Tirol und andern Ostalpenländern, von der Schweiz, vom Montblancgebiet fehlen auch nicht die neuesten, für den Bergsteiger wichtigen Karten des gesamten Alpengebietes. Die bayerischen Karten gehen bis auf Aventin, Mercator, Findly, Seutter u. a. zurück. Besonderes Interesse bieten die alten Karten von Tirol von 1608, dann von Matthias Burglehner, 1611, und eine merkwürdige Karte „Aquila Tirolensis", 1620, welche das Land Tirol bis zum Gardasee in die langgestreckte Form des heimatlichen Wappentieres zwängt. Im Neudruck besitzt die Bücherei die älteste Karte der Schweiz von Konrad Türst, ferner die Erstausgaben der Karten von Tschudi, von Mercator, Isle und verschiedene später folgende. Die amtlichen Kartenwerke von Bayern, Österreich, der Schweiz, Italien und Frankreich sind, soweit sie die Alpen umschließen, fast vollständig, ebenso die neueren Karten über größere alpine Gebiete und einzelne Berggruppen. An unsern zu verschiedenen Zeiten erschienenen Karten, sowie

an den Bildern läßt sich die Entwicklung des Kartenwesens und der zeichnerischen Wiedergabe der Bergwelt von ihren Anfängen bis zur Gegenwart deutlich verfolgen. Außer einer stattlichen Reihe von Bilderwerken verwahrt die Bücherei auch 15 000 Einzelbilder. Satzungsgemäß werden diese nicht ausgeliehen, ebenso auch nicht die Reiseführer und die Handschriften. Seit dem Jahre 1909 ist mit der Bücherei ein alpines Archiv verbunden. Es birgt zunächst eine sehr stattliche Anzahl Briefe (im ganzen ungefähr 3500) von hervorragenden Bergsteigern und alpinen Forschern, sowie von Männern, welche die Geschicke unseres Vereins leiteten. Von den Briefschreibern seien u. a. genannt: die vier Gründer unseres Alpenvereins, Trautwein, Hofmann, Stüdl und Senn, die ersten Präsidenten desselben, Bezold, Dr. V. J. Barth, Petersen usw.; ferner von Pionieren der Alpen und alpinen Schriftstellern, wie Weilemann, Whymper, Conway, Coolidge, Dent, Ruthner, Hermann von Barth, Mummery, Freshfield, V. Sella, Grohmann, Purtscheller, Kugy, Lammer, Blodig, Hanns Barth usw., von alpinen Forschern Eduard Richter, Karl Haushofer, Lendenfeld, Hann, Heim, Hörmann, Merzbacher usw., ferner von Alpenmalern Compton, Platz u. a. Vater Stüdl überwies uns schon zu seinen Lebzeiten seinen gesamten alpinen Briefwechsel (2272 Briefe und Karten), der tiefe Einblicke in die Frühzeit unseres Alpenvereins und die Erschließungsgeschichte der Ostalpen eröffnet. Von besonderem Wert sind auch die handschriftlichen Nachlässe von Eduard Richter, Th. Trautwein, Ludwig Purtscheller und Hermann v. Barth. Unser Archiv verwahrt u. a. die Skizzen- und Turenbücher des Erschließers der Nördlichen Kalkalpen, das Tagebuch Georg Winklers und das Skizzenbuch von Adolf Schaubach, außerdem die Ergebnisse der Gletschervermessungen und Pegelbeobachtungen in verschiedenen Teilen der Ostalpen, dann Aufsätze für alpine Zeitschriften und Vorträge in Alpenvereinssektionen von Ruthner, Richter, Penck u. a., sowie Richters mühselige Vorarbeiten zur „Erschließung der Ostalpen".

Den Kenner der Berggeschichte überrascht eine „photographisch-topographische Reproduktion des Prospektes zur Subskription" auf ein unbekannt gebliebenes Buch Paccards über dessen erste Montblancbesteigung, ein wertvoller Beitrag zu Dübis Rechtfertigung „Paccard wider Balmat". Daran reihen sich Kartenskizzen von Eduard Richter, eine handschriftlich erhaltene Ortler-Karte von Julius Payer und Zeichnungen und Aquarelle namhafter Bergsteiger.

Unsere schon früh begonnene Sammlung von Bergführer-, Hütten- und Gipfelbüchern wächst erfreulich an, obwohl gerade hier die Freunde der Alpen noch manches Stück vor dem sicheren Untergange retten und der Bücherei zuführen könnten. Insbesondere sollten auf Veranlassung der hüttenbesitzenden Sektionen alle ausgeschriebenen Gipfel- und Hüttenbücher in unser Archiv wandern. Den Hauptanziehungspunkt in dieser Abteilung bildet zweifellos das älteste erhaltene Zugspitzbuch, das vom Gründungsjahr unseres Alpenvereins 1869 anhebt und bis Ende 1876 reicht.

Zur Förderung und zum Ausbau der Bücherei trat am 30. Juni 1921 ein Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei ins Leben, der sich gleichzeitig die Herausgabe eines neuen Bücherverzeichnisses zur Aufgabe setzte. Dieser Plan tauchte im Schoße des Hauptausschusses schon vor dem Kriege auf, doch hinderten die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit seine Verwirklichung. Zu Ende 1926 erschien dasselbe, ein stattlicher Quartband von 16 Seiten und 1358 Spalten, der in der Presse ungeteilte Aufnahme fand. Es ist ein alphabetisches Schlagwortverzeichnis, um die Benützung möglichst zu erleichtern. Außer den Bücherbeständen wurden hier auch verzeichnet und sachgemäß eingereiht: alle größeren Artikel aus den Veröffentlichungen unseres Vereins, aus allen Festschriften und Jahresberichten unserer Sektionen, ferner aus über 40 alpinen und wintersportlichen und aus 25 wissenschaftlichen Zeitschriften. Sohin bietet es über den Rahmen eines gewöhnlichen Verzeich-

nisses hinaus zugleich einen bescheidenen Beitrag zu einer alpinen Bibliographie, um so mehr als auch bei allen Werken mit allgemeinen Titeln auf den Inhalt kurz verwiesen wird. Für die Drucklegung des Werkes gebührt unserem verehrlichen Hauptausschuß der wärmste Dank, nicht minder dem Verein der Freunde der Alpenvereinsbücherei, der zu den sehr erheblichen Kosten 4000 M. beisteuerte. Möchten die löblichen Bestrebungen des letztgenannten Vereins durch zahlreichen Beitritt der Alpenfreunde (Jahresbeitrag 1 M., ohne der Gebefreudigkeit Schranken zu setzen) weiterhin gefördert werden! Das Bücherverzeichnis mit seinem Überblick über die Reichhaltigkeit unserer Bücherei wird sicherlich deren Benützung von auswärts bedeutend erhöhen. Entleiher haben einen von ihrer Sektion abgestempelten Haftschein zu hinterlegen, der für immer gültig ist. Prachtwerke, Karten und neuere Führer werden nicht abgegeben.

Nach außen wurde unsere Bücherei durch einige wohlgelungene Ausstellungen bekannt. 1916 zog die Besucher eine Kriegsausstellung an, ein Jahr später gewann eine Veranstaltung größeren Stils (Gemälde berühmter Meister, Stiche, Photographien u. a.) „Reiseziele nach dem Kriege" die Anerkennung hoher und höchster Persönlichkeiten. 1918 wurden die Reize des bayerischen Hochlands in einer Bildersammlung verherrlicht. Daran reihte sich im nächsten Jahre eine von Professor Enzensperger nach erdkundlichen und erdgeschichtlichen Gesichtspunkten sorgfältig geordnete Schülerausstellung, die dann auf Reisen ging. Zum 20jährigen Jubiläum der Bücherei, 1922, erschien eine weitere Ausstellung „Die Schönheit der bayerischen Alpen im Bilde". Das bayerische Ministerium für Kultus und Unterricht empfahl alle diese Ausstellungen den Schulen aufs beste. Die Abhaltung weiterer Ausstellungen verbietet sich leider durch den Raummangel, denn die Bücherei dehnt sich immer mehr aus.

Eine Reihe von unseren Seltenheiten liegt im Alpinen Museum zur Schau auf.

Nun noch ein Wort über die sich immer mehr vergrößernden Sektionsbibliotheken. Ihre Aufgabe besteht nicht darin, das gesamte Schrifttum über die Alpen zu sammeln, sondern nur die wichtigsten Erzeugnisse desselben in der Gegenwart und vor allem auch die neuesten Führer und Karten, welche die Alpenvereinsbücherei satzungsgemäß nicht ausleihen kann. Bei der Gründung und Neuordnung von Sektionsbibliotheken leistete unsere Hauptbücherei wiederholt wesentliche Dienste. Überhaupt wird sie als literarische Ratgeberin fleißig in Anspruch genommen. Freilich schwirren mitunter auch andere Anfragen einher, die mit dem Wesen einer Bücherei nicht das geringste zu tun haben. Eine Blütenlese daraus würde schallende Heiterkeit wecken.

Die Entwicklung der Alpenvereinsbücherei vollzog sich ganz im stillen und die Fülle mühseliger Kleinarbeit, die ihr Ausbau erheischte, ahnen wohl die wenigsten Benützer. Der Alpenverein hat die dankenswerte Aufgabe, „die reine und heilige Flamme sehnsüchtiger Liebe zu den ewigen Höhen" zu entfachen und zu schüren und zahlreichen begeisterten Naturfreunden die Wege in die Berge zu ebnen. Dies vermag er nicht allein durch die weithin sichtbaren Zeugen seiner unermüdlichen Tätigkeit, durch Hütten und Wege, sondern auch durch seine Schriften und durch seine nutzbringenden Einrichtungen, namentlich auch durch die Alpenvereinsbücherei, die treue Hüterin des alpinen Schrifttums. An ihren Schätzen erbauen und ergötzen sich die heutigen Bergsteiger, und auch künftige Geschlechter werden Trost, Erholung und Freude daraus schöpfen und unseren Alpenverein segnen, daß er diese Einrichtung ins Leben rief.

Bergfahrten in Bolivien[1])

Von Rudolf Dienst, München

In dornröschenhafter Abgeschlossenheit, politisch und geographisch vom Meere abgetrennt, liegt im Herzen der Anden ein großes Land: Bolivien, „das südamerikanische Tibet".

Die Bewunderung der unerhörten Leistungen der englischen Mount-Everest-Expeditionen war gewiß berechtigt. Doch scheint es angebracht, einmal der Tatsache zu gedenken, daß auch deutsche Bergsteiger in den letzten Jahren an der Erforschung der höchsten Erhebungen der Erde teilgenommen haben.

In den kalten Fluten des Titicaca-Sees, 3900 *m*, spiegeln sich die Hochgebirgsriesen, die den Ruf der Unnahbarkeit verloren haben. An Gewaltigkeit und Majestät übertrifft sie nur der Himalaya. So unbekannt und unerschlossen ist die ganze Kette der bolivianischen Anden, daß für die Mehrzahl der weit über 6000 *m* aufsteigenden Gipfel kaum der Name zu ermitteln ist.

Nur der Indio, der bronzefarbene Sohn der weiten, bolivianischen Hochsteppe, kennt sie. Ihm, der an ihrem Fuße haust, sind seine Berge Heiligtümer. Condorii oder Condor ikiñyu (dort wo der Kondor schläft) formt sich das Wort auf seinen Lippen, wenn er in scheuer Verehrung zu den weißen Wundern aufblickt. Gar viele Sagen und Märchen wüßte er zu erzählen, von dem heiligen Illimaniberg, dem Thron der Götter, auf dessen höchster Spitze die Inkas einen goldenen Altar errichtet haben sollen. Doch in spröder Abgeschlossenheit von den Weißen lebt der Indio. Ihn als Führer oder Träger in seine heimische Hochgebirgswelt mitzunehmen, ist nicht möglich, da jede Schnee- oder Eislawine, jeder fallende Stein seine Gespensterfurcht wachruft, er in diesen natürlichen Vorgängen die Absicht böser Teufel und Dämone erblickt, die Eindringlinge in ihr Gebiet raschestens mit dem Tode bestrafen. Den englischen Bergsteigern, die den Everest angingen, wurde seitens ihrer Regierung jede Unterstützung zuteil — im Hochland gebürtige Träger und Lasttiere in großer Anzahl. Die Expeditionen hatten offiziellen Charakter, und die finanzielle Frage war durch den Alpine Club in London geregelt worden. Schließlich, als treibendes moralisches Element, faßte das ganze britische Imperium den Sturm auf den Everest als nationale Angelegenheit auf.

Die deutschen Bergsteiger in Bolivien mußten ihre Expeditionen dagegen mit geringen privaten Mitteln ausführen, in einem Lande, wo nicht nur der in dumpfer Apathie lebende Indio, sondern auch die weiße Oberschicht — während des Krieges — die Bestrebungen der deutschen Bergsteiger eher hinderte als förderte.

Die drei Eckpfeiler der bolivianischen Kordillere, um nur die hauptsächlichsten zu erwähnen: der Ancohuma, 6640 *m*, Zwillingsgipfel des Illampu, der Caca-Aca, 6220 *m*, der Illimani, 6500 *m*, sind von den deutschen Bergsteigern erklommen worden. Die Angaben der Höhe des Illimani schwanken übrigens zwischen 6500 und 6800 *m*.

Nicht zu Unrecht besteht der Beinamen Boliviens als das „südamerikanische Tibet".

---

[1]) Ausführliche Schilderung siehe „Im dunkelsten Bolivien" von Rudolf Dienst. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.

Die ausgedehnte im Durchschnitt 3800 *m* ü. d. M. gelegene Hochebene und die — von den Städten abgesehen — beinahe reinrassige Eingeborenenbevölkerung lassen den Vergleich sogar als recht treffend erscheinen. Ebenso die Gewaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Gebirgszüge Boliviens.

Zwei scharf ausgeprägte Hauptketten sind es, die der Hochebene entsteigen: Die Küstenkordillere, die in dem Vulkan Sajama, 6500 *m*, ihre höchste Erhebung erreicht, sowie die östlich davon verlaufende Hauptkordillere (Cordillera Real), als deren Gipfelpunkt im allgemeinen der Illampu, 6640 *m*, angesehen wird.

Im übrigen ist, was Entferntheit von den großen Verkehrszentren, Abgeschlossenheit und Unbekanntheit anbetrifft, das asiatische Tibet dem südamerikanischen, wenn wir nur dessen Hochplateau betrachten, immer noch um einige Längen voraus, da die bolivianische Hochebene durch den Schienenstrang mit drei Hafenplätzen des Stillen Ozeans verbunden ist. Sogar im Dampfer kann der Globetrotter auf dem Titicaca-See, dem höchsten schiffbaren Gewässer der Erde, eine sechstägige Rundfahrt einschalten, um vom bequemen Liegestuhl aus die wunderbaren Hochgebirgsszenerien dieses fremdartigen Landes auf sich einwirken zu lassen. Zu guter Letzt hat auch innerhalb des letzten Jahrzehntes der Kraftwagen seinen Siegeszug mangels geeigneter Straßen quer über die topfebene Pampa angetreten.

Alle diese neuzeitlichen Verkehrsmittel sind indessen nur für den Weißen vorhanden, der allein sie zu bezahlen imstande ist.

Der arme Indio, der unterdrückte und ausgesaugte Sohn des Landes, schlurft nach wie vor, ob das nun inkasisches Zeitalter oder fortgeschrittenes 20. Jahrhundert ist, zu Fuß in seinen aus rohem Fell geschnittenen Sandalen quer über die dürre Pampa einher. Im glühenden Sonnenbrand des senkrechten Tagesgestirns, erschauernd unter dem alles erstarrenden Frost der bitterkalten Nächte, im Freien lagernd, treibt er geduldig die mit Erzen beladene Llama- oder Eselskarawane in wochenlangen Märschen durch die wüstenhafte Steppe und bricht höchstens in Schmähworte aus, wenn ein über die Pampa sausendes „stinkendes Schwein", wie er in seiner Sprache den Kraftwagen benennt, seine erschreckten Lasttiere in blinder Furcht nach allen Seiten auseinandersprengt.

Doch lediglich gegen seine Tiere richtet sich sein Schelten. Nur selten wagt der Indio sich offen gegen die so herrisch auftretenden Weißen aufzulehnen, die seit Jahrhunderten die bronzene Rasse in bitterer Knechtschaft halten.

Immer wieder wird der Reisende, der im modernen Speisewagen des Eisenbahnzuges quer durch die vom Salpeter weißlich glitzernde Pampa fährt, sich fragen, was den Menschen in dieses öde kalte Kondornest herauflockt, wovon die Bewohner dieses von der Natur scheinbar so stiefmütterlich behandelten Landes leben?

Ein Blick auf die amtlichen Ausfuhrzahlen wird ihm allerdings zeigen, daß Bolivien an Bodenschätzen eines der reichsten Länder der Erde ist, daß jeder der nackten kahlen Hügel, die Inseln gleich der Hochebene entsteigen, den Hort wertvoller Erzadern bildet. Mit Zinn steht Bolivien beispielsweise an zweiter Stelle der Weltproduktion, von Gold, Silber, Kupfer, Wolfram, Wismut und so vielen anderen Mineralien ganz abgesehen, die gleichfalls in beträchtlichem Umfang gefördert werden. Nur auf großen Erzgehalt ist die Vegetationslosigkeit des Bodens häufig zurückzuführen — auf solche Stellen richtet der Cateador, der Erzsucher, sein Hauptaugenmerk. Große tiefe Spalten und Löcher, die da und dort in langen Linien die Hügel durchfurchen, zeigen, wo der Mensch seit Jahrhunderten die erzführenden Adern abgebaut hat. Häute und Wolle, Gummi und Chinarinde, die nach Europa oder den U. S. A. verschifft werden, tragen gleichfalls dazu bei, den großen Import von Lebensmitteln und Fertigwaren, deren das Land bedarf, zu ermöglichen und auszugleichen.

Gummi und Chinarinde werden allerdings nicht auf der baumlosen, trockenen Hoch-

steppe gewonnen, sondern in den regenreichen letzten Ausläufern der Kordillere und der tropischen Tiefebene, die zwei Drittel des Gesamtareals von Bolivien umfassen. Fügen wir noch hinzu, daß ein Komplex von der Ausdehnung ganz Deutschlands, der Chaco Boreal, vollkommene terra incognita, ein weißer Fleck auf der Karte ist, so dürfte die Abgeschlossenheit und Unbekanntheit des Landes als erwiesen gelten.

Mit Gummi hatte Bolivien früher gleichfalls einen bedeutenden Anteil der Weltproduktion inne, bis ab 1910 die in Ostasien angelegten künstlichen Pflanzungen das Produkt des wilden Gummibaumes aus Südamerika zum größten Teil aus dem Felde schlugen. Seit einiger Zeit rührt Onkel Sam sich freilich mächtig, um Englands Monopolstellung für Kautschuk zu untergraben. Sogar im eigenen Lande, an der Südküste Floridas und in Kalifornien hoffen seine Automobilkönige nunmehr „rubber" zu produzieren. Doch nicht um Gummipreise handelt es sich hier, noch um den Weltkriege entfachenden Kampf um Rohstoffe. Von der edlen Bergsteigerei, wie wir sie im großartigen Hochgebirge Boliviens geübt haben, will ich berichten. Von den rein aus Liebe zu den Bergen auf eigene Faust unternommenen Fahrten, die uns da draußen geglückt oder mißglückt sind, freilich eher geglückt, da der in Bolivien hausende Wettergott ein viel beständigerer Herr ist, als der in Mitteleuropa wohnende, der den Bergsteigern durch seine launischen Wetterstürze häufig übel mitspielt.

Auch sonst ist das Bergsteigen in Bolivien, von der Atemnot in der großen Höhe abgesehen, oft eine reine Freude, da Lawinen und Steinschlag viel weniger zu befürchten sind. Sir Martin Conway z. B. führt diesen Umstand auf raschere Verdunstung des Schnees und schwächere Verwitterung unter der senkrechten Tropensonne zurück.

Derartig fremde Gebilde, wie sie uns bei Erzählungen von Bergfahrten aus dem Feuerlande entgegentreten, habe ich in Bolivien nicht gefunden, von dem nieve penitente, dem Büßerschnee, abgesehen, der je nach Hanglage und Jahreszeit in eben im Abschmelzen und in Herausmodellierung begriffenen kleinen Zacken auftritt — bis zu weiten Feldern meterhoher und glashart gefrorener Spitzen und Türme.

Was den allgemeinen Aufbau und Anblick anbetrifft, so lassen manche Teile des bolivianischen Hochgebirges recht wohl einen Vergleich mit den Gipfeln im Berner Oberland oder Wallis zu, nur daß die Ausmaße in Bolivien weitaus großartiger sind. Die Schneegrenze hält sich auf 5200—5300 *m*, während die Gletscher bis zu 4800 *m* hinab vorstoßen. Der Wald auf den Osthängen geht geschlossen bis zu 3500 *m*, die höher gelegene Hochebene ist also durchweg baumlos, schon wegen ihrer Trockenheit. Die absoluten Höhenunterschiede zwischen Ebene und Gipfeln bewegen sich in Bolivien im allgemeinen auf der Hochfläche zwischen 2000 bis 3000 *m*. Steigt man in die Täler hinab, so erhöhen sie sich indessen sofort beträchtlich. Als Beispiele erwähne ich Sorota — Illampu-Gipfel mit 4000 *m*, das Tal des La-Paz-Flusses—Illimani-Gipfel mit annähernd 5000 *m* Höhenunterschied. Ich führe hier natürlich nur unmittelbar am Fuß der betreffenden Berge gelegene Örtlichkeiten an. Als Vordergrund und Staffage läßt die graue, düster melancholische Hochebene den Reiz des wildzerrissenen Hochgebirges um so packender und großartiger erscheinen. Während die immergrünen Osthänge durch die Kontrastwirkung von Fels und Schnee sich zwar mehr einem Bild der Alpen im Sommer annähern, schließt jedoch die Fremdartigkeit der Pflanzenwelt und Bergformen Vergleiche aus.

Findet der Bergsteiger in Bolivien Vorteile gegenüber seiner heimischen Alpenwelt, so gibt es andererseits auch recht viel Ungewohntes, das ihm die Erreichung seines Zieles erschweren wird. Der Mangel an Hütten und Karten, Weglosigkeit des Geländes, das spröde und abergläubische, Trägerdiensten abgeneigte indianische Element, auch die größere Höhe werden die oben angegebenen Annehmlichkeiten reichlich aufwiegen.

Die Hauptkordillere Boliviens wird durch einen in nordwestlicher Richtung streichenden, beinahe durchgängig vergletscherten Gebirgszug gebildet. Südlicher Eckpfeiler ist der Illimani, 6500 *m*, im Norden das Illampu- oder Sorotamassiv, 6640 *m*, mit den ungefähr gleichen hohen Zwillingsgipfeln Ancohuma und Illampu. Die bolivianischen Karten erhöhen diese Zahlen allerdings mit großer Genauigkeit um je 1000 *m* und geben die Höhe des Illimani mit 7500 *m*, die des Illampu mit 7600 *m* an. Dies rührt aber nur von einer kleinen nationalen Schwäche her, da jede der südamerikanischen Republiken gern auf ihrem Gebiet den höchsten Andengipfel aufweisen möchte. Zwischen Illimani und Illampu erhebt sich der 200 *km* lange Wall fels- und eisstarrender Hochgebirgszinnen. Einige wenige, im allgemeinen schneefreie Pässe in Höhe von 4400—5000 *m* vermitteln den Übergang von der Hochebene zu den subtropischen und tropischen Tälern der Ostkordillere.

Durch die tiefeingeschnittene Schlucht des La-Paz-Flusses von der Hauptkordillere abgetrennt, schließen sich gegen Süden die gleichfalls vergletscherten Aracca-Berge, sowie die Quimsa-Gruppe an, die jedoch, so scharf und edel ihre Bergformen auch sein mögen, in ihren höchsten Erhebungen um annähernd 1000 *m* hinter der Hauptkordillere zurückbleiben.

Der Illimani, 6500 *m*

Da waren Bergsteiger und da lag dieses wunderbare unerforschte Hochgebirge vor uns. Jeden Morgen grüßte uns beim Erwachen der Illimani zum Fenster herein, der trotz der Entfernung von 46 *km* Luftlinie das Straßenbild von La Paz, der Hauptstadt Boliviens, beherrscht. Was Wunder also, daß uns die Sehnsuchtsschwingen mächtig wuchsen und es in der Umgebung von La Paz fast keinen Fünftausender mehr gab, dessen Spitze nicht bald der eine, bald der andere von uns, dann wieder alle vereint, einen Besuch abgestattet hätten. Sobald wir erst einmal gemerkt hatten, daß auch in Bolivien „nur mit Wasser gekocht wird", wandten wir uns als erste große Unternehmung dem Illimani zu, diesem schimmernden Schönheitsgebilde, das sich mit dem Matterhorn den Rang, der „schönste Berg der Erde" zu sein, streitig macht. Bei der großen Entfernung voneinander werden die beiden Nebenbuhler sich zwar kaum in die Haare geraten, was vielleicht auch ganz gut ist, da der Illimani bei der Austragung von Bergrivalitäten recht hitzig vorzugehen scheint.

Von seinem Nachbar gegen Nordwesten, dem Murata, 6000 *m*, gleichfalls einem mächtigen Klotz, der aber merkwürdigerweise und ganz dem guten Kordillerenton zuwider, anstatt ein paar schöner Gipfelzacken nur ein ausgedehntes, flaches Plateau als höchste Erhebung aufzuweisen hat, heißt es nämlich, daß der Illimani ihm beim Streit die Spitze abschlug, die in die Weite flog und nunmehr pyramidenartig ganz unvermittelt der ebenen Pampa in der Nähe von Viacha entsteigt.

Seit diesem Auftritt versteckt sich der Murata beschämt hinter den Vorbergen, man übersieht den armen Kerl ganz neben seinem Nebenbuhler, der in stolzem Siegergefühl gleich ein halbes Dutzend funkelnder und gleißender schneeweißer Zacken in den blauen Himmel stößt.

Im Mai 1915 schlug endlich die ersehnte Stunde. Wir waren zu viert. Schulze und Overlack waren beruflich in einer Goldmine Chungamayo tätig, die am Nordosthang des Illimani in einer Höhe von 2000 *m* mitten im subtropischen Dschungel liegt. Dorthin folgten Bengel und ich am 22. Mai hoch zu Roß und schwer bepackt, um nach zweitägigem Ritt bergauf, bergab, wohlbehalten am Ziel anzutreffen.

Köstlich war's am Ufer des murmelnden Bergbaches, inmitten des langentbehrten dichten Waldes. Wir erfrischten die Glieder in sprudelndem Wasser und berieten über die beste Aufstiegsrichtung. Schon am folgenden Morgen wand sich unsere Kara-

wane, vier reitende Bergsteiger mit fünf Trägern, auf schmalem Steiglein durch den Wald aufwärts. Mit dem Reiten war es zwar leider rasch zu Ende, da der Weg zu steil und der hemmenden Baumwurzeln zu viele waren.

Bald erreichten wir aber offene Hänge. Abwechselnd über Grasland, dann wieder durch Wald, streben wir auf besserem Wege aufwärts, so daß wir, noch gar nicht so sonderlich tatendurstig, gern die Gelegenheit benutzten, wo es eben ging, in die Sättel zu klettern. Allmählich kommen wir dem Berg näher, der sehr abweisend von dieser Seite aussieht. Was wird uns beschieden sein?

Der Fortschritt ist gut. Um 4 Uhr nachmittags erreichen wir eine ebene grasige Pampa, wo es Wasser und Futter für die Tiere im Überfluß gibt. Hier satteln wir ab: Lager 1 und Pferdelager in 4000 *m* Höhe.

Am nächsten Morgen brechen wir mit vier Trägern auf, ein Mann bleibt zur Bewachung der Pferde zurück, da Bär und Puma häufig vorkommen. Erst kürzlich hat Schulze einen braunen Petz von drei Zentner Gewicht erlegt. Auch uns blüht das Jagdglück. Schulze und ich schießen unterwegs jeder einen der gemsenähnlichen Kordillerenhirsche. Die braunen Gesichter der Indios strahlen. Fleisch, frisches Fleisch werden sie essen. Flott geht es aufwärts. Doch als die ersten Felsen auftauchen, etwas Zufassen mit den Händen notwendig wird, schwindet die Sicherheit unserer Träger. Immer schwieriger wird es, sie weiterzubringen, bis am Fuße eines senkrecht abfallenden Gratstücks sie sich endgültig weigern, weiterzugehen. Es ist erst 3 Uhr nachmittags. Lager 2, Schlafsacklager in 4900 *m*. Die Träger kehren zum Lager 1 zurück.

Etwas entmutigt sind wir, da es aussichtslos erscheint, von hier aus den Berg anzugehen, doch nach kurzer Rast schon erheben sich Schulze und Bengel, um den Weg für morgen auszukundschaften. Durch eine ganz unmöglich aussehende Rinne versuchen sie in die Höhe zu kommen, während Overlack und ich im warmen Sonnenschein auf dem Grat sitzen und die Knochen strecken.

Rucksäcke werden auf- und abgeseilt, Steine poltern ab, aber die beiden kommen und kommen nicht weiter. Die Rinne ist nicht gangbar. Da, da liegt der Grat vor uns, der Weg. Selbst probieren! Dem Steilabfall weiche ich nach links aus, quere ein paar Meter und erklettere dann leicht die Grathöhe. Ebenso unschwierig geht es weiter.

Am andern Morgen rüsten wir uns zum Sprung ins Blaue. Decken und Schlafsäcke bleiben zurück. Die warmen Kleider, die wir mitführen, werden auf den Leib gezogen, im Rucksack nur ein dicker Wollschwitzer, großer Schal, etwas Mundvorrat, Koka, Kochapparat, Brennspiritus und damit los.

Unter Schulzes Führung steigen wir im langsamen, ganz langsamen Tempo über den von zerbröckeltem Schiefer bedeckten Grat hinauf. Bald kommen wir auch in guten Schnee und gegen 10 Uhr auf der Spitze des Illimani negro, 5400 *m*, einem südöstlich vorgelagerten Ausläufer des Illimani, an. Spielend leicht war alles bisher gegangen, auf dem Grat kein Gedanke an Atembeschwerden oder Höhenkrankheit, während wir tags zuvor auf den Hängen, beinahe 1000 *m* tiefer, schon stark unter Atemnot gelitten hatten. Doch als wir über die Höhe hinübergehen, tut sich ein Blick auf, der alle Hoffnung zuschanden werden läßt. Ein mächtiger, senkrecht abfallender Gletscherbruch versperrt uns den Zugang zum eigentlichen Illimani-Massiv; jedes Ausweichen in die seitlichen, glattpolierten Felswände ist unmöglich.

Als wir näher und näher kommen, finden wir indessen die Achillesferse auch dieses furchtbaren Hindernisses, überwinden es in langer Hackarbeit auf schmaler Schneezunge. In meterhohem Büßerschnee klettern wir weiter, die Sonne zieht über uns dahin, verschwindet hinter dem steil vor uns aufsteigenden Hang. Spiegelblank wird das Eis, mit äußerster Vorsicht drehen und winden wir uns durch die ungeheuren Spalten, die den Gletscher zerreißen.

Dämmerung bricht herein, ein kalter Wind erhebt sich. Nach einem Unterschlupf

müssen wir uns umsehen, wo wir die Nacht verbringen können. Wie im Fluge ist uns der Tag vergangen beim abwechslungsreichen Aufstieg im warmen Sonnenschein.

Wo der Gletscher vom Berge abgebrochen ist, finden wir eine Art Schrund, eine geräumige Eishöhle, in die wir hineinsteigen. Kokatee, Kakao und warme Suppe machen die ersten Stunden in unserem Eispalast recht erträglich, mit der Zeit dringt die Kälte aber doch bis auf die Knochen. Schaudernd im Halbschlaf, halb liegend, halb sitzend, warten wir auf den Morgen.

Die dunkelblauen grimmigen Eiswände färben sich allmählich grau. Raus aus der Eisgruft! Da springt auch schon die Sonne über den Rand der waldigen Berge, die sich in rundlichen Kuppen, eine hinter der anderen, gen Osten zu erheben.

Neuer Mut durchflutet uns mit den wärmenden Strahlen. Das Seil wird umgelegt und gleich heißt es wieder Stufen schlagen. Dann öffnet sich plötzlich die Aussicht. Wir betreten ein ungeheures Firnfeld, das in mäßiger Neigung von Nord nach Süd abfällt und sehen auch gleich unser Ziel vor uns, zwar noch weit entfernt, den Südgipfel des Illimani.

In langen, langen Stunden stapfen wir im weichen Schnee die Hochfläche hinauf, immer mehr wird uns zur Gewißheit, daß wir einen scharf aufragenden Zahn, den Pico del Indio, überschreiten müssen, um den Zugang zum Gipfel zu finden.

Um Mittag sind wir endlich am Fuße des neuen Hindernisses. Eine steile Eiswand hinauf schlagen wir während vier Stunden Stufe um Stufe. Wieder zieht die Sonne über uns hinweg. Im kalten Schatten kriecht die lange Raupe, sich zusammenballend und wieder vorschnellend, die Eiswand hinauf. Endlich erblicken wir die Wächte des Grates über uns, stehen auf einem zweiten, dem oberen Plateau.

Harte Schneeschilde wechseln ab mit weichem Schnee, immer wieder bricht der müde Fuß mit peinlichem Ruck bis zum Knie ein. Aber Schulze hält durch, bahnt, als wir alle nur stumm den Kopf schütteln, die Furche durch den weißen Flaum.

Um 7 Uhr abends sind wir endlich auf dem Sattel, unmittelbar am Fuße unseres Gipfels. Dunkle Nacht um uns, nur in weiter, weiter Ferne schimmern und locken die Lichter von La Paz.

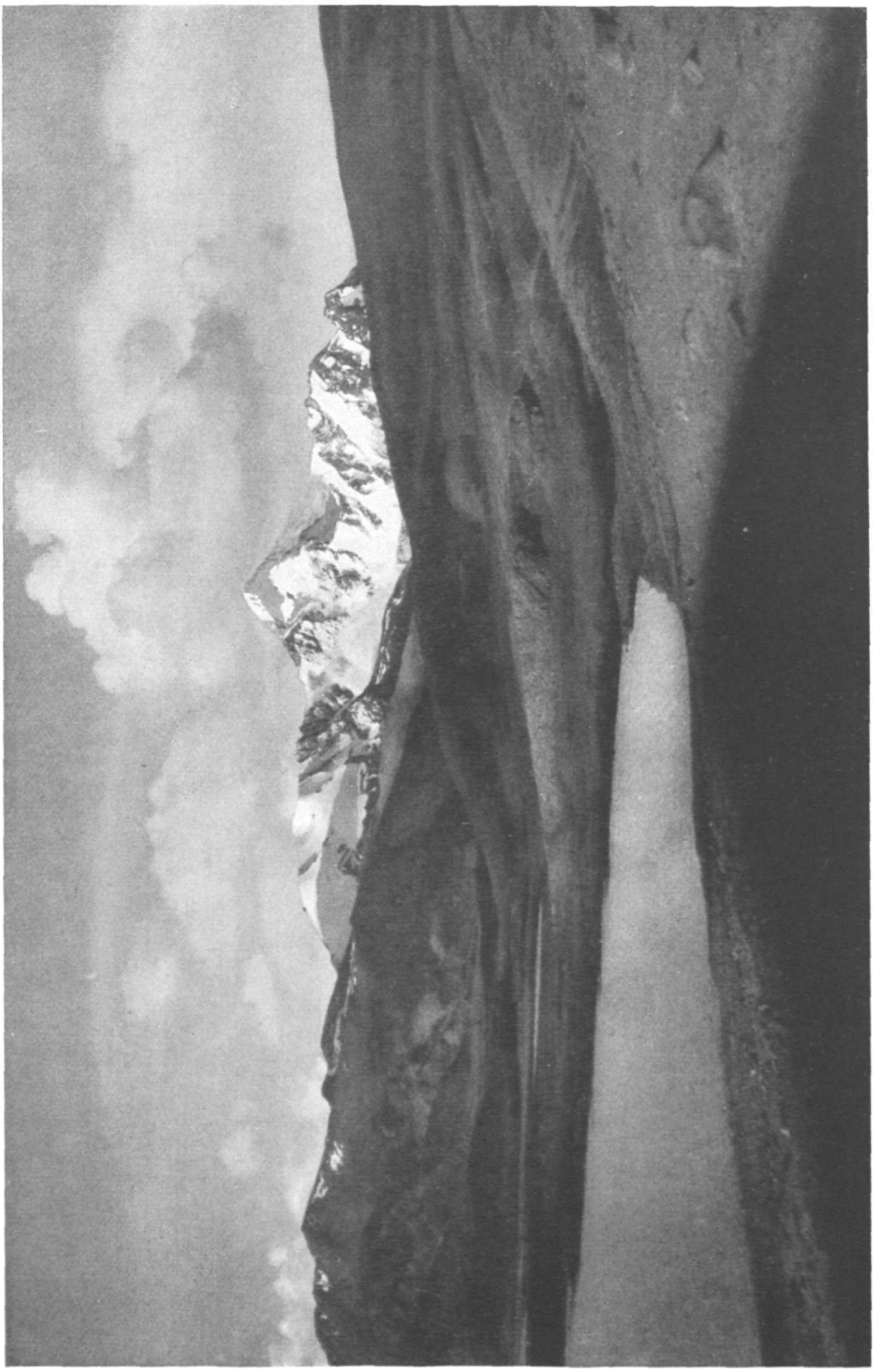
Ah ihr Glücklichen dort unten! Euch erwartet ein warmes Lager, während wir nach viertägigem Anstieg, erschöpft, in einer Höhe, zu der kaum der Kondor sich erhebt, beinahe ohne Nahrung wieder die Nacht in kaltem Schnee verbringen müssen. Ein kurzes Stück in unseren Spuren zurück, dann seitwärts. Nach Süden schwenken wir ab, einer mächtigen Spalte zu, der höchsten am Berg. In ihr wollen wir die Nacht verbringen. Das Glück ist uns günstig. Wieder finden wir eine Höhle, sind vor dem Winde geschützt.

Doch zu unseren Füßen dröhnt es dumpf und hohl. Der Boden, auf dem wir stehen, ist nur eine dünne Eisbrücke über dem Abgrund, wer weiß wie tief.

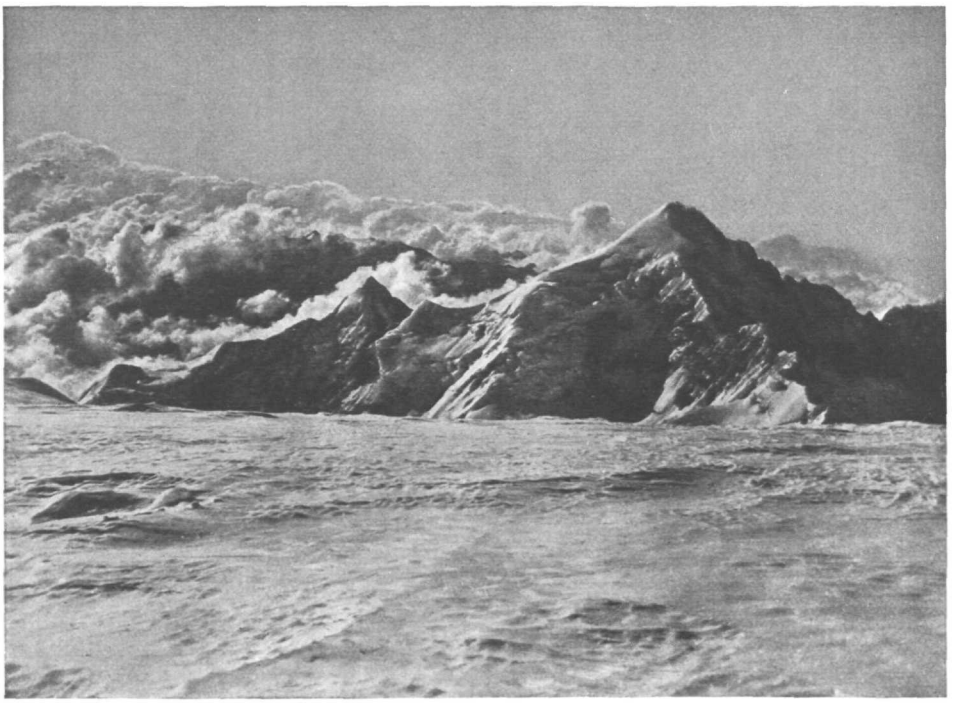
Ungleich schlechter ist unser Nachtquartier als das letzte; zu allem Unglück ist der Kochapparat, die Wärmequelle, in der unteren Höhle zurückgeblieben. Das bißchen Proviant, das noch da ist, wird verteilt, dann kauern wir uns hin, die zweite Nacht im Eis zu verbringen.

Bald ist die große lähmende Müdigkeit abgeschüttelt. Trotz allen Ungemachs ist die Stimmung nicht schlecht, nein, beinahe gut, eine Art ingrimmigen Galgenhumors. Zu nah sind wir am Ziel, um noch am Erfolg zu zweifeln. Ein Stückchen Milchschokolade, ein Schluck Eiswasser bilden das Frühstück. Am Seil wird zum Rande der Spalte hinaufgeturnt. Auch diese Nacht wäre vorbei!

Bald sind wir wieder in dem Sattel und wenden uns nach links, nach Süden über den breiten Grat dem Gipfel zu. Keine Müdigkeit zeigt sich. Alle gehen wir vorzüglich infolge der Spannung, der Gewißheit des nahen Sieges. Allmählich wird der Grat enger, um ½7 Uhr morgens sind wir endlich am Ziel, stehen auf dem höchsten



Der Caca Aca oder Huanna Potoſi (6220 *m*). Im Vordergrund der Milluni-See (4300 *m*)



Der noch unbeſtiegene Illampu — vom Gipfel des Ancohuma aus geſehen



Eisbruch in der Weſtflanke des Ancohuma

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

Gipfel des Illimani, dem von Sagen und Märchen umwobenen Heiligtum der Bolivianer.

Unter uns liegt die ganze Welt. Wir aber wollen ihr ein Wahrzeichen aufrichten, zeigen wollen wir, daß es Deutsche sind, die hier heraufgestiegen sind.

Overlack, der ohne Pickel ging, hat mit vieler Mühe einen 3 *m* langen Fahnenstab heraufgebracht. Tief und fest wird er in den Schnee eingerammt, die 3 *m* lange deutsche Fahne daran befestigt, und dann flattern — es war 1915 — die lieben, sieggewohnten Farben lustig in die frische Morgenbrise hinaus!

Zu beschränkt ist der Raum, um all die Eindrücke der Fernsicht zu schildern, die Mühsal des Rückweges.

Doch alles glückt. Endlich liegt die steile Eiswand wieder hinter uns. Wir stapfen in langen Stunden das untere Plateau hinab, kommen um 3 Uhr nachmittags an der unteren Eishöhle an. Hier erwartet uns Labung für den brennenden Durst. Sickerwasser tropft überall herunter. Bald summt auch wieder das heiße Wasser über der bläulichen Spiritusflamme.

Auch über den Eisbruch geht der Abstieg ohne Unfall vonstatten, doch als wir am Felsgrat ankommen, überrascht uns die Nacht.

Gern benützen wir den Vorwand, uns lang zu strecken und den Mondaufgang abzuwarten.

Hinter den Araccabergen wird es allmählich lichter und klarer, bis schließlich die silberne Scheibe des Vollmondes sich vom Saum der Berge löst, auf steiler Bahn in den nachtdunklen Himmel hinaufzieht. Unter uns im Tale ist noch purpurne Finsternis, bis auch dort in breiten Fluten die hellen Lichtwogen einbrechen.

Mit einem Seufzer rappeln wir uns von der Betrachtung des schönen Bildes auf, der Abstieg muß vollendet werden. Schon winkt das Lager im warmen Schlafsack. Um 10 Uhr nachts erreichen wir endlich das Lager 2. Alles ist noch da, wie wir es verlassen, Proviant, Decken und Schlafsäcke.

Doch zu müde sind wir, um viel zu essen. Schlafen, lang ausgestreckt und warm schlafen ist unser einziger Wunsch.

Am frühen Morgen schon erspähen uns die Indios auf dem luftigen Kamm, kommen herauf, das Gepäck zu holen. Groß ist die Freude, als wir wieder auf der grasigen Pampa ankommen. Die Gäule haben sich ordentlich herausgefuttert, drum schonen wir sie auch nicht auf den Abstieg und wanken und weichen nicht aus dem Sattel.

Nur zuletzt im Walde heißt es doch zu Fuß gehen. Aber dann sind wir gleich im schönen Chungamajo mitten im subtropischen Walde, wo wir Apfelsinen und Chirimoyas frisch von den Bäumen pflücken — ein herrlicher Gegensatz zu der Kälte und dem starren Eis der Höhen.

Über die deutsche Fahne auf dem Gipfel des Illimani hub ein großes Rauschen im Blätterwald Boliviens an. Wir aber ließen die Leute reden und spähten nach dem nächsten Berg aus — in mayorem patriae gloriam!

Der Caca-Aca, 6220 *m*

Gleich nach dem großen Erfolge am Illimani hatten sich unsere Blicke auf den Caca-Aca gelenkt, der, kaum 30 *km* von La Paz entfernt, auf breiter Basis in ungemein kühner Form aufsteigt. Am überwältigendsten ist sein Anblick, wenn der Reisende von Viacha, der vorletzten Station von La Paz, im Zuge wieder auf die freie Pampa hinausrollt. Die verhüllenden Bergkulissen weichen plötzlich zurück, auf einmal steht, mächtig aus dem grauen Grunde aufsteigend, die ungeheure Kette der bolivianischen Kordillere da, funkelnd und gleißend unter den Strahlen der senkrechten Tropensonne. Und gerade vorne, in beinahe unirdischer Schönheit auf-

steigend, stößt die silbern flimmernde Pyramide des Caca-Aca ihre Zacken und Grate mit derartiger Schärfe in den tief dunkelblauen Himmel, daß auch nur der Gedanke an eine Besteigung eine Entheiligung dieses Götterthrones bedeutet.

An einen Versuch, diesen Berg zu erklimmen, dachte ich auch wirklich nicht, als ich ihn das erstemal erblickte, aber es scheint, daß die fortschreitende Umwandlung der Begriffe, die wir bei langem Aufenthalt im wesensfremden Auslande wahrnehmen, sich sogar bis auf das Bergsteigen ausdehnt. Auf jeden Fall wuchs mit der Vertrautheit des Anblicks des Caca-Aca auch der Wunsch, gerade diesen Berg zu ersteigen, von dem Sir Martin Conway, der bekannte englische Himalajaforscher, schon sagte: „Mount Caca-Aca presents quite unusual difficulties from all sides."

Lange mußten wir den Berg umwerben, bevor wir den Weg zur Höhe fanden. Ein Versuch nach dem andern mißglückte, sei es infolge schlechter Witterung, Mangel an Trägern, oder weil die Schwierigkeiten gleich zu Anfang zu groß waren. Im April 1916 fand ich indessen zusammen mit Bengel in einem Felsgrat in einer Höhe von etwa 5600 *m* eine Höhle, die später bedeutend zum Erfolg der Besteigung beitrug.

Mehrere Jahre sollte es indessen dauern, bevor ich mich dem Berg wieder näherte. Die schwarzen Listen und Plackereien der Alliierten machten uns während des Krieges im Ausland weidlich zu schaffen. Nach den heißen Tiefebenen wandte ich mich hinab, um der lange aufgespeicherten Sehnsucht nach den nahen tropischen Wundern endlich Genüge zu tun und kehrte erst zu Anfang 1919 auf das Hochland zurück.

Pläne für die Ersteigung der bolivianischen Bergriesen traten wieder in den Vordergrund. All die Gefährten von früher waren zerstreut oder unabkömmlich, doch in O. Lohse, der ganz in der Nähe der Caca-Aca eine Zinnmine (Chacaltaya, 4500 *m*) leitete, fand ich den geeigneten Kameraden und im Bergwerk zu gleicher Zeit einen Ausgangs- und Stützpunkt.

Der Caca-Aca steht unmittelbar über dem tropischen Songo-Tal. Es haftet ihm daher eine recht unbeständige Witterung an, da der im engen Tal emporquellende heiße Dunst der Tropen sich selbst in der Trockenzeit beinahe alltäglich in Hagel und Schneeschauern auf dem Berg ablagert.

Der Neumond im Mai 1919 hatte indessen außerordentlich günstig eingesetzt. Ein Läufer rannte auf flinken Indianersandalen von Chacaltaya nach La Paz. „Kommen Sie!" und am 7. Mai war ich oben.

Der nächste Tag verging für mich unter kleinen Ausflügen, um den Tausendmetersprung von La Paz herauf auszugleichen und Muskeln und Lungen geschmeidig zu machen.

Am 9. Mai waren wir, begleitet von vier Leuten aus der Mine, um die Mittagsstunde am Songo-Paß, 4800 *m*, droben, unmittelbar am Fuße des Caca-Aca.

Den Gletscherbruch, der uns bei früheren Versuchen gleich zu Anfang zu sehr ermüdet und aufgehalten hatte, lassen wir diesmal rechts liegen und streben am Nordfuß des südöstlich verlaufenden Seitengrates des Caca-Aca nach oben. Über die scharfe Schneide einer Moräne balancieren wir dahin. Jeder der drei Träger — ein Mann war bei den Reittieren zurückgeblieben — hat fünfzig Pfund auf dem Rücken, und doch beneide ich die braunen Burschen um den Gleichmut, mit dem sie über die Blöcke turnen. Schon sehe ich das Ende der Moräne. Bange ist mir vor dem Augenblick, da unsere Träger das Eis betreten sollen.

Die Moräne hört auf, eine weitere Schneepampa dehnt sich vor uns aus, da und dort mit kleinen Zacken und Spitzen, in der Bildung begriffenem Büßerschnee, besät.

Lohse geht aufs Eis, allein der Träger, der ihm folgt, bleibt stehen. „Daß dich ...!"

Doch nein, nur den Schweiß wischt er sich ab, der helle Rinnen in die schmutzigbraune Stirn gewaschen, schiebt sich den schweren Packen zurecht und schlurft gleichmütig hinter Lohse drein.

Aha! Die Burschen sind an Fels und Eis gewöhnt. In dem hochgelegenen Bergwerk treiben sie ihre Stollen unmittelbar in der Nähe des Firns ins Gestein. Solche Leute sind es, die wir brauchen.

Ein abschüssiger Hang bäumt sich drohend vor uns auf. Steile Stellen in Fels und Eis kommen, schwierig für unsere nur mit Sandalen beschuhten Träger. Doch wir spannen unser 20-*m*-Seil straff, und wie am Geländer turnen sie hinauf. Bravo! Meine Hochachtung steigt.

Oben sehen wir einen Schutthang, der vom Felsgrat zum Gletscher hinabzieht, in der Mitte ein mächtiger Block, unten ein schmaler Riß, gerade hoch genug, uns schlangengleich durchzuwinden.

Die Cueva, die schützende Höhle ist erreicht, ein großer Schritt zum endgültigen Erfolg getan. Ein kurzes Stück gehen wir mit unseren wackeren Begleitern zurück, bis sie außer Gefahr sind.

Dann wird ein leichtes Abendmahl zurechtgekocht und das Lager bereitet. Schwierig ist die Arbeit, in der engen Höhle unterzukriechen und sich in seinen Decken zu verstauen. Lange liege ich da und horche, wie das rasende Pochen des Herzens langsam ruhiger wird ... Aus tiefem, traumlosem Schlummer fahre ich hoch. Schon wird es licht gegen Osten. Helle Röte schießt den Horizont entlang, steigert sich rasch zum intensivsten Purpur. Breite Strahlen zucken über den Rand, die rotglühende Sonnenkugel wölbt sich hervor, löst sich ab vom Saum und schießt mit unglaublicher Schnelligkeit in den morgenblassen Himmel hinauf. Phöbus peitscht die Pferde zu schneller Fahrt.

Der Kokatee wird heiß getrunken, und schon stapfen wir am Seil den ersten Schneehang hinan, Richtung West—Nordwest, über uns die hohe Felsmauer des Grates.

Gleich wird das Gelände schwierig. Scharfe Türme und zackige Ecken, verschneite, tiefe Spalten, weitklaffende Schlünde. Pulverig rieselt das weiße Element am Steilhang vom verharschten Untergrund auf uns herab. — Die Brust keucht ob der allzu harten Früharbeit, gar zu schwer ist der Weg für die erste Stunde des Anstiegs.

Doch bald ist die Mühe vorbei. Auf einer weiten, beinahe ebenen Schneepampa stehen wir, am Fuße des südlichen Vorgipfels der Millumispitze.

Wir schlendern dem Ostgrat zu, der sich, vom Vorgipfel kommend, zum Songotal hinabsenkt.

Doch als wir um die Ecke biegen, schwindet uns jede Hoffnung auf den Gipfel. Rasend steile Abbrüche, übersät mit einsturzdrohenden Seraks und Eisblöcken, der Harscht der Schneeschilde schon so zermürbt von der heißen Frühsonne, daß es Tollheit wäre, uns zu zweit auf den Hang zu wagen.

Als wir schon zum Abzug rüsten, fällt mein Blick auf eine Wand, die, nach Süden geöffnet, noch im Schatten liegt.

Sehr steil ist sie, aber ansehen kann man sich den Schnee ja immerhin!

Über den Bergschrund komme ich überraschend schnell hinweg und dann geht es gerade den Hang hinauf. Dreimal läuft das Seil aus. Ein ausgewulstetes Stück! Griffe für die Hände muß ich mir im Hartschnee zurechtklopfen. Noch ein Klimmzug und ich stehe tiefaufatmend wieder im hellen Sonnenlicht. Ungehindert schweift der Blick die weite Schneehalde hinan zum breiten Sattel zwischen den beiden Gipfeln. Der Zugang zur Scharte ist frei. Doch als wir sie nach stundenlangem, mühseligem Schneewaten erreichen, den Blick zum Nordgrat heben, der uns auf den Gipfel führen soll, da schwindet uns zum zweiten Male heute die Hoffnung.

In eleganten, aber messerscharfen Kurven, weiter oben von mächtigen Wächten gekrönt, schwingt er sich zum Gipfel hinan. Hilflos irrt der Blick die steilen Wände links und rechts entlang über den Bergschrund zurück zum leichten Milluni-Gipfel, der

über Fels wohl in wenigen Minuten zu erreichen wäre, dann hinab auf die herbstlich grau verfärbten Steppen, zu dem in der Ferne bläulich glitzernden Titicaca-See, dem Binnenmeer Boliviens, hin über die lange Kette der in der Sonne gleißenden und schimmernden Berge, die immer höher und höher zu steigen scheinen, bis die Spitzen sich in den Wolken verlieren ... Und wie ich so schaue, ob beim Anblick des unerschöpflichen Waltens der Natur etwas von dieser Allkraft auf mich übergeströmt ist und die schwache Seele gestärkt hat, erhebe ich mich wortlos, vom aufquellenden Entschluß getrieben, gehe die paar Schritte hinüber und trete die ersten Stufen direkt neben der Gratschneide in den harten Firnschnee. Lohse folgte. Immer der haarscharfen Schneide entlang, kriechen wir auf schwindligem Wege über die Ausbeulungen und Kurven des Grates aufwärts.

Doch dann kommt ein ebenes Stück, so spitz und schneidig, daß an ein aufrechtes Begehen nicht zu denken, die Wände links und rechts derart abschüssig, daß ein Ausbiegen in diese unmöglich ist.

Nur eins bleibt übrig: ich nehme Reitsitz und fange an hinüberzurutschen, die Steigeisen rechts und links in den Hang gekrallt.

Wieder auf, noch ein paar Schritte in gutem Schnee und wir haben endlich unser Ziel erreicht.

Doch nein, aufs neue sind wir enttäuscht und wieder beengt uns der erste Eindruck anscheinender Unmöglichkeit, den höchsten Punkt zu erreichen.

Eine leichte Senkung des Grates, dann bäumt er sich noch einmal in drohender Steilheit zum wirklichen Gipfel auf, der, ein weißer Zacken nur, spitz in den blauen Himmel sticht. Kaum 4—5 *m* höher ist er als unser Standpunkt, doch unheimlich scharf, von vorne gesehen links von mächtiger Wächte gesäumt, während der rechte Hang in seiner Abschüssigkeit nach wenigen Metern dem Blicke entschwindet.

Etwas nach rechts von der Wächte abhaltend, gehe ich hinüber. Noch fünfmal läuft unser Zwanzigmeterseil ab, dann stehe ich auf dem Gipfel. Nach so vielen vergeblichen Versuchen ist der Caca-Aca endlich gefallen.

Es ist 3 Uhr nachmittags. Lohse bleibt auf seinem Standort, zu zweit könnte uns die Wächte nicht tragen, macht ein Gipfelbild, einige Peilungen. Ein paar Minuten schauen wir auf die brodelnden Nebel hinab, die das Songotal heraufschiebt, auf die zackigen Felsspitzen gen Norden zu unseren Füßen.

Den Stand mit mir zu tauschen lehnt Lohse ab, so daß wir uns mit äußerster Vorsicht an den Abstieg machen. Die rechte Gipfelfreude kommt erst auf, als wir wieder in der Scharte stehen, wo wir uns die Hand schütteln, uns gegenseitig zu dem schönen Erfolg beglückwünschen.

Die silberne Scheibe des Mondes segelt schon hoch droben im schwarzen Firmament, als wir wieder bei der Höhle ankommen. Unter unseren Füßen knirscht der Schnee, in weißen Schwaden kommt der Atem aus der Brust.

Doch uns ist nicht kalt. Wir fühlen uns so warm im stolzen Bewußtsein des Sieges, das all unser Sein mit edlem Feuer durchglüht, voll jauchzender Wonne, daß es uns vergönnt war, die Bedrücktheit des Alltags tief unter uns zu lassen.

Der Ancohuma, 6640 *m*

Nun war mir alles geglückt in dem alten Inka-Reiche, dem von den schroffsten Gegensätzen erfüllten, geheimnisvollen Binnenlande Boliviens.

Nur eines galt es jetzt noch zu wagen, den höchsten Wurf, und den Illampu, den König aller Berge Boliviens, anzugehen. — Vor Jahresfrist hatte ich ihn zum erstenmal erschaut. Zur Winterszeit im Neuschnee, der auch die Ebene bedeckte, war

ich eilig, nur auf die nahen Tropenwunder bedacht, über einen der 5000 *m* hohen Pässe geritten, ohne, von der Wucht des nahen Berges erdrückt, kaum mehr als mit dem Gedanken einer Besteigung zu spielen.

Schon mitten im Tropenlande, von Apolo aus, hatte ich ihn noch gesehen, wenn allabendlich die dicht geballten Haufenwolken, die den Berg umbrandeten, langsam und zögernd zur Seite wichen und, sich zu seinen Füßen lagernd, die in kalter unirdischer Schönheit aufragende Himmelsburg dem Blick der in der Tiefe hausenden Sterblichen für einen kurzen Augenblick freigaben. Dann hatte ich mich gewandt, der große Urwald hatte mich verschluckt.

Aber ich war zurückgekehrt, ich war wieder da. Das schleichende Sumpffieber, das seltsam wühlend das Blut in jähen Hitzen durch die Adern trieb, war in der würzigen, klaren Hochlandsluft beinahe gänzlich verschwunden. — Von Schulze, der am Fuße des Illampu hauste und vom Fall des Caca-Aca gehört, kam ein Ruf — und ich folgte ihm gern.

Am Tage nach meiner Ankunft in der Mine Hucumarini, 3260 *m*, am Westhang des Ancohuma, war das Wetter unbeständig. Dicke, graue Wolkenballen legten sich schon früh um den Berg und verhüllten jede Aussicht. Aber der nächste Morgen brachte Besserung. Um die Anstiegsrichtung festzulegen, gingen wir am Berg bis zu 5000 *m* hinauf. Befriedigt kehrten wir abends nach dreizehnstündigem Marsch zurück. Wir wußten jetzt, wo der Ancohuma anzupacken war, denn ihn, den südlichen der beiden Gipfel des Massivs, wollten wir angehen. Ein paar Tage später, am 7. Juni, brachen wir endlich bei nichts weniger als schönem Wetter auf. Es war trübe, windig und roch nach Schnee. Allein die Zeit drängte, der Winter stand vor der Tür und mit jedem Tag wurde es kälter. Eine Nevada und der Berg hätte uns schon auf halber Höhe hohnlachend nach Hause geschickt.

Schulze als Bergwerksingenieur hat unter seinen Arbeitern die drei stärksten Leute ausgewählt. Nagelschuhe und warme Strümpfe geben wir ihnen, um sie so leichter zum Mitgehen über Eis und Schnee zu bewegen.

Die erste Nacht schlafen wir oberhalb des Bergwerkes Londres in einem verfallenen Indianer-Rancho in 4000 *m* Höhe, am zweiten Tag gelingt es uns mit Hilfe der Träger in 5400 *m* Höhe ein Standlager mit Schlafsäcken und Decken zu errichten. Die Träger gehen zurück zum Rancho.

Wir anderen brechen am nächsten Morgen um vier Uhr früh auf und steigen von West nach Ost durch ein tiefeingeschnittenes Tal aufwärts, zu dritt, da der Assistent Schulzes, Herr Zwirnmann, sich uns angeschlossen hat. Doch alpiner Betätigung ungewohnt, muß er es aufgeben, als eben das Tageslicht anfängt unseren Weg zu erhellen. Er zittert am ganzen Körper, die Höhe ist zu groß für ihn.

Der Weg auf dem nur schwach geneigten Gletscher war leicht gewesen bis hierher, die Spalten, die wir gequert hatten, konnten leicht umgangen werden. So lösen wir denn, wenn auch schweren Herzens, unseren dritten Mann aus dem Seilverband und sehen zu, wie er die ersten Schritte bergab macht.

Zu zweit gilt es nun, den höchsten Berg Boliviens anzugehen. Der unten beinharte Schnee ist mit jedem Schritt nach oben weicher geworden. Harte Arbeit ist es, die Bahn zu brechen. Jede halbe Stunde wechseln wir ab, doch unser Vorwärtskommen wird immer schneckengleicher. Ein mit Eistrümmern jeglicher Größe überstreutes Lawinenfeld gewährt daher willkommene Abwechslung; von Block zu Block springend, erreichen wir endlich die Paßhöhe, die den von Süden von Achacachie ansteigenden Grat, der direkt zum Ancohuma hinaufführt, unterbricht.

Zu unseren Füßen geht es tief auf den flachen, von Süden ansteigenden Gletscher hinab, auf den vor 21 Jahren Sir Martin Conway mit Führern und Schlitten vordrang, aber am Fuße der Gipfelwand des Ancohuma wegen Lawinengefahr den

Kampf aufgeben mußte, als er eben die Hand nach dem Siegespreis seiner sechswöchentlichen Belagerung des Berges ausstreckte.

In Südost zeigt sich eine große Lagune, dahinter das Meer von Spitzen und Zacken, namenlos, unerforscht, ein Paradies für den auf Erstbesteigungen erpichten Bergsteiger.

Der bis jetzt jeder Abwechslung bare Weg wird interessanter. Wir schwenken rechtwinkelig um, in Richtung Norden geht es auf schmalem Schneeband weiter; wir drehen um eine Ecke und stehen am Fuße einer steilen, nach Osten geöffneten Wand, die zur Spitze des Haukaña, 6500 *m*, des südlichen Vorgipfels des Ancohuma, hinaufführt. Und jetzt sehen wir auch zum erstenmal aus der Nähe unser Ziel, den Schneedom des Ancohuma, die Südostwand, an der Conway scheiterte.

Über den Rundbuckel des Haukaña hinüber, doch — o weh — der Grat ist unterbrochen; eine tiefe Senkung liegt vor uns. Erst weit drüben steigt er wieder an, formt sich zu einer zweiten Kuppe, der ein weiterer Einschnitt folgt, an die sich eine scharfe steile Schneide anschließt, die bis kurz unterhalb des Gipfels führt.

Vorwärts! Die zweite Kuppe ist erreicht, die Schneide reckt sich unheimlich steil und drohend vor uns auf, doch der Schnee scheint gut zu sein.

Um an ihren Fuß zu gelangen, müssen wir indessen einen nadelfeinen Blaueisgrat begehen, der bald links, bald rechts von brüchigen Wächten gekrönt, hinüberführt. Vorsichtig gehe ich am Seil hinaus, aber bald verengt sich der Grat derartig, wird so scharf, daß ich kurz kehrt mache. Das ist Akrobatik, aber nicht mehr Bergsteigen zu nennen.

Also abgeschlagen! Wir sind höher gekommen am Ancohuma als irgendein Bergsteiger vor uns auf neuem, nie begangenem Wege, und sollen nun umkehren?

Inzwischen hat sich uns der Blick auf die Westflanke des Gipfelmassivs geöffnet, die sanft ansteigend direkt zum höchsten Punkt zu führen scheint.

Dort ist der Weg, leicht, ungefährlich!

Also hinab auf das enorme Plateau, das die ganze Westflanke des Berges einnimmt.

Wir fangen an, hinabzusteigen, aber immer steiler wird der Hang und lange Stunden dauert es, während der wir stufenhackend und todmatt an der blauen Eiswand kleben.

Endlich stehen wir unten. Da meint Schulze mit einem bedauernden Blick nach oben: „Schwerer wär der Grat auch nit gewesen!"

Er hatte wohl recht, aber jetzt waren wir abgedrängt von unserem Ziel. Es war schon beinahe vier Uhr. — Besser kehrt machen und wiederkommen!

In gerader Richtung auf unser Lager stapfen wir im tiefen Schnee quer über das Plateau, um den Winkel auszugehen, den wir heute morgen machten.

Ein Felsgrat, brüchig, aber unschwer, bringt uns schnell abwärts. Im Lager unten flammt ein Lichtlein auf, um halb acht Uhr stolpern wir die letzten Schritte vom ebenen Gletscher wieder in die Höhe.

Waren Sie oben? empfängt uns Zwirnmann. Zu unserm unendlichen Bedauern müssen wir „Nein" sagen. „Aber den Weg kennen wir jetzt, der Berg fällt ganz sicher!" — Trotz des harten Untergrundes schlafen wir vorzüglich und erheben uns erst, als die Sonne die aus Wollkappen, Decken usw. hervorragende Nasenspitze bescheint.

Und nun stehen wir vor einer schweren Frage. Die Träger werden heute heraufsteigen, das Gepäck abzuholen. Was tun? Sie hinabschicken und wieder heraufkommen lassen? Geht nicht! Die Leute werden im Bergwerk gebraucht.

Schließlich einigen wir uns auf die Lösung, den Leuten alles mitzugeben; auch Zwirnmann wird absteigen.

Schulze und ich ruhen untertags am Lager in der warmen Sonne aus, und werden heute abend bei Dunkelwerden den zweiten Versuch unternehmen. Der Mond wird unsern Weg erleuchten.

Gesagt, getan! Als aber die Nacht kam, nahm sich das Unternehmen anders aus, als im klaren Sonnenschein.

Schauernd unter den Windstößen legen wir das Seil an, klettern den Fels hinab zum Gletscher. Die langsame gemessene Bewegung aufwärts auf leichtem Wege läßt die Gedanken von der Erreichung des Zieles abschweifen. Welch ausgefallene Idee, abends um 7 Uhr im Juni, beinahe dem kältesten Monat, zur Besteigung des höchsten Berges in Bolivien aufzubrechen! Das Schweigen des Todes bedrückt mir die Brust.

Über uns steht der Mond, erleuchtet mit seinem silbernen Lichte die weißen Halden der Berge, die unnahbar in kaltem Stolz das Tal einschließen.

Wie oft stieg mir in der ersten Stunde der Ruf zu den Lippen: „Kehren wir um!" Aber im letzten Augenblick erstirbt mir immer das Wort auf den Lippen und allmählich auch alles Drängen und Fragen. Mechanisch heben sich die Beine aus dem Schnee, bis die fürchterliche Kälte nur noch einen Gedanken im erstarrenden Hirn bestehen läßt: „Hinauf!"

Die Uhr zeigt beinahe eins. Wir sind am Paß. Mit unheimlicher Wut fällt uns der Wind an. Unbezwingliche Müdigkeit übermannt mich. In höchster Not finden wir wieder eine Eishöhle, die uns wenigstens vor dem furchtbaren Winde birgt, aber Todeskälte strömt das grimmigblaue Eis aus, das uns auf allen Seiten umgibt.

Bei Tagesanbruch sind wir beinahe erstarrt, und noch immer will die Sonne nicht kommen, die Wärme und das Leben bringen soll. Dichter Nebel bedeckt die Falten der Berge, aus vollen Lungen bläst der Wind. Erst der dritte Ausfall aus der Höhle gelingt uns, und als wir die Ostflanke des Berges betreten, begrüßt uns die Sonne wieder mit ihren wärmenden Strahlen.

Allein es sollte vier Uhr nachmittags werden, bis wir die Spitze des Ancohuma betraten. Die große Höhe und Erschöpfung, starker Wind und weicher Schnee vereinigen sich, um uns noch beinahe im letzten Augenblick die Siegespalme zu entreißen.

Doch es gelingt. Im rasenden Sturm betreten wir die Rundkuppe des Gipfels und pflanzen mit frosterstarrten Händen unsere Fahne auf.

Eine Photographie nach Norden, wo der vielzackige, langgestreckte Illampu sich erhebt, und eine nach Süden auf die Rundungen des Haukaña.

Allzuschnell müssen wir uns dann auf den Rückzug machen, nur wenige Minuten duldet uns der Ancohuma auf seinem Scheitel.

Der Erfolg hat unseren Unternehmungsgeist derart gehoben, daß wir beschließen, den Abstieg wieder auf neuer Richtung zu versuchen, auf den großen Einschnitt zu, der sich zwischen Ancohuma und Illampu auftut.

Auch dies angesichts unseres geschwächten Zustandes und des geringen Proviantes beinahe verwegene Unternehmen gelingt. Wieder ein langer Nachtmarsch über Fels und Eis, bis wir früh am Morgen das Bergwerk Hucumarini, 3260 *m*, erreichen. Auf drei verschiedenen Wegen hatten wir dem Berg seine Geheimnisse abgerungen. Der große Ancohuma war gefallen!

Unbekannte Berge und Gletscher in Zentralasien

(Eine Übersicht über die Niederländische Kara-korum-Expedition[1])

Von Ph. C. Visser, Stockholm

Es ist mir eine besondere Freude, für diese Zeitschrift schreiben zu dürfen. Ein Aufsatz in der „Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" enthebt mich der fast unlösbaren Aufgabe, zu erklären, welche Gründe uns bewogen haben, diese Reise zu machen, deren Zwecke und Ziele so ganz andere sind als die der meisten Fahrten, die alltäglich unternommen werden. Denn die Leser dieses Aufsatzes, Bergliebhaber und Bergsteiger, können es verstehen, daß ein glühender Bewunderer des Hochgebirges unwiderstehlich zu diesem Teil der Erde sich hingezogen fühlt; um so mehr, wenn er gleichzeitig den Drang zu Forschungsreisen in sich spürt. Sie verstehen, daß man sich angelockt fühlt von diesem Gebirge, wo die Natur ihre gewaltigsten Kräfte offenbart — in der allereindrucksvollsten Form.

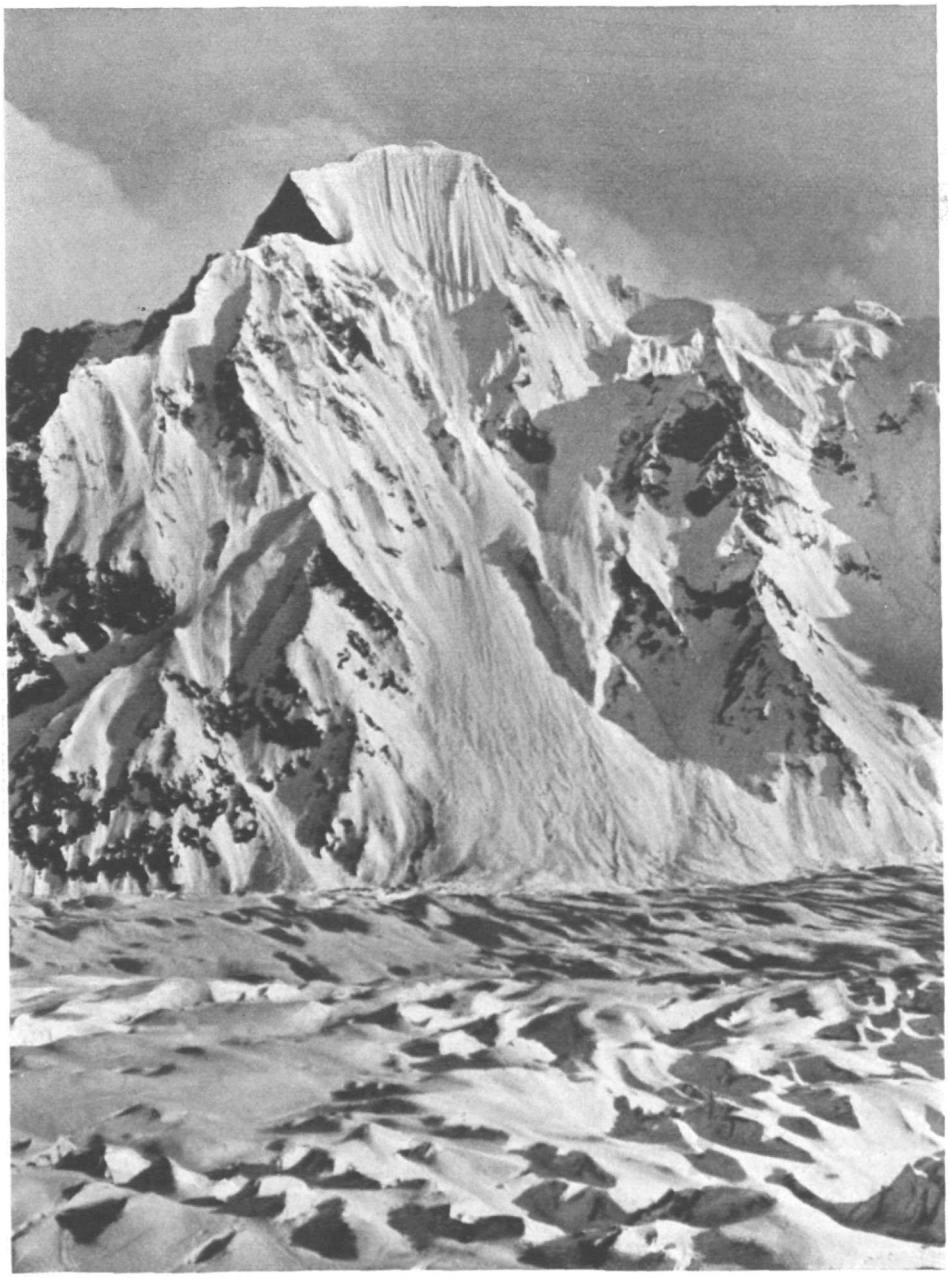
Himalaja, Kara-korum und Hindukusch sind Namen, deren Klang allein schon auf den Alpinisten wirkt, es sind Namen, die ohne weiteres Reiselust, Unternehmungsgeist und Abenteurerdrang wecken.

Es war der Himalaja, der zuerst mich in Gedanken und Plänen beschäftigte, der das Verlangen weckte, aus dem später neue Ideen geboren wurden, die schließlich im Jahre 1922 feste Form annahmen. Daß der Kara-korum und nicht der Himalaja unser Ziel wurde, daß die Freude am Abenteuer ruhigeren Erwägungen Platz machte, daß die alpinen Pläne wissenschaftlichen Unternehmungen wichen, das alles verdankte ich in erster Linie dem bekannten schwedischen Forschungsreisenden Dr. Sven Hedin.

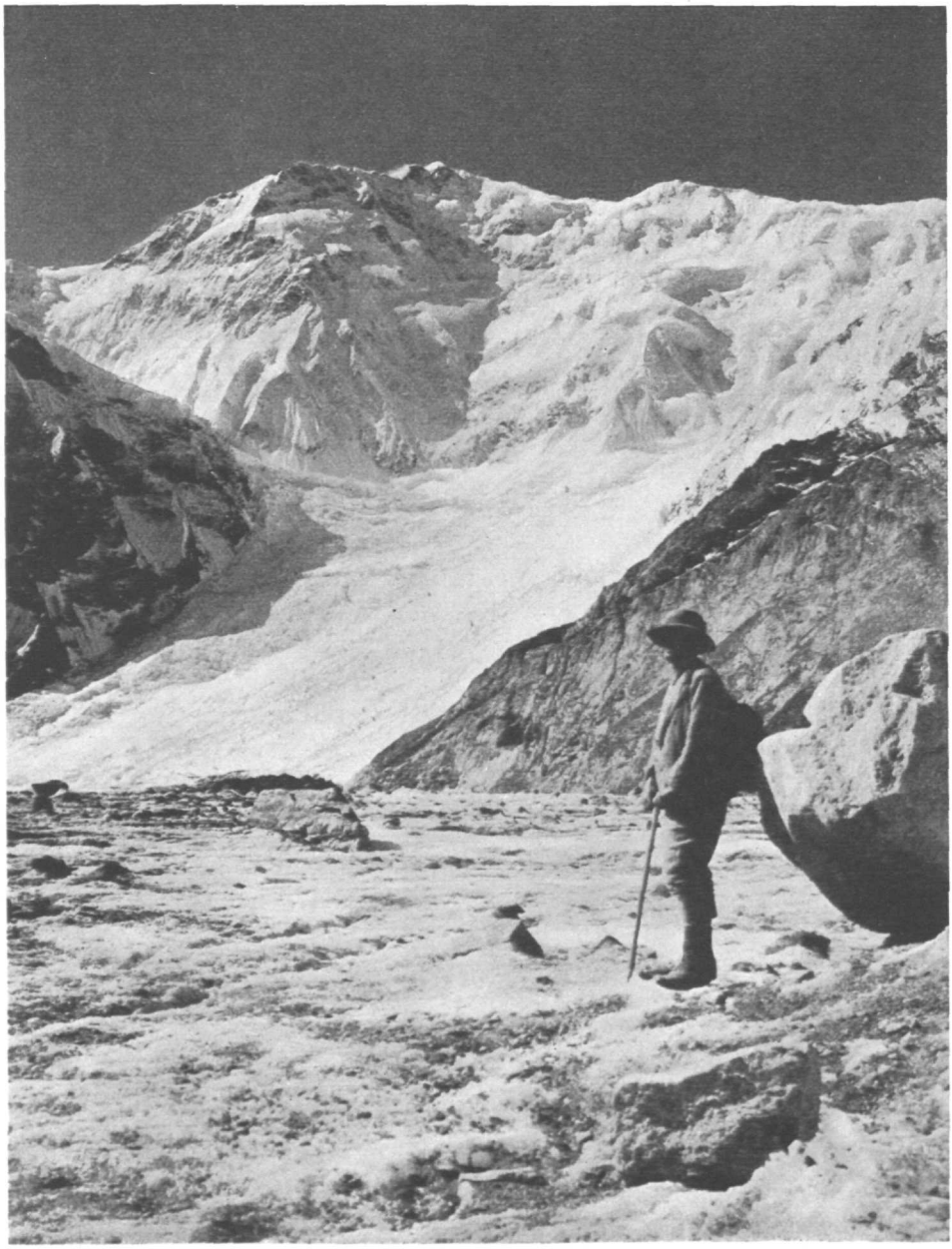
„Gehen Sie nicht in den Himalaja," so lautete sein Rat, „gehen Sie weiter nach Norden, in das Gebiet des Kara-korum. Dort finden Sie noch ‚terra incognita', die es lohnt, eine so lange und kostspielige Reise zu unternehmen." Mit seiner überredenden Begeisterung infizierte er meine Frau und mich, und er überzeugte uns, daß wir unsere Bergsteigerwünsche nicht zum Ziel machen durften, sondern daß sie nur Mittel zum Zweck seien. So wurde es auch; und von unserer Expedition 1922 brachten wir eine anständige Karte des bereisten Gebietes im Kara-korum zwischen Nubra- und Shyock-Fluß, eine geologische und botanische Sammlung und eine vollständige Reihe meteorologischer Beobachtungen mit in die Heimat zurück. Die Eigenart des bereisten Landes aber brachte es mit sich, daß wir unseren alpinen Neigungen in einem Maße frönen konnten, die wohl dem begeistertsten Bergsteiger genügt hätte.

Aus dieser ersten Expedition entstand die zweite ganz von selbst. Wir konnten unsere Erfahrungen nutzbar machen und das Ganze verlor den Anstrich des Amateurhaften. Wir wollten uns an bedeutendere Probleme wagen; und die zweite Expedition wurde mehr wissenschaftlich angelegt. Schließlich konnte uns auch wohl nur die Überzeugung, daß wir etwas von bleibendem Wert heimbringen würden, die nötige Tatkraft schenken, um eine neue monatelange Reise in dies unwegsame

[1]) Ende 1927 wird das Buch: Ph. C. Visser, „Zwischen Kara-korum und Hindukusch", bei F. A. Brockhaus, Leipzig, erscheinen, dem die diesem Bericht beigegebenen Bilder zum Teil entstammen.



Bergrieſe am Paſugletſcher



Kara-Korum-Kette mit Baturagletſcher im Vordergrunde

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

und gefährliche, zugleich aber unvorstellbar großartig-schöne Gebirge zu unternehmen. Und nur dies konnte eine solche Reise rechtfertigen.

Das Gebirgssystem des Kara-korum

Es scheint mir angebracht, mit einigen wenigen Worten einige geographische Besonderheiten des Kara-korum zu kennzeichnen und auf seine Bedeutung im zentralasiatischen Gebirgssystem hinzuweisen. Sowohl geographisch wie geologisch betrachtet, halte ich es für unrichtig — wie oft genug geschieht — den Kara-korum als einen Teil des Himalaja zu betrachten. Es sind zwei selbständige Gebirgssysteme, die, wenn auch mehr oder weniger parallel laufend, doch nirgends ineinander übergehen oder irgendwie zusammenhängen. Es liegen überdies noch drei andere, recht bedeutende Gebirge zwischen den beiden, nämlich: das Kailas-, das Ladak- und das Zarskargebirge, von denen allein die Kailaskette Zusammenhang mit dem Kara-korum hat.

Nicht nur, daß der Kara-korum ein selbständiges Gebirge ist — er ist auch gewaltig ausgedehnter und bedeutungsvoller, als im allgemeinen angenommen wird. Er findet sein Ende nicht mit dem Kara-korum-Paß, wie meistens angegeben wird, sondern man darf wohl mit Sicherheit sagen, daß der Tang-la in Tibet eine Fortsetzung des nördlichen Kara-korum ist — eine Vermutung, die schon Klapproth 1836 äußerte („Magasin Asiatique", Tome 2); und im Transhimalaja erblicken wir eine Fortsetzung des südlichen Kara-korum (Sven Hedin: „Southern Tibet", Vol. 7, pp. 262). Wenn die erstgenannte Annahme richtig ist — und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln — so bildet der Kara-korum eine Kette von etlichen 2400 *km*.

Aber auch durch seine Höhe gehört er zu den bedeutendsten Gebirgen. Wohl liegt der vermutlich höchste Berg der Erde, der 8880 *m* hohe Mount Everest, im Himalaja; doch ist der höchste bekannte Kara-korum-Berg nur 240 *m* niederer; und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die mittlere Kammhöhe des Kara-korum die des Himalaja übertrifft. Was aber die Ausdehnung der vergletscherten Gebiete anbelangt, da muß der Himalaja dem Kara-korum den ersten Rang bei weitem einräumen. Denn wir finden im Kara-korum geradezu riesige Eisströme, unter ihnen zum Beispiel den 72 *km* langen Siachengletscher. Der größte Himalajagletscher aber mißt nur ungefähr 25 *km*!

Auch rein geographisch betrachtet ist die Stelle, die der Kara-korum in Asien einnimmt, viel bedeutungsvoller als die des Himalaja. Als Wasserscheide spielt der Himalaja nur eine bescheidene Rolle. Die großen indischen Flüsse zum Beispiel sehen wir im Norden der Hauptkette entspringen; sie durchbrechen diese, um ihren Weg zum Indischen Ozean zu nehmen. Der Kara-korum hingegen ist wirklich eine Wasserscheide allerersten Ranges. Von seiner Nordseite strömt das Wasser in die asiatischen Wüstengebiete; von seinen Südhängen fließt es dem Indischen Ozean zu. Nur in einem einzigen Teile des Gebirges — und zwar in dem westlichsten — ist solches nicht der Fall. Dort sehen wir, wie eine scheinbar sehr viel unbedeutendere, nordwärts abbiegende Kette, der Sarikol, die Rolle als Wasserscheide übernimmt. Das von seinen Westflanken kommende Wasser sammelt sich in zahllosen Bächen und Flüssen, die sich in den Hunzafluß ergießen, der scharf südwärts biegend den gewaltigen Kara-korum durchbricht, um sich dem Indus zuzuwenden.

Dieses Hunzagebiet, umschlossen von Kara-korum, Hindukusch und Sarikol, war die terra incognita, die wir uns als Ziel unserer Expedition erwählt hatten.

Frühere Kara-korum-Reisen

Vielleicht könnte man sagen, daß die Erforschungsgeschichte des Kara-korum bis in alte Zeiten zurückreicht, daß sie begann, als indische Missionäre über das Gebirge

zogen, um auf ihrem Weg nach dem Norden den Buddhismus zu predigen. Was sie aber über ihre Reisen berichteten, ist kaum bis nach Europa gedrungen. Die Berichte kamen meist aus zweiter oder dritter Hand zu uns und hatten oft so seltsame Formen angenommen, daß Wahrheit und Dichtung schwer zu unterscheiden waren. Selbst als man schon von „Erforschung" reden konnte, selbst dann noch waren die Nachrichten so vage und so voller Unrichtigkeiten, daß wenig mit ihnen anzufangen war, und erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts, unter dem Einfluß der Untersuchungen von Elphinstone, wurden unsere Vorstellungen über die zentralasiatischen Gebirge etwas klarer. (M. Elphinstone: „An Account of the Kingdom of Cambul", 1815). Aus der langen Reihe von Forschungsreisenden, die dann kommt, will ich nur die nennen, die besondere wissenschaftliche Bedeutung haben: Moorcroft, Klapproth, von Humboldt, Ritter, Cunningham, Strachey, die drei Brüder Schlagintweit, Godwin-Austen, Forsyth, von Richthofen, Sueß, Younghusband, Stein, Hedin, Cockerill, Conway, das Ehepaar Bullock-Workman, Neve, Longstaff, Burrard, Mason, der Herzog der Abruzzen und de Filippi; und in Verbindung mit dem Alpinismus nenne ich Eckenstein, Dr. Heinrich Pfannl, Dr. V. Wessely, Aleister Crawley und Dr. Jacot Guillarmod, die 1902 einen Versuch wagten, den K2 zu besteigen.

Nicht alle die genannten Reisenden sind in das Hochgebirge des Kara-korum vorgedrungen; ich meldete ihre Namen, weil ihre Arbeiten für die wissenschaftliche Entdeckung des Kara-korum von größter Bedeutung sind. So kann man zum Beispiel von Humboldt eigentlich nicht einen Kara-korum-Reisenden nennen und doch wird sein Name stets mit der Geschichte des Gebirges verbunden bleiben. Was er erreichte, hat wohl am besten von Richthofen klargestellt mit dem Ausspruch: „Er hatte kaum den Westrand der Zentralgebiete von Asien berührt, und doch war er der erste, der, indem er das mühsam von anderen zusammengetragene Material vergleichend behandelte, ein Gemälde von dem Gezimmer des Kontinentes entwarf." (F. Freiherr von Richthofen: „China", Band I, 1877.)

Ähnliche Arbeit haben Burrard und Hayden 1907 (Col. S. G. Burrard und H. H. Hayden: „Geography and Geology of the Himalaya Mountains and Tibet", 1907—1908) und Hedin 1921/23 geleistet. Hedin räumte in seinem Standard-Werk über das südliche Tibet dem Kara-korum einen ganzen Band von 605 Druckseiten ein. (Sven Hedin: „Southern Tibet", 1921/23.)

Über den Namen „Kara-korum" und über das Geben von Namen im allgemeinen

Eine kurze Bemerkung über den Namen des Gebirges gehört noch hierher. Karakorum bedeutet „Schwarzer Grus" oder „Schwarzes Geröll". Warum gerade dieser Name von den Bewohnern Chinesisch-Turkestans dem Paß, der ihr Land mit Ladak verbindet, gegeben wurde, ist mir unbekannt, denn er ist fast überall mit rötlichem Gestein bedeckt. Erst die Europäer übertrugen den Namen auf die Berge, in denen der Paß liegt. (M. Elphinstone: „An Account of the Kingdom of Cambul", 1815.) Und so geschah es schließlich, daß eines der großartigsten und am meisten vergletscherten Gebirge der Erde, das sich schon von weitem dem Reisenden als weiß schimmernde Mauer zeigt, den blöden Namen „Schwarzer Grus" trägt. Wäre da nicht der Name „Mustagh", das ist „Weißer Berg", besser gewesen? Und Mustagh ist doch ebenfalls der Name eines Passes, der durch diese Berge führt ... in Hunza freilich nennt man den Kara-korum auch heute noch „Mustagh".

Der Europäer, der für diesen Namen, Kara-korum, verantwortlich ist, war wahrscheinlich Elphinstone. Auf seiner Karte von 1815 kann man lesen: „Mooz Taugh or Karakoorum Mountains". (J. Macartney: „A Map of the Kingdom of Cambul", 1815.)

Als endlich die Landvermessung Indiens (Survey of India) eine eingehendere Erforschung der genannten Gebiete begann, hat sie immer die einheimischen Namen für ihre Karten übernommen. Es zeigte sich aber alsbald, daß die Gipfel sehr selten Namen hatten; und um nun diese für die Vermessung so wichtigen Punkte eindeutig festlegen zu können, kam der Oberst Montgomerie auf den Gedanken, zusammengehörige Gebiete mit einem Buchstaben zu bezeichnen; der Kara-korum zum Beispiel bekam den Buchstaben „K" und die Gipfel wurden bezeichnet mit K 1, 2, 3 und so weiter. So bekam einer der höchsten und schönsten Berge der Erde den Namen K2 ... praktisch, aber prosaisch!

Auch wir haben es uns natürlich zur Regel gemacht, bestehende Namen zu übernehmen. War aber ein Tal namenlos, dann kam es wohl einmal vor, daß eine Alpweide an seinem Beginn benannt war. Und in diesem Falle nahmen wir alsdann diesen Namen auch für das Tal selbst, für den Gletscher, der in ihm lag, für den Berg, der das Tal beherrschte und schließlich auch für den hauptsächlichsten Paßübergang. Für ganz verfehlt halte ich es, z. B. den eigenen Namen mit einem Berg zu verkoppeln; außerdem würde die Survey of India diesen Namen niemals anerkennen — und das, meiner Ansicht nach, mit vollem Recht.

Zweck und Ziel unserer Reise

Auf den ersten Blick erscheint es nicht sehr wahrscheinlich, daß im Kara-korum oder in den benachbarten Gebieten noch terra incognita zu finden wäre, wo noch wichtige geographische Aufgaben zu lösen sind. — Die hätten doch schon längst die Aufmerksamkeit des Forschungsreisenden auf sich ziehen müssen. — Und doch gibt es solche noch! Ein solch unbekanntes Gebiet ist die Gegend, die ich weiter oben kurz erwähnte. Sie liegt zwischen Kara-korum, Hindukusch und Sarikol und ist das Stromgebiet des Hunzaflusses. Bekannt war ausschließlich das Hunzatal selbst, durch das Stein, Younghusband und andere gezogen sind auf ihrem Wege von Indien nach Turkestan. Mason hatte es 1911 genau trigonometrisch vermessen. In die östlichen Seitentäler, in das Khunjirab- und Shingshaltal, war vor 30 Jahren Cockerill (der jetzige General Sir George Cockerill) unter unendlichen Mühen im Winter vorgedrungen; er hatte mit bescheidenen Mitteln ausgezeichnete Arbeit geleistet. Außer den genannten Gegenden war alles unbekannt. Und auch die Sarikolkette, die, wie gesagt, den Kara-korum als Wasserscheide vertritt, war nur an zwei Punkten von Osten aus betreten worden.

Younghusband hatte den Khunjirab- und Shingshalpaß erreicht. Unbekannt war fernerhin in dieser Gegend die ganze Nordseite des Kara-korum selbst, sowie ziemlich das ganze Gebiet westlich des Hunzaflusses, soweit es nördlich des Kara-korum liegt. Es war nun unsere Absicht, zunächst einmal diese terra incognita zu bereisen und zu kartieren und dabei soviel wissenschaftliche Beobachtungen zu machen und soviel zu sammeln, wie im Bereich unserer Kräfte lag. Diese Arbeiten waren folgendermaßen unter den Teilnehmern der Expedition verteilt: Ph. C. Visser war Leiter der Expedition und beschäftigte sich gleichzeitig mit Geologie und Meteorologie; Frau Visser-Hooft übernahm die botanische und entomologische Sammlung; Baron van Harinxma thoe Slooten sammelte auf zoologischem Gebiet; Afraz Gul Khan war Topograph; Franz Lochmatter und Johann Perren waren die Hochgebirgsführer.

Außerdem sollte ich auf Ersuchen eines Spezialisten einige physiologische Versuche wiederholen, die ich vor unserer Abreise im Flugzeug in etwa 6000 *m* Höhe sowie in der Luftdruckkammer bei 360 *mm* Druck in Holland schon vorgenommen hatte. Zweck

dieser Versuche war, festzustellen, welche Rolle eventuell die Akklimatisation spielen würde. Das ist aber nur dann möglich, wenn die Versuche mit ein und derselben Person gemacht werden, die einmal plötzlich in die Höhe von 6000 *m* gebracht wird und ein anderes Mal nach langsamer Steigung und nach einem längeren Aufenthalt im Hochgebirge.

Die Vorbereitungen

Die Vorbereitungen für diese Reise haben uns ein Jahr angespannter Arbeit gekostet. Abgesehen davon hat es große Mühe gemacht, von der Britisch-Indischen Regierung die Erlaubnis zu bekommen, das von uns gewählte Gebiet zu bereisen. Und das ist nicht verwunderlich, denn nach der ersten und bisher einzigen Reise von General Cockerill war keine Erlaubnis mehr gegeben worden. Daß die indische Regierung gute Gründe hat, um sich gegen Expeditionen in das Hunzagebiet zu sträuben, ist wohl selbstverständlich. Der Hauptgrund ist wohl der, daß das Ernährungsproblem in diesen unfruchtbaren Gegenden fast unlösbar ist, ohne die Bevölkerung selbst in Schwierigkeiten zu bringen, dazu kommt, daß die Schwierigkeiten des Transportes nicht minder groß sind. Lasttiere sind nicht zu gebrauchen und der ganze Transport muß mit Trägern bewerkstelligt werden, also durch Einwohner der Fürstentümer Hunza und Nagar; und diese sind kaum zu entbehren für den sommerlichen Landbau. Daß wir zum Schluß doch noch die Erlaubnis bekamen, verdanken wir hauptsächlich der wohlwollenden Vermittlung der Niederländischen Regierung, dem von uns hochgeschätzten persönlichen Einfluß des Vizekönigs von Indien, Lord Reading, und fernerhin der energischen Hilfe der „Survey of India". Außerdem haben der schon genannte Sir George Cockerill, Sir Francis Younghusband und Major Mason uns mit Rat und Tat unterstützt. Von dem Augenblick an aber, in dem die Erlaubnis einmal gegeben war, haben sowohl die Britisch-Indische Regierung sowie — infolge ihrer Vermittlung — die Regierung von Kashmir und fernerhin die Fürsten von Hunza und Nagar uns in der liebenswürdigsten Weise ihre unschätzbare Hilfe gewährt, und sie haben alles getan, was nur denkbar war, nicht allein um die Expedition zu ermöglichen, sondern auch um ihr zum Erfolg zu verhelfen. Man hat uns selbst angeboten, die Expedition durch einen ausgezeichneten indischen Topographen auf Regierungskosten begleiten zu lassen; ein Angebot, das wir gern und dankbar annahmen. So ward denn der Stab um ein Mitglied vermehrt, nämlich Afraz Gul Khan, kurzweg Khan Sahib (der „Herr Khan") genannt, der nicht nur ein ausgezeichneter Topograph war, sondern sich auch als angenehmer Reisegefährte und sehr brauchbarer Dolmetsch erwies.

Es würde wenig liebenswürdig und undankbar sein, wenn ich nicht noch besonders zweier weiterer Expeditionsmitglieder gedächte, die nicht allein während der Reise, sondern auch nach unserer Rückkehr in Holland sich allgemeiner Beliebtheit erfreut haben: unseres treuen Hundes Patialla und unseres nicht minder treuen Schafes Peter.

Patialla war ein prächtiger, wertvoller, tibetanischer Wachhund aus Kulu, den der Maharadscha von Patialla (einer der bekanntesten vorderindischen Fürsten) meiner Frau geschenkt hatte. Patialla hat die ganze Expedition mitgemacht. Er war ein lieber, treuer Hund, der als erster seiner Rasse nach Europa gekommen ist und sich dort gut eingewöhnt hat. Und „Peter" war das Geschenk eines Bezirksvorstandes im Himalaja. Die Absicht war natürlich gewesen, daß wir das Tier essen sollten. Aber Peter war so unausdenkbar mager, daß überhaupt nichts an ihm zu essen war, und darum wurde Peter zuerst nochmal tüchtig gefüttert, und dann . . . hatten wir uns so an Peter gewöhnt und außerdem war er so anhänglich geworden und hatte so ausgezeichnete und liebenswürdige Eigenschaften und ließ sich auch

als „Wachhund" so gut gebrauchen, daß niemand mehr daran dachte, Peter zu schlachten, sogar trotz der Tatsache, daß wir manchmal ziemlich hungerten, haben wir Peter doch als Gefährten behalten, bis wir endlich in der Nähe von Srinagar uns von ihm trennen mußten. Unser treuer und ehrlicher Koch bekam ihn geschenkt, seiner Wolle wegen; er mußte aber feierlich versprechen, daß er Peter würde leben lassen.

Die Expedition

Es war ein großer Augenblick für uns, als am 25. April 1925 die Expedition in Srinagar aufbrach und unsere vier Boote, mit Gepäck vollgepackt, langsam den Fluß hinunterglitten. Der Regen strömte vom Himmel, es stürmte, und in trostlosem Dunkel ließen wir Srinagar, Kaschmirs Hauptstadt, hinter uns. So fuhren wir nach Baramula am Fuße des Himalaja, über den wir mit unsrer 100 Mann starken Karawane ziehen mußten, während die Pässe noch dick unter Winterschnee lagen.

Der Beginn unserer Reise war sicher nicht ermutigend! Wir mußten die Lasttiere zurückschicken, denn es zeigte sich, daß es für die Ponies unmöglich war, durch die Schneemassen zu waten. Der Dorfvorstand schickte seine Boten in alle Windrichtungen, um die 90 Träger für uns zusammenzutrommeln, die wir für nötig hielten.

An steilen, schneeüberpulverten Felswänden entlang schufteten wir empor und zogen dann in 4000 *m* Höhe über eine ausgedehnte weiße Schneefläche, über die der Nebel in dichten Schwaden getrieben wurde. Mühsam stiegen wir nach Norden ab.

Schwieriger und ermüdender wurde der Übergang über den zweiten Paß, den Burzil. Fast vier Tage lang hielt uns der Schneesturm an seinem Fuß im Rasthaus (dem sogenannten „Bungalow") gefangen. Die Kulis hockten aufeinander in den kleinen Räumen, soweit der Raum das wenigstens zuließ; einige aber mußten draußen bleiben ... jammernde und Mitleid erregende Gestalten. Und als der Sturm immer lauter heulte und immer größere Schneemassen durch das Tal jagte und sie immer höher um unser kleines Haus aufhäufte und als es knapp wurde mit den Nahrungsmitteln, da kam der Augenblick, da wir glaubten, die Expedition würde scheitern, bevor sie ihr eigentliches Arbeitsgebiet überhaupt erreicht hätte. Aber wie wir das auch in den Alpen kennen, plötzlich besserte es sich. Die Wolken zerrissen, immer größere Stellen blauen Himmels wurden sichtbar und als endlich das Tageslicht sich in der durchsichtigen Luft verflüchtigte, da spannte sich ein wolkenloser mondscheindurchglänzter Himmel über uns; die hohen Berge schimmerten in märchenhaftem Silber. In dieser Nacht machten wir bei großer Kälte den Übergang über den 4200 *m* hohen Burzil mit der ganzen Karawane. Als die ersten Sonnenstrahlen die lawinengefährlichen Berghänge erreichten, waren wir im sicheren Tal im Norden des Himalaja.

Durch schöne, begrünte Täler, in denen der Lenz langsam seinen Einzug hielt, und durch das breite, schon brutwarme Industal erreichten wir in 14 Tagen Gilgit, den letzten Vorposten englischer Herrschaft, und fünf Tage später saßen wir auf orientalischen Teppichen als Gäste in dem Garten des „Mir" (Fürst) von Hunza. Sein alter Palast ist sicher einfacher als viele andere Paläste dieser Erde, ich bezweifle aber, daß es noch einen Fürsten gibt, der eine herrlicher gelegene Wohnung sein Eigen nennt, denn klar vor uns stand in vollkommener Schönheit der ungeheure 7800 *m* hohe Rakaposhi. Das Tal zu seinen Füßen aber ist nur 2200 *m* hoch. Gibt es wohl viele Plätze auf Erden, wo man zum Greifen nah einen Gipfel bewundern kann, der sich 5600 *m* über dem Talboden erhebt?

Baltit, die „Hauptstadt" von Hunza, war recht eigentlich Ausgangspunkt der tatsächlichen Expedition. Dort bekamen wir auch die sogenannten „Dauer"-Kulis, die der Mir von Hunza sorgsam für uns ausgewählt hatte. Sie sollten uns während der ganzen Dauer der Reise im Hochgebirge begleiten — und Gelingen oder Mißlingen unserer Expedition würde zu einem guten Teil von ihrem Verhalten abhängen. Und jetzt, nachdem wir Erfolg gehabt haben, zögere ich nicht einen Augenblick zu gestehen, daß diese einfachen Menschen uns unschätzbare Dienste geleistet haben. Wohl haben sie uns ab und zu allerlei Mühe gemacht — aber das liegt in der Natur der Sache. Unsere und ihre Wünsche standen oft in einem krassen Gegensatz. Unser Wunsch war es, so weit wie irgend möglich in ein unbekanntes Gebiet einzudringen; wir mußten zu diesem Zweck endlose Märsche machen durch pfadlose und wilde Täler, über ausgedehnte Gletscher, wo kalte Winde uns anfielen. Ihr Begehren war, so bald wie nur möglich aus den unwirtlichen Bergen in ihre warmen Hütten und in das grüne Hunzatal zurückzukehren. Denn sie konnten doch unmöglich begreifen, was wir eigentlich in diesen wilden, noch nie betretenen Bergen zu suchen hätten. Sie mußten sich ständig wehren gegen allerlei Unbilden, gegen die Kälte, gegen ihr Heimweh und gegen ihre Furcht. Und wenn ich mir dies alles überlege, dann bin ich selbst erstaunt über das, was wir mit diesen Menschen erreicht haben! Auch die sprachliche Verständigung lieferte Schwierigkeiten. Denn ein Teil von unseren Leuten waren Bewohner des Shingshaltales, die eine andere Sprache, oder zum mindesten einen ganz anderen Dialekt reden wie die Hunzaleute. Zuerst mußte also Khan Sahib immer alles aus dem Englischen in das Urdu übersetzen, ein Obmann des Mir von Hunza übersetzte es weiter aus dem Urdu in die Sprache von Hunza, und ein Hunzamann gab es schließlich weiter in dem Shingshal-Dialekt. Das ist ja nun ganz gleichgültig, so lange man keine Eile hat; anders aber wird es, sobald man einmal in Eile ist. Und wenn man gelegentlich einmal kräftig und deutlich mit den Leuten reden muß, dann geht viel von der Kraft des Wortes verloren durch eine dreifache Übersetzung.

Mit dieser Dauer-Kerntruppe zogen wir also los. Zunächst durch die großartige Schlucht des Hunzaflusses, die dieser merkwürdigerweise quer durch den Kara-korum gesägt hat. Dann wählten wir uns das kleine Dörfchen Pasu als Ausgangspunkt für die Erforschung der unbekannten Gletscher westlich des Hunzatales. Die wenigen kleinen Siedlungen, die wir in letztgenanntem Tale antrafen, lagen stets in winzigen, aber prächtig grünen Oasen, mitten in einer trostlos düsteren, aber großartigen Bergwelt.

Die erste Tur, den Pasu-Gletscher hinauf, war sozusagen die Probe, ob das Hochgebirge um diese Jahreszeit schon begehbar wäre — denn der Monat Mai war noch nicht zu Ende gegangen. Und wirklich zeigte sich, daß wir noch zu früh daran waren. Unter unsagbaren Mühen arbeiteten wir uns mit der Karawane gletscheraufwärts, manchmal uns den Weg bahnend durch ein Spaltengewirr, manchmal auch am Ufer des Eisstromes entlang. Zweimal auch mußten wir viele hundert Meter emporsteigen, an sehr steilen Hängen, um senkrechte Wände zu umgehen. Das erstemal betrug diese Steigung 1200 *m* — und 1000 *m* mußten wir wieder absteigen, bevor es gelang, eine Stelle zu finden, wo wir die Zelte aufschlagen konnten. Und am folgenden Tag konnten wir nirgends in den Felsen einen geeigneten Lagerplatz finden; wir mußten das Lager auf dem Eis zwischen zwei tiefen Spalten aufbauen. Dort auf dem Gletscher, umringt von unvorstellbar hohen Bergen, haben wir zum ersten Male wieder das tiefbeklemmende Gefühl gehabt, das nur ein unbekanntes Hochgebirge uns vermitteln kann. Das Vollbild S. 107 dieses Bandes zeigt einen Berg, der unmittelbar vor uns bis zu schwindelnder Höhe dem Gletscher entragte. Und dieser Berg war nicht etwa ein Unikum, so wie

das Matterhorn in unseren europäischen Alpen ein Unikum ist; dieser Berg war vielmehr ein Typus, einer von vielen, wie sie die Nordseite des Kara-korum aufbauen. Mit tiefer Ehrfurcht haben wir zu seinen glattgeschliffenen Eiswänden aufgeschaut. Der Berg stand da, als wäre er eigens gemacht, uns einen Eindruck zu geben von der überwältigenden Schönheit des Kara-korum; gleichzeitig aber auch, um uns durch seine drohende Schönheit zu warnen, und uns zu zeigen, was wir in diesen unbetretenen Bergen an Schwierigkeiten und Gefahren zu gewärtigen hätten. Gefahren? Wir hatten sie bereits auf dem Weg von Srinagar nach Gilgit kennen gelernt! Oft genug haben wir dort unseren Weg unter Schnee- und Steinlawinen begraben gefunden; hier im Hochgebirge aber dröhnten immer wieder die riesigen Schnee- und Eisstürze, die von den Bergwänden auf den Gletscher fielen.

Wenn es auch leider ausgeschlossen war, noch weiter vorzudringen, wir waren immerhin weit genug gekommen, um festzustellen, daß der Pasugletscher 24 *km* lang war. Unser aller Sicherheit forderte die Rückkehr; und außerdem waren die Lebensmittel, die wir mit den Kulis hatten transportieren können, zu Ende gegangen; hier ward uns auf unserer Reise zum erstenmal an Hand von Tatsachen bewiesen, welch schwieriges Problem die Ernährungsfrage in diesen Gebieten ist.

Dieser Vorstoß längs dem Pasugletscher aufwärts hat uns übrigens gelehrt, daß es für das Hochgebirge noch zu früh im Jahre war; und so beschlossen wir, die weiteren Aufgaben westlich des Hunza zunächst einmal ad acta zu legen (darunter die Erforschung des Baturagletschers), und zuerst einmal die unbekannten Täler und Gegenden östlich des genannten Flusses zu bereisen; später im Jahre wollten wir dann wieder in die Umgebung des Batura zurückkehren.

Jetzt aber, am Beginn des Khunjirabtales, standen wir vor einer anderen Schwierigkeit und einer neuen Gefahr; wir begriffen, warum der „Mir" dieses Tal unzugänglich genannt hatte. Der Fluß, der durch dieses enge, manchmal schluchtartige Tal strömt, schlängelt sich derart von einer senkrechten Felswand zur andern, daß es beinah unmöglich war, in das Tal einzudringen. Das aber war ein Zustand, wie wir ihn auf unserer monatelangen Reise in fast all diesen Tälern gefunden haben.

Gingen wir zum Beispiel am rechten Flußufer entlang, bis das Wasser uns den Weg versperrte, dann mußten wir durch den Fluß durch auf das linke Ufer, bis dort wieder eine Krümmung des Wasserlaufes kam und wir abermals den Fluß, diesmal zum rechten Ufer, hinüberqueren mußten, um dann unsern Weg einige Stunden lang durch eine endlose Blockwildnis zu verfolgen. Und da Brücken ein ungekannter und auch gänzlich unnötiger Luxus in diesem unbewohnten Lande sind, so hieß es den Fluß durchwaten, manchmal sechsmal am Tage. Und ein solcher Übergang erfüllte uns jedesmal mit Sorgen, denn die starke Strömung war immer eine ernste Gefahr für die Kulis sowohl wie für uns, für das Gepäck wie für unsere treuen vierfüßigen Begleiter Patialla und Peter.

Ohne schwere Lasten auf dem Rücken war es den Trägern oft unmöglich, der Strömung zu trotzen, sie mußten gewissermaßen durch das Gewicht des Gepäcks auf den Grund des Stromes gedrückt werden. Wir selbst wurden immer von ihnen hinübergetragen und manches Mal gab ich einen Seufzer der Erleichterung von mir, wenn ich wohlbehalten das andere Ufer erreicht hatte. Es war für sie eine schwere Arbeit; aber doch stritten sie sich ständig um das Vorrecht, uns hinüberzubringen. Manchmal wurde zur größeren Sicherheit ein langes Gletscherseil über den Fluß gespannt; aber trotzdem wäre unser Koch beinahe verunglückt. Und auch unser ausgezeichneter Führer Lochmatter wurde einmal von der Strömung mitgerissen, als er, von Block zu Block springend und watend, in das Wasser fiel, weil ein loser Stein nachgab.

Noch eine andere, viel ernstere, wenn auch mittelbare Gefahr, drohte uns durch das Wasser; denn als wir einige Tagereisen weit auf diese Weise unter großen Mühen in die Bergwildnis eingedrungen waren, da begann das Wasser dermaßen zu steigen, daß es uns den Rückweg abschnitt und damit auch die Verbindung mit dem Hunzatal, mit dem Standlager und dem Lebensmitteldepot. Und so begannen für uns die aufregenden Tage, oder besser gesagt Wochen, die wir darauf verwandten, aus diesem unbekannten Gebiet einen Ausweg zu suchen; einen Ausweg, der uns über hohe vergletscherte Bergpässe führte, in neue unbekannte Gebiete; eine Reise voller Abenteuer, unvorhergesehener Zufälle und merkwürdiger Entdeckungen, so daß es mir heute vorkommt, als wäre es ein manchmal schöner, manchmal beklemmender Traum gewesen. Mit Hinsicht auf den Platzmangel kann ich leider nicht auf Einzelheiten eingehen. Übrigens habe ich unsere Erlebnisse ausführlich in meinem Buche beschrieben.

Einmal hatten wir Schwierigkeiten mit den Kulis, die eines guten Abends, als sie sahen, wie das Wasser stieg und uns den Rückweg abschnitt, in panischem Schrecken die Flucht ergreifen wollten, zurück nach Hunza. Und hätten wir damals nicht kräftig eingegriffen, dann wäre der Expedition wohl ein vorzeitiges und katastrophales Ende beschieden gewesen.

Es gab auch Schwierigkeiten mit der Verproviantierung, denn wir hatten nicht genug Kulis auftreiben können, um alle unsere Lebensmittel mitzuführen. Das zwang uns zu kleinen Tagesmärschen, damit die Träger noch einmal zurückgehen konnten, um eine zweite Last zu holen, und das bedeutete natürlich wiederum ein mehrfaches Durchwaten des Flusses.

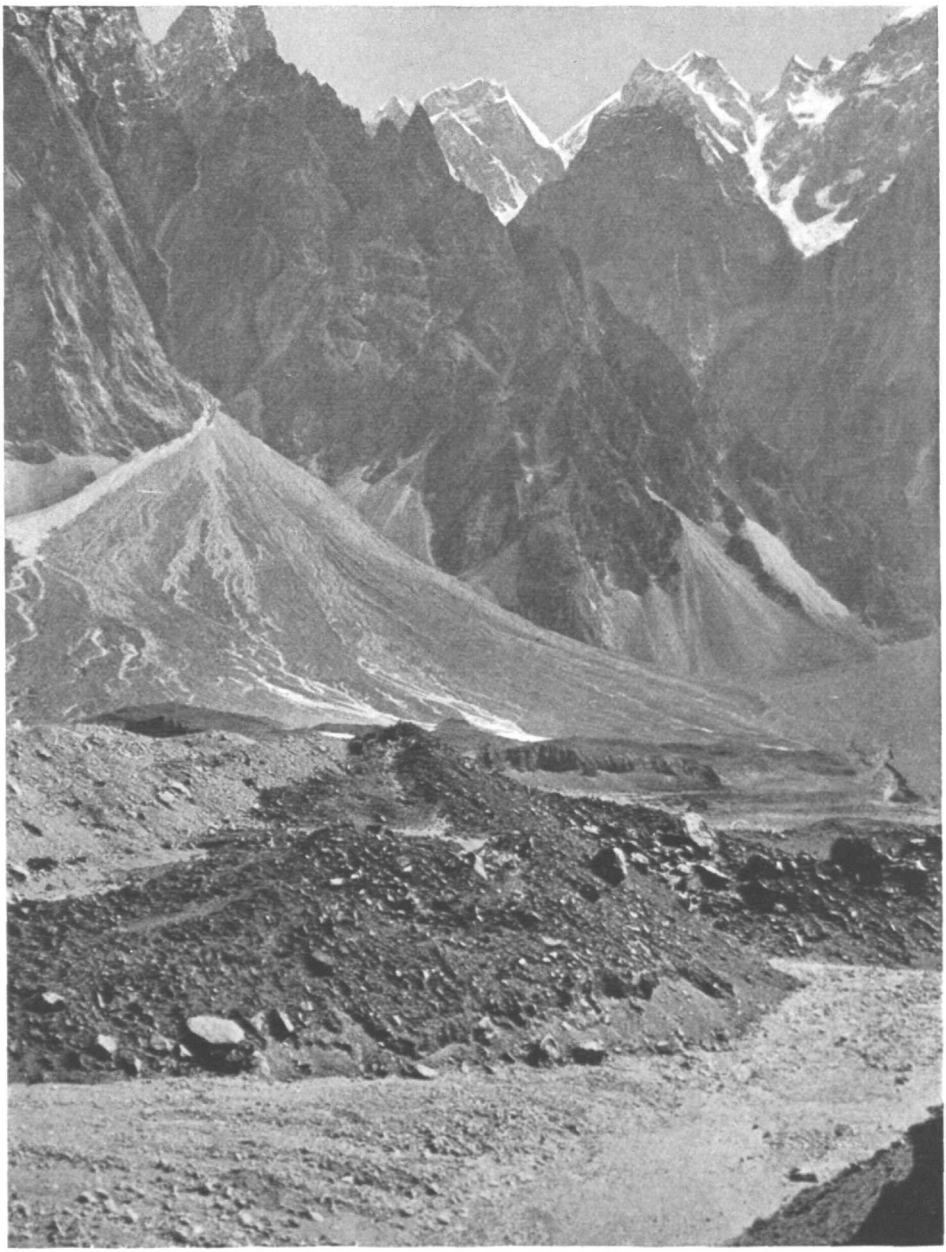
Wir hatten schließlich auch Schwierigkeiten mit kranken Leuten. Zurücklassen konnten wir sie nicht, aber tragen konnten sie auch nicht mehr, und manchmal mußten einige Kulis zum drittenmal in einem Tage zurück, um das von den Kranken hinterlassene Gepäck zu holen.

Dann und wann haben wir auch Mangel gelitten trotz aller Vorsorge. Aber glücklicherweise fanden wir fast überall Gemüse in der Form von Rhabarber, was freilich ein wenig schmackhaftes Essen ist, wenn mit dem Zucker gespart werden muß. Auch Salz fanden wir hie und da auf dem Steinboden, nachdem wir ein paar Tage lang ohne Salz gekocht hatten. Und wenn nur einigermaßen möglich, dann sorgte van Haringma dafür, daß wir ein Stück Wild bekamen.

Selbst an Streichhölzern hat es uns gefehlt, so daß wir schließlich nur noch ein einziges Hölzchen am Tage verbrauchen durften, um das Lagerfeuer zu entzünden. Ich glaube, daß wir im ganzen alle zusammen noch fünf Streichhölzer besaßen, als wir endlich in Shingshal unsere Vorräte wieder vorfanden.

Wir sind auch in ernstlicher Gefahr gewesen. Einmal wurde die Stelle, auf der unsere Zelte gestanden hatten, unter ungeheuren Gesteinsmassen begraben, kurz nachdem wir aufgebrochen waren. Ein anderes Mal donnerte nachts eine Steinlawine in der Richtung unseres Lagers hernieder, das eingepreßt stand zwischen Bergstrom und Felswand. Doch kam der Bergsturz zum Stehen, kurz bevor er unser Lager erreichte. Wir haben schlecht geschlafen in der zweiten Hälfte dieser Nacht!

Andrerseits hat die wochenlange Reise durch diese unbekannten Gebiete uns viele tiefe und unvergeßliche Eindrücke hinterlassen. Ungezählte Gletscher haben wir entdeckt und zahllose Täler erforscht. Große Stücke der Sarikolkette, dieser wichtigen zentralasiatischen Wasserscheide, haben wir kartieren können, an einigen Stellen haben wir diese Wasserscheide selbst betreten, einmal nach einer langen Gletscherwanderung in einer Höhe von 5500 *m*, auf einem Paß, von dem uns die Aussicht gegönnt war auf eine prachtvolle unbekannte Gletscherlandschaft in Chinesisch-Turkestan. An diesem Tage habe ich zusammen mit Perren 47 *km* über Eis, Schnee und Geröll



Hunſatal vom Ende des Baturagletſchers



Kara-Korum-Kette (7000 m) südlich vom Baturagletscher

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

zurückgelegt; denn unser Proviant war derart zu Ende gegangen, daß wir das Standlager einfach erreichen mußten.

Wichtig für uns im höchsten Maße war die Entdeckung des prächtigen, breiten Tales des Gujirab. Es ist ein sonderbares Tal, von Hunza aus unerreichbar, weil sein schluchtartiger Unterlauf ganz vom wilden Bergstrom erfüllt wird. Zugänglich ist es allein über Gletscherpässe von ungefähr 5000 *m* Höhe; und ist so vielleicht das abgeschlossenste Tal der Welt. Trotzdem fanden wir hier ein kleines Dörfchen von unansehnlichen Häuschen, die Siedlung von Hirten, die im Besitz sind von großen Schaf- und Ziegenherden. In dieses Gujirabtal kamen wir nur deshalb, weil wir um jeden Preis aus dem Tale des Khunjirab herausmußten, in dem wir wie in einer Mausefalle festsaßen. Und wir fanden auch wirklich einen Ausgang nach Süden. Zuerst über einen hohen vergletscherten Paß, dann durch enge, lawinengefährliche Täler und kamen so in das oben genannte Tal. Da aber auch von hier aus kein Weg in das Hunzatal führte, so mußten wir noch einmal weiter südwärts ziehen. Bei dieser Gelegenheit gelang es uns auch, die Quelle des Gujirab zu entdecken, wobei wir gleichzeitig feststellen konnten, daß wir damit eigentlich auch den Ursprung des Hunza gefunden hatten.

Und auf dem Paß, über den wir dann zogen, und den wir nach stundenlangem Anstieg über steile, tief verschneite Schneehänge erreichten, da geschah es, daß wir fast mit dem Empfinden des Schreckens plötzlich den blendend weißen Bergwall des Kara-korum vor uns sahen, wie ein Bild aus einer andern Welt. Er lag vor uns im Osten, in zarten Linien verblassend, er lag vor uns im Westen, soweit unser Auge reichte. Bis 8000 *m* stiegen seine Gipfel empor, und in fernster Ferne, duftig wie eine gelbweiße Wolke, erhob sich der K2 zu 8620 *m*. Dieses ganz überwältigende Panorama stand in unfaßbarer Schönheit in blendendem Licht unter einem tiefdunkelblauen Himmel vor unseren staunenden Augen. Es war ein Tag, an dem kein Wölkchen, kein Nebelstreifchen sich zeigte, an dem kein Lüftchen sich regte. Rings um uns, ganz in der Nähe, standen andere Berge und Felstürme, Grépons und Drus, Zinnen und Vajolettürme von fabelhafter Höhe; tiefe Rührung ergriff uns, daß es uns vergönnt war, dies zu schauen, was noch nie ein Sterblicher vor uns von einem derartig zentral gelegenen Punkt gesehen hatte.

Dann stiegen wir über steile Felswände hinunter in wundervolle, tiefe Täler, und mußten noch einmal über einen weiteren, 5000 *m* hohen Paß den Weg uns suchen, bis wir endlich das Shingshaltal erreichten und gerettet waren.

Den Shingshalfluß zu überschreiten hat uns außergewöhnlich viel Arbeit gemacht, denn die sogenannte Seilbrücke (ein Kabel, längs welchem man sich hinüberziehen läßt), die die Einwohner des gleichnamigen Dörfchens zwischen zwei riesigen Steinhaufen erbaut hatten, war vom Fluß mitsamt den Steinfundamenten weggespült worden. Es dauerte beinahe volle 12 Stunden, bevor uns der Übergang mittels eines neugespannten Seiles geglückt war. Zweifellos hatten wir einen gletscherentsprungenen Fluß vor uns, denn grau war sein Wasser und riesige Eisblöcke führte er mit sich.

In der Nähe des kleinen Dorfes Shingshal konnten wir zum erstenmal uns wieder erholen und alle aufgeschobenen Arbeiten nachholen. Die Sammlungen wurden ordnungsgemäß verpackt und gebucht; die Beobachtungen wurden nachgerechnet, die Karte gezeichnet und die Tagebücher nachgetragen. Außerdem aber mußten Zeitungsartikel geschrieben und die Aufnahmen der letzten Tage entwickelt werden; und für die Amateur-Photographen unter meinen Lesern berichte ich, daß die Lichtbildnerei uns mit am meisten Sorge gemacht hat. Während der ganzen Reise wurden etwa 700 Aufnahmen gemacht und diese wurden alle stets an Ort und Stelle entwickelt, manchmal unter den schwierigsten Umständen. Denn wir

wollten nicht Gefahr laufen, daß vielleicht die Beschädigung eines Apparates erst später entdeckt würde. Alle diese Aufnahmen sind fast ausnahmslos gut gelungen. Ich bin so oft nach Einzelheiten in dieser Beziehung gefragt worden, daß ich hier vielleicht einige Worte darüber verlieren darf. Mit gleichem Erfolg habe ich Packfilme und Rollfilme verarbeitet. Der Vorteil der Rollfilme war ausschließlich der, daß sie sich im sogenannten Tank entwickeln ließen. Ich habe drei Kameras verschiedener Größe benützt, eine von 9×12, eine von 8×10½ und eine von 9×6. Da ich keinem Hersteller irgendwie verpflichtet bin, so sehe ich keinen Grund ein, zu verschweigen, daß ich mein Negativmaterial (und zwar eine besondere Tropenemulsion) von der Kodak-Gesellschaft bezogen habe. Die drei Kameras hatte Goerz geliefert.

Unser nächstes Ziel war die Entdeckung der Quelle des Shingshalflusses. Dementsprechend zogen wir nach Osten, abermals vollkommen unbekannten Gebieten entgegen. Natürlich vermuteten wir auf Gletscher zu stoßen, denn das konnte in diesem fabelhaften Hochgebirge kaum anders sein; wir hatten aber Grund, anzunehmen, daß es verhältnismäßig kleine Gletscher sein würden. Die Beantwortung des „Warum" gehört in das Gebiet der Wetterkunde. Denn der Kara-korum ist nicht nur eine Wasserscheide, nicht nur eine natürliche Grenze zwischen Völkern und Ländern, sondern erhebt sich auch als eine gewaltige Grenzmauer im Luftmeer. Wie ich als bekannt voraussetzen darf, fällt in Indien die größte Niederschlagsmenge zur Zeit des Südwestmonsuns. Wie weit nun der Monsun in das Binnenland von Asien eindringt, das ist eine Frage, die natürlich schon oft abgehandelt worden ist. Ich habe aber Grund, anzunehmen, daß in dieser Hinsicht das letzte Wort noch lange nicht gesprochen wurde. Es ist ferner eine Gewißheit, daß der Monsun dem Himalaja seine gewaltigen Schneemassen zuführt. Daß andrerseits der Himalaja den Monsun nicht aufhält, ist ebenso sicher; man braucht bloß an die Versuche zur Besteigung des Mount Everest zu denken, die eigentlich nur in einer ganz kurzen Zeit unmittelbar vor dem Monsun Erfolg versprechen (vor dieser Zeit liegt noch zu viel Winterschnee). Und der Mount Everest liegt, wie allgemein bekannt, tatsächlich weit im nördlichen Teil des Himalaja. Ich gestatte mir hier aber die bescheidene Anfrage, ob in Hinsicht auf den Mount Everest der Einfluß des Monsuns nicht wieder überschätzt wird, ob nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß vielleicht im Spätsommer, bei einem spät eintretenden Herbst, die Verhältnisse für eine Besteigung günstiger wären als unmittelbar vor dem Monsun? Wir haben jedenfalls auf unseren beiden Kara-korum-Reisen im Spätsommer sehr viel bessere Verhältnisse getroffen, als wir ursprünglich anzunehmen geneigt waren.

Was das Eindringen des Monsuns anbelangt, haben wir auf unserer ersten Expedition im Jahre 1922 die Erfahrung gemacht, daß im Kara-korum zur Zeit des Monsuns der Wind, mit wenigen Ausnahmen, fast stets aus südwestlicher Richtung kam, also ein Monsun-Wind war. Daher hatte man allen Grund, anzunehmen, daß der Kara-korum ungefähr auf der Grenze liegen müßte zwischen den feuchten Süd- und trockenen Nordwinden aus den asiatischen Wüstengebieten. Und darum konnte man ferner der begründeten Ansicht sein, daß die Südwinde ihr Wasser auf den Südabhängen des Kara-korum abgeben würden; das wird auch bewiesen durch die riesigen Eisströme, die schon vor vielen Jahren auf der Südseite entdeckt wurden (Siachen-, Baltoro-, Biafo-, Hispargletscher und andere). Nahm man hingegen an, daß an der Nordseite des Kara-korum die Nordwinde vorherrschen, dann waren dort natürlich keine ausgebreiteten Gletscher zu erwarten. Groß war deshalb unser Erstaunen, als wir schon am ersten Tag nach unserem Aufbruch aus Shingshal auf einen riesigen Transversalgletscher stießen, der, aus dem Süden kommend, quer über das Shingshaltal vorstieß, und zwar derart, daß der Fluß sich einen Weg unter ihm

durchgebahnt hatte. Als wir diesen Eisstrom überschritten hatten, da stießen wir am folgenden Tag abermals auf einen Gletscher, diesmal scheinbar auf einen noch größeren und longitudinalen Eisstrom, der das ganze Tal ausfüllte, und der somit die Quelle des Shingshalflusses war. Jetzt zurückzukehren, das ging uns sehr gegen den Strich, wenn wir uns auch vollständig klar darüber waren, daß die Erforschung dieses ungeheueren Gletschers große Ansprüche an uns stellen würde. Einen Teil der Kulis schickten wir zurück, um neue Vorräte in Shingshal zu holen. Mit dem Rest zogen wir weiter in die Eiswelt vor uns, voller Erwartung, was dieser Vorstoß uns wohl bringen würde.

Wir versuchten, dem orographisch rechten Ufer entlang in das Gletschertal einzudringen, manchmal auf dem Eis, manchmal auch über Felsen und über alte Moränen. Es war ein Weg, der durchaus nicht ungefährlich war; einmal wäre fast einer unserer Reisegenossen verunglückt. Er rutschte auf der steilen, harten, glattgeschliffenen Moränenwand aus, brachte es aber durch große Geistesgegenwart fertig, mit Hilfe der Spitze seines Pickels hängen zu bleiben. Eine zweite Gefahr bildete der ständige Steinschlag. Von Tag zu Tag aber, ich könnte auch sagen von Stunde zu Stunde, wurde die Umgebung großartiger; und kein Zweifel war mehr, daß unser Weg jetzt mitten durch die Riesenberge der Kara-korum-Hauptkette führte. Wenn man bedenkt, daß diese Täler alle noch verhältnismäßig tief liegen, kaum über 3000 *m* hoch, und wenn man ferner bedenkt, daß die Gipfel sich hier bis etwa 7800 *m* erheben, und wenn man weiß, daß diese Berge nicht gestuft emporsteigen, sondern mit fast glatten Fels- und Eiswänden, dann kann man sich vorstellen, wie unendlich eindrucksvoll, fast hätte ich gesagt, wie beängstigend, unsere Umgebung war.

Als wir endlich eine kleine Krümmung des Tales hinter uns hatten, da dachten wir am Oberende des Gletschers zu sein, sahen aber im Gegenteil den Eisstrom abermals viele Kilometer sich weiter erstrecken, bis er wiederum hinter einer zweiten Krümmung verschwand. Als schließlich die Ufer, senkrechte Felswände und Gletscherbrüche von Hunderten und aber Hunderten Metern Höhe, jedes Weiterkommen unmöglich machten, versuchten wir, in Seitentälern emporzusteigen, um von einem Bergkamm aus Einsicht in diese Gletscherwelt zu bekommen. Aber überall um uns türmten sich Bergkolosse, richtige „Aiguilles", in die Luft und benahmen uns die Aussicht. Wir sind dann quer über den Gletscher gegangen, ohne Kulis, und zwar in sehr schnellem Tempo; dieser Weg aber kostete uns drei Stunden. Wir gingen weiter, bis ungemütlich tiefe und breite Klüfte jedes Vordringen unmöglich machten. Noch einmal versuchten einige von uns die Traversierung an einer anderen Stelle, und da glückte es uns in der Tat, an der Felswand des anderen Ufers wenigstens so weit emporzuklettern, daß sich die Aussicht nach Osten öffnete; und es gelang uns, den Khurdopingletscher — so haben wir ihn getauft — zu übersehen; als wir später von einem anderen Punkte aus seine Lage zwischen den Bergen noch einmal feststellen konnten, da zeigte es sich, daß dieser Gletscher 51 *km* mißt. Mitten auf diesem 51 *km* langen Gletscher ward uns die Überraschung, daß unsere Kulis plötzlich anfingen, sich zu streiten. Sie gingen sich mit unseren Reservepickeln zu Leibe und bewarfen sich mit Felsblöcken, die dort leider im Überfluß zu haben sind.

Vor unserer Rückkehr nach Shingshal erforschten wir noch drei weitere Gletscher, von denen zwei derartig mit Gesteinschutt bedeckt waren, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Ununterbrochen mußten wir von Block zu Block springen; manchmal kamen viele Steine auf einmal ins Rollen und die größte Vorsicht war auf dem harten, glatten Eis geboten. Es gab noch eine andere größere, ständig drohende Gefahr: das war der Steinschlag, der hier tatsächlich unausgesetzt von den Bergen niederging, und der derartig Staub verursachte, daß das Tal nicht selten von einem dicken, gelben Nebel erfüllt schien. Hier lernten wir auch zum erstenmal das ein-

druckvolle, aber ein wenig beängstigende Schauspiel kennen, das der Ausbruch eines Gletschersees bietet. Ein Schlamm- und Steinstrom donnerte an den hohen Bergwänden entlang zu Tal; dreimal an einem Tage wiederholte sich dieses Ereignis.

Geographisch hatten wir wichtige Erfolge. Die beiden größten der neuentdeckten Gletscher waren 42 und 38 *km* lang. Zusammen mit dem unmittelbar benachbarten 51 *km* langen Khurdopin ergab das ein Gletschergebiet, das zu den allergrößten der Erde gehört — wenn man die Polargebiete nicht berücksichtigt.

Als wir 18 Tage nach unserer Abreise wieder nach Shingshal zurückkamen, hatten wir im ganzen unsere 160 *km* über Schnee, Eis und Felsschutt zurückgelegt.

Die letzte Forschungsarbeit in der Umgebung von Shingshal war dem Malanguttigletscher gewidmet, der seinerzeit zum erstenmal von Cockerill gesichtet worden war. Dieser war auch der Entdecker des beinahe 8000 *m* hohen, am Oberende des Gletschers gelegenen Berges. Betreten war dieser Gletscher noch nicht worden; für uns kam es hauptsächlich darauf an, festzustellen, wo er nun tatsächlich seinen Ursprung nähme. Cockerill hatte vermutet, daß er von den Nordwänden des großen Berges herkäme. Die Survey of India dagegen war der Ansicht, daß der Gletscher auf dessen Südhängen entspringen müßte, um dann um den Berg herumzufließen und so sein Eis nach Norden dem Shingshal zuzuführen.

Wir verbrachten eine ganze Woche auf dem Mulangutti und drangen in ein wunderbares Bergland ein, bis endlich der zu Tausenden von Eistürmen zerrissene Gletscher jedes weitere Vordringen unmöglich machte. Unmittelbar aber neben dieser Eiswildnis, in den typischen Schluchten oder besser gesagt kleinen Tälern zwischen Gletscher und Bergwand, wuchsen Blumen und Sträucher üppig wie in einem kleinen Paradiese. In einem solchen kleinen Rosengarten lagen unsere Zelte versteckt, so tief vergraben, daß sie kaum zu sehen waren.

Diese merkwürdigen kleinen Täler, denen ich den Namen „Ablationtäler" gegeben habe, sind eine auffallende Erscheinung im Kara-korum. Schon auf unserer ersten Expedition hatten wir sie ebenso typisch angetroffen. Manchmal stieg die Seitenwand des Gletschers 50 *m* und mehr vollkommen senkrecht empor, und stundenlang zogen wir dann zwischen einer solchen Eiswand und dem Berge dahin.

Professor Penck, der bekannte Gletscherforscher, mit dem ich den Vorzug hatte, in Berlin über diese Erscheinung zu reden, teilte meine Ansicht, daß diese Täler oder Schluchten ihre Entstehung der durch die Bergwand zurückgeworfenen Wärme verdanken. Dem würde die Tatsache entsprechen, daß man diese Erscheinung hauptsächlich an den gegen Süden gelegenen Berghängen findet, auf der nördlichen Talseite also. Jedenfalls sind diese Tälchen uns äußerst nützlich gewesen, denn vielerorts wäre ohne sie das Eindringen in diese Gletschergebiete unmöglich gelungen.

Auf dem Malangutti kamen wir in einen Wettersturz. Schneestaub flog um unsere Zelte, dunkle Wolken senkten sich tief und tiefer über die Gipfel, bis schließlich das ganze Bergland in trostlosem Dunkel lag.

Im großen ganzen konnten wir uns nicht über das Wetter beklagen; denn nur während unseres Aufenthaltes in Shingshal war es einige Tage lang schlecht gewesen, während sonst die ganzen Monate hindurch schönstes Wetter uns begünstigt hatte. Wenn aber einmal der Schneesturm seine Herrschaft antritt, dann sind solche Tage im Kara-korum ganz besonders trostlos.

Eines wurde uns bald zur Gewißheit, nämlich, daß der Malanguttigletscher nicht von der Nordseite des großen Berges kam (vom Dasto Gill), daß aber andrerseits dieser Berg zweifellos in der Hauptkette des Kara-korum gelegen war. Es ergab sich aber die bemerkenswerte Tatsache, daß seinerzeit Sir Martin Conway, der das Hispargebiet 1892 erforschte, der also auf der Südseite des Kara-korum ge-

arbeitet hat, die Hauptkette in diesem Gebiet viel weiter nach Süden verlegt als wir. War seine Ansicht richtig, so müßten sich hier also zwei Ketten finden, mit einem dazwischen gelegenen Firn- oder Gletschergebiet; oder ... Sir Martin Conway hat sich geirrt. Wollten wir dieses Rätsel lösen, so mußten wir versuchen, in dieses unbekannte Firn- und Gletschergebiet hineinzugucken. Aber das würde niemals von der Nordseite möglich sein, denn die ganze Gestaltung der Nordseite des Kara-korum erlaubte nicht einmal den Versuch einer Besteigung. Es mußte von der Süd-, also Hispar seite, aus geschehen. Das würde uns aber noch einige Wochen mehr kosten und außerdem würde es eine ansehnliche Verteuerung der sowieso nicht billigen Expedition bedeuten. Zudem wäre es aber noch sehr die Frage, ob uns die Zeit dafür genügt hätte; wir mußten ernstlich mit Anbruch des Winters und mit seinen Gefahren rechnen. Die Entschließung sollte fallen, sobald wir nach Baltit zurückgekehrt wären. Von dort aus hätten wir uns gegebenenfalls südwärts dem Hispargebiet zuwenden müssen.

Zunächst einmal stand aber noch die Erforschung des Baturagebietes in unserem Programm, und zwar von Pasu aus. Vom Malanguttigletscher wollten wir durch das Shingshaltal in das des Hunzaflusses. Doch fanden wir den unteren Teil des Shingshaltales dermaßen mit Wasser gefüllt, daß ein Vorankommen unmöglich war und wir mußten einen vier Tage langen Umweg über einen hohen Bergpaß machen, ein Weg, der besonders an unsere Träger äußerste Anforderungen stellte, denn an einem Tage mußten wir einmal 2000 *m* steile Geröllhalden emporklettern, die dem Süden zugekehrt waren. Auf diesem ganzen Hang war nicht ein Fleckchen Schatten zu finden, nicht ein Tropfen Wasser, und nicht eine Stelle, wo wir das Lager hätten aufschlagen können. In der Sonne stieg das Thermometer bis über 40° C.

Wir sahen sofort ein, daß der Batura ein großer Gletscher sein müßte; es genügte sein Unterende sich anzuschauen, das quer über das Hunzatal geschoben war. Mit Ausnahme der Gletscherzunge, die natürlich jeder Reisende zu sehen bekommt, der durch das Hunzatal zieht, war nichts von dem Gletscher bekannt. Seine Erforschung gehörte mit zum Schwierigsten und Gefährlichsten, was wir auf der ganzen Expedition gemacht haben, es war aber auch das Spannendste und Schönste. Es bereitete uns eine große Genugtuung, daß wir es durchsetzten, nach tagelangen, mühsamen Märschen mit der ganzen Karawane sein oberes Ende zu erreichen, wo es sich zeigte, daß wir einen Gletscher erforscht hatten von 60 *km* Länge, also vermutlich mit Ausnahme von nur zwei anderen, den längsten Gletscher der Erde außer den Polargebieten.

Der Versuch, die Felswand hinter unserm höchsten Lager zu besteigen und so eine Aussicht nach Norden zu bekommen, mißglückte. Es war eine schwierige Klettertur, die mich an Besteigungen der Aiguilles im Chamonixgebiet erinnerte. Hier aber hatten wir mit der dünnen Luft als Gegner zu rechnen; und die brachte Franz zum Ausspruch: „Ja, Herr, ich glaube, wir haben ein Loch im Blasbalg." Auch die große Kälte des Gesteins erschwerte diese Tur sehr. Dicht unterhalb des Kammes setzte ein Überhang jedem weiteren Vordringen ein Ende.

Auf dem Rückweg versuchten wir, einem großen Seitengletscher des Batura entlang, über den Kamm des Gebirges nach Norden zu kommen. Doch hier machte uns das Wetter einen Strich durch die Rechnung. Zwei Tage lang heulte der Schneesturm und dicker Nebel lag in den Bergen; es wurde derartig kalt, daß wir in unsern Schlafsäcken bleiben mußten. Das waren Tage und Nächte, an denen das Heimweh uns anfiel und an denen das Verlangen nach der bewohnten Welt unten in den Tälern uns heftig ergriff. In solchen Stunden lernt man erkennen, welchen unendlichen Wert die schützende Klubhütte und das bewohnte Tal für den Berg-

steiger haben, welche Erleichterung auch die Pfadspur nach einer anstrengenden Bergtur bedeutet, das Weglein, das uns hinabführt zum weichen Bett und reichbeladenen Tisch. Wie würde Jean Jacques Rousseau anders über den Wert der Kultur geurteilt haben, wenn er nur ein einziges Mal eine monatelange Karakorum-Expedition mitgemacht hätte ... Darin aber liegt auch der innere Wert einer solchen Reise, daß man aufs neue die Vorteile einer Kultur in sich erlebt, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden ist.

Als die Sonne sich wieder zeigte, fanden wir unsere Tatkraft wieder und die gute Stimmung kehrte zurück. Freilich war es nicht so ganz leicht, nach diesen monatelangen Bergfahrten noch einmal die Energie aufzubringen zu dem Versuch, diesen Paß zu überschreiten. Und dieser „Paß" war kein Paß, denn an der andern Seite fanden wir eine senkrechte Felswand. Und es war nichts anderes zu tun, als den Rückweg über den endlosen Gletscher anzutreten. Nach einer Abwesenheit von 20 Tagen erreichten wir wohlbehalten unsern Ausgangspunkt Pasu.

Wenn ich mit kurzen Worten das Batura gebiet charakterisieren sollte, dann möchte ich sagen, daß ich sein Hauptmerkmal darin erblicke, daß sich hier keine individuellen Berggipfel erheben, wie überall im Hunzagebiet, sondern daß wir hier viele Kilometer lange, sehr hohe Bergmauern vor uns haben, aus denen nur gelegentlich ein Gipfel sich 7000 bis 8000 *m* erhebt.

Einige Worte der Anerkennung für die Kulis seien mir gestattet. Was sie auf dem Batura geleistet haben, das kann eigentlich nur der glauben, der es miterlebt hat.

Als wir endlich wieder zurück waren in Baltit, in der Hauptstadt von Hunza, da mußten wir uns entschließen, ob wir noch in das Hispargebiet eindringen wollten. Der Herbst war nicht mehr weit, und vor Eintritt der winterlichen Schneestürme mußten wir den Himalaja überschritten haben. Außerdem — eine sechsmonatliche Reise in einem Hochgebirge, das wohl das wildeste der Erde ist, sollte eigentlich genug sein! Nach reiflicher Überlegung kamen wir aber zum Entschluß, trotz allem den Versuch zu unternehmen, das Rätsel des Dasto Gill zu lösen. Einstimmig faßten wir diesen Entschluß, meine Frau sowohl wie van Harinxma und ich. Und wir haben das Rätsel gelöst. Trotz allen Widerwärtigkeiten, und trotz einem heftigen Schneesturm, der uns drei Tage lang festhielt.

Es war schon Oktober, als wir immer noch auf den Gletschern des Kara-korum waren. Das Ergebnis war dies: Der Dasto Gill liegt in der Tat auf der Wasserscheide; und aller Schnee seiner Südflanken wird von großen Seitengletschern dem Hipar-Eisstrom zugeführt. Diese Tatsache hatten aber weder Sir Martin Conway, noch das Ehepaar Bullock Workman von unten her feststellen können. Uns gelang die Lösung des Rätsels erst nach aufregenden Tagen — und auch dann erst im allerletzten Augenblick. Wir dachten schon, daß der Erfolg uns versagt wäre. Unser Erfolg aber bedeutet, daß eines der letzten weißen Fleckchen auf der Karte des Karakorum verschwunden ist, soweit die Hauptkette in Frage kommt.

Und dann begann die 450 *km* lange Rückreise nach Srinagar, die wir sehr beschleunigt zurücklegten, manchmal 30 *km* am Tage marschierend.

Denn immer mehr und mehr färbte der Herbst die Berghänge mit seinen warmen goldenen Tönen, immer tiefer senkte sich die Schneegrenze, und morgens silberte schon der Reif auf den Alpweiden. Den ersten der beiden Himalajapässe fanden wir schon unter dem Schnee des kommenden Winters, auf dem zweiten umheulte uns ein wilder Schneesturm. In weißer Winterpracht lagen bereits die Wälder, als wir zur Ebene von Kashmir hinunterstiegen. Am letzten Tage des Oktobers kehrten wir müde zurück nach Srinagar, dankbar, daß uns nicht ein einziger Unfall betroffen hatte. Und eine unsagbare Genugtuung war dieses Ende der Reise, die

durch ein Land geführt hatte, von dem Sven Hedin sagt: „Eines der schwierigst zu erforschenden Gebiete der Erde."

Zum Schluß möchte ich kurz einiges über die wissenschaftlichen Ergebnisse sagen.

Topographie: Ungefähr 6700 *qkm* größtenteils noch nie betretenen Gebirges sind von Afraz Gul Khan kartiert worden.

Botanik: Die Sammlung, die Frau Visser zusammengebracht hat, ist recht vollständig; auch brachten wir von einzelnen Pflanzensorten Samen mit. Die Bestimmung des Materials hat Prof. Dr. Pulle (Universität Utrecht) übernommen.

Zoologie: Baron van Harinxma sammelte Säugetiere und Vögel, eine sehr schwierige Aufgabe in diesem beispiellos ermüdenden Jagdgebiet. Professor Dr. van Oordt (Universität Leiden) wird das Mitgebrachte bestimmen.

Entomologie: Frau Visser hat Schmetterlinge aus fast allen Tälern mitgebracht, sie werden bestimmt durch Colonel Evans in Indien. Die Sammlung selbst haben wir Herrn Dr. de Beaufort, Direktor des Museums in Amsterdam, zur Verfügung gestellt.

Geologie: Die mitgebrachten Gesteinsproben werden bearbeitet von Professor Dr. Escher (Universität Leiden).

Meteorologie: Ausnahmslos wurde mindestens dreimal täglich beobachtet. Dieses Material ist Herrn Dr. Cannegieter, dem zweiten Direktor des Königl. Niederländischen Meteorologischen Instituts übergeben worden.

Gletscherkunde: Soweit nur irgend möglich, haben wir Beobachtungen über das Wachsen oder Schwinden der größeren Gletscher gemacht. Bei denen, die im Hunzatal münden, konnten wir auch die Beobachtungen mitbenutzen, die Sir Henry Hayden im Jahre 1907 angestellt hat. Seine photographischen Aufnahmen haben uns große Dienste geleistet, ebenso auch noch einige seiner damals errichteten Marken an den Gletscherufern. Wir haben neue Marken aufgestellt und neue Aufnahmen gemacht.

Physiologie: Die Versuche wurden programmäßig ausgeführt, anschließend an die Versuche, die, wie schon erwähnt, vor Abreise der Expedition im Flugzeug in 6000 m Höhe angestellt wurden. Die Ergebnisse sind Professor Dr. Magnus (Universität Utrecht) zur Verfügung gestellt worden.

Ich will meinen kleinen Bericht nicht beenden, ohne daß ich neben meiner Frau und Baron van Harinxma, unserer beiden Schweizer Führer gedenke. An erster Stelle nenne ich Franz Lochmatter, der als Führer international einen derartigen Ruf hat, daß ich nicht mehr viel über ihn zu sagen brauche. Seine hervorragenden Eigenschaften als Führer wie als Mensch sind auf dieser, wie auf der ersten Expedition voll in Erscheinung getreten. Und dann nenne ich auch Johann Peren, ebenfalls aus St. Niklaus, der gleichfalls sehr viel dazu beigetragen hat, daß unserer Expedition Erfolg beschieden war und daß sie für uns bleiben wird: eine großartige Erinnerung fürs ganze Leben.

(Die Übertragung ins Deutsche besorgte Dr. Henry Hoek.)

Grafwanderungen im Wallis

Frau Eleonore Noll-Hasenclever zum Gedächtnis

Von Hans Pfann, München

Zwei Dent Blanche-Überschreitungen

Seit meinem ersten Besuche des Zermatter Tales im Jahre 1901 war mir dieser edelgeformte Berg als eines der erstrebenswertesten Bergsteigerziele erschienen. Ihm galt es, als wir das erstemal dort bergwärts zogen. Die spärlichen Reste der von einer Lawine zerstörten Stockjehütte bildeten damals die einzige Unterkunftsstätte in dem weiten Becken des Zmuttgletschers und seiner Zuflüsse. Mit zwei Gefährten, die beide ihre ersten führerlosen Fahrten im Reiche der Viertausender unternahmen, wanderte ich über Staffelalp zum Schönbühl empor, in dessen Biwakhöhle wir dann zwei Nächte verbrachten. Von da aus gelang uns in vielstündigem Ringen bei Sturm und Schneetreiben die Besteigung dieses vielleicht schwierigsten Berges der Gegend über den Südgrat, der fast ausschließlich benützten gewöhnlichen Anstiegslinie. Kurz vor Einbruch der Dunkelheit kehrten wir dann müde zur Höhle zurück, die uns vollkommen Schutz gegen das Unwetter bot. Ohne abgekocht zu haben, legten wir uns zu bleiernem Schlaf nieder. Bei Sonnenschein wanderten wir am nächsten Morgen über den neuschneebedeckten Gletscher zur Staffelalp, wo wir unsere Decken ablieferten. Wir waren nicht wenig stolz, als wir in Zermatt vor dem Hotel Mont Cervin, wo die sämtlichen damals anwesenden Bergsteiger versammelt waren, erfuhren, daß wir die einzigen waren, welche an jenem Tage einen Hochgipfel erreicht hatten.

Seitdem hatte ich Jahr für Jahr die großen Gletschergebiete der Westalpen durchstreift, ohne indes dem stolzen Weißen Zahne wieder zu nahen. Höhere Ziele hatten mich in die fernen Berggebiete Mittelasiens und des Kaukasus gelockt. Der Krieg und die folgenschwere Nachkriegszeit hatten die Schweizer Berge in unerreichbare Ferne gerückt, so daß ich oft wehmütig der weihevollen Stunden gedachte, die mir insbesondere im Zermatter Bergkranze beschieden waren. Wie die Erfüllung eines schönen Traumes erschien es mir denn auch, als sich im Jahre 1920 die Möglichkeit bot, wieder einmal ins Wallis zu kommen. Mit E. Pühn, der das Glück hatte, auch während des Krieges seinen Urlaub in den Schweizer Bergen verbringen zu dürfen, konnte ich im Gebiet von Arolla bei leider sehr unbeständigem Wetter einige schöne Bergfahrten ausführen und dabei, vom zierlichen Gipfel der Aiguille de la Za aus, die Idealgestalt der Dent Blanche bewundern. Seitdem war ich ihrem Bann verfallen, um so mehr, als ich beim Durchwandern des Evolenatales als einzigen hohen Berg immer nur ihre stolze Riesenpyramide vor Augen hatte.

Anläßlich des einige Tage später erfolgten, leider tödlich verlaufenen Postwagenunfalles meines Begleiters traf ich mit Herrn A. Versluys in Sitten zusammen, wo wir eine gemeinsame Bergfahrt verabredeten. Nachdem ich in Bern meinem



Matterhorn von Nordweſten



Dent Blanche, Obergabelhorn, Weißhorn, Zinalrothhorn

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

auf so tragische Weise verstorbenen Kameraden den letzten Liebesdienst erwiesen hatte, fuhr ich nach Zermatt. Mein Urlaub reichte gerade noch für eine Tur aus; wir beschlossen auf meinen Vorschlag hin, eine Dent-Blanche-Überschreitung zu versuchen. Nach Ansicht der Führer Alois Pollinger und J. M. Julen war es fraglich, ob ein Abstieg über den Ferpèclegrat nach den zahlreichen, vor kurzem eingetretenen Neuschneefällen möglich sei.

Am 17. August nachmittags wanderten wir auf schön angelegtem Wege zur geräumigen Klubhütte am Schönbühl, die im Jahre 1909 unweit der früher benützten Höhle errichtet worden war. Infolge der langen Kriegszeit war ich der Hochregion entwöhnt. Bei Arolla hatten wir wegen unsicheren Wetters keine großen Turen ausgeführt, so war es selbstverständlich, daß ich Versluys und seinen Führern, die bestens trainiert waren, zur Last fallen würde, wenn sie in ihrem berühmten Fliegertempo loslegen würden.

Als Spitzengruppe erreichten wir andern Morgens den Frühstücksplatz auf der Höhe des Wandfluhgrates und auch, trotzdem ein junger Holländer, der mit aufgerolltem Seil seinem Führer vorauskletterte, immer über das langsame Tempo des dicken Pollingers murrte und trotz der von mir ausgehenden starken Bremswirkung, auch den Gipfel als erste mit bedeutendem Vorsprung vor der zweiten Partie, in 6¼ Stunden von der Hütte. Hier hielten wir einstündige Rast und genossen bei herrlichstem Wetter die umfassende Aussicht. Um 9 Uhr gab Pollinger das Zeichen zum Aufbruch und stieg als erster über die Gipfelwächte zum Beginn des Ferpèclegrates. Wir gingen zu vieren am Seil. Am obersten Firngrat hatten wir zahlreiche Zuschauer; der vor zwei Tagen gefallene Neuschnee hatte sich mit der Altschneeunterlage gut verbunden, so daß sehr wenig Pickelarbeit nötig war und wir rasch vorwärts kamen. Am Ende des Firngrates wandten wir uns nach links, um in schöner Wandkletterei über die in gewaltigen Steilstufen aufgebaute Flanke, an den steilsten Stellen meist durch kaminartige Einrisse, uns den Weg zu bahnen. Trotzdem der leitende Führer den Ferpèclegrat schon sechsmal begangen hatte, war er oft im Zweifel, an welcher Stelle der beste Durchstieg zu suchen war, da tiefer Neuschnee und Vereisung gerade die leichtesten Risse fast ungangbar erscheinen ließ. Im ganzen benützten wir zwölfmal das zweite Seil zur Sicherung des Abstiegs durch Kaminstücke. Während Pollinger den Weg bahnte, sorgten Julen und ich für richtige Anordnung der Abseilvorrichtung. Immer tiefer sank die Sonne, doch die Wand wollte kein Ende nehmen. Unterhalb des großen Gendarmen, in Wirklichkeit eine besonders steile und hohe Wandstufe, betraten wir für kurze Zeit den Grat selbst, um jedoch bald wieder wie bisher, in der linken Flanke über nun weniger steile Felsen weiter abzusteigen. Über 10 Stunden waren vergangen, als wir endlich von den letzten Felshängen aus den Gletscher betreten konnten. Nur ein kurzes Stück stiegen wir über Firn ab, querten dann zu dem nach den Roesrouges ziehenden Felsrücken hinüber, um über den Dent-Blanche-Gletscher zu den untersten Felsen dieses Rückens zu gelangen. Pollinger eilte den Weg erkundend voraus, während wir uns zu kurzer Rast niederließen. Als wir nachfolgen wollten, verkündete sein Zuruf, daß er umkehren müsse. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, als wir in großer Hast weiter rechts, dicht aufgeschlossen die plattigen Felsen hinabkletterten. Fast völlig dunkel war es, als wir über die letzten vom Gletscher glatt geschliffenen Platten im Bereiche eines Wasserfalles abseilten. Da das nasse Seil sich nicht abziehen ließ, mußte der arme Julen nochmals zum Seilring emporklettern. Vollkommen durchnäßt und schlaftrunken mühten wir uns dann noch in grobem Moränenschutt ab, das Steiglein zu finden, welches zur Alpe Bricolla führen sollte. Als wir endlich weichen Almboden unter den Füßen verspürten und erschreckt aufspringendes Vieh uns die Nähe der heiß

ersehnten Unterkunftshütte vermuten ließ, waren wir sehr enttäuscht, daß kein Lichtschein zu sehen war. Erst als wir dicht vor dem Steinhause standen und die jenseitige Hauswand überblicken konnten, bemerkten wir Licht und hatten nun erst die Gewißheit, daß das Haus zugänglich war. Über 12½ Stunden hatte der Abstieg beansprucht, ein Beweis für die überaus ungünstigen Schneeverhältnisse in den Felsen des Westgrates. Wir waren die einzigen Gäste und erhielten bald ein kräftiges Abendessen, das um so köstlicher mundete, als wir uns ja schon mit der Aussicht auf ein kaltes Freilager abgefunden hatten. Am andern Tag wanderten wir bei unsicherem Wetter über den Col d'Hérens nach Zermatt zurück.

Im Jahre 1921 hatte ich mit A. Horeschowsky eine Reihe von schönen Turen im Berner Oberland und Wallis ausgeführt. Den würdigen Abschluß sollte eine Ersteigung der Dent Blanche über den Ostgrat bilden, der unter dem Namen „Viereselgrat" bekannt geworden ist. Da auch unserem Freunde, Herrn Versluys, diese Tur noch unbekannt war, verabredeten wir eine Zusammenkunft in der Mountethütte, um von dort aus die Fahrt gemeinsam zu unternehmen. Wir beschlossen, einen Tag vor Versluys von Zermatt aufzubrechen und als Übergangstur das Zinalrothorn zu überschreiten. Wir waren so zeitig aufgebrochen, daß wir schon zu sehr früher Stunde am Einstieg in die Felsen der Südflanke dieses Berges angelangt waren. Um der Sonne genügend Zeit zu lassen, die mit Schmelzwassereis überzogenen Felsen zu säubern, streckten wir uns einige Stunden zum Schlafe aus. Wegen der ungünstigen Schneeverhältnisse auf der Nordseite hätten wir diese Ruhepause fast mit einem Biwak zu büßen gehabt.

Bei der als Gabel bezeichneten Scharte, in der man den Südwestgrat betritt, bemerkten wir zu unserer Überraschung, daß ein sehr kalter Wind blies und tiefer Pulverschnee die vereisten Felsen bedeckte. Eine steile Platte in der Westflanke erforderte langwierige Stufenarbeit. Die Gipfelrast wurde deshalb sehr knapp bemessen. Großen Zeitverlust verursachte jedoch hauptsächlich die obere Hälfte des Nordgrates, da hier der vor zwei Tagen gefallene Neuschnee noch ganz unverändert lag, so daß weder Griff noch Tritt zu sehen war. Mangels eines zweiten Seiles gestaltete sich der Abstieg über den oberen großen Gendarmen sehr schwierig und gefährlich. Die nächsten Türme waren in besserem Zustande. Als wir endlich den Firngrat erreichten, herrschte warmes, windstilles Wetter, so daß auch dieses nun mit trügerisch erweichtem Schnee bedeckte Stück des Kammes größte Vorsicht verlangte. Durch diese ungünstigen Umstände erforderte die Begehung des Grates ungewöhnlichen Zeitaufwand; erst bei völliger Dunkelheit standen wir vor der Mountethütte. In den guten Betten des nahe gelegenen Gasthauses beschlossen wir den arbeitsreichen Tag.

Der nächste Morgen war der Ruhe in der überaus großartigen Umgebung der Hütte gewidmet. Nachmittags wanderten wir bei schönstem Wetter über den Zinalgletscher zum Dent-Blanche-Einstieg, den wir nach südlicher Umgehung der ausgedehnten Gletscherinsel Roc Noir erreichten. Zwei junge Bergsteiger, die über den Col de Zinal gekommen waren, erzählten uns, daß der Ältere von ihnen in eine Spalte des Gletschers gestürzt war und nur mit äußerster Anstrengung sich wieder herausarbeiten konnte. Als wir über den unteren Teil des geplanten Anstiegs Klarheit gewonnen, traten wir den Rückweg zur Hütte an. Da wir heute Zeit hatten, blieben wir oft stehen, um unsere Blicke bewundernd über die überaus großartige Gletscherlandschaft schweifen zu lassen; besonders fesselte den Blick die majestätische Dent Blanche und die prachtvoll vergletscherte Nordflanke des Obergabelhorns. Unter den letzten Strahlen der sinkenden Sonne erglühten eben die Hängegletscher dieses Berges, als Versluys mit seinen Führern J. Knubel und Heinrich Pollinger eintraf. Sie hatten am Rothorngletscher einer in eine Spalte

gestürzten englischen Führerpartie tatkräftige Hilfe geleistet und waren infolgedessen erst sehr spät über das Trifthorn gekommen. Beim gemütlichen Abendessen tauschten wir unsere Erlebnisse aus; dann zogen wir zwei uns in die Klubhütte zurück, um die kurze Nacht dort zu verbringen. Verabredungsgemäß standen wir um zwei Uhr morgens vor dem Hotel und wanderten nun im Laternenschein auf dem von uns erkundeten Weg über den Gletscher zum Einstieg in die Felsen des Dent-Blanche-Ostgrates. Der sternklare Himmel verhieß einen glänzenden Tag. Knubel, der mit G. W. Young schon viele Rekordzeiten aufgestellt hat, vereint mit dem „Fliegenden Holländer", gab uns die Gewißheit, daß wir den langen und schwierigen Anstieg in überaus kurzer, für Führerlose ungewohnter Zeit durchführen würden. Um ¼4 Uhr rasteten wir in den Felsen unter dem Grat, da es zum Klettern noch zu dunkel war. Dann ging's unter Führung Knubels, der den Weg schon mehrmals gemacht hatte, in zwei Partien im Eiltempo über den Grat dahin. Ein kurzes Gratstück wurde in der Südflanke sehr schwierig umgangen; dies war die einzige Stelle des Aufstiegs, an welcher der Erste Sicherungsstand für die Nachfolgenden einnahm. Sonst gingen bis zum Gipfel, auch wenn Vereisung zum Stufenschlagen zwang, alle gleichzeitig weiter. Als uns die ersten Strahlen der hinter dem Rothorn auftauchenden Sonne trafen, hielten wir an sehr ausgesetztem Platze auf der Gratschneide eine längere Frühstücksrast. Wir wählten als Zugang zum Ostgrat den Weg über den Nordostrücken, über welchen im Jahre 1882 die Erstbegeher Anderson und Baker mit A. Almer und A. Pollinger in neun Stunden den Gipfel erreicht hatten. Die erste Wiederholung dieses Aufstiegs fand erst 1899 statt. Als die Kletterei steiler und steiler wurde, bezweifelte ich, ob wir auf die Dauer mit unserem Freunde Schritt halten könnten, war doch sein Tempo doppelt so rasch, als es sonst bei führerlosen Bergsteigern auf schwierigen Hochgipfeln der Westalpen üblich ist. Trotz starken Herzklopfens bemühten wir uns, gleichen Schritt zu halten. Nach kurzer Zeit hatten wir die Gewißheit, daß Herz und Lunge wohl imstande waren mitzutun. Sobald jedoch der geringste Zweifel über den nächsten Tritt oder Griff herrschte, blieben wir zurück; Horeschowsky und ich wechselten deshalb einige Male in der Führung ab. Dann blieb ich an der Spitze, da meine größere Westalpenerfahrung mir wohl den treffsicheren Blick für die beste Durchstiegsmöglichkeit verlieh. Im engen Anschluß an die Partie Versluys entfiel die Schwierigkeit des Wegsuchens; es war eine wahre Freude, wie ungewohnt rasch wir an Höhe gewannen. Am Vereinigungspunkt unseres Kammes mit dem Ostgrat, der vom Col de Zinal heraufzieht, stellten wir fest, daß der anschließende Firngrat in bestem Zustand war. Nun ließen wir Herrn Versluys mit seinen Führern weitereilen und stiegen gemütlich hinterdrein. Zu dem etwa ½ *km* langen obersten Gratstück wurden von manchen Partien über fünf Stunden gebraucht; der vorzüglichen Beschaffenheit der vorhandenen Stufenreihe verdankten wir hauptsächlich unser rasches Tempo, da die Sonne noch nicht Kraft und Zeit gehabt hatte, den Schnee zu erweichen. Eine Viertelstunde nach Versluys betraten wir schon 10 Uhr 15 Minuten den Gipfel. Gemeinsam mit einigen Schweizern, die den gewöhnlichen Weg heraufgekommen waren, hielten wir bei windstillem Wetter neben der Gipfelwächte einstündige, genußreiche Rast. Unsere Blicke fesselte das Glanzstück der Gipfelschau, die eisgepanzerte, zackengekrönte Riesenwandflucht Matterhorn—Dent d'Hérens.

Im Abstieg über den Südgrat entwichen uns unsere Schrittmacher wieder, da wir durch entgegenkommende Partien bei Umgehung eines schroffen Gratturmes aufgehalten wurden. Fast durchwegs längs der Gratschneide, da diese nahezu schneefrei war, vollzog sich der Abstieg; nur ein ganz kurzes Gratstück umgingen wir in der Westflanke; die berüchtigten Platten wurden nicht betreten. Auf der Höhe des Wandfluhgrates trafen wir wieder mit unseren Gefährten zusammen. Wegen der ungewöhnlichen Brüchigkeit der ausgeaperten Felswand, die uns noch vom Schönbühl-

gletscher trennte, warteten wir dort, bis die drei andern den Gletscherrand erreicht hatten. Dann eilten auch wir die trümmerbedeckte Flanke, ganze Steinlawinen lostretend, in ihren Spuren hinab. In der Mittagshitze querten wir gemeinsam das harmlose Firnbecken, um 1 Uhr zogen wir in der Schönbühlhütte ein, wo ein köstliches Mittagsmahl von Frau Versluys fürsorglich für uns bereitgestellt war.

Hatten diese beiden Dent-Blanche-Überschreitungen auch für mich als Führerlosen einen bitteren Beigeschmack, so erhielt ich dabei doch wertvollen Einblick in das Bergsteigen mit erstklassigen Führern in ihren heimatlichen Bergen; meine Achtung vor ihren Besten war erheblich gestiegen, besonders vor Knubel, der auch bei schnellstem Tempo nie die Sicherung außer acht ließ, selbst nicht beim Stufenschlagen. Allerdings wurde er auch durch seinen überaus sicheren Herrn auf keine ernste Probe gestellt. Nach der zweiten Tur kam ich trotz des ungewöhnlich raschen Steigens so frisch und unverbraucht in der Hütte an, wie noch bei keiner früheren großen Bergfahrt. Dies war bedingt durch die geringe Dauer der körperlichen Leistung und den Wegfall der geistigen Arbeit des Wegsuchens in unbekanntem schwierigem Gelände.

Matterhorn — Dent d'Hérens

Wer den seit Erbauung der Schönbühlhütte viel begangenen Weg von Zermatt am linken Ufer des Zmuttgletschers nach Schönbühl und Stockje wandert, dem bietet die Südumrahmung des Tiefenmattengletschers ein hochalpines Schaustück allererster Ordnung. Besonders ist es der vieltürmige Ostgrat der Dent d'Hérens, des wohl am wenigsten besuchten Viertausenders im Zermatter Bergrund, und die prachtvoll vergletscherte Nordflanke dieses Berges, welche den nachhaltigsten Eindruck auf den Beschauer hervorbringen.

Schon bei meinem ersten Besuch dieses interessanten Nachbargipfels des Matterhorns (1907) hatte mir's der Verbindungsgrat beider Berge angetan; die Entfernung von Gipfel zu Gipfel, in der Luftlinie gemessen, beträgt 4,3 *km*, der tiefste Punkt des Kammes wird vom Matterhorngipfel um 1000 *m* überhöht. Damals hatte ich von einem Biwak in der Ruine der Stockjehütte das Tiefenmattenjoch und von dort über den schönen Westgrat des Berges den Gipfel erreicht, der durch einen ganz eigenartigen Anblick des Matterhorns ausgezeichnet ist.

An einem Augustnachmittage 1923 wanderte ich mit meinen Begleitern, Frau Noll-Hasenclever und Herrn W. Welzenbach, zur Schönbühlhütte; da es Samstag war, hatte die Hütte nur schwachen Besuch, so daß wir gute Nachtruhe fanden. Um 2 Uhr morgens brachen wir zusammen mit drei Schweizer Führerlosen auf zur Ersteigung des Matterhorns über den Zmuttgrat. Den Abstieg zum Zmuttgletscher fand ich trotz sehr finsterer Nacht gut; nach Überquerung des aperen Eisstromes stiegen wir mit Steigeisen die jenseitige steile Gletscherbucht zum Einstieg hinan; bei einer Querspalte mußten einige Stufen in hartem Eis geschlagen werden. Bei Tagesgrauen erstiegen wir die leichten Felsen am Fuße der Matterhornwestwand und erkannten jetzt, daß wir etwas zu weit rechts waren. Vor zwei Jahren standen wir dicht aufgeschlossen zu 24 am Einstieg und mußten im Dunkeln anstehen; in der Einstiegsrinne wurde damals gar mancher Stein gelöst und von den dadurch Bedrohten mit lautem Schimpfen und Fluchen begrüßt. Die Schweizer, welche uns nachgestiegen waren, kletterten noch weiter rechts längs der Begrenzungsrippe des Penhall-Couloirs gerade empor. Als wir uns schon dem Beginn des Firngrates näherten, erblickten wir sie in der Tiefe auf dieser Felsrippe; da wir im weiteren Verlauf der Tur nichts mehr von ihnen sahen und hörten, mußten wir annehmen, daß sie umgekehrt waren. Die letzten plattigen Felsen vor Erreichen des Firns waren unangenehm vereist. Längs des Firngrates stiegen wir dann in der seichten Rinne zur Rechten über

Schnee bequem an und kamen nun in den Bereich der Sonne. Von der Grathöhe hat man einen guten Einblick in die unheimliche Nordwand des Berges, die an diesem Tage mein Freund Horeschowsky mit Begleiter zu durchsteigen versuchte. Wir wunderten uns, daß weder eine Stufenreihe, noch die beiden kühnen Bergsteiger zu erblicken waren, denen der Durchstieg bis zur Höhe der Solvayhütte in zwölfstündiger, sehr gefährlicher Arbeit gelang. Die Ersteigung von Bergflanken der Schweizer Hochgipfel wird immer wegen der unvermeidlichen Steinschläge und Eisstürze ein überaus gewagtes Unternehmen bleiben; in diese Klasse von Ersteigungen gehört auch das die Matterhornwestflanke durchziehende Penhall-Couloir, das keine größere technische Schwierigkeit bietet als der Nordwestgrat. Der Zugang zum Beginn dieses Grates kann auf verschiedene Weise erfolgen, da die plattigen Felsen des nördlichen Teiles der Matterhornflanke fast überall gangbar sind.

Die Kletterei über die Türme war sehr genußreich, ebenso die Ersteigung der letzten hohen Steilstufe des Grates in der Nähe der Matterhornnase, nach deren Überwindung man den obersten Teil der eigentlichen Matterhornwestwand betritt. Die Felsen waren in bestem Zustand, vollkommen eis- und schneefrei. Da wir allein am Zmuttgrat waren und das Wetter uns einen wolkenlosen, windstillen Tag beschert hatte, hatten wir hier Zeit, uns in die Geheimnisse der großartigen Felsszenerie zu vertiefen. Von Steinschlag war im Gegensatz zu meinen früheren Begehungen nichts zu fürchten. Nach längerer Frühstücksrast stiegen wir zu dem rampenartigen Band empor, das nach rechts zu der obersten Wanddepression leitet, wo eine kurze kaminartige Rinne den besten Zugang zum letzten obersten Stück des Grates vermittelt. Da die Gipfelwand noch im Schatten lag, war auch dieses steingefährlichste Wegstück vollkommen sicher. Am nahen italienischen Grat, der rechts die Schlußwand bekrönt, sahen wir aufsteigende Partien. Wir bewegten uns nun meist in der Nordflanke und überblickten hierbei den größten Teil der in jäher Flucht zum Matterhorngletscher abstürzenden Wand, in der wir die beiden Wiener abermals vergeblich zu erspähen suchten. Als wir den italienischen Gipfel betraten, kamen gerade führerlose Deutsche von der italienischen Hütte herauf. Bei vollkommener Windstille ließen wir uns zu längerer Rast nieder und schwelgten im Genusse der unbegrenzten Rundsicht auf die Walliser- und angrenzenden Gebirgsgruppen, die in blendendem Firnenglanz vor uns ausgebreitet lagen. Am meisten interessierte uns natürlich unser morgiges Ziel, der gewaltige Ostgrat der Dent d'Hérens, in dessen Einzelheiten wir von unserm hohen Standpunkt aus leider keinen Einblick erhielten. Mächtig angezogen wurden wir auch von der in seltener Schärfe und Klarheit aufragenden Montblancgruppe, in deren östlichem Teil wir erst vor wenigen Tagen geweilt hatten und der Berge von Arolla, in deren Bereich ich nach langer Entwöhnung infolge Krieg- und Nachkriegszeiten 1920 zum ersten Male wieder Schweizer Hochgipfel betreten hatte. Schwer war das Scheiden; über den obersten Teil des italienischen Grates stiegen wir dann nach Südwest ab auf dem kürzesten Wege, der in diesem Jahre wieder allgemein benützt wurde. Bei meiner ersten Matterhornüberschreitung im Jahre 1901 waren wir zwischen beiden Gipfeln nach Süden abgestiegen, schon fast vom Gipfelgrat ab an Hanfseilen, die jetzt wohl unbrauchbar geworden sind.

Unterhalb der durch eine Strickleiter gangbar gemachten steilsten Stelle dieses Weges „Echelle Jordan" begegneten wir einer ansteigenden Führerpartie. Die Kletterei unter Benützung der vielen Seile ist ziemlich anstrengend, bis man aus einer schmalen Scharte zu dem fast wagerecht verlaufenden Tyndallgrat ansteigt. Hier trafen wir Schnee und Eis an, wodurch jedoch die Begehung dieser leichten Felsen nicht wesentlich erschwert wurde. Der folgende steile Abstieg links neben der Gratlinie erfolgte wieder mittels befestigter Seile. Einmal kamen wir etwas abseits von der üblichen Weglinie und hatten dann einigen Zeitverlust in tritt-

armen Platten, bis wir wieder die Grathöhe erreichten in der Nähe des Standortes der alten Hütte, deren Überreste wir jedoch nicht mehr bemerkten. Einmal gönnten wir uns eine halbstündige Rast, da wir Gelegenheit fanden, unsern Durst mit Schmelzwasser zu stillen. Das kleine Firnfeld des Linceul betraten wir gar nicht, es blieb zur Linken. Durch Kamine und sehr steile Wandeln immer in nächster Nähe der Gratlinie erfolgte die Durchkletterung der großen Steilstufe des „Grand Tour", an deren Fuß die neue italienische Hütte „Rifugio Luigi Amedeo di Savoia" steht. Dieses für zehn Gäste erbaute kleine Holzhäuschen war unglaublich überfüllt, gegen 40 Personen wollten hier nächtigen. Da wir erst nach 6 Uhr angekommen waren, mußten wir uns auf eine sehr schlechte Nacht gefaßt machen und froh sein, wenn wir überhaupt im Innern der Hütte Platz fanden. Wohl nur aus Rücksicht auf unsere Dame wurde uns widerspruchslos ein Platz am Tische überlassen. Auf unserem Spirituskocher bereiteten wir stundenlang aus Schneeschollen Tee, und konnten so unsern Durst nach Herzenslust stillen. Als die Sonne hinter der düsteren Dent d'Hérens, von deren Hängegletschern sich eben eine mächtige Eislawine donnernd zu Tal stürzte, untergegangen war, zog sich alles in die Hütte zurück. Wir hielten zunächst tapfer auf unserer Eckbank aus: froh waren wir jedoch, als nach 10 Uhr die Führer Carrel und Maguignaz den kleinen Tisch vor die Hütte stellten, da nun auch wir drei über 1 Quadratmeter Boden verfügen konnten, wo wir es uns in halb liegender Stellung für die Nacht, so gut es eben ging, bequem machten. Frau Noll und ich waren besonders schlecht daran, da der quer über unseren Füßen liegende Führer jeden Versuch, die Beine auszustrecken, mit sofortigen Abwehrhieben beantwortete. Als vor Tagesgrauen die ersten Matterhornpartien abkochten, dachten auch wir an Aufbruch. Unsere Begleiterin erklärte jedoch, daß sie sich leider nicht imstande fühle, die geplante Fahrt anzutreten, da sie keinen Augenblick geschlafen habe. Schweren Herzens wurde beschlossen, den Gratübergang um einen Tag zu verschieben und vorläufig nur den ersten Teil unseres Weges zu erkunden. Das Becken des Tiefenmattengletschers und die Matterhornwestwand lag noch im Dunkeln, als wir vor die Hütte traten; wir erblickten in der Tiefe die Laternen der zahlreichen Zmuttgratersteiger, die sich eben der Einstiegswand näherten; weit voran schwankte ein einziges Lichtlein, die Laterne unseres lieben Freundes Versluys. Als die Hütte sich entleert hatte, nahmen wir die Strohsäcke in Besitz, um die versäumte Nachtruhe noch etwas nachzuholen. — Um 9 Uhr nahmen Welzenbach und ich von unserer Begleiterin Abschied, stiegen mit leichtem Gepäck über den Grat zum Col du Lion hinab, und gingen von dort aus den ganzen Steilaufschwung der Tête du Lion in der Südseite auf Felsbändern und erstiegen dann von Westen her deren 3723 *m* hohen Scheitel. Der Hochfirn wurde nur auf eine kurze Strecke betreten, da er sehr stark ausgeapert war. Nachdem wir den von hier aus gesehen überaus großartigen Aufbau des Matterhorns gebührend gewürdigt hatten, entzogen wir uns für eine Weile dem Banne des dämonischen Riesenberges und machten uns auf den Weiterweg, zur Lösung unserer heutigen Aufgabe. Mit Steigeisen stiegen wir über Firn zum nahen Col du Tournanche ab und beschlossen dann umzukehren, da der erste Teil des langen Firngrates offen vor uns lag und keine größeren Hindernisse zu erkennen waren. In den Felsen der Tête du Lion legten wir auf dem Rückwege zur Markierung des besten Durchstiegs Steindauben; bald standen wir wieder auf dem an jenem Tage so viel begangenen Wege zur italienischen Matterhornhütte. Hier begegnete uns eine mehrköpfige Gesellschaft, die von Breuil heraufkam; als wir sie überholten, wurden wir gebeten, ihren vorausgeeilten Bekannten mitzuteilen, daß sie wegen zu großer Schwierigkeiten umkehren wollen. In den Felsen oberhalb des Col konnten wir unsere Feldflaschen mit Tropfwasser füllen. Um ½3 Uhr betraten wir die Hütte wieder nach fast sechsstündiger Abwesenheit. Frau Noll hatte inzwischen die sich

bietende Gelegenheit, unsere Lebensmittelvorräte aus dem Überfluß abziehender Partien zu ergänzen, so gut genützt, daß wir wenigstens von Nahrungssorgen für diesen und den nächsten Tag befreit waren. Nachdem wir noch die eigenartigen Tiefblicke und die umfassende Rundsicht des Hüttenplatzes bewundert hatten, zogen wir uns auf das Pritschenlager zurück, die Hütte war an jenem Tag wieder das Ziel von fast 40 Bergsteigern. Viele zogen es vor, die windstille Nacht im Biwak vor der Hütte zu verbringen, im Schutz von Decken, die in der überfüllten Hütte unnötig waren. Nach gutem Schlaf erhoben wir uns ½2 Uhr nachts vom Lager und verließen, nachdem wir glücklich das Gewirr der am Fußboden liegenden Gestalten überschritten hatten, den wertvollen Turenstützpunkt. Jetzt erst konnten wir uns marschfertig ankleiden; durchs Seil verbunden, überwanden wir so leise als möglich das Hindernis der Biwakierenden, um dann bei sternklarer Nacht auf abenteuerlichem Pfad in die Tiefe zu dringen. Ein nächtlicher Abstieg in steilem Fels ohne Mondlicht ist von ganz besonderer Art. Trotz unserer Ortskenntnis wußten wir einige Male nicht, ob wir vom Wege abgekommen seien. Dank der verschiedenen Seile kamen wir doch nach manchem unangenehmen Zwischenfall, den die unvollkommene Laternenbeleuchtung verschuldete, um 3 Uhr zum Sattel hinab, wo wir in den jenseitigen Felsen einen guten Frühstücksplatz fanden und Tee kochten. Trotz der sicheren Lage des Rastplatzes wurde ich ein bedrückendes Gefühl nicht los; ich gedachte des abenteuerlichen Abstiegs im Schneesturm über diese damals tief verschneiten Felsen bei meiner ersten Matterhornfahrt; vom Col du Lion aus wollten wir durch die steile Schlucht nach Süden absteigen, da stürzte plötzlich 40 *m* tiefer ein mannshoher Felszacken in sich zusammen; die Trümmer sprangen in wilden Sätzen die enge Rinne hinab, durch die unser Weg führen sollte, der nun von einer mächtigen Neuschneelawine glatt gefegt wurde. Durch eine Umgehung der Tête du Lion gelang es uns dennoch, den Gefahren des grimmen Bergriesen und dem Unwetter zu entrinnen. Als der Weg offen lag, mußte ich zurück, um einen erkrankten Ostalpenführer gewaltsam in Sicherheit zu bringen, da er zum selbständigen Weitergehen zu schwach geworden war. Auch heute sollten wir wieder einen Beweis der Gefährlichkeit dieser Gegend erhalten und Zeugen eines großartigen Naturereignisses sein. Plötzlich erfüllte lautes Krachen die Luft, das von der Matterhornhütte herzukommen schien; als wir aufblickten, sahen wir mächtige Stein- und Schneemassen funkensprühend die Matterhornwand herabstürzen und neben uns ihren Weg durch die erwähnte Schlucht nehmen. Ergriffen lauschten wir den entfesselten Naturgewalten, ernste Stimmung befiel uns.

Um ¾4 Uhr brachen wir auf zur Umgehung der Tête, wobei unsere Wegmarkierung sehr nützlich war und standen schon nach 4 Uhr im flachen Firnsattel des Col Tournanche.

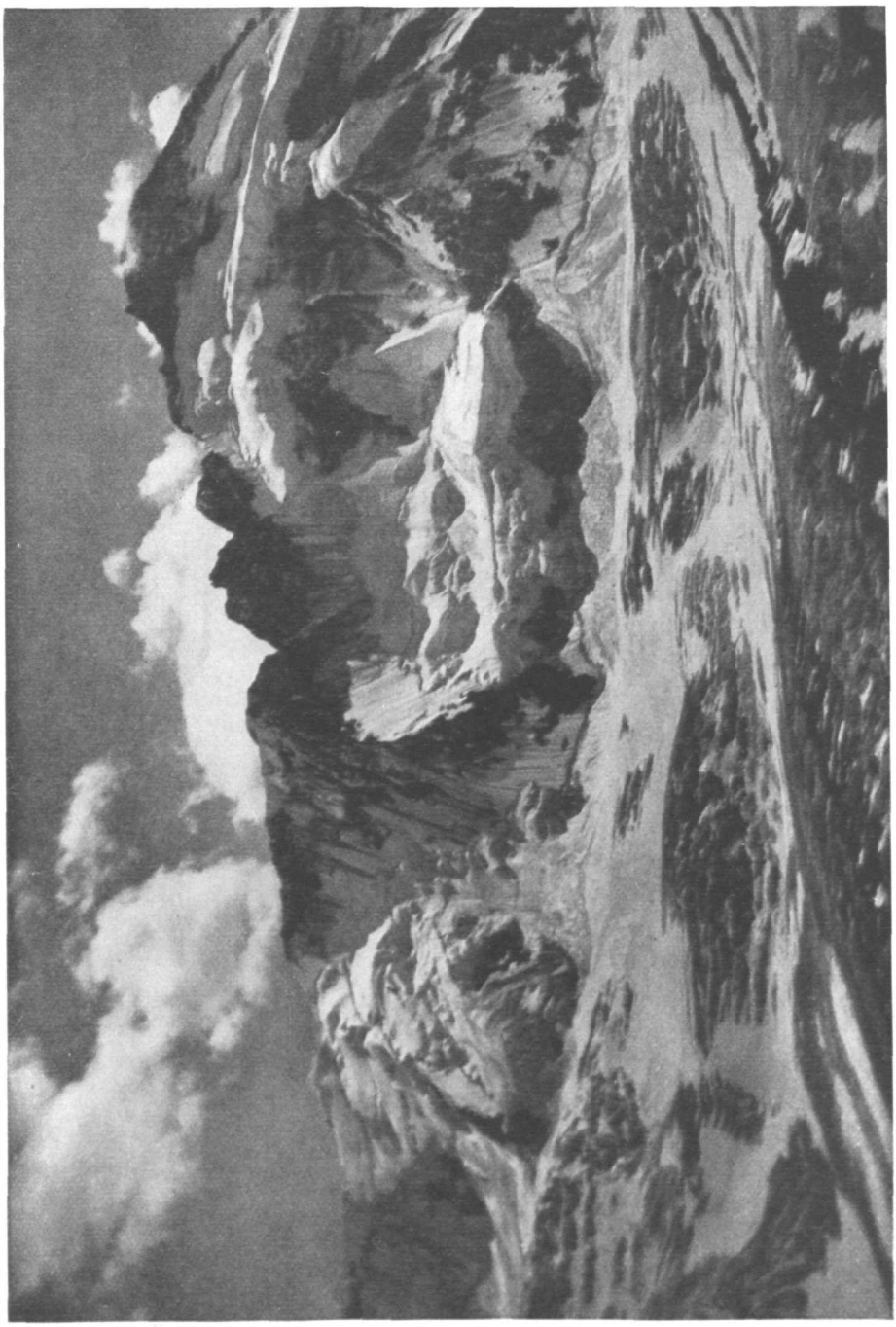
Der hier beginnende Ostgrat trägt vier ausgeprägte Erhebungen, von denen zwei nach den berühmtesten Führern des Tournanchetales, Carrel und Maguignaz, benannt sind. Der erste Teil des Kammes ist leicht und war infolge starker Ausaperung zum größten Teil in der flachen Eismulde zwischen Fels und Firnschneide mit Steigeisen zu begehen, streckenweise wurde bei geringer Stufenarbeit die Gratlinie selbst benützt.

Die erste Graterhebung (Punkt 3710 S. A.) entsendet nach Norden einen schönen Fels- und Firngrat, der wohl noch als direkter Zugang von der Schönbühlhütte aus Bedeutung erlangen wird.

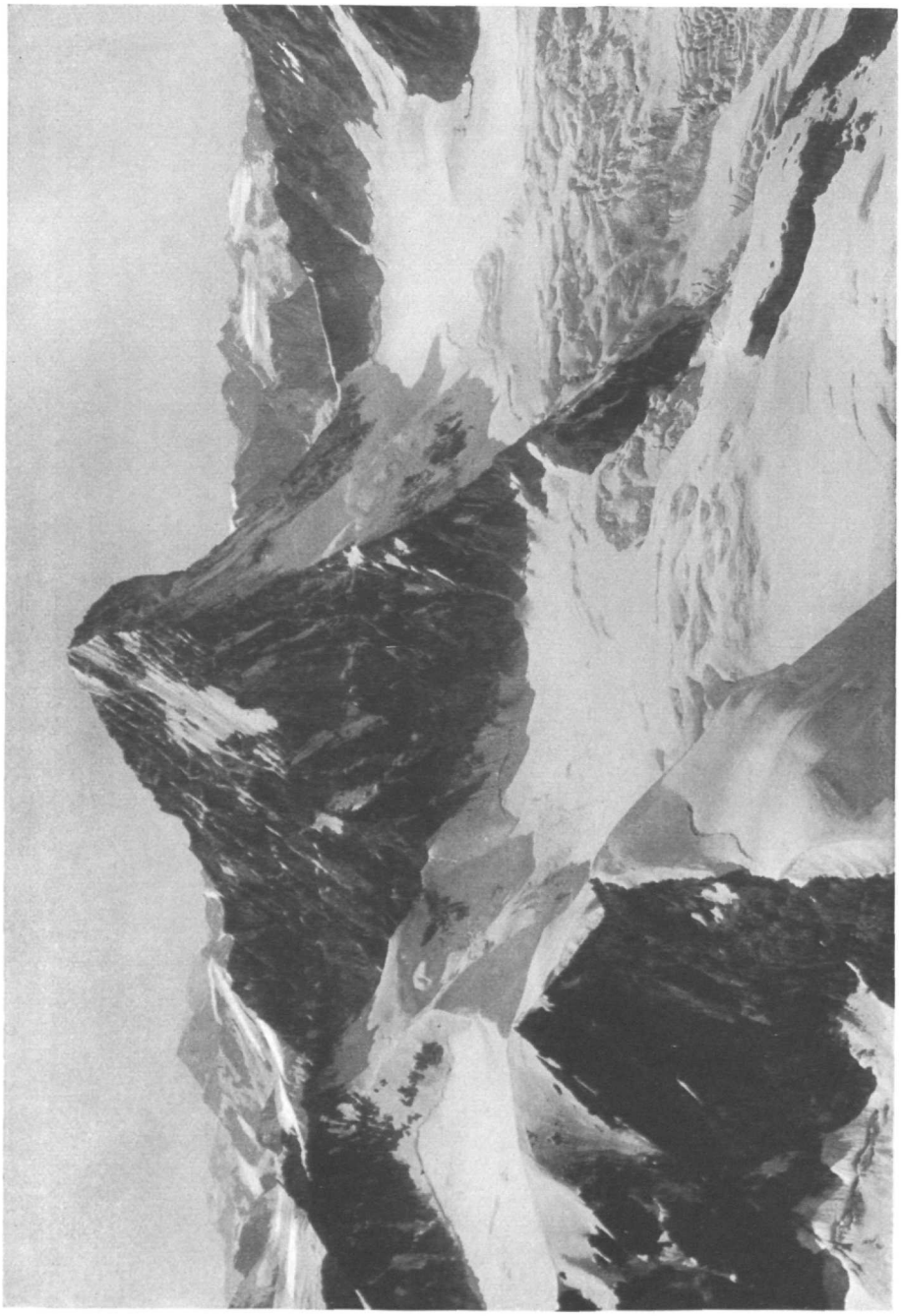
Wir hielten uns hier nicht auf, sondern stiegen sofort auf der Südflanke über Platten ab, um die schmale brüchige Felsschneide des Grates zu umgehen; Vorsicht verlangte der im unteren Teil aufliegende vereiste Schutt. Der nächste felsige Grataufschwung wird über steile Wandstufen sehr ausgesetzt erklommen; hier führt von Süden eine jähe Schneerinne herauf, die als Anstiegslinie zur Pointe Carrel be-

nützt wird. Um 8 Uhr 45 Minuten machten wir es uns auf der Höhe der Schulter dieser kühnen Spitze bequem, die als Pointe Maguignaz bezeichnet wird und rasteten in der Sonne; den brennenden Durst konnten wir hier mit Schnee stillen. Der oberste Gipfelbau ist ein geteilter Turm, dessen Ersteigung bei starker Vereisung wohl unmöglich sein kann. Während wir bisher immer in der Südflanke vorgedrungen waren, querten wir nun auf die Nordseite hinüber und stiegen durch einen senkrechten Riß mit Klemmblöcken zu einer spaltartigen Scharte an, durch welche man wieder auf die Südseite des eigentlichen Gipfelturmes gelangt und nach kurzer, scharfer Kletterei auf den Scheitel der Pointe Carrel (etwa 3800 *m*). Schon am Morgen hatten wir Stimmen zu hören geglaubt und nun erblickten wir eine vierköpfige Gesellschaft in den Felsen oberhalb des nächsten Gipfels am Grat. Wolkenloses Wetter war uns auch heute beschert, so daß wir hoffen durften, die lange Kammwanderung ohne Wettersturzgefahr glücklich durchführen zu können. Der Abstieg zur nächsten Scharte vollzieht sich über schwierige Felsen längs der Gratlinie, besonders ausgesetzt war die Überschreitung der Scharte selbst, über die sich ein stark ausgeschmolzenes Schneegrätchen spannte, das nicht zu umgehen war. Wir atmeten auf, als wir alle drei das gebrechliche Firngebilde glücklich überschritten hatten. Der Steilaufschwung der Punta Bianca (3890 *m*) macht einen abweisenden Eindruck; an dessen Fuß hielten wir eine ¾stündige Mittagsrast. Der Aufstieg erforderte große Vorsicht wegen der steilen und morschen Felsen, nach Süden stürzt der Grat in abschreckenden Steilwänden unvermittelt zum Cherillongletscher ab. Ich kletterte bei der ganzen Tur als erster im Aufstieg, da ich den verantwortlichsten Posten wegen der im Urgestein häufigen losen Blöcke nicht an meinen jugendlichen Begleiter abtreten wollte, trotz seiner hervorragenden Klettertüchtigkeit. Da wir nun schon der großen, aus Hängegletschern gebildeten Firnterrasse, die sich über die ganze Breite der Nordflanke der Dent d'Hérens erstreckt, nahe gekommen, waren wir sehr gespannt, endlich das Schlußstück unseres Grates kennen zu lernen. Der Steilaufschwung des Vorgipfels erschien um so drohender, je näher wir kommen. Über die Firnterrasse sahen wir eine frische Stufenreihe zu unserem Grat heraufziehen, die von G.J. Finch stammte, der vor einigen Tagen einen Weg durch diese Flanke eröffnet hatte. Schon weiter unten hatten wir am Grat ab und zu frische Eisstufen benützen können. Im letzten Teil unseres Aufstiegs hielten wir uns meist rechts neben der Gratlinie auf Firn und Eis. Aus der Beschaffenheit der Spuren erkannten wir nun, daß wir unsern unbekannten Vorgängern bedeutend näher gerückt sein mußten.

Um die Schneeschulter, mit welcher der Südgrat an unseren Grat anschließt, zu gewinnen, verließen wir den Hauptkamm nach links und betraten wieder die Südflanke. Dort erkletterten wir eine aus großen Blöcken gebildete überhängende, sehr schwierige Wandstufe, das Schlußstück der großen, zum Taborgletscher absinkenden Steilwände. Damit hatten wir den Ostrand des unteren Za-de-Zan-Gletschers erreicht, dessen Entwässerung ins Valpelline erfolgt, und erhielten nun einen schönen Überblick über die trotzigen Felsgipfel der Westumrahmung dieses Tales; von hier aus kann man über die Firnhänge dieses Gletschers in 2½ Stunden zur Aostahütte absteigen, die auch uns für die Nacht aufnehmen sollte. Wir wandten uns nach Westen, etwas an Höhe verlierend, und querten dann die Felsen der Südflanke unseres Berges in leichter Kletterei; von Zeit zu Zeit war wegen brüchigen Gesteins Vorsicht geboten. Durch eine seichte Rinne stiegen wir schließlich zur Höhe des Ostgrates empor, den wir in einer Scharte westlich des Vorgipfels wieder betraten und nun bis zum geräumigen Gipfel der Dent d'Hérens verfolgten. Um 4 Uhr nachmittags ließen wir uns neben dem Steinmann zur wohlverdienten Rast nieder; die Sonne schien noch warm herab, es war vollkommen windstill; so konnten wir in Ruhe den Rundblick



Dent d'Hérens mit Oſtgrat und Nordwand



Blick vom Gipfel des Obergabelhorns gegen Dent Blanche

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK INNSBRUCK

genießen, dessen Glanzpunkt das Schlußstück des heute von uns begangenen Grates, das von hier aus unvergleichlich kühn sich aufbauende Matterhorn bildet. Schwer nur rissen wir uns los, um die gutartigen Fels- und Eishänge des Westgrates hinabzueilen, die damals ungewöhnlich ausgeapert waren; zahlreiche Schmelzwasserbäche mußten wir überqueren. Im letzten Teil der Gratwanderung wurde mir das Tempo unsrer vorausgehenden Gefährtin zu rasch, so daß ich mürrisch zu größerer Vorsicht mahnte; ist es doch eine bekannte Tatsache, daß man gegen Schluß einer langen und schwierigen Bergfahrt, wenn die eigentliche Gefahrzone überwunden ist, gar zu leicht ins Hetzen gerät, da der andauernde Kampf mit Schwierigkeiten einen gleichgültig gegen Gefahren werden läßt. Wieder hörten wir Stimmen und erblickten nun am nahen Bergschrund unterhalb des Tiefenmattenjoches eine Gesellschaft von vier Bergsteigern. Da der von uns ursprünglich in Betracht gezogene Abstieg nach Norden wegen des ausgeaperten Zustandes der Firnhänge sich als überaus steingefährlich erwies, stiegen auch wir vom Joche über den Za-de-Zan-Gletscher ab und folgten den frischen Spuren. Ich konnte es kaum glauben, daß die mit Steinen besäte Eisflanke dieselbe war, über die ich im Jahre 1907 gekommen; lag doch damals mit Ausnahme der aus einer schmalen Rinne in der Flanke der Tête de Valpelline herrührenden Blöcke kein einziger Stein am Firn. Die Überschreitung des Bergschrundes war leicht; im Gletscherbruch überholten wir die mehrmals erwähnte Partie, die eben mit Abseilen über einen steilen Eishang beschäftigt war. Wir legten dort Steigeisen an und umgingen diese Stelle zur Linken, indem wir uns einer großen, mehrfach überbrückten Kluft zuwandten. Merkwürdig war es, daß der so wenig betretene Ostgrat der Dent d'Hérens an jenem Augusttage von sieben Bergsteigern gleichzeitig begangen wurde. Bei der Rast an der Moräne kamen wir wieder zusammen und erfuhren nun, daß es italienische Führerlose waren, darunter der rühmlichst bekannte F. Ravelli; sie hatten die vergangene Nacht am Grate oberhalb des Col Tournanche biwakiert. Um 7 Uhr abends betraten wir die in 2850 *m* Höhe, am Fuße des Südwestgrates der Tête de Valpelline gelegene Hütte des Italienischen Alpenklubs; wir waren froh, in der gut besuchten Unterkunftshütte ein Strohlager zu erhalten. Die Partie Ravelli stieg nach herzlichem Abschied von uns noch am Abend ins Valpelline hinab. Am andern Morgen zogen wir über Col de Valpelline und Stockje nach Zermatt. Als wir die Paßhöhe erreichten, schlug das Wetter um; graue Nebelmassen beeinträchtigten die Aussicht auf die beiden gewaltigen Berge, an denen wir die vergangenen drei Tage verbracht hatten.

Am letzten Firnhang des Stockje hatte ich noch ein ernstes Erlebnis, das uns lehrte, wie durch kleine Ursachen oft Unfälle herbeigeführt werden können. Meinen Begleitern voraus stieg ich in flottem Tempo den im oberen Teil mit erweichtem Schnee bedeckten Steilhang hinab mit dem sicheren Gefühl, daß ich bei Haltloswerden des Schneebelages durch Anstemmen der Pickelspitze ein Rutschen verhüten könne. Ich vergaß dabei aber ganz, daß diese Spitze durch jahrelangen Gebrauch im Urgestein vollständig stumpf geworden war. Nach einiger Zeit wurde die Schneeschicht auf dem Eishang dünner und nässer; ich wußte, daß nun Steigeisen anzulegen oder Stufen zu schlagen waren. Durch kräftiges Einsetzen der Pickelspitze versuchte ich in aller Ruhe, zu meinem Erstaunen aber vergeblich, das beginnende Abrutschen zu verhüten. Nach wenigen Sekunden stellte ich mit nicht geringem Entsetzen fest, daß ich mich in voller Fahrt auf einem nun bedeutend steileren Eishang befand, der etwa 100 *m* tiefer an der Seitenmoräne des flachen Gletschers endigte. Der mit voller Kraft eingestemmte Pickel war wirkungslos, in stark beschleunigter Fahrt sauste ich dahin. Der Hut flog mir vom Kopfe, ich nahm weite Grätschstellung ein, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Nun war nur noch durch Anwendung der Pickelhaue eine Hemmung möglich, ein Einschlagen des Pickels mußte in Anbetracht der großen Ge-

schwindigkeit erst recht verhängnisvoll werden, da es zum Verlust dieses wichtigen Werkzeuges geführt hätte. Ich ließ daher die Spitzhaue zunächst unter leichtem Druck am Eise gleiten und legte dann erst allmählich mein volles Gewicht darauf. Mein Vorgehen erwies sich als richtig, die Geschwindigkeit nahm rasch ab, bald hatte ich Halt und konnte nun mit den Schuhnägeln einen Tritt herstellen. Meinen eben nachkommenden Hut konnte ich leicht einfangen. Nachdem ich die Steigeisen angelegt hatte, stieg ich bequem und sicher die untere Hälfte des Steilhanges in der Fallinie ab. Meine Gefährten umgingen nach diesem Ereignis die heimtückische Eisfläche in großem Bogen rechts in den Felsen.

Gerade noch vor dem ersten Platzregen erreichten wir das schützende Dach der Schönbühlhütte. Um so größer war unsere Freude, daß wir bei der ungewöhnlich eindrucksvollen Bergfahrt ein so wundervolles Wetter gehabt hatten.

Wenn ich zum Schluß noch einen Vergleich der geschilderten Fahrten ziehe, so muß ich bemerken, daß es mir nicht möglich ist, zu entscheiden, welcher der begangenen Grate der schwierigste ist. Mit Ausnahme des Ferpèclegrates hatten wir auf allen die günstigsten Verhältnisse angetroffen. Jeder hat seine besondere Eigenart und zählt zu den reizvollsten Hochturen in den an schönen Gratklettereien so reichen Zermatter Bergen.

Zwei Jahre später wurde meine liebe Bergkameradin beim Übergang vom Biesgletscher zur Weißhornhütte ein Opfer des weißen Todes. Nach der gemeinsam mit Herrn Trier ausgeführten Längsüberschreitung von Lyskamm und Breithorn hatte Frau Noll den Wunsch ausgesprochen, nun noch ihren letzten Viertausender im Zermatter Bergkranz zu machen. Mit einem Träger zogen wir am 28. August von Randa aus, um ein Freilager am linken Ufer des Biesgletschers zu beziehen, wo ich im Vorjahre schon gelegentlich einer Weißhornüberschreitung genächtigt hatte. 11 Uhr vormittags betraten wir andern Tags den Gipfel des Bieshorns. Der ursprünglich geplante Übergang zum Weißhorn unterblieb, da das Wetter unsicher geworden war und der sehr schwierige Nordgrat uns als Dreierpartie so lange aufgehalten hätte, daß ein Erreichen der Weißhornhütte vor Einbruch der Nacht sehr fraglich gewesen wäre. Meine Gefährtin fügte sich nur grollend meiner Entscheidung; um ½3 Uhr standen wir wieder an der Stelle, wo der Gletscher am Morgen betreten worden war und beschlossen nun den Übergang zur Weißhornhütte, da der Abstieg über die Felsen der Freiwänge so großen Zeitaufwand erfordert hätte, daß auch auf diesem Wege mit einem Biwak zu rechnen war.

Nach Überquerung der harmlosen Firnmulde des Biesgletschers hatten wir noch seine rechte Begrenzungsrippe zu überschreiten. Deutliche Spuren im Schnee führten uns an die beste Übergangsstelle und jenseits hinab auf einen schmalen Gletscherarm, welcher zwischen der genannten Felsrippe und dem Weißhornostgrat eingebettet ist. In dessen untersten eisfreien Zone bemerkten wir wieder Spuren und Eisstufen von Vorgängern, welche, wie ich später erfuhr, vor etwa acht Tagen diesen Gletscher betreten hatten, ein Beweis, daß nur mehr alter Firnschnee vorhanden war. Wir legten die Steigeisen an, überwanden rasch den leichten Bergschrund und erstiegen dann nahezu in der Fallinie den mit gut tragendem Schnee bedeckten Steilhang. Als wir schon fast den oberen Rand und damit die Schneeschulter des Ostgrates erreicht hatten, löste sich zu unserem Entsetzen mit lautem Krachen die oberste Schneeschicht über die volle Hangbreite. Trotz ihrer geringen Dicke war sie leider schwer genug, um uns den Halt zu rauben und mit in die Tiefe zu nehmen. Die Ausmaße des Lawinenhanges waren nahezu die gleichen wie am Stockje; dort hätten Steigeisen mein Abrutschen sicher verhütet, hier wurden sie mir zum Verhängnis. Wenn wir in der mächtigen, aus sich stauenden und überschiebenden Schollen ge-

bildeten Lawine verblieben, waren wir in größter Lebensgefahr; schnelles entschlossenes Handeln bedeutete alles, eine gegenseitige Verständigung war unmöglich. Unsere Rettung konnte nur darin bestehen, daß wir versuchten, auf die Füße zu kommen und im Stehen abfahrend mit dem Pickel zu bremsen, um so hinter die abrutschenden Schneemassen zu gelangen. Leider konnte nur ich allein mich aufrichten, die Pickelspitze einsetzen und auf aperem Eise Stand finden. Gleich darauf wurde mir jedoch durch den Seilruck der in der Lawine gebliebenen, an mir vorbeirutschenden Gefährten der Halt geraubt und, da mein linker Fuß durch die Steigeisenzacken am Eishang unverrückbar festgehalten wurde, durch Verdrehung des Körpers der Oberschenkel gebrochen. Nach noch etwa 30 *m* weiter Fahrt kam ich am oberen Rande einer weitklaffenden Gletscherspalte zur Ruhe, in welche meine Gefährten noch etwa 15 *m* tief hineingefallen waren. Ihr Grund war mit weichem Schnee bedeckt. Frau Noll fiel so unglücklich, daß sie mit dem Kopf zu unterst vollständig im Schnee begraben lag; das uns verbindende Seilstück war straff gespannt. Meinem unverletzt gebliebenen Gefährten gelang es erst nach unsäglicher Mühe, sie freizulegen; zu unserem Bedauern waren alle Wiederbelebungsversuche vergebens.

Da die Spalte an einem Ende vollständig mit frischem Lawinenschnee ausgefüllt war, konnte Herr Trier die Spalte ohne Gefahr verlassen; nachdem er mich vom Spaltenrand weggezogen, machte er sich über den jetzt sicheren Schneehang auf den Weg zur Weißhornhütte, um Bergungsmannschaften herbeizurufen.

Der Himmel hatte sich bald mit düsterem Gewölk überzogen, welches die Sterne fast vollständig verhüllte. Ein einsames Lichtlein nur blinkte am jenseitigen Talhang in der Gegend der Kienhütte, vereinzelte Windstöße trieben Regen- und Schneeschauer vor sich her. Tiefes Weh über den großen Schmerz, den mir die Berge nun nach 30jährigen glücklichen Fahrten bereitet hatten, erfüllte mich, als ich der lieben Bergkameradin auf eisigem Firn die Totenwache hielt.

Ein jäher Schicksalsschlag hat die glühendste Verehrerin der Walliser Berge ihrer Familie und ihren alpinen Freunden allzu früh entrissen. Im Friedhof zu Zermatt wurde sie zur letzten Ruhe gebettet, der Berg der Berge, dessen stolzen Gipfel sie so oft betreten hat, hält treue Wacht. Die gesamte Bergsteigerschaft, zu deren begeistertsten und leistungsfähigsten Vertreterinnen sie wohl immer gezählt werden muß, wird ihr Andenken hoch in Ehren halten.

I. Rund ums Medriol

Von F. Volk, Stuttgart

Eingefaßt von den grünen Tälern des Lech im Norden, der Sanna und des Inn im Süden, erhebt sich in Nordtirol die Gruppe der Lechtaler Alpen. Bis vor wenigen Jahrzehnten fast noch ganz unerschlossen, heute ein Gebiet, das durch seine Eigenart in Aufbau und Gliederung sich zahlreiche Freunde unter den Bergsteigern erworben hat. Kaum je in einem andern Teil der Alpen sind der Möglichkeiten so viele für jeden Alpinisten als dort. Ist auch die Vergletscherung gering und unbedeutend, so sind doch die Felsturen so mannigfaltig und abwechslungsreich, daß man immer wieder lockende Aufgaben findet.

Von den hohen Kämmen, weit an den Südrand vorgerückt, ziehen vielfach klammartige Schluchten, reich an brausenden Wasserfällen, in die Tiefe. Nach Norden hin ist die Absenkung breiter. Das düstere Bild der südlichen Steilhänge verwandelt sich in ein lieblicheres Gefilde im Norden. Alle dauernden Ansiedelungen, zwei kleine Weiler ausgenommen, sind auf die Grenztäler verwiesen. Eigenartige Hochkessel haben sich im Laufe der Jahrtausende gebildet, in denen viele kleine Bergseen das Bild erfreulich beleben; die starrsten Formen, oft an die Dolomiten erinnernd, bauen sich auf: der schlanke Turm der Wetterspitze, die überhängende Pyramide der Rocksspitze, die merkwürdige brüchige braun-gelbe Freispitze, die Parseier- mit ihrer schönen Ostwand, die zerklüftete Leiterspitze und der Dolomitstock der Dremelspitze.

Und doch hat das Gebiet eine späte Erschließungsgeschichte, die teilweise noch in der Nachkriegszeit unbetretene Gipfel gekannt hat. Da haben wir die Lechtaler schätzen gelernt. Und dann hat uns eine Aufgabe gelockt, lange vor dem Krieg schon geplant, dann unterbrochen und durch die Inflation unausführbar gemacht: das prachtvolle Mittelstück. Vom Arlberg herunter und vom Fernpaß herauf war die Erschließung beendet, Hütten und Verbindungswege waren erstellt: in der Mitte klaffte eine breite Lücke. Die hatte auch der Hauptausschuß erkannt, als er 1910 die Sektion auf das Gebiet verwies. Dort liegt das einsame Hochkar des oberen Medriol. Von Zams her steigen wir herauf, hoch über dem engen Zammer Loch mit seinen brausenden Wasserfällen. Prachtvolle Ausblicke über das burgen- und ruinenreiche Inntal fesseln uns, der Hochwald nimmt uns auf und der muntere Bach geleitet zur ersten Alm hinauf; seitab vom Wege, im moosigen Baumgrund, den ein prächtiger Gipfelkranz überragt, träumen wir von Stifters Hochwald. Dann wird's im Weiterweg kahler, aus Baum wird Strauch und aus Strauch wird Busch. Bald bleiben Sträucher und Büsche hinter uns und wir stehen auf dem grünen Anger der Oberen Medriolalpe. Und schon grüßt ein schwarzrot Fähnlein vom nächsten Steilabsatz, den wir in einer Wegstunde erreichen: wir stehen am Württemberger Haus.

Ein breiter, zum Teil doppelter Felskranz umgibt das Hochkar. Nach Südwesten zu bauen sich aus dem Kessel heraus Planken- und Spießrutenspitze auf, die in mächtigen, gleichmäßig gestuften Absätzen himmelan streben und ihre höchste Erhebung im Ostgipfel der Spießruten haben, 2702 *m*. Einem Schattenbilde gleich lugt die zerrissene Plankenspitze, 2556 *m*, seitwärts vor, ein Berg mit gesteigertem Höfatscharakter, der noch vor wenigen Jahren unberührt war. Dann bilden Westliche Spießruten-, 2701 *m*, und Großbergspitze, 2657 *m*, letztere mit dem Großbergkopf,

2611 *m*, durch einen breiten Grat verbunden, den südwestlichen Abschluß. Ein mächtiger Felskoloß, der sein hochgerücktes Haupt in den ruhigen Bergseen spiegelt, bildet die Westwand des Kessels: die Schieferspitze, die mit Südturm, 2713 *m*, Haupt-, 2740 *m*, und Nordgipfel, 2672 *m*, drei mächtige Erhebungen darstellt und die in ihrer Westflanke ungeheure Plattenwände aufweist. Dann leitet ein langer Grat über mehrere Erhebungen hinweg zum Medriolkopf, 2668 *m*, der der Hütte am nächsten gerückt, in mächtiger Steilwand ins Medriol abstürzt, dem er seinen Namen gegeben hat. Nun zieht sich der Kranz weiter gegen Norden zum Leiterjöchl hin, 2516 *m*, schwingt sich zum Westlichen Schafhimmelkopf, 2712 *m*, auf, biegt scharf nach Osten über den Schweinsrücken, 2691 *m* (*die Köpfe 2653, 2609 m*), läßt durch Ferner- und Bitterscharte einen Blick auf den kleinen, schönen Leiterferner zu, der sich im tiefdunkeln Bitterichsee spiegelt. Nun biegt der Kranz scharf nach Süden und bildet so die prachtvolle Osteinfassung des Medriolkessels in Gipfeln, von denen jeder seine besonderen Eigenarten aufweist: Bitterkopf, 2701 *m*, Gebäudspitze, 2703 *m*, Schönpleisköpfe, 2514, 2553, 2532 *m*, dann die breite Kreuzjochspitze, 2674 *m*, mit ihren Nebengipfeln und schließlich die formvollendete Pyramide der Silberspitze, 2463 *m*. Hinter diesem inneren Kessel erhebt sich ein zweiter höherer Bergkranz, den im Südwesten die Ausläufer der Parseierspitze bilden, Gatschkopf, 2947 *m*, Simmelekopf, 2803 *m*, Blankahorn, 2803 *m*, Rauher Kopf, 2815 *m*; im Norden des Hüttengebiets dagegen ziehen zwei mächtige Ausbuchtungen ums Bitterkar herum, die Leiterspitze, 2752 *m*, der aussichtsreichste Berg der Umgebung, und vom Bitterkopf aus das Roßkar mit Roßkarspitze, 2660 *m*, Hintere Gufel, 2617 *m*, Gufelkopf, 2593 *m*, und Steinkarspitze, 2650 *m*. Daran schließt sich das eigenartige Parzinn an.

Der Kessel ist nach drei Seiten geschlossen. Durch die schmale Rinne gen Süden zu, die der Medriolbach, vereinigt mit seinem kleineren Bruder von der Parseierspitze her bildet, blickt man hinaus über den Hochwald im Jammer Loch, hinweg auf die Schneekette der Stubaier und Ötztaler. Aus dem Kamm tritt vor allem die Weißkugel als formvollendete Schneepyramide heraus.

Will der Bergsteiger sich ganz vom Alltag unabhängig machen, so hat er in den Lechtalern eine Gelegenheit, wie sie sich so leicht ihm nicht wieder zeigt. Er wandert vom Arlberg zum Fernpaß über einen Höhenweg aller Schwierigkeitsgrade — Erleichterungs- und Abkürzungsmöglichkeiten machen auch tüchtigen Anfängern die Hauptteile des Gebiets zugänglich — vorüber an 15 guten Hütten unseres Vereins, so daß er sich wochenlang in Höhen von über 2000 *m* bewegen kann. Erst der Bau der Hütte und die Fertigstellung des Mittelstücks durch den Stuttgarter Höhenweg zwischen der Memminger Hütte und dem Württemberger Haus hat diese früher schon begonnene Arbeit vollendet.

Die Vorarbeiten zum Württemberger Haus waren 1914 beendet, als der Krieg ausbrach. Die junge Sektion wurde von ihm besonders schwer betroffen. Neun Zehntel der Mitglieder wurden nach und nach eingezogen. Jeder zehnte Mann blieb vor dem Feinde. Die Wiederaufbauarbeit nach dem Krieg war hart. Nach Überwindung der Inflation, die den früher angesammelten Baufond vollständig verschlang, war die Aufbringung der Mittel zum Bau keine leichte Arbeit. Dennoch gelang es, den Bau nur aus eigenen Kräften, auch ohne Hilfe des Hauptvereins, durchzuführen.

Das Haus — ein Teilbau des früheren Planes — bedeckt eine Grundfläche von 60 *qm*, ein massiver Kalksteinbau mit Hinterbetonierung und eingebauten starken Holzrahmen. Diese doppelte Konstruktion, die einen geringen Mehraufwand verursacht hat, dürfte der erste derartige Versuch im Hochgebirge sein. Sie erleichtert die inneren Vertäferungsarbeiten, hat den Vorteil einer stabileren Gestaltung des ganzen Bauwerks und eines besseren Schutzes gegen die Naturgewalten. Auch geht

die Bauarbeit viel rascher vorwärts. Der Raum ist aufs beste ausgenützt. Im Erdgeschoß Wirtschafts- und Schlafraum und die Küche, im ersten Stock drei kleinere Schlafräume, unter dem Dach Notlager, insgesamt 45 Lagerstellen.

Die Hütte hat ein kleines eigenes Wasserwerk (Petersen-Dynamo) zur Wasserspülung, elektrischen Beleuchtung und Kochgelegenheit. Diese Einrichtung hat sich bisher gut bewährt. Die anfänglichen kleinen Mißstände — es handelt sich um die höchste Kraftanlage Europas — konnten, insbesondere ein Surren des Motors, behoben werden.

Die zwei Dutzend Gipfel der näheren Umgebung setzen sich aus Bergen aller Schwierigkeitsgrade zusammen: wenig Grashänge, aber breite und lange Schuttfelder, Kamine, Türme und Überhänge, auch ungeheure Plattenwände und Steilstufen: allen aber ist eins eigen, was dem jungen Bergfahrer besondere Schule bedeutet, dem älteren dauernd Vorsicht auferlegt: ein brüchiges, leicht in Bewegung zu setzendes Gestein, wenig feste Halte. Darum ist dort höchstes Gebot: Augen auf und sicheren Tritt.

Wer das kann, wird in den Lechtalern ein alpines Paradies finden.

II. Erinnerungsfahrten im Medriol[1])

Von Walther Flaig, Bürserberg

Manchmal, an heißen Sommertagen, liegt ein duftiger Schleier über der Landschaft. Durch seine milchblauen Maschen ist alles zarter in den Linien, ferner gerückt und lieblicher gestimmt, weicher getönt. Es ist etwas Träumerisches über solchen Bildern und etwas Geheimnisvolleres. Daher liebe ich sie mehr als alle. Sie sind mir wie seligwehmütige Erinnerungen an längst verflogene Tage. Auch sie zerfließen schon unter dem blauzarten Schleier der Vergangenheit — auch jene Tage im Medriol.

Halb freudig, halb wehmutsschwer folgte ich dem Rufe der Freunde zur

Einweihung des Württemberger Hauses im Medriol.

Da konnte ich Erinnerungen neu beleben, gewiß, das mochte schön sein. Aber ich mußte auch manche begraben, — ja, ja, begraben. Die Stille im Medriol ... dem Wastl sein treues Gschau ... So geht die Zeit.

Schon in der „Gams" in Zams — welch eine Möglichkeit für Reimschmiede! — hub das Erinnern an. Der Haueis stand unter der Tür und lächelte. Wie oft haben wir ihn so lächeln sehen, wenn die Schwaben seinen blutschweren Tiroler wie ihren „Pfullinger" trinken zu müssen glaubten und dann wie die Fliegen in den hallenden Gewölben seiner echten Alttiroler Gasterei herumsummten oder vom Wastl, der seinen Stiefel vertrug, mit Syphonflaschen nüchtern gespritzt wurden.

Das Urbild eines Tirolers mit seinem schwarzen Bart — so steht er da und lächelt. Und man ist daheim. Aber dann stürmt das Erinnern. Da sitzt ja schon ein ganzer Trupp „Sektioner" hinterm Tisch und läßt sich ankreiden. Man hört mehr schwäbisch als tirolisch, der Abend wird lang und länger, und — die Nacht halt alleweil kürzer.

[1]) Zur besseren Übersicht empfiehlt sich die vorherige Durchsicht der vorausgehenden Arbeit des Herrn Volk. In meinem Aufsatz habe ich — wo nicht der Sinn ein anderes forderte — alle Zeiten, Höhenzahlen usw. weggelassen, da er eine Erinnerungsschilderung, kein Turenbericht sein soll.

Trotzdem brechen wir zeitig auf, zur Fortsetzung der Erinnerungsfahrt, denn ein glühheißer Aufstieg ins Medriol, der uns einst fast blutschwitzen machte, ist uns noch allzu gut im Gedenken. Über den brausenden Inn und jenseits steilan führt der Weg zum „Burschl". Dies Burschl ist eine Felsenkanzel in den gewaltigen Südwänden der Silberspitze, grün übersponnen und so lieblich über das Tal gehoben, daß es kein schöneres Plätzlein zu geben scheint auf dieser Erde. Drunten rauscht der Inn, der heilige Strom Tirols, und schwingt seine Schlangenbögen daher und dahin. Berge ringsum und Burgen: die Kronburg über Zams, die Burg Landeck über dem Städtchen und der kühne Schrofenstein, das Schwalbennest, das Teufelsnest dort droben im Westen.

Eben als wir auf das Burschl kommen, entbrennt für uns die Sonne. Das Inntal glänzt auf und versinkt alsbald im Duft des heißen Sommermorgens.

Wir trennen uns schwer und biegen ins „Zammer Loch" ein, dessen schauerliche Schlucht tief neben uns niederbricht. Wo sie bei Löß hinaus ins Inntal sich öffnet, stehen die bald zweitausend Jahre alten Türme einer römischen Talsperre, die in ihrem zähen Widerstand fast mit den langsam zerbröckelnden Bergen wetteifern. Staunen und Sorge befällt uns im Gedanken an die maßlose Herrschsucht des Menschen. Er scheut sich nicht, der Natur Gewalt anzutun.

In den Schluchthängen ist es schattig und kühl und wir eilen leicht, fast froh dahin, bis uns eine traurige Stelle plötzlich ans Herz greift:

Ein Kranz hängt dort um eine Gedenktafel an den Felsen. Die Sektion Stuttgart hat sie ihrem Wastl, dem Sebastian Praxmarer, hier erstellen müssen. Oder war das vielleicht kein trauriges Müssen? Da, am bewaldeten Felshang, hinter dem Maultier herschreitend, ist er gestürzt — weiß Gott, wie? Er, der ein Kletterer war wie wenige und ein Jäger. Ha — ein Jäger ... ein Jäger! Ich weiß noch gut, wie er eines Morgens von der Memminger Hütte aufbrach ins Zammer Parseier hinab. Leise wie eine Katze, den Bergstock umgekehrt gebrauchend, um ja kein Metallgeräusch zu machen — so verschwand er um die Ecke am Seekopf. Nach einer guten Weile, als es tagte, hörte man fern zwei Schüsse, erst den einen, eine Weile später den andern. Und als die Sonne oben über die Gipfel strich, stand er wieder da, belastet wie Atlas, der Weltenträger: Zwei Tiere, — einen schwarzen Gams und einen strammen Sechserbock im Genick! — Der Schweiß rann von ihm in wahren Brünnlein. Aber er lachte aus einem so frischen Gschau, als habe er nur einen Morgenbummel gemacht. Dann trank er den Ochsner untern Tisch, lud seine zwei Böcke und verschwand. Das war der immer hilfreiche, immer fröhliche Wastl, der „Höllteufel", der sich der Weiberbrut kaum erwehren konnte! ... Ja, der Wastl!

Und nun mußte er hier „derfallen"! Man möchte hadern mit dem ...!

Doch weiter! Der schöne Weg führt hoch über der Schlucht durch dies wilde, wilde Tal, der wildesten eines, die ich kenne. Plötzlich steigen sonngolden bestrahlte Kalkzinnen in die Lüfte, die blauglänzend sich drüber wölben: Die Spießrutenspitze, ein weißtürmiger Grat mit blendender Spitze — pfeilgleich ... „unser" Grat oder — mit Meister Kugy — besser: wir des Grates Söldner. Die Erinnerung rauscht. Aber es bleibt keine Zeit. Neue Bilder des zauberhaften Waldes bestürmen uns. Wie freue ich mich, dies alles meinen Begleitern zeigen zu dürfen, dem bejahrten Vater und dem älteren reiferen Freunde, die beide leuchtenden Auges die weltferne Stille und Schönheit trinken.

Jetzt sind wir auf den hellen Wiesen der Unterlochalm, wo das schöne Herrgottsbild über der Türe hängt, wo die lichten alten Wälder stehen und das bisher schluchtentiefe Wasser uns endlich zur Seite rauscht. Wo auch die Wastlhütte im Forst versteckt liegt, die Wastlhütte!

Du mein Herz! Die Wastlhütte! Die für zwei Mann war und wo wir zu fünfen

hausten: Der lange Theodor, der sich krümmen mußte wie ein Salamander, um seine Knochen unterzubringen. Der Odo und der Albert, die sich „Kopf bei Fuß", wie die Ölsardinen in die eine der zwei einschläfrigen Fallen quetschten, indes das „Maitschele" und ich die „Beletage" bezogen und lachten, wenn die drunten die Köpfe an die Decke schlugen, daß es in dem kleinen Bau krachte, als sei in einem Unterstand eine Kiste Handgranaten geplatzt. Teufel — Teufel, waren das schöne Zeiten! Einen neuen Anstieg um den andern haben wir damals ertrotzt, obgleich wir viel Kraft allein mit dem Kauen des zähen Rostbratens vergeuden mußten, den unsere Köchin durch „stundenlanges" Braten zu den verzweifeltsten Krümmungen und zu zähestem Widerstand gebracht hatte. Seitdem haßt sie einen gewissen Schmidkunz — Verfasser eines alpinen Kochbuches —, der ausgerechnet den Rostbraten *nicht* erwähnt! ...

Einst war hier die Marschzeit zu Ende. Man schwelgte am Bach und in Beeren. Jetzt hieß es durch die heißen Latschen am Medriolbach entlang emporsteigen. Aber auch heute, da wir bald im Sonnenbrand wandern, ist das eine Freude, denn links und rechts ist eine wahre Gardemannschaft von Felsgestalten aufgebaut: Die Hörner und Türme der Schönpleisköpfe wie Dolomiten und die in Farben und Formen sich selbst übertrumpfende Plankenspitze und die Spießrute. Ein mannigfaltiger Gesteinswechsel schafft hier Wunder an gelben und grünen Wänden mit rosenroten Gängen und Wülsten, zartgrünen Stufen und Gamspleisen, alles überhöht von einem Zackenheer, — Lanzenbündel aus Stein.

Die Erinnerungsquelle rauscht: Wie lange hatten wir diese geheimnisvolle Plankenspitze belagert! Endlich trieb mich die Zeit hinweg und — gleich darauf erklommen Odo und Theodor den Berg, schrieben begeistert von seiner Eigenheit und seiner Reinheit. Es war eine der letzten unbestiegenen Spitzen in den Alpen. Gewiß nicht hoch, gar nicht berühmt, kaum bekannt, ein einziges Mal seither wiederbestiegen — aber halt ein unberührter Gipfel mit dem ganzen Zauber des unerforschten Landes.

Aber jetzt sind die Felsen für eine gute Weile vergessen, denn wir sind bei der „windigen" Medriolhütte — von uns damals nur „Hotel Medriol" (Portier am Bahnhof Jams) geheißen. Da taucht plötzlich hoch droben die neue Hütte auf: *Das Württemberger Haus*. Unwillkürlich eilt man eine Weile rascher vorwärts. Aber man fällt bald wieder in alten Trott. Das Kar öffnet sich zur Linken, neue Bilder fesseln uns, die schöne Nordseite der Spießrute, der tosende Wasserstrom, der hier in viele Fälle gebrochen, vorbeirauscht.

Dann steht man plötzlich vor dem hübschen, kleinen Hüttle, das sich mit seinem grauen Steinmantel gut in die Landschaft fügt. Heimatliche Fahnen flattern, alte Freunde grüßen. Wir sind auch hier alsbald daheim.

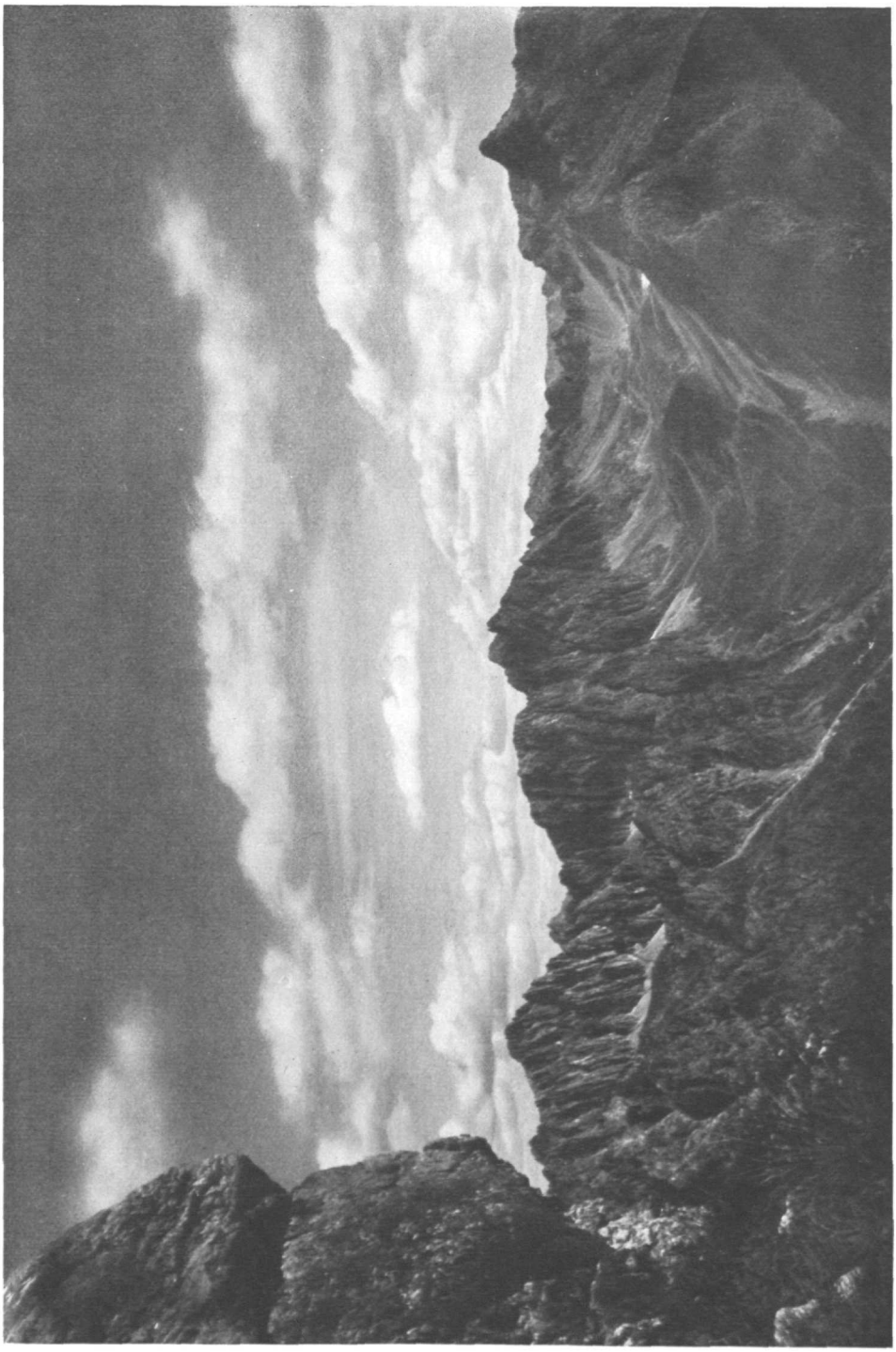
Ein friedevoller Abend geht über die Berge ringsum. Er bringt noch in letzter Stunde den „Schwarzen Dolf", den getreuen Kameraden mancher Fahrt. Wie gerne grüße ich ihn!

Aber auch manchen Grat grüße ich vertraut, da er im Abendlicht vergeht, bis der felsige Halbkreis uns düster umstarrt, indes im Süden die höheren Ötztaler Berge über der dunklen Tiefe des Inntales noch lange, lange abendrot glühen. —

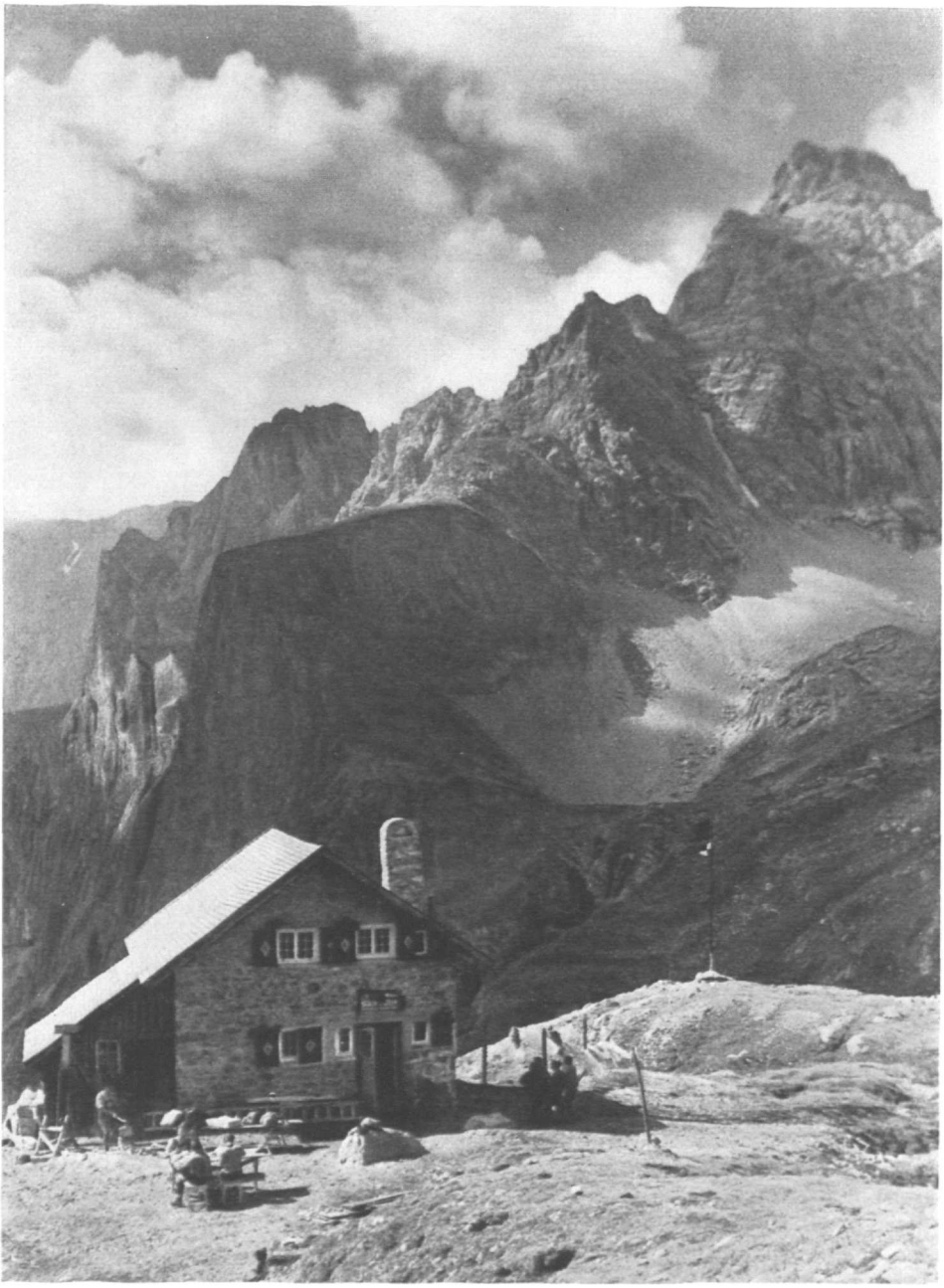
In der Frühe des andern Tages erhoben wir uns zeitig. Bis der Festrummel beginnen mochte, wollten wir — Dolf und ich — einen

Kletterbummel über die drei Schönpleisköpfe

machen. Also stolperten wir zum Gebäudejöchl hinauf. War es bislang ein Schinder, so folgte alsogleich eine kleine Abwechslung. Der erste oder nördliche Kopf stellte da nämlich eine Platte vor uns auf, die sich gewaschen hatte. Gewohnt, den Stier bei den Hörnern zu packen, erklommen wir sie geraden Weges. In den Genagelten



Auf dem Südlichen Schönpleiskopf. Blick gegen das Pargin



Das Württemberger Haus
Blick gegen Plankenſpitze (der Berg ober dem Dachfirſt), und Spießrutenſpitze (rechts die höchſte)
Von ihr fällt in drei Stufen der Nordoſtgrat links herab

INNSBRUCK

war das gar nicht leicht und wir waren froh, als wir auf die Gratschneide aussteigen und hier zu unserer Freude unweit des Steinmanns die Sonne begrüßen konnten. Einige große Kalkklötze bildeten die höchste Spitze, über die hinweg unser Grat sich in die südliche Ferne zog, offenbar reich an jenen „kleinen Überraschungen", die der rechte Kletterer aber liebt, denn in ihnen liegt der Reiz. Es ist im Leben nicht viel anders. Nur sind unliebsame Überraschungen im Leben nicht immer so leicht zu überwinden.

Wir waren auf allerlei gefaßt, um so mehr als der „Spezialführer" alle Fragen offen ließ und uns der Reiz des Forschens restlos blieb.

Es war ein glanzvoller Morgen, ein echter Sommertag und Sonntag. Ein Viertelstündchen hielten wir's aus, dann trieben uns Neugierde und Zeit weiter, war es doch schon 8 Uhr vorbei und um 11 Uhr wollten wir bei der Hütte sein zur Weihe.

Gerade nach Süden hing der Kopf weit über. Diesen Weg hätten wir also nur mit einer großen Abseilerei erfüllen können, was uns von jeher zuwider war. Also suchten wir einen anständigen Pfad und fanden ihn durch die Südwestflanke des Turmes. Dort führten Kaminchen und Absätze hinab auf ein steiles Schuttband, das uns in die Scharte unter den Überhängen der Südseite brachte.

Wir schauten vergnügt zurück hinauf und freuten uns, den Dickbauch überlistet zu haben.

Jetzt folgte ein Gratbummel über einige Höcker hinweg, bald schlecht und schwer, bald leicht und behaglich, bis wir in einem reich begrünten Sattel landeten und unserem neuen Ziel, dem mittleren Kopf (2553 *m*), Aug in Aug gegenüberstanden. Er hatte eine gelbe, zerschlissene Fratze. Aber wir setzten uns zuerst ruhig eine Weile in das weiche, milde Grün, das inmitten der wilden zerrissenen Felslandschaft um so lieblicher wirkte.

Dann aber galt es dem gelben Trotzkopf. Natürlich Brust gegen Brust. Ein Pfeiler führte unter die gelben Überhänge. Das Gestein schien dort nicht „gewachsen", sondern von einem sehr schlechten oder ganz ausgeseimten Baumeister in Brocken wahllos aufgetürmt, so unheimlich, daß wir der Sicherheit halber zum Seil griffen und uns in einem heiklen Quergang katzengleich, wortlos, lautlos, weiterbewegten. Was wohl hier so ein Schlosser täte? „Mit wuchtigen Schlägen" den halben Berg zertrümmern und sich den bekannten Ast absägen, auf dem er sitzen muß!

Solche Stellen sind ein Beweis für die Tatsache, daß der wirklich gute Kletterer sich erst im schlechten Fels zeigt. An eisenfesten Mauern kann jeder turnen.

Hier mußte jede, aber auch jede kleinste Bewegung wohldurchdacht sein. Es war unmöglich, Griffe und Tritte zu erproben, weil man vielleicht den ganzen Überhang gelockert hätte. Es galt einfach, die böse Stelle ohne Zug, möglichst alles mit Druck zu überwinden, jedes Steinchen so zu nehmen, wie es lag; es eher noch fester zu pressen. Das Seil mußte mit äußerster Vorsicht geführt werden.

Es herrscht lautlose Stille. Die beiden Kletterer wissen, daß hier Ruhe, peinlichstes Vorgehen — Zeitlassen alles ist. Hier und da — selten — rieselt feiner Schutt ... ein Steinchen klappert — — beide lauschen: Gott sei Dank, es bleibt still im Gefüge. Jetzt ist das Seil still. Keiner regt sich. Die zwei Männer scheinen mit dem Fels verwachsen, verschmolzen. Böge ein Dritter irgendwo um den Grat, er ahnte nicht, daß hier ein ganz ernster heißer Kampf gefochten wird und zwei Herzen hoch herauf schlagen.

Endlich, endlich kann ich mich in der Rinne rechts ob dem Überhang in zuverlässigem Gestein verstemmen. Die schlimmste Stelle ist überwunden. Gleich darauf bin ich am Gipfel, dem höchsten der drei.

Aus der Tiefe vom Haus her dringt dann und wann ein Lärmen, Rufen und Jauchzen in unsere ferne Höhe. Aber wir halten uns nicht auf und eilen den leichten

Grat entlang zum dritten oder südlichen Schönpleiskopf, dessen luftiges Nordgrätchen wir vom Westen her erklimmen und gerade um 10 Uhr seinen besonnten Scheitel betreten. Das Spiel ist aus.

Die Spannung fällt ab und wir ruhen in den Felsen. Der Abstieg verspricht leicht zu werden. Es leuchtet überall grün herauf und blumige Schrofen verbinden die grünen Pleisen. Gleich dicht unterm Gipfelbau ist südwestlich solch eine Hochmatte, solch ein Gemsengärtlein, wie eine grüne Hängematte zwischen den Graten aufgehängt. Dort steigen wir hinab und lagern uns in der Blumenwiese. Löwenzahn hat seine gelben goldenen kleinen Sonnen hier zu Hunderten aufglühn lassen. Es ist einem unbegreiflich, warum diese herrliche Blüte meist so verachtet wird und da und dort so häßliche Namen trägt im Volk.

Was uns aber staunen machte, waren ganze Scharen weißer Schmetterlinge (Kohlweißlinge), die in tollem Liebesreigen hier umhertaumelten, als fielen Sterne aus dem tagblauen Himmel. Wir sitzen und sinnen in den Sonntag hinein. Aus der Tiefe dringen Jauchzer. Man sieht kleine Trupps auf dem schnurfeinen Pfad zu Berg streben. Es ist ja der große Tag für die Inntaler — eine Hüttenweihe.

Das obere Patrol liegt offen vor uns. Dahinter steigt die Parseier hoch und höher als alle Gipfel — Königin der Kalkalpen. Es rauscht der Quell der Erinnerung lauter als je. Stunden an der Grenze des Lebens gehen vorbei: damals an ihrem Nordgrat!

Höher steigt die Sonne. Gleißende Schönwetterwolken schwimmen daher im sonnenblauen Gewölbe. Du schöner Tag, voll vom Rauschen des Erinnerungsquells! Da — dort drüben steht die Spießrute und stellt ihren Zickzackgrat in Sonne und Schatten. Damals als Odo dabei war, da lachte keine Sonne ... Odo ... Ob er wohl kommt heute? Auf! Vielleicht ist er schon drunten! Er und mancher alte Kampfgeselle im hohen hellen Fels oder beim tiefdunklen Veltiner der „Gams" mag da drunten bei den Trüpplein im Schweiße seinen stadtmüden „Leichnam" emporschinden.

Auf! — Wir schicken den altvertrauten Jauchzer in die Tiefe und springen in einer gemsenhaften Hatz durch die steilen Pleisen hinab. Wie auf wohlgedüngten Fettwiesen steht hier das Grün, tiefdunkel und satt, blumenreich und glänzend: „Schönpleis — Gemsenparadies."

In weitem Bogen durchqueren wir das Kar und krabbeln zur Hütte hinauf, gerade rechtzeitig, denn soeben ist der geistliche Herr auf einem Maultier angeritten wie weiland der Herr in die heilige Stadt. Die messingglänzenden Musikanten stapfen auch daher. Der mit der Baßtrompete zahlt heute drauf. Aber wenn's ans Blasen geht, ist er wieder im Vorteil, denn bei seinem „Wummdada" braucht er sich um die Melodie einen Pfifferling zu scheren, der Glückliche.

Um das festlich geschmückte Haus, das im Sonnenschein glänzt, als wisse es, was los sei und was es heute gilt, ist eine nicht weniger wissentlich festliche Menge gelagert. Ein buntes Treiben — fröhlich zu schauen, weil man weiß, daß es in einigen Stunden schon wieder zu verebben beginnt und — weil die großen steinharten Berge um so erhabener wirken. Unsere Schönpleisköpfe stehen jetzt, günstig beleuchtet, wie gemeißelt Turm an Turm und werden, vom Dunste des Mittags mählich umzogen, schon in die Erinnerung eingereiht. Es gilt schon, sich neue Ziele zu stecken, — hohe — höhere.

Wir tauchen unter die bunte fröhliche Menge. Ein Wiedersehen jagt das andere. Da ist ja der Odo!

„Heil Odo! — Gefährte alter Tage."

Und da ist der Klaus, der so eine feine Polenta kochte, wenn wir einmal in Bach im Lechtal ohne seine weitberühmte Ehehälfte — „die Hermine" von der Memminger Hütte — hausen mußten. Und der so spannend und schlicht von den teuflisch kalten Wintern auf dem Ortlergipfel erzählte.

Und da ist ja auch der Wolf aus „Bach im Lecht'l", der stramme Tiroler mit seinen hellen Augen, heute ein beliebter Führer und Wirt auf der Simmshütte, wo mein alter Wetterspitz steht. Am Parseier haben wir zusammen „geschult". Weißt du's noch, wie wir auf- und abturnten?

Und da — „ja gibt's döös aa?" — — — und so weiter ... immer neue alte Bekannte, „Manner- und Weiberleut grad gnua".

Jetzt setzt die Musik ein. Jauchzer hallen. Fahnen flattern im frischen Wind. Die fernen Ötztaler glänzen wie Silber und Gold und die Sonntags-Festtagswolken ziehen wie besonders aufgebotene Scharen, feierlich über das Tal. Die Wasser rauschen und in mir der Quell der Erinnerung ...

Die Hütte ist geweiht. Der Abend sinkt über die Berge. Die Festwogen glätten sich. Schon steigen viele zu Tal. Wir aber hocken dicht beisammen und schwelgen im Erinnern. Morgen muß „die Spießrute" dran glauben. Odo ist ja da! Das gibt ein Fest, auf altvertrauten Pfaden zu steigen!

Noch schläft die festmüde Menge, als wir uns aufmachen zu dreien. Rings um das Kar streben wir unserem Ziele zu und landen draußen auf dem grünen Rücken, der dem Nordostgrat der Spießrutenspitze vorgelagert ist wie eine sammetüberzogene Stufe vor einem steinernen Altar. Wirklich — wie ein wohlerwogenes Bauwerk, so baut sich der Berg in drei mächtigen Stufen auf. Es ist ein Gleichklang in den drei Wiederholungen, wie sie in dem edelsten Bauwerk nicht fein kann, jene Harmonie, die wir als schön empfinden, die großen Künstlern als göttliches Geschenk mit in die Wiege gegeben ist, die sie ein Kunstwerk in jene ausgeglichene Form gießen läßt, die wir in der reinen Natur wiederfinden und gerade darin den Beweis erblicken dürfen, daß alle Gebilde einem gewaltigen Gesetz unterliegen, dessen Einzel- und Gesamtbild das Schöne ausmachen. Der Turm des Ulmer Münsters — die dreigestufte Spießrutenspitze — der Dom des Buchenwaldes — der Edelweißstern — dein Auge — alle ordnen sich wundersam ein. Da stehen wir auf dem grünen Rasensammet vor diesem Altar aus Felsen. Er steigt aus dem Grün lichtumflossen in silbergrauem Stein empor ins Blau, das heute wie ein Domgewölbe über uns sich tieft. Es brauchte sich keiner zu schämen, wenn er in das Sammetgrün kniete. Wenn er niederschaut in die Tiefe, liegt das Burschlseelein kreisrund wie ein Auge Gottes drunten und spiegelt die unendliche Tiefe des Himmels in seinen endlichen Wassern. Sollte nicht des endlichen Menschen Leib die unsterbliche Seele halten können?

Über Schrofen gelangen wir zum Einstiege, eine kleine brüchige Kanzel, über der die erste Stufe gleich mit einem Überhang ansetzt, fürwahr ein flotter Beginn. Ich muß mich wundern, denn so scharf war mir die Sache gar nicht in Erinnerung. Gewöhnlich pflegt es ja umgekehrt zu sein. Höher droben wechseln wir über die Schneide in die Sonnenseite:

„Hier, Odo, haben wir damals die Gams überrascht!"

Weiter! Hin und her über die Schneide. Eine kühle Kaminrinne führt auf die Höhe der ersten Stufe:

„Hier, Odo, hat damals schon das Wetter, so leise weinend, eingesetzt."

Heute eitel Sonne und Zeit in Fülle! Wir klettern über den sich wieder senkenden Rücken der ersten Stufe hinab in die Scharte vor der zweiten Mauer, deren Ersteigung Odo damals für ganz unmöglich hielt. Ja ja — damals rann das Wasser der immer heftigeren Regengüsse über die Platten! Die Kletterpatschen triefften bald. Ernst standen wir vor der Frage: Vor oder zurück?

Wir entschieden uns für „Vorwärts!" Einen unbestiegenen Grat gibt man nicht so leicht auf, auch wenn Schönschwätzer dies als ein eitles Beginnen darstellen, weil sie nicht selbst zu entscheiden haben oder weil der Neid sie plagt.

Heute Sonne! Und Zeit!

Das ist das Schöne an unseren Bergen, daß man so viel Zeit hat. Bei den großen Riesen des Westens ist oft eine Viertelstunde eine lebenswichtige Spanne — hier spielt sie keine Rolle.

Ich seile mich los und lasse jetzt Dolf voran, um die beiden an der Gegenwand auf die Platte zu bringen. Sie kleben wahrhaft wie Fliegen an den Felsen — so scheint es unter dem Einfluß der bekannten Täuschung, der man unterliegt, wenn man eine Wand von der Stirnseite und in nahezu gleicher Höhe stehend betrachtet. Odo hat jetzt einen guten Stand, eine Kanzel, und Dolf macht die Schleife über die Platte, die mir von damals so übel in Erinnerung ist. Zum Zuschauen ist das heute eine Freude, wie Dolf meisterhaft über die sonnenglänzenden Kalkscheiben huscht — lautlos ...

Zack! — Der Verschluß knackt: „Hat ihn schon!"

Jetzt schnell hinterher. Und schon ist die Stufe hinter uns. Blockwerk führt zur dritten, zur Schlußwand. Gemächlich stapfen wir ihr entgegen. Aber damals! Da goß es in dichten grauen Schwällen. Der steile Gipfelturm stieg unheimlich in graue Nebel hinein. Wie hoch noch? Unsere Kletterschuhe waren zerfetzt. Es blieb uns nichts übrig, als die Genagelten wieder anzulegen.

Aber heute — Sonne und warme Felsen, an denen wir, jeder nach Gutdünken, geraden Weges emporkrallen, daß es eine Lust ist. Es gelingt uns nicht, unseren damaligen Weg festzulegen. Aber hierherum, wo sich der höchste Gipfel nochmal bauchig gürtet, hierherum muß es gewesen sein. Hier fuhr uns auf glitschigen, triefenden Platten der Teufel mit heißen Nadeln in die Knochen, als einer ausglitt und — — —

Ach was ... das Seil war gut, der Kerl geistesgegenwärtig, und heute ist eitel Sonne!

In ihrem milden Licht lagern wir träge und beglückt in den Gipfelfelsen. Es ist bald Mittag, ist heiß und still, bis vom Westgipfel her Rufe kommen. Bald hocken zwei „Sektioner" und eine kleine braune Kletterkatze bei uns. Man spinnt sich in Vereins- und Fachsimpeleien ein und läßt die Zeit rinnen. Die Berge zittern im Glast. Erste Wölkchen schweben silberballig heran. Hier und da fällt wo ein Steinchen. Das ist die Uhr der Berge. Das ist die Zeit.

Zwei Stunden verfließen so. Wir könnten noch vier oder fünf oder sechs so liegen — es wäre keine Gefahr. Doch wir bummeln zum Westgipfel, schlagen uns auf mancherlei Wegen zur Großbergspitze durch, wo wir wieder hocken. Hier, an der großen Straße ist es lebendiger. Von und zur Memminger Hütte führt der Steig, wandern die Trüpplein. Das weckt wieder das Erinnern und Dolf ist gleich dabei, Frau Herminen einen Besuch abzustatten.

Auf! Man trennt sich und taucht hüben und drüben in die Tiefe. Wir folgen dem prachtvollen Steig über die Gratschneide nach Westen. Links und rechts fällt der Blick in die grünen Tiefen der Almen von Oberloch und Oberlahms und auf dem ganzen Marsche steht die Riesenmauer vom Blankahorn bis zur Parseier vor dem Wanderer. Nordwände — zumal die des Simeleskopfes! — in ihrer ganzen ihnen eigenen Wildheit. Und die Königin Parseier krönt das Ganze im wahrsten Sinne, denn von dieser Seite ist sie edel und ein prächtiges Beispiel für jene Gesetze des Gleichklangs in der Natur.

Der Weg verläßt die Schneide und biegt in die Patrolhänge ein. Nach langem Spaziergang durch das Kar auf fast ebenen Pfaden öffnet sich rechts droben die Seescharte, die letzte Höhe dieses Tages. Sie ruft mir urplötzlich das Erinnern an harte Stunden. Die Sonne über den Bergen verschwindet in Nacht und Nebel, Schneetreiben, Sturmgetön. Herbst. Viel, viel — allzu viel Neuschnee. Ein schwerbeladener Bergsteiger keucht hier empor über diese endlosen, wahrlich endlosen Kehren eines damals traurig schlechten und auch heute noch widerlich steilen Pfades. Er kommt

von Zams. Eintausendfünfhundert Meter hat er seine Last heraufgedrückt, erst im eisigen Regenguß, jetzt im dichtfallenden Schnee, dessen Gestöber seine durchnäßten Kleider erstarren macht, daß sie knacken wie Pappe. Sein Körper ist ausgepumpt, der letzten belebenden Wärme beraubt, die Kehren versinken mehr und mehr im Schnee und — in der schnell schreitenden Nacht. Stumpf stampft er in dem knietiefen Matsch, der sich mit einer Kruste zu bedecken anfängt.

Auf den Pickel gestützt steht er oft minutenlang wie eine Bildsäule und sammelt die schwindenden Kräfte. Die Scharte, die ersehnte heilbringende Scharte ist nicht mehr zu erkennen — Schnee — Nacht — Sturm, alles wächst mit der Höhe. Und doch muß er hinauf, wenn er das Ziel drüben heute noch erreichen will. Und Höhe aufgegeben — nimmermehr ohne äußerste Not. 1600 *m* sind voll. Vorwärts. Schon schließen sich die Felsen um ihn her. Der Sturm rollt wie irrsinnig durch die Enge, ihm entgegen — entgegen. Er klammert sich an Felsen, an ihnen sich hochreißend durch den aufgehäuften Schnee. Eine Wächte. Er versinkt in ihr, wirft sich hinein. Nur durch — nur durch! Wie Peitschen fallen die Sturmstöße. Durch — nur durch!

Jetzt! Er sinkt, gleitet — es geht abwärts — — — Schnee gleitet mit — einerlei ... nur hinab! ... Der Sturm läßt nach. Er verschnauft. Und hetzt weiter durch die Nacht. Da glänzt es dunkel. Der mittlere See, der Weg. Er ist auf vertrauten Pfaden, die er verfolgt, im Sturmschritt, um den unteren See herum. Dann ein Licht!

Die Memminger Hütte!

Ein Licht! Ein Menschenzeichen! Er rafft sich auf und pocht an die Küchentüre, die verschlossen ist. Frau Hermine öffnet vorsichtig. Sie ist in Todesängsten. Aber das Gesicht glättet sich und Angst weicht der Frage:

„Du?"

„Ja — I! — Laß mich nur ein!"

„Gott sei Dank — i hab' eine Angst ausgestanden! D'r Träger ist nimmer kommen, wohl wegen dem Sauwetter. I bin ganz allein — bei dem Sturm, der so grausig tut! — Jessas bin i froh, daß du's bist und kein Fremder."

Nun — ich war nicht weniger froh damals, ein Dach überm Kopf zu haben, kroch mit Vergnügen in Klausens Hosen und sorgte mit einigen Stamperle Enzian für innere Heizung. Damals begriff ich, wie leicht einer, wenn der Wille versagt, zugrunde gehen kann auf harmlosen Pfaden.

Aber heute ist eitel Sonne. Wir eilen am mittleren Seewisee vorbei zum unteren hinab. Hier kennen wir jeden Fußtritt — wirklich jeden Tritt, wissen, wie man den Weg „im Schweinsgalopp" hinabrennen muß, wenn man auf dem schwarzen glitschigen Schutt nicht gleiten will. Drunten am See auf den grünen Auen das liebliche Bild der weidenden, klingelnden Tiere. Der Seespiegel glänzt im abendlichen Gegenlicht. Die Freispitze, deren Nordwand und Ostgrat ganze Aktenbündel der Erinnerung bergen, bildet die Zackenkrone für die sinkende Sonne.

Frau Hermine heißt uns freundlich willkommen, schafft uns ein Plätzlein und dann eilen wir zum See zurück, wo uns wieder liebe Bekannte grüßen, die an seinen Ufern lagern. Gleich darauf tauchen wir schnaubend in die eisigen Fluten und „krabbeln" spritzend und pustend wie Walrosse in dem mehr als „erquickenden" Bad umher. Ein Dauerlauf am Ufer — und schon rieselt das Blut heiß durch den Leib, den letzte Sonne umschmeichelt.

Still liegt der See. Das Vieh hat sich niedergetan, die Menschen sich in die Hütte verkrochen. Ich sitze auf dem Bänklein auf der Westseite. Aus der Tiefe des Jammer Parseiertales rauscht das schönste Lied, das der ruhelosen Wasser herauf. Die Gralsburg der Freispitze ist zur finsteren Trutzfeste gedunkelt. Eine der schönsten Landschaften der Kalkalpen schläft unter Sternen, die weiß Gott wieviel tausendste Nacht.

Wieviel tausend folgen noch? —...

Die aufgehende Sonne sah uns beide schon wieder auf dem Marsch. Der See lag schon tief und spiegelte in seiner schattendunklen Umgebung das Gold des Himmels. Vom Oberlahmsjöchl grüßten wir den Grat. Da stand er!

Der Nordwestgrat der Schieferspitze

Ihm galt die heutige Erinnerungsfahrt. Das war eine doppelte Feier, eine liebe Erinnerung an die erste Ersteigung mit Freund Theodor Reichel und ein dankbares Gedenken daran, daß dieser Grat auch uns beide — Dolf und mich — zusammengeführt hatte. Dolf hatte ihn allein wiederholt, wie so manche meiner Fahrten im Parseierbereich. Und das war Anlaß zur Begegnung und zur Kameradschaft.

Jetzt sitzen wir am Einstieg und legen die Kletterschuhe an. Das einsame, wilde Rethtal liegt noch genau so wild und einsam drunten wie damals. Der Schiefersee hat wie damals seine Eisscholle und sieht aus, als sei er ein Stücklein vergessene Eiszeit. Die Leiterspitze, der „Stockzahn" der Gramaiser, baut ihre Südgratsäulen genau so verlockend auf wie einst, als sie uns — Theodor und mich —zu dieser Besteigung lockte, die wir nicht zu bereuen hatten, denn ihre Rundschau ist wunderreich an Bildern, unter denen mir das in zahlreichen Gratkulissen aufgestellte Parzinn mit seinen hundert und aber hundert Zacken und Zäckchen noch heute lebendig vor Augen steht. Haben Titanen und Giganten dort ihre Urzeitwaffen zusammengestellt, bevor sie von dieser Erde weichen mußten?

Meine Augen steigen an unserem heutigen Grate empor. Dort ist „das Wandl", das erste ernste Hindernis. Ich bin „riesig gespannt", wie sich das wohl anläßt. Also — los!

Wir gehen ohne Seil, wie fast immer, wenn wir zwei allein sind. Nur die Ungunst der Verhältnisse oder unbekannte Schwierigkeiten und Gefahren lassen uns danach greifen. Wir gehen so einheitlich, daß der eine sicher durchkommt, wo der andere voransteigt, der ja vom Seil doch keinen großen Nutzen hat.

Jetzt sind wir am Wandl. Es ist noch gleich glatt und kleingriffig. Ja — es ist tatsächlich schwer, so mit Rucksack und Pickel, die uns ja auf allen Fahrten treu begleiten. Eine gewisse Befriedigung durchzieht mich. Dann aber auch Sorge, weil ich Dolf nun nicht am Seil weiß. Zudem hat er es im Rucksack. Natürlich! „Tücke des Objekts." F. Th. Vischer hat wirklich recht. In diesen leblosen Dingen lebt halt doch ein Teufelein. Oder was nützt mich jetzt die Kamera, da ich das Seil gern hätte? Dolf schafft es natürlich leicht. Er klettert ja so schön, daß es eine helle Freude ist, ihm zuzuschauen, wie bedachtsam und ruhig das vor sich geht. Hab' ich ihn je gleiten gesehen? Ich kann es mir nicht denken! ... Da ist ja schon der gespaltene Turm. Dolf ist schon in den Kamin hineingeschlossen, indes ich auf dem Vorturm die seltsamsten Gleichgewichtsübungen ausführe, um dies einzigartige Felsbild festzuhalten. ... Verdammt! Nun quäle ich mich in dem engen Schlund mit Sack und Pickel, daß man sich wirklich frägt, ob da nicht ein kräftiger Fluch am Platze sei, so einer, der aus tiefstem Herzen an diese Steinmauern geworfen wird, daß die ganze Wut mit ihm davongeflogen ist: Donnerwetterhaggelstein!

So, jetzt sind wir wieder beisammen und bewundern aufs neue dieses Turmgeviert, das zwei Kamine umsteht. Hier waren wir das erstemal ganz närrisch vor Freude — „weißt du's noch, Theodor?" — Erst diese verblüffende Lösung mit dem Kamin, der den aalglatten, ohne ihn ganz und gar unbezwinglichen Turm gerade dort spaltete, wo unser Grat anschloß, gerade dort, wo unsere ganze Hoffnung schon zu zerbrechen drohte, weil uns dieses kleine Geheimnis von unten verborgen war. Und dann dieser übers Kreuz gespaltene Turm.

Und gleich darauf der torartige Durchschlupf nach der anderen Gratseite, der uns

vor den zweiten großen Plattenturm führte, wo unsere Hoffnung neuerdings zusammenbrach, weil ich die Geschichte falsch angriff und an einem gelben Überhang herumdokterte, ohne zu ahnen, daß man schon weiter vorne am Grat hätte anpacken können.

Ja — heute ist mir das gleich klar. Und da mich dieser riesige Plattenturm auch heute wieder lockt, Dolf aber stets zu neuen Taten bereit ist, so wird nicht lange gefackelt, sondern forsch zugegriffen. Wir haben doch etwas gelernt seither! Besonders *schauen* haben wir gelernt.

Ein Wandl ähnlich dem des Einstieges sperrt den Grat. Dolf macht ein Meisterstück, dann ist es genommen. Jetzt geht's leicht unter einem Überhang durch auf eine schuttbedeckte Rampe, über der ein enger hoher Kamin bis zur Spitze des Turmes aufsteigt. In ihm schlüpfen und stemmen wir dem Lichte zu: Es gelingt; — der *ganze* Grat ist unser, denn hier kommt die Umgehungsschleife zu seiner Schneide zurück. Diese Verbesserung und Verschönerung des Weges macht uns natürlich eine Riesenfreude. Wir messen ihr selbstverständlich keine Bedeutung zu. Beileibe und allen Göttern nicht! Wir freuen uns nur, an der Schieferspitze, unserem Freundschaftsberg, so ein Stücklein Neuland erforscht zu haben. Das ist unsere heimliche Freude. Mit ihr steigen wir auf den übersonnten Grat aus und erklimmen rasch den Nordgipfel.

Hier rasten wir und sehen erstaunt, daß ein Wetter im Anmarsch ist. Durch die mächtige Parseierburg gedeckt, ist es aus dem Südwesten heraufgerückt und verfinstert plötzlich das Land. Eiligst klettern wir zur Scharte vor dem Hauptgipfel hinab, verstauen dort unsere Bündel und huschen leicht, ja wahrlich beschwingt, über das Plattendach des Nordgrates. Mit den Kletterfinken kann man da hinauflaufen wie eine Katze, die ihr Lebtag nichts anderes getan hat, als über glatte Dächer hinwegschleichen.

Da ist der Gipfel und — niemand da! Und wir hatten doch ein Treffen ausgemacht mit den Freunden, die über den Südgrat heraufwollten ...?

Wir setzen uns und lauschen. Es herrscht die bekannte, drohende, schwüle Stille vor dem bösen Wetter. Es steht schwarzgemauert über der Parseier, rückt schnell und schneller vor. Graue Regensäcke werden über die ferneren Gipfel ausgeschüttet und ... da! Jetzt tauchen die Freunde auf dem Vorturm des Südgrates auf. Man hört ihre Zurufe. Wir jauchzen und erhalten Antwort.

Dann hocke ich mich wieder in die Felsenwanne, die, von zwei Platten gebildet, den Gipfel teilweise einnimmt. Der Blick auf den Südgrat, das heraufdrohende Wetter — alles läßt den Erinnerungsquell vorbrechen, als sei es heute. Hier saßen wir, das Maitschele und ich, als wir — den Freunden weit vorausklletternd — die Spitze im dicken Nebel zuerst erreicht hatten. Hier trank sie hinter meinem Rücken die Flasche aus! Das muß bestraft werden. „Ganz exemplarisch!" hätte mein Lateinprofessor gesagt. Nun — bei uns wurde das auf bräutliche Art abgemacht, das heißt, als es eben sein sollte, da — taucht der Vordermann der nächsten Seilschaft aus dem Nebel!

Dann begann es auf einmal zu rumoren, aus der Ferne durch den Nebel. Das war unheimlich, weil wir in unserer Nebelmilchglaskugel, die um uns undurchdringlich verharrte, rein gar nichts Genaues feststellen konnten über das Woher und Wohin des Wetters. War es nah? War es fern? ... Wie zur Antwort grollte es näher. Meine Haare beginnen zu prickeln.

Jetzt aber los! Und fort stürmten wir. Hochgewitter am Grat — nur das nicht!

Das war damals. Und nun ist heute *wieder* ein Wetter in drohendem Anmarsch! Durch die Erfahrung gewitzigt, verzichten wir darauf, es ausgerechnet auf

dem höchsten Punkt des Berges zu erwarten, riefen dies den Freunden zu und trollten uns. Es tröpfelte schon. Dunkler nahte das Gewölk. Wie die Katzen huschen und laufen wir wieder über die Platten hinab. Schnell die Schuhe gewechselt und in den Schuttströmen der Medriolseite hinabgerannt, daß es stäubt und rauscht. Ein Regenschauer geht nieder, ist vorbei und — heller Himmel narrt uns schon wieder.

Wir bummeln zur Hütte. Es ist drückend schwül. Man spürt, es ist noch nicht zu Ende. Man sieht riesige Wolkentürme wachsen — dunkeln. Wieder verfinstert sich das Kar. Die Felsenberge wachsen dunkel auf unter der schwarzen Decke. Nur nach Süden schaut man zwischen Bergen und Wolken als düsterem Rahmen hinaus in den sonnigen Süden, wo die Ötztaler Eisberge unter einem lichtblauen Himmelsstreifen als goldglänzende Kette verheißungsvoll winken. Die Weißkugel ist wie eine Götterburg, so wunderbar. Eine Weile kreist das Abenteurerblut, um sie: dorthin! — Pläne zucken wie die Blitze, die jetzt aus dem Dunkel brechen, gefolgt vom Donner und von den Regengüssen der Ernüchterung. Ihre grauen Schleier fallen vor das goldglänzende Gebirg. Eisige Körner prasseln — die Ferne versinkt im Brausen...

Und doch! Das Bild hat uns gepackt. Es zieht uns fort. Wir packen die Säcke. Das Wetter ist verrauscht. Nur schwere Wolken kleben noch an den Spitzen, an den vertrauten Graten.

„Behüt Euch Gott, liebe Freunde!" Ein ganzer Wald Fäuste, braune Hände strecken sich her. Augen blitzen. Wir reißen uns los und stürmen hinab. Jauchzer hallen auf und ab. Regen rauscht und es rauscht der Quell der Erinnerung, der ewig schöne, der alles läutert, bis nur das Schöne bleibt, das ewig Schöne: Die Felsengrate — die hellen; — die Wolken — die weißen; — die Blumen, die bunten und die Wasser, die lauten, die ruhelosen, denen wir so gleichen — — — gleichen müssen. Wir, die Ruhelosen.

III. Wintererlebnisse im Gebiet des Württemberger Hauses

Von Lilli v. Weech, Garmisch

1. Medriol und Patrol

Das Medriol und seine Umgebung zählt bestimmt nicht zu den „Schiparadiesen", die viele aufsuchen, um sie auch kennen zu lernen. Pietät, Forschungsdrang, Romantikersehnsucht dürften die Beweggründe sein, welche dem Württemberger Haus seine wenigen Wintergäste zuzuführen verstehen.

Eine Hochdruckwoche mit sonnigen Tagen, kalten Nächten, gutem Firn, — das ist die gegebene Zeit, um diesem verborgenen und reizvollen Winkel einen Besuch abzustatten.

Wir — meine drei Stuttgarter Schigenossen Häfele, Leitholdt, Bühler und ich — hatten nicht ganz das gute Gewissen, wie es ein sorgloses Eindringen in diese Mausefalle bedingt hätte. War es doch nach einer längeren Neuschneeperiode schon der zweite Morgen, der uns von Zams ins Starkenbachtal wandern sah. Wir redeten uns indessen ein, daß am Tag vorher „alles" abgegangen sein müßte, was sich dort an Schneebrettern und dergleichen gebildet haben mochte. Und als wir aus dem heißen Inntal den trockenen Plattenweg emporstiegen, dünkte uns die Landschaft angesichts der fremd anmutenden Flora „südlich", aber nicht „lawinös".

Bei den Garseilwiesen im Starkenbachtal änderte sich plötzlich die Lage und kurz vor der Alfuzhütte, 1263 *m*, konnten wir die Bretter unter die Füße bringen. Wir bogen ins Silbertal ein und stiegen, uns meist in der Talmitte haltend, empor. Der Neuschnee war prächtig verfirnt.

Da unterbrach ein leises Poltern die Stille: Aus einer Seitenrinne kam eine Lawine zu uns herabgeglitten, nicht eben schnell, gewaltsam und laut, aber scheinbar ohne Ende. Wie im Korso fuhren die Schnee- und Erdbrocken, die Steine und Latschenzweige an uns vorüber, die wir erstaunt als Zuschauer zu beiden Seiten standen — ich glaube, eine Viertelstunde lang. Scheu, den Blick nach oben gerichtet, brachte unsere Nachhut die Lawinenbahn hinter sich und bald darauf gewannen wir unter dem Silberjoch gutartiges Gelände. Das Silberjoch, 2116 *m*, stellt den verhältnismäßig besten Schiweg zum Württemberger Haus dar. Der kürzere Zugang durch das Jammerloch dürfte im eigentlichen Winter nicht anzuraten sein und erst zur Frühjahrszeit bei aperen Verhältnissen in Betracht kommen.

Vom Silberjoch erschließt sich eine prachtvolle Aussicht ins Patrol hinein. Gar zu gern hätte ich der Sonnenpleisspitze, 2453 *m*, einen Besuch abzustatten versucht, aber die Gefährten drängten zur Abfahrt und nicht ohne schisportlichen Grund, denn ein paar Stunden später hatte sich der weiche Firn vollends in einen Brei verwandelt. Die Sonne brannte heute tropisch. Bei der Abfahrt zur Unterlochalm hält man sich der Sommerroute nach, vermeidet also im unteren Teil den heimtückischen Silbertobel.

Im Jammertal angelangt, trafen wir Spuren: Der Jäger Wastl Praxmarer hatte fürsorglich unseren Proviant auf dem Talweg zu seiner Hütte gebracht. Die kleine Wastlhütte liegt im Wald verborgen an der Gabelung von Medriol und Patrol. Mehr zu verraten wäre vielleicht nicht nach dem Wunsch des Erbauers, der uns damals in freundlicher Weise sein Bergheim zur Verfügung stellte. Vom Württemberger Haus lagen im Frühling 1922 lediglich ein paar Balken am Branntweinboden. Die Wastlhütte ist ein äußerst sinnreicher, am Berghang zwischen vier hohen Bäumen erstellter „Pfahlbau", der innen mit Dachpappe gedichtet ist, einen winzigen Kochofen, Tischchen und Bänkchen enthält, ferner zwei Lager, nach Schlafwagenart übereinander errichtet, und einen mächtigen Strohsack für verstärkten Betrieb. In der Wastlhütte hausten wir drei Tage lang, behaglich, warm und weltentrückt.

Der nächste Morgen galt dem Medriol. Im tiefsten Grund fuhren wir aufwärts. Als die Sonne zu stechen begann, hielten wir uns auf der Schattenseite des Tales, wobei man allerdings mit beinigem Harscht und verhärteten Lawinenbrocken zu kämpfen hatte, dafür aber gefahrlos stieg, während drüben an der Ostflanke von Planken- und Spießrutenspitze der Lawinentanz begann. Jene eigenartig kühne und groteske Formation, die regellose und wunderliche Stufung, wie sie Allgäuer und Lechtaler Alpen aufzuweisen haben, der stete Wechsel des Landschaftsbildes und die Überraschung auf Schritt und Tritt, das ist es, was mir diese Gruppen anziehender gestaltet als irgend andere. Sich hier den Weg zu suchen, bedeutet keine Langeweile. So geschah es, daß ich auch im Winter in diesen reichverzweigten Gründen und Hochmulden heimisch wurde, während mich auf weiten Gletschergebieten bisweilen ein Fremdsein überfällt, eine Art Platzangst, eine Unlust ob der unbegrenzten Möglichkeiten.

Um zur Terrasse „Auf der Lacke" zu kommen, schlugen wir einen großen Bogen nach Westen. Am Württemberger Hausplatz gab es eine lange Rast. Von der Schieferspitze hatte ich ihn im Sommer des Vorjahres erstmals gesichtet und andern Tags, über das Leiterjöchl kommend, einen Besuch abgestattet.

Wir teilten uns. Einer ging daran, den Schafhimmel und das Leiterjöchl, 2516 *m*, einer winterlichen Erforschung zu unterziehen. So einfach die Rückfahrt durch den Schafhimmel ist, um so weniger empfehlenswert dürfte der winterliche Übergang in das Schieferkar sein.

Wir andern rückten der Gebäudspitze, 2703 *m*, auf den Leib und erreichten sie von Südwesten, zuletzt in Kletterei über Blockwerk. Anfangs hielten wir uns in der Flanke, dann am Südgrat, der dem Gebäudjöchl entspringend, vielzackig aufsteigt. Ob der Übergang vom Medriol über das Gebäudjöchl im Winter günstig wäre? Die Abfahrt vom Gebäudjöchl drüben durch das Gebäud dürfte prächtig sein, der Übergang über eine der Dremelscharten würde die Verbindung zur Hanauer Hütte herstellen. Und ob der Medriolkopf vom Schafhimmel anzupacken sei? Bestimmt wohl, und schade, daß unsere Zeit befristet war! So und ähnlich ergingen wir uns in Zukunftsplänen, hingelagert zu sonniger Rast, während das Auge weiterglitt zum schimmernden Kranz der Zentralalpen, um immer wieder zurückzukehren zu den Problemen der liebgewonnenen Lechtaler Berge.

Was die Leiterspitze, 2752 *m*, den höchsten Berg der näheren Umgebung, betrifft, so wurde sie im Winter erstmals von drei Bayerländern, den Herren Grießl, Krones und Schambeck erstiegen. Sie kamen von Gramais und nahmen im mühseligen Aufstieg die Steilstufe zwischen Branntweinboden und Gufelhütte. Dann hatten sie gewonnenes Spiel und verwendeten die Hölzer bis zur Scharte zwischen Kleiner und Großer Leiterspitze. Den Rückweg wählten sie über das Albitjöchl. — Ob man mit Schiern vom Württemberger Haus über die Bitterscharte ins Bittrich und somit zur Leiterspitze gelangen kann, entzieht sich meiner Kenntnis.

Wir winkten unserem Gefährten, der sich im Schafhimmel tummelte, zu, turnten wieder herab zu den Schiern und fuhren gegen Abend gemeinsam durch das ganze Medriol in anregender Fahrt zur Wastlhütte zurück. Da sich die am Vormittag unruhigen Ostflanken nunmehr friedlich gaben, blieben wir meist im tiefsten Grund.

Am nächsten Morgen strebten wir im Patrol aufwärts, indessen das Auge wieder und wieder zurückblickte, so unwirklich keck und schlank baute sich die gleißende Silberspitze hinter uns auf. An der Oberlochalm angelangt, hielten wir Vorschau. Dabei mußte Herr Häfele seine heißesten Wünsche endgültig begraben, nämlich die nach einer Winterbesteigung der Parseierspitze. Während mancher steile Sonnenhang in der entsprechenden Tageszeit ein ungestraftes Befahren gewährte, lauerte auf der unverfirnten Nordflanke der Patrolscharte ein listiges Schneebrett nach dem anderen. Es hieß also verzichten, und so wendeten wir uns gekränkt auf die entgegengesetzte Seite, um eine Besteigung der Kleinbergspitze, 2759 *m*, zu versuchen. Meiner Erinnerung gemäß mußte man die Schier bis zum Gipfel verwenden können. Durch lichte Lärchenbestände stiegen wir zur Großbergalm an und dann auf dem Rücken zwischen Großberg- und Kleinbergalm. Man kann auch schon bei P. 2123 zur Kleinbergalm hinüber oder die Möglichkeit wahrnehmen, sie vom Seeschartenaufstieg zu erreichen.

Der westliche Himmel hatte es verstanden, sich weitgehendst unseren Blicken zu entziehen und so waren wir nicht wenig erstaunt, als plötzlich trübes Grau um uns herrschte und dunkle Wolken auffuhren, die heftige Schneeböen entgegenschickten. Was tun? Ohne Sicht durfte bei den heutigen Verhältnissen nicht jeder Hang „ungeschaut" angegangen werden. Am besten also umkehren und sich eine erträgliche Rückfahrt sichern! Das geschah denn auch. Am Nachmittag lächelte längst wieder die Sonne. Doch wozu ärgern? Kluge, wenn auch oft — wie sich später zeigt — überflüssige Umkehr ist eben bisweilen das Schicksal des vorsichtigen Bergsteigers.

Gegen Abend verließen wir die Wastlhütte und fuhren talwärts. Im Zammerloch hieß es natürlich abschnallen. Der Felssteig war aper. Ganz wenige Lawinenreste stellten sich in den Weg. Der Jäger Wastl hatte recht gehabt, wenn er die Verhältnisse im Zammerloch als vorzügliche erklärt hatte. So konnten wir der wilden Steilschlucht, dem Tiefblick zur Löther Klamm die ganze Aufmerksamkeit schenken. Auf dem frischgrünen Anger, hoch über dem Inn, gab es die letzte Rast. Niemand — ob

er geht oder kommt — wird es versäumen, unter dem Kreuz am „Burschel" eine Weile zu verhalten. Wenn wir mit einer Landschaft den Begriff „romantisch" verbinden, so ist es mit der, welche uns hier umgibt. Zu unseren Füßen windet sich der breite grüne Inn, denn seltsam geformte Kegel wehren ihm die gerade Bahn. Einer von ihnen ist der Tschirgant, das Wahrzeichen von Imst. Raubritterburgen erzählen von vergangenen Tagen. Das junge Grün der Talwiesen, das warme Grau des Gesteins und die blauweißen Schneekare geben einen berückenden Dreiklang. Mancherlei Wolken variieren ihn und täuschen bedenklichen Wettersturz vor. Sie entladen sich in kleinen harmlosen Schauern oder werden aufgelöst durch die siegende Sonne. Ein wundersamer Duft schlägt uns entgegen. Wir gehören ganz dem Frühling wieder, seinen Blumen und Blüten, als wir dann, das Wintergerät geschultert, in die kleine Ortschaft Zams einziehen. Dort wartet unsrer die liederreiche Schizunft der Sektion Stuttgart und die Jägerfamilie des Wastl Praxmarer. Alle Schneeeinsamkeit von Patrol und Medriol war vergessen, um in stillen Stunden bildfroh im Erinnern aufzuleben.

2. Winterfahrten bei Gramais und Madau

Wer im Sommer von Norden zum Württemberger Haus möchte, nimmt ohne Zaudern den Weg über Gramais oder Madau. Im Winter bedeutet die Reise zu diesen entlegenen Siedlungen ein Unternehmen für sich. Von der Außerfernstation Reutte heißt es viele Stunden weit auf der Lechtaler Straße laufen oder sich ebenso lange dem offenen und primitiven Postschlitten anvertrauen, um an die Mündung des Gramaiser oder Madauer Tals zu gelangen. In weiteren drei Stunden Aufstieg erreicht man dann jeweils diese Plätze, insoferne die Zugänge nicht von Lawinengefahr bedroht werden.

Unterhaltlicher gestaltet es sich, diese Orte von oben zu gewinnen, also über Jöcher. Mit einem Imster Burschen, Heinrich Zöhrer, der gern etwas „Neues" sehen wollte, bin ich von Imst über „Hahntennen" nach dem weltfernen Boden. Als wir in der Dämmerung die Tür der Gaststube klinkten, waren die Leute zunächst sprachlos vor Erstaunen über die seltenen Wintergäste. In einer Wandnische, die mit dem Kamin verbunden war, wurde dann ein Kienholzfeuer entflammt — die Beleuchtung. So recht eine Stimmung zum Erzählen kam auf, und wenn den Männern die Pfeife im richtigen Mundwinkel hängt, fällt ihnen das Tausendste ein, von Geistern und — Hüttendieben.

Anderntags ging es über das Sattele, 2091 *m*, nach Gramais. Dieser Übergang wird im Winter auch von Einheimischen benutzt, vielleicht schon so lange, als diese vom Inntal her besiedelten Dörfer bestehen. Während nach Boden die Abfahrt durchwegs prächtig zu nennen ist, erweist sich das oberste Stück auf der Gramaiser Seite als „gach", jedoch keineswegs als „senkrecht", wie es dem Beschauer, von gegenüberliegenden Jöchern betrachtet, erscheint. In Gramais beim Kuraten, der als Seelsorger, Ökonom und Wirt eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet, sitzt es sich bei guter Verpflegung gar behaglich auf der Ofenbank oder an schönen Tagen im Pfarrgärtlein. Auch einige Privatquartiere sind zu empfehlen.

Für den nächsten Tag nahmen wir uns die Fahrt zur Memminger Hütte vor. Es war eine Wetterlage, in der Entschluß und Gelingen beinahe eins bedeuteten. Abends wehte der leichte Wind vom Berg, nachts kam Frost und an jedem neuen Morgen lachte ein unverwüstlich blauer Himmel.

Wir fuhren zum Branntweinboden und stiegen im Sacktal empor. Am Albitzköchl traten wir einer neuen Welt gegenüber: Oberlahmsspitze und Freispitze zeigten uns ihre verwegensten Seiten. Hatte der Fels den Schnee abgeschüttelt, so haftete er noch

widerwillig an den Fluchten von scharfen Grasrippen und übersteilen Erdrinnen, — ein beklemmender Anblick. Es war aber bei schönstem Sonnenschein so kühl heute, daß alles stumm und starr blieb. Solche kühlen Schönwettertage, die kälter sind als die vorangegangenen, gewährleisten dem alpinen Schneeschuhläufer sorglose Fahrt. Für mich brachte diese Tatsache eine Sorge anderer Art: Hatten wir auf der Fahrt vom Albit- zum Streichgampenjöchl im Pulver geschwelgt, so hieß es, sich nunmehr mit dem Harscht befreunden, der sich an dem steilen Quergang bei P. 1942 unangenehm bemerkbar machte. Kurz entschlossen schnallte ich ab, und legte etwa einen halben Kilometer, die Absätze kräftig in den Schnee hackend, zu Fuß zurück, während sich der junge Imster mit geradezu beängstigender Keckheit auf den Schneeschuhkanten hinüberschlich. Am „Nocken", da, wo das Rethtal steil heraufkommt, verließen wir auf kurze Zeit die Sommerroute und hielten uns im engen tiefen Bachbett, das sicher zum Oberlahmsberg brachte. Durch herrliche Hochmulden, die vordem kaum jemals Winterbesucher gesehen hatten, ging es zum Oberlahmsjoch, 2508 *m*, hinauf. An 300 *m* tiefer erblickten wir drüben die Memminger Hütte. Mein Gefährte war im Nu unten, während ein Riemenbruch mich halbwegs zu einer unfreiwilligen Pause verurteilte. Angesichts der milden wärmenden Abendsonne erledigte ich diese Angelegenheit in aller Ruhe. Dann tauchten die Schier in kühlen Schatten und begannen mächtig zu rennen. Als ich an die Hüttentür kam, fand ich meinen Begleiter noch damit beschäftigt, sie von einer Schneewehe zu befreien.

Im Umkreis der Memminger Hütte gibt es eine Schitur von eigenem Reiz: die Dreiseenfahrt zum Mittleren Seekopf, 2704 *m*. Wenn beim Rückweg der Schluß zu toll wird, so läßt zur rechten Zeit einer der Seewiseen die schnelle Fahrt verebben.

Auch auf dem Seeköpfl, 2562 *m*, und dem Seekogel, 2417 *m*, bin ich gewesen. In einem andern Frühjahr habe ich die Seescharte, 2599 *m*, erstiegen, diesen engen Spalt zwischen Felsen, durch den man sich beinahe mit den Ellbogen drücken muß. Auch damals blieb mir die Besteigung der Kleinbergspitze versagt. Der Weg über die Seescharte bildet im Winter den günstigsten Übergang von der Memminger Hütte zum Patrol und Medriol und somit zum Württemberger Haus. Im Buch der Memminger Hütte fanden wir den Eintrag eines Einsamen: ein Schiläufer vom Schwabenland war mutterseelenallein zur Wegscharte gefahren und wieder zurück. Es gehört einige Unternehmungslust dazu, sich ohne Gefährten in diese Mausefalle zu wagen. Denn die Strecke Madau—Memminger Hütte fordert sichere und sichtige Verhältnisse. Im Rückweg dürfte die weitere Route über das Oberlahmsjoch und durch das Rethtal lohnender sein und eine hübsche großzügige Abfahrt gewähren.

Madau und seine kleine Kapelle am Bach hatte ich in diesen Jahren liebgewonnen. Es ist im Winter unbewohnt, und so ließen wir uns von einem Stockacher Bauern den Schlüssel zu seinem Hof geben. Er tat es gerne und, als wir um die Rechnung für Unterkunft und Holz baten, wehrte er ab: „O laßt's es, es ischt net hoakel mit dem Holz!" Wer aber weiß, was ein Lechtaler Ofen, der ein Viertel der Stube einnimmt, schluckt, der erkennt, daß es doch noch Bauern gibt, die sich dem Bergsteiger wohlgesinnt zeigen und aus freundlichem Verstehen ihre Almen und Berghäuser zur Verfügung stellen. Natürlich zeigten wir uns entsprechend erkenntlich.

Von Madau haben wir als schönste Fahrt die Grieslspitze, 2833 *m*, unternommen, mit Aufstieg durch das Alperschontal und über die Stierlochscharte und der Abfahrt durch das gesamte Parseiertal. Einmal waren wir über die Feuerspitze von der Frederic-Simms-Hütte gekommen. Sie gehört jetzt der Sektion Stuttgart. Anderntags wurde die Tur nach Gramais fortgesetzt. Man folgt von Madau dem Märzbach bis zum Rauben Kopf, und gelangt, diesen westlich und nördlich umfahrend, ins Schafkar. Zur Linken erhebt sich die Seebleskarspitze,

2542 *m*, die ich gelegentlich eines späteren Madauer Aufenthaltes bestiegen habe. Der Blick zur Großen Schafkarspitze wirkt überraschend eindrucksvoll.

Wir berührten die Schafkarscharte, 2445 *m*, und strebten gleich weiter zum Grasschartl, 2530 *m*. Die Abfahrt drüben durch das Roßkarbachtal war mit das Abenteuerlichste, was ich an Abfahrten ins Unbekannte erlebte. Zunächst verfinsterte sich der Himmel. Nach vierzehntägigem Wetterglück trat ausgerechnet hier oben der Umschlag ein! Bei schlechtem Licht fuhren wir vorsichtig den obersten Steilhang hinab ins Roßkar; bei Sonnenschein mußte es herrlich sein, sich in diesem weiten verworfenen Gelände auf den Hölzern zu tummeln, besonders wenn da droben, wie geplant, eine Hütte als Stützpunkt errichtet sein wird. — Wir strebten indessen eilig vorwärts. Die Steilstufe zwischen Oberem und Unterem Pletschigerboden gab nämlich auf der Karte Rätsel auf. Die Alpenvereinskarte der „Allgäuer- und Lechtaler Alpen" vermerkt am östlichen Rand des Kars eine schrofenfreie Durchfahrt, die Karte der „Lechtaler Alpen" überhaupt keine, soweit man nicht mit gutem Willen die Route des Sommerwegs bei P. 1693 als solche annehmen konnte. Wir gingen die letztere an. Mein Gefährte, wie schon erwähnt, ein Held in steilen Schitraversen auf Harscht und — Eis, querte über dem Abbruch grüner, erstarrter Wasserfälle in blitzschneller Fahrt den Steilhang bis zu P. 1970 *m*. Es war eine jener Stellen, die man entweder rasch nimmt oder — gar nicht. Ich zog letzteres vor, besonders, nachdem mein Genosse den gesamten Firnbelag in die Tiefe geschickt hatte und nur das blanke Eis als „Schiföre" zur Verfügung stand. Ich suchte mir einen anderen Schiweg, auch pikant, aber langsam und sicher. Zwischen Schrofen führte ein etwa meterbreites Firnband horizontal bis zu einer Ecke. Ich schlich diesem Band vorsichtig nach, drückte mich um die Ecke und sah freie Hänge und meinen Gefährten vor mir! Dann begann ein unterhaltliches und kunstreiches Durchwinden zwischen kleinen Steilstufen, erschwert natürlich durch die unsichtige Beleuchtung. Von allen Seiten krochen die Nebel herab. Es war schwül geworden, der Schnee so tief und schwer wie nie in diesen Tagen; Lawinengefahr schien in der folgenden geraden Strecke, die von Steilflanken besäumt ist, gegeben. Wir griffen tüchtig aus, um den geschlossenen Wald zu erreichen.

Als wir die Türklinke des Widums drückten, begann der Himmel seine Schleusen zu öffnen, zuerst zum Regnen, dann zum Schneien. Ins Roßkar aber, so gelobten wir uns, wollten wir einmal noch in unserm Schidasein: das „Durchschlängeln" hatte es uns angetan.

In Gramais trafen wir zu aller Erstaunen die Bayerländer, welche im Vorjahr Leiterspitze und Große Schafkarspitze erstiegen hatten und nun dem Parzinn, ihrem Lieblingsgebiet, einen Besuch abstatten wollten. Die Tatsache, daß die zwei Schipartien, die bisher Interesse für diese entrückten Gebiete der Lechtaler Alpen bewiesen hatten, zufällig am gleichen Tag hier zusammentrafen, wurde abends gebührend gefeiert.

Das Schneien hörte bald auf; es wurde kälter, blieb aber trüb und neblig. Nach einem Rasttag unternahmen wir gemeinsam die Besteigung der Zwickspitze, 2302 *m*, über den Gampensattel. Der Gang zum Gipfel vollzog sich bei Graupeln auf schneebedeckten Graspackeln, der weniger steile Abstieg mit Ausweichen nach Westen und Süden. Wieder am Gampensattel angelangt, trennten wir uns. Die Bayerländer begaben sich nach Gramais, mein Gefährte und ich über die Griesbachalm nach Elbingenalp. Die Begehung des Griestaler Almwegs kann im mittleren Teil bei Verwehungen unangenehm werden. Der Übergang über die Schafkarscharte dürfte dann bessere Möglichkeit bieten, die Tur fortzusetzen.

Dieser oder jener Berg, welcher dem Hüttengebiet des Württemberger Hauses als zugehörig oder benachbart betrachtet werden kann, läßt sich also von Gramais aus

unternehmen. Wie aber, wird man schließlich fragen, kommt man im Winter von Gramais zum Württemberger Haus auf direktem Wege? „Schlecht", muß die Antwort lauten, denn die 400 *m* Steigung vom Branntweinboden zum Almgebiet der Gupfelhütte haben sich nach Erfahrung der Leiterspitzbesteiger als heftige Plackerei erwiesen. Man wird also auf einer der anderen vorerwähnten Routen das Medriol zu erreichen suchen.

Den letzten Gang zum Gipfel oder zur Scharte, den tut ja der Schialpinist gerne zu Fuß, aber sonst wünscht er sich fahrbares Gelände unter die Bretter und außerdem — das soll nicht vergessen sein — einen guten Kameraden. Ich hatte ihn, denn mein junger Gefährte aus Imst tat überall freudig mit, so freudig, daß aus einer geplanten Tur von fünf Tagen eine solche von fünf Wochen wurde. An Zeit war damals kein Mangel, und schon in den Sommermonaten hatte ich — meist allein — Unterkunft und Wege ausgekundschaftet, hatte im Spätherbst durch die Post Lebensmittelsendungen an die „Etappen" geschickt, denn damals gab es wohl Butter, Käse, Eier, Speck die Fülle in den Gebirgsdörfern, aber an Mehl, Reis, Zucker, Kerzen war Not. Und wir wollten doch nicht als Packesel von Joch zu Joch ziehen! Mein Begleiter vertraute blind meiner „Organisation", „strategischen" Leitung und der Spur meiner Abfahrt, wogegen er mir in mancher „technischen" Beziehung, wie Spuren im tiefen Schnee, Trittetreten, Felsklettern, Rucksacktragen entschieden den Rang ablaufte. Die Begeisterung, diese im Winter verlassenen Täler und unberührten Berge zu erforschen, verband uns beide, den einfachen Landbewohner und die mit Theorien beschwerte Städterin.

Ich sehe es noch vor Augen, wie wir uns den Aufenthalt in den primitivsten Hütten behaglich gestalteten, wie ich auf flackerndem offenen Feuer Kaffee und Schmarrn kochte oder in die zum Schlafen mitgebrachten „Plumeauxüberzüge" Heu füllte, während Heinrich mit den Füßen Holz „trat", weil Beil und Säge fehlten, oder Schier und Stöcke gewandt flickte unter Benutzung von alten Konservenbüchsen, Stacheldraht und Fliegenleim. Ich sehe es, wie wir aus dem „Außerfernboten" Zigarettenpapier erfanden und um einer winterlichen Neutur willen einen Tag lang nur von Polenta lebten, — bis dann wieder einmal der „Hirsch" im Holzgau oder die „Gemse" in Zams uns die gänzlich entwöhnte „Zivilisation" und „reichhaltige" Speisekarte bescherte.

Viel im Winter Unerforschtes gibt es noch in den Lechtaler Bergen und, wer mitunter steile Hänge zum Schwingen liebt, den letzten Gipfelaufstieg als anregende, mäßig schwierige Kletterei, den Zauber einsamster Täler und Unterkünfte, der wird in der näheren und weiteren Umgebung des Württemberger Hauses winterliches Bergglück in hohem Maße finden.

Im hintersten Lech

Begleitworte zur Karte der westlichsten Lechtaler Alpen[1])

Von Walther Flaig, Gargellen im Montafon

Frühling am Spullersee

Nichts Schöneres als Kalkalpen im Frühling, wenn die frischgrünen Matten zwischen den silbergrauen Felsen liegen wie weiche Teppiche, bestickt mit jenem dreifärbigen Blumenbild des Kalkalpenfrühlings: rosafeurig — glühend blau — flammend gelb. Wie heißen die drei Zauberer? Mehlprimel, Frühlingsenzian und Platenigl. Ihr Farbendreiklang herrscht über alles. Immer müßte man den Bergfrühling mit diesen Farben schmücken, wollte man ihn wahrheitsgetreu malen.

Unter dieser Frühlingsfahne der Berge zogen wir ein „auf Spullers" — mein Vetter und Jugendfreund Hans Fechter war dabei. Gleich unser Einzug war reizvoll und abenteuerlich. Von Danöfen fuhren wir nämlich mit dem Schrägaufzug des Spullerseewerkes zum Grafenspitz hinauf. Das sanfte, aber steile Emporheben über Tal und Wälder war bezaubernd schön. Man vermochte den Wunsch kaum zu unterdrücken, so immer höher und höher emporzuschweben, bis schließlich die Erde auch versänke. —

Dann trabten wir unter Führung eines Arbeiters durch die finsteren Stollentunnels. Halbwegs mußten wir durch einen Seitenstollen hinaus und auf zerfallenden Pfaden am Gewände hinüberqueren zum See. Seine Staumauer war in Arbeit und ein abschreckendes Getöse empfing uns. Heute, zwei Jahr später, ist alles ruhig dort droben. Die Baracken sind verschwunden und einzig die massigen Staumauern künden von den Werkjahren. Der See liegt mächtig vergrößert in der alten Stille. Das allerliebste kleine Ingenieurhäuschen aber ist in Besitz der Sektion Ravensburg übergegangen und nach dem österreichischen Bundesbahnpräsidenten als „Dittes hütte" den Mitgliedern des D. u. Ö. Alpenvereins geöffnet. Da die Ravensburger Hütte jenseits ½ Stunde ob dem See liegt, so sind nun zwei Gaststätten des D. u. Ö. Alpenvereins vorhanden.

In frühlingsfrohem Ansturm packten wir die Berge. Gleich am andern Morgen mußte die Roggalspitze dran glauben, einer der schönsten Lechberge. Uns lockte die Nordschlucht, die Altmeister Sohm mir empfohlen hatte.

---

[1]) Die hervorragend schöne Karte, ein Kunstwerk L. Aegerters, spricht für sich. Als Karte brauche ich ihr kein Begleitwort zu geben. Aber nicht nur die neue Karte enthebt mich der topographischen Beschreibung, sondern auch die gründliche Vorarbeit des Herrn Dr. Blodig in unserer Zeitschrift 1905, S. 236 ff. Und schließlich mein Führer durch dieses Gebiet, der unter dem Titel „Der Arlberg und die Klostertaler Alpen" im Verlage der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung in Innsbruck erschien. Dort findet der Bergsteiger wie der Wanderer die ganzen westlichen Lechalpen mitsamt der Braunarlgruppe eingehend beschrieben. Zusammen mit der neuen Karte wird dieser Führer wohl jeder Anforderung genügen.

So beschränke ich mich denn darauf, die Schönheit der westlichen Lechalpen in einer Auswahl gedrängter Skizzen aufleben zu lassen, — zur Erinnerung dem einen — zur Anregung dem andern.

Ein steiler Lawinenkegel hob uns zwischen aalglatten Wänden empor in den engen Schlund. Ein Überhang verhindert den geraden Anstieg und zwingt den Kletterer in einen Riß, der damals im Junianfang bös vereist war. Kaum überwunden, steilt wieder Schnee in eine Mulde hinauf. Wir tauchen mehr und mehr in den Leib des Berges. Die Rückblicke aus der Schlucht hinaus sind lautere Romantik. Ein zweiter Überhang. Über ihm eine große, steile Schneerinne. Sie ist schräg in den Berg hineingeschnitten, d. h. ihre linke Flanke ist in glatte Platten ausgeflacht, ihre rechte oft hoch überwölbt. Unter diesen Gewölben stufen wir hinauf. Hie und da fällt ein Stein. Jetzt verengt sich die Rinne zur Schlucht. Schmelzwasser springen in Fällen über die Wände. Vergeblich sucht man ihnen zu entwischen. Wieder steiler Schnee und ein großer Überhang. Wir kriechen unter ihm durch und nach links in einen Kamin. Dieser glatte Geselle ist eisüberzogen. Er macht uns schwer Arbeit und Sorge — der Steine wegen. Aber dann kommt der Lohn. Wir sind aus dem gefährlichen Schlund entwichen, der Gipfel ist nah — ist da! Wir stehen in der Sonne auf sicherem Grund.

Die Sonne war uns das liebste bei dieser Rast. Und doch wurde uns der Anstieg durch diese Nordschlucht eben seiner wilden Art wegen zum Erlebnis, gleich wie der Mensch sich gerne zuzeiten in die wilden Ströme des Lebens reißen läßt, um dann die sonnige Seite um so lieber zu grüßen. Und solche Kaminschluchten geben einem Berg seine besonderen Geheimnisse. Die Roggalspitze ist reich an ihnen, denn auch ihre Südwand ist von tiefen Einschnitten durchfurcht, die abwechslungsreiche Anstiege bergen.

Wir schlugen uns damals im Abstieg mit der Ostwand herum, weil wir zu den Mittleren Wildgrubenspitzen wollten. Aber schließlich wurde es doch zu spät und wir gelangten von der Scharte, nach Süden ausweichend, auf den „Kuhweg", der zuletzt über schöne grüne Stufen hinableitet auf die Almböden. Dort liegt ein kleiner See. Der glitzerte schon lange herauf und lockte uns zu einem Bade, obwohl noch Schnee am halben Ufer lag. Aber ein anschließender Dauerlauf und Indianertanz machte uns warm. Über die blühenden Matten trollten wir uns, fest entschlossen, am andern Tage die stolze Kette von der Oberen zur Unteren Wildgrubenspitze zu überklettern. Sie hatte uns von der Roggalspitze aus gar „vornehm" geschienen mit ihren vielen Türmen.

Der klare frische Junimorgen sah uns früh am Werk. Um 8 Uhr saßen wir schon in der Morgensonne auf der Oberen Wildgrubenspitze. Nicht ohne Stolz und Freude sahen wir drüben über dem Kar die Roggalspitze als einen mächtigen Dreikant im Morgenlicht stehen. Ihre Nordwand war zerspalten — wie ein Klotz mit dem Beil: die Nordschlucht vom Vortage. Ja — das war ein Berg, dem ich die Wiederkehr versprach.

Der Abstieg über den höfartsartigen Ostgrat unseres Berges war der Blumen wegen eine helle Freude. Dann kam ein einförmiger Gang auf die zerfressene, zerfallene Obere Grätlisgratspitze. Dieser Berg hat seine schönen Tage hinter sich. Wir verbummelten eine Stunde auf seiner Spitze, denn die nahe Rundschau ist geradezu großartig, weil die anderen Berge um so wilder und höher sind. Das mußten wir erfahren, als wir die Herrscherin in diesem Reich, die große Untere Wildgrubenspitze über ihren Nordgrat erreichen wollten. Der Übergang über die wild getürmte Scharte war eine Bergfahrt für sich und weckte die Pfadfinder in uns. Es war wirklich nicht nur ein körperlicher Kampf, sondern auch ein geistiger. Selbst der listenreiche Odysseus hätte seine Freude daran gefunden, wie wir auf dieser Fahrt uns auf und ab, herüber und hinüber schlugen und die immer wieder drohenden Türme übertölpelten.

Der hochgebaute Grat selbst gab sich dann bald leichter und beglückt betraten wir

den Gipfel, dessen Fernschau unter den Bergen am hinteren Lech nur von der Roten Wand und vielleicht noch von der Braunarlspitze übertroffen wird.

Über die warmen Felsen des Südgrates stiegen wir zur Nadelscharte hinab, wo „die Nadel" uns mit ihrem unbeschreiblich kühnen Aufbau überraschte. Die Mittleren Wildgrubenspitzen blieben wieder unbestiegen, weil wir zu müde waren, um den Kreis der Besteigungen bis zur Roggalspitze zu schließen. So fuhren wir nordwestwärts ab und kehrten heim.

Wer diese Hauptgruppe am Spullersee mit ihren großartigen Kletterfahrten besucht hat, der wird wohl meist der südlichen Kette, die das Klostertal begleitet, nicht mehr viel Acht schenken; doch mit Unrecht.

Es eröffnen sich dort nicht nur neue günstige Tiefblicke ins Tal, wie sie im Innern der Gruppe nie zu erhaschen sind, sondern es gibt dort auch großartige Berge und Felsbilder und zünftige Klettereien. Eine Gratwanderung von der Grubenspitze nach Westen — beliebig ausgedehnt oder abzubrechen — ist eine schöne wie kecke Fahrt.

Wir packten diese Gelegenheit am andern Tag an und drangen bis zur Blisadonaspitze vor, wobei wir allerdings dem Ostgrat der Wasenspitze auswichen, weil er gar so grimmig herschaute. Aber so oft ich mich seines Anblickes später erinnerte, lockte es mich mehr, ihn anzupacken, und als Freund Robert Pscheid meinem Rufe folgte, stiegen wir dem Trotzkopf schon wenige Tage später auf den Scheitel.

Es war ein kalter, sogar frostiger Morgen, als wir aufbrachen und dem Grubenpaß zueilten, bis wir hinter der „Eng" geraden Weges nach Süden emporsteigen konnten, an den Fuß des Ostgrates der Wasenspitze. Von Süden oder Norden sieht er, zumal sein unterster Abbruch, völlig unersteiglich her, weil er — wie schon Dr. Blodig schrieb — „gegen die Grubenspitze zu in gewaltiger Plattenwand abstürzt".

Da war nichts zu machen, wenn nicht irgendein Ausweg dahinter sich öffnete. Das war unsere Hoffnung, als wir in das wahrhaft großartige Tor hineinschritten, das diese Plattenwand zusammen mit den fast gleich gewaltigen Wänden der Grubenspitze bildet. Wir hatten richtig „spekuliert". Hinter dem überhängenden Absturz zog eine schiefrige Steilhalde empor, die sich zwischen den hier gespaltenen Grat hinaufschob und oben nach Süden umbog. Wir durchstiegen sie leicht und gewannen die erste Schulter des Grates in einer reizvollen Schleife von Süden her. Überall blühte es hier zwischen den Felsen.

Es folgte jetzt ein flacher Plattengrat, der sich aussichtsreich und sonnig wie ein Dachfirst hinzog und in eine Scharte abfiel. Dann aber kam das große Fragezeichen: eine ganz senkrechte Wandstufe aus splitterigem Gestein. Die hatte ich schon oft von weitem „beaugapfelt" und war zu keinem Schlusse gekommen.

Jetzt standen wir davor und zweifelten. Robert schüttelte seinen dicken Haarbusch und meinte, es sei höchst bedenklich. Es sah aber auch verdammt schlecht her, so schlecht, daß ich sogar den „Rückenbeutel" zurückließ und den Pickel, was sehr selten vorkommt, weil ich seit Jahr und Tag diese Dinge auf jeder Fahrt dabei habe.

Dem Ernst der Lage gemäß setzten wir sehr geistvolle wichtige Mienen auf und trafen umständliche Vorbereitungen. Robert suchte sich ein sicheres Plätzlein und dann zottelte ich los. Mit ruhigen, bedächtigen Bewegungen, wie sie in solchen Fällen nötig sind — ein Hudler wird nie ein Kletterer, hütet euch vor ihm! — klomm ich empor. Die Schwierigkeiten steigerten sich rasch und rascher. Aber um so größer wurde die Ruhe, weil ich das Gefühl völliger Sicherheit in der Beherrschung aller Bewegungen hatte. Das ist sicher eine der schönsten Seiten beim Klettern. Aus ihr heraus verstehe ich es ohne weiteres, daß einer nur des Kletterns wegen — also als reiner Sportkletterer — in die Berge geht. Er muß nur den freudigen

Mut haben, es zu gestehen, sonst bleibt er im Grunde doch ein feiger Tropf und Heuchler.

In stiller Freude hob ich den Körper an der Wand empor. Der splittrige, kleingriffige, tückische Fels war mir ein rechter Gegner. Er unterlag, nachdem es eine kurze Zeit lang recht schlecht für mich ausgeschaut hatte.

Das Seil reichte gut herauf, als ich auf ein sicheres Band ausstieg und kehrt machte.

Jetzt lachten wir uns zu und freuten uns doppelt des prächtigen Tages. Als der Plunder heraufgezerrt war, stieg Robert mit derselben Ruhe nach. Nach einer fein ausgeklügelten Schleife in der Nordwand standen wir am Ostgipfel, von wo wir rasch zur höchsten Wasenspitze hinüberwechselten. Wenn wir dort, rückschauend, den Aufstieg überdachten, mußten wir uns sagen, daß dieser Grat an eigenartiger Vielseitigkeit kaum zu übertreffen sei. Der Gesteins- und Formwechsel ist einfach verblüffend. Das fällt erst recht auf, wenn man die Wasenspitze von Ost nach West überschreitet, wie wir jetzt nach einer behaglichen Rast. Der Westgrat ist nämlich ein stark begrünter (Wasenspitze!) steiler Grasgrat, der seine Tücken hat. Solche Grate sind ja „leicht" — gewiß. Aber sie sind viel gefährlicher als schwerer Fels. Nun — in den Lechtalern lernt man das. Sie sind die köstlichste Kletterschule, die man sich denken kann.

Wir stiegen diesmal nicht über den Blisadonagrat, sondern über die schönen Spullersalpköpfe ab, wobei wir, zuletzt nach Südwesten durch eine steile Rinne abfahrend, eine aufregende Begegnung mit einer Gemse hatten. Durch den raschen Abstieg schreckten wir — ohne es natürlich zu wollen — das Tier so urplötzlich vor uns auf, daß es, anstatt in dem meist ganz harmlosen Grasgelände irgendwohin zu entfliehen, mit einem wilden Satz in die überhängende Wand hinaufsprang, die zur Linken unsere Rinne begleitete. Auf einem schmalen Band setzte sie dort aufgeregt hin und her, traute sich nicht bergwärts zurück, sprang dann plötzlich talaus durch die überhängende und scheinbar glatte Wand hinab und schließlich zu unserem Entsetzen mit einem wahren Todessprung hinaus in die Luft! Die ist hin! — dachte ich, aber sie schlug nur mit einem tollen Rumpler viele Meter tief in die Rinne nieder, knickte, wie auf Gummibeinen, zusammen und — verschwand in wilder Flucht ohne Schaden!

Wir standen baff vor dieser Gemsenviecherei und erholten uns unten am Seelein bei einem sonnigen Bad von dem Schrecken.

Sommer auf Formarin

Formarin! Wer horcht nicht auf, wenn er dies klangvolle Wort hört? Ist es nicht wie eine Zauberformel?

Was es zaubert? Einen See und einen Berg! Der See ist ein ruhiges, rundes Auge, das dunkelblau glüht und stille schaut. Der Berg ist ein Koloß, ein roter Riese. Dieser Kerl ist so massig, daß er sogar aus den fernsten Alpengruppen her sofort auffällt: Aus den Bernern, aus der Bernina. Seine ungeheuer breite, gehörnte Stirnwand ist unvergeßlich: Das ist die Rote Wand am Formarinsee.

Formarin! Was zaubert es? Eine Mondnacht — mir unvergeßlich. Drüben die Rote Wand glüht selbst im blauen Mondglanz noch feurig in nächtlicher Glut. Der See spiegelt in funkelnder Glätte Himmel, Sterne und Erde. Die Sterne, die Rote Wand, der dunkle Uferkranz, alle sind im Spiegel. So klar, als schaue man durch einen Kristall und durch die Erde hindurch. Es gibt kein oben und unten mehr: ringsum Himmel und Erde, der Raum allseits ins Unendliche geweitet.

Unsagbar dünne zarte Nebelschleier schweben über dem Spiegel und trüben ihn, gleich wie der Mensch auch die allerschönsten Dinge trübt mit seiner Bitternis. Dies eben ist es, was ihn vom Göttlichen, dem er entsprang, doch für allezeit scheidet. Die Rote Wand war längst ein Lieblingsberg geworden, den ich ganz durchforschen wollte. Und da fehlte mir vor allem noch der kurze schwere Westgrat und die geheimnisreiche gewaltige Nordflanke, von der niemand zu berichten wußte.

Den Westgrat packten wir zuerst. Das Seppele war dabei, das starke, herzensgute Seppele. Durch einen sonnigen klaren Morgen rangen wir uns am Grat empor. Es ging manchmal scharf her, denn wir sind gewohnt, ohne Eisen zu streiten — ganz aus eigenen Kräften. Wir wollen ja u n s messen — nicht den Berg.

Vom Klettern will ich nicht viel erzählen. Das technische Geschreibsel ist immer das gleiche trotz allem Wechsel in der Wirklichkeit. Das muß man m i t m a c h e n, diesen Gesteinswechsel! Fast jede Seillänge ein anderer Fels. Man durchschreitet Jahrtausende — oder Jahrmillionen? — in zwei — drei Stunden! Form, Farbe, Festigkeit wechseln ohne Unterlaß. Ein echter Lechtaler Riese! Schneeweiße Klötze, gelbe Dachziegelbänder, ein dunkler, begrünter Turm, ein roter Überhang. Die Steine werden lebendig. Man lernt sie kennen — lieben — hassen. Man wird zwar kein Geologe und die Hochgelehrten belächeln den Laien. Aber man lernt die Erde lieben, selbst den nackten Stein. Das ist mehr als alles Wissen um ihn, so schön es sein kann. — Immer wieder muß man anders gehen, anders zugreifen. Es ist das geistig regsamste Spiel, ist wie ein schwerer Kampf am Schachbrett. Eine falsche Überlegung und man ist matt — für alle Zeit.

Auf dem Gipfel blieben wir 2½ Stunden. Denn es war unbeschreiblich klar. Und die Rote Wand ist d e r Aussichtsberg für F e r n s c h a u! Und ist doch nur 2706 *m* hoch. Ja — aber er überragt seine Umgebung gewaltig. Es gibt in den Kalkalpen keinen Berg mehr, der solch eine Fernschau hat. Einzig der Säntis kann sich neben ihm halten. 2½ Stunden schrieb ich emsig alle die Schönheiten auf. Dies wird manchem als eine Last erscheinen und als zwecklos. Doch mir ist es zuletzt immer eine Forscherlust, denn da stößt man auf die schwierigsten Fragen und m u ß sie lösen. Ist erst der Kreis geschlossen, dann steht die halbe Alpenwelt wie greifbar in mir auf. Jeder Berg wird ein ferner Freund, den man von anderen Höhen freudig wieder grüßt.

Nachdem wir so in weite, weite Fernen geflogen waren, kehrten wir wieder bei der Nahwelt ein, deren lieblichstes Geheimnis ich dem Freunde noch zeigen wollte: m e i n e n Garten der Rojenice, schöner als der des Triglav.

Wir sprangen auf das Gletscherlein hinab, das dem breiten Nordrücken des Berges aufgeladen ist. Über den Firn eilten wir ostwärts, ließen das kühne Horn des „Jungferngipfels", den breiten Ostgipfel rechts liegen, und stemmten uns bald schon durch einen senkrechten Kamin nach Osten hinab, um so den langen Ostgrat zu gewinnen. Auch hier wieder jede Seillänge anderer Fels. Wer diesen Berg von West nach Ost überschreitet und so seine ganze ungeheure Masse überquert, der kann sozusagen die ganze Lechtaler Schule in einem Zuge durchlaufen.

Bevor wir aber den Ostgrat hinabstiegen, führte ich den Freund in den Garten, der dort — der hängenden Gärten der Semiramis spottend — unter den Wänden, über den Wänden schwebt. Wir verließen den Kaminschlund und huschten über schwarzen, erdigen Schiefer auf die Gratscheide hinüber. Ihr nach zurück, empor, bis sie unter den mächtigen Überhängen des Ostgipfels jäh endet und der Zugang zum Garten frei ist: Der Pfad führt nach Süden — wie könnte es auch anders sein! Und welch ein Pfad! Ein leuchtend grünes Band mitten im nackten toten Fels. Und was für ein Fels! Viel hundert Meter stürzt er vom Rande des samtgrünen Bandes, jäh und fischglatt glänzend, hinab. Seine Glätte glänzt silbergrau, feuergelb und fleischrot, ist wie bunter Marmor. Das ist die Tiefe.

Zur Höhe aber steigt der Fels über dem samtgrünen Band nicht nur gerade empor — nein, er baut sich vor und reckt sich über dem schmalen Pfade wie ein riesiges steinernes Dach. Darüber die Augustbläue des Sommertages und draußen die Gletscherfernen in allen Weiten.

Die Sonne neigte sich westwärts, als wir vorsichtig dort hinauswanderten mit dem fußbreiten Gang unter den schattigen Felsgewölben. Der grüne Pfad verschwand vor uns hinter einer Ecke, wo die ersten Blumen in Sonne und Bergwind funkelnd sich wiegten. Aufs höchste überrascht, verharrte der Freund dort in der Sonne, denn drüben, unten und über den Wänden hin zog sich blumenübersät der Garten in seiner vollen Pracht. Ganze Wogen süßen Duftes umschmeichelten uns, indes die vielfarbige Glut der Blüten das Auge beglückte.

Wir setzten uns nieder, um für eine Weile wenigstens die Schönheit des Paradieses zu empfinden, das einmal auf Erden gewesen sein soll. —

Eine Stunde später saßen wir schon weit draußen auf dem Ostgrat, bei einem Feuerlein, das wir aus den Resten eines verfallenen Signals entfacht hatten. Sein zartes Räuchlein ringelte himmelwärts. Es war wie ein Dankopfer für all das Schöne dieses Tages, der kein Ende zu finden schien.

Über die seltsamen Karrenfelder unter den Südwänden kehrten wir heim auf Formarin, wo Seppels kleine Frau unser wartete und von dem Beglückten mit üppigen Worten von all der Schönheit überschüttet wurde:

„Belle," rief er, „du Belle, du ahnst nie, gar nie, wie schön das war heute! Diese Felsen — diese Fernschau — dieser Garten dort droben! Wir haben aber auch beschlossen, es dir zu zeigen."

Ja — das hatten wir. Zuvor aber sollte der Rogelskopf noch einen Besuch erhalten.

Ein von lauter Übermut sprühender Hüttenabend füllte die helle Nacht und stellte die rechte Verbindung her. Der gute stille Christian, der Wirt, machte sogar mit und begleitete unser Konzert mit einem schauerlichen Geräusch, das er überaus kunstvoll einem Besenstiel entlockte — mit einem Rührlöffel!

Der andere Tag stieg in gleißender Pracht und föhniger Bläue herauf, so freundlich, daß man den Verrat dahinter spürte.

Wir brachen eiligst auf und erklommen nach raschem Anmarsch den Ostgrat des Rogelskopfes, bis wir in die Südwand gedrängt wurden, wo eine Steilrinne zur Spitze führte. Es war höchste Zeit, daß wir die hohe Warte erreichten, denn der Wettergott hatte seine wilden Heere, die Wolkenscharen bereits in Marsch gesetzt. Vor unseren Augen entrollte sich der gigantische Kampf in urgewaltiger Größe.

Bevor wir uns ganz in Bann der Wolkenschlacht schlagen ließen, umgriffen wir noch schnellen Blickes die einzig schönen Tiefblicke ins Klostertal und ins Walgau. Dorf an Dorf — Hof an Hof — Wiesen — Wälder — Flüsse.

Wie ganz anders als gestern auf der Rotwand, wo alles auf die schier unendliche Ferne gerichtet war, während hier alles auf die Nähe, die Tiefe zielt. Der ganze Walgau bis zum Rhein hinaus ist offen hingebreitet. Überall stürzt der erstaunte Blick in große Tiefen. Man sieht den wilden Schluchten und Wäldern ins Herz.

Wer die Rote Wand und den Rogelskopf besteigt — auf jene führt ja auch ein Weg, auf diesen der leichte Nordgrat und seine Flanken — hat binnen zwei Tagen die ganze Pracht und Macht der Berge gesehen: Höhe — Tiefe — Weite. —

Wir hatten uns kaum umgeschaut, kaum die grüngoldenen Sonnenpfeile auf den Wäldern und Wiesen in der tiefen Schlucht des Klostertales bewundert, als auch schon die große Wolkenschlacht uns bannte:

Die Spione, die Föhnhaken, waren plötzlich fort. Dafür zog die leichte Reiterei heller, schnell jagender Wolken am himmlischen Schlachtfeld herauf, wie weiland die

hunnischen Scharen. In Minuten war das Feld überflutet von ihnen. Nur im Osten funkelte noch ein trotziges Heer: die firngepanzerte Silvretta, eine königliche Phalanx.

Im Westen aber wurde es dunkel — dunkel von den unübersehbaren Massen eines ungestüm drängenden Heeres. Wo eben noch der Säntis ferne gefilbert, rollen Wolkenwogen herein und verschlingen die Berge. Wo eben noch die Tiefen der Täler gegrünt, da füllen graue Heerwürmer in wildem Gedränge sich wälzend, wie riesige, ekelerregende Schlangen die vorher so unermeßlichen Breiten der Talung. Der „Länderumstürmer" springt brausend einher und jagte in Sekunden — nicht nur Minuten — in Sekunden die grauen Massen empor zu uns: die Wolkenheere brachen unüberwindlich sich Bahn, die gewaltigste Schlacht umtollt uns, Himmel und Erde verdüsternd.

Da flohen wir, vom Grau umwallt, der schützenden Hütte entgegen. Aus den drängenden Nebeln aber stürzten die Regen in rauschendem Fall.

Auch der folgende Tag stand noch im Zeichen der treibenden Nebel, des grauen Gelichters. Düster lag der See in schwarzer Senke. Die Felsensockel der Berge bohrten sich ins Grau empor, unendlich scheinend, als seien sie Stützen des Himmels. Ein Wogen war in den Lüften und ein Wallen.

Wir drei fanden das als das passende Wetter für die wilden, hohen Nordwände der Roten Wand. Vom oberen Johannisjoch her querten wir in diese finstere Flanke hinein — zur Linken die Wände, zur Rechten die Tiefe des obersten Hutlatales, das von lauter unruhigen, schreckhaft gezackten Bergen umzäumt ist. An diesen Zackenzäunen zerschlitzten manchmal die Nebel in Fetzen und öffneten Blicke in Höhen und Tiefen von immer schreckhafterer Größe. Im Gedanken an das sonnige Vorgestern stand diese Seite des Berges wie ein zottiges Ungeheuer neben einem lieblichen Mädchen.

Wir wagten es. Wir stießen auf aalglatte Plattenwände und Überhänge. Auf grünen oder schattigen Gemsenpfaden schlichen wir unter den Gewölben ins Grau hinein, bis graue, moosgrüne, feuchte Kamine auf die nächste Stufe führten. Hier war eine blühende Wiese eingestreut. Sicher nur, um die grausigwilde Umgebung desto wilder erscheinen zu lassen. Dann nahm uns wieder ein düsterer Kessel auf. Wasser rauschten irgendwo. Manchmal träuften sie in langen Fäden vom roten Felsen, auf denen grüne, runde Samtpolster saßen.

Steile Schrofen, schwarze Rinnen und ein zweiter Kessel. Plötzlich reißt das Graue auf und über uns steigt himmelhoch das Kar empor, zu pechschwarzen, weitüberwölbten Wandgürteln. Über diese tost ein Wasserfall: der Abfluß des Gletschers, der, verborgen, noch höher liegt. Und über ihm der Gipfel — doch das Bild vertaucht im Grau, das sich bald wieder herabsenkt. Wir stehen in der wilden Einsamkeit. Die Wasser tosen. Wohin sollen wir?

Wir schlagen uns zur Linken ostwärts empor in den nächsten Kessel. Aus ihm — es nebelregnet ganz leise — führt uns eine ganz schwarze Schlucht empor ins Ungewisse. Steine poltern und Acht-Rufe hallen dumpf. Der Fels ist naß, weich, dunkel, glitschig und maßlos brüchig. Wir müssen heraus aus dem Höllenloch, in die Wand daneben, erklimmen sie und — stehen plötzlich auf dem Ostgrat — dicht unterm Ostgipfel.

Da fällt alles längst immerzu mitgeschleppte Grausen ab: das sind vertraute Pfade. Dort gleich ist der hängende Garten! Und wie um uns zu erfreuen, lichtet sich das Gewölk ein ganz klein wenig. Bald steht Belle beglückt in dem kleinen Paradies. Nicht weniger aber war unser — der Männer — Glück, daß es uns vergönnt war, Belle dies zu zeigen. Denn — was gibt es Schöneres, als Schönes mit dem Nächsten zu teilen?

Oktobersonne über Nebelmeeren

Als wir am 1. Oktober früh erwachten, war das Tal erstmals in jenem Herbst mit Nebel gefüllt. Es begann das schöne Herbstwetter, das wir so sehnlich erwarteten: in den Tälern Nebelmeere, über den Bergen Himmelsbläue. Da packten wir schnell, lockten Strolch, den schwarzen Schäferhund, und zottelten los. Nach kurzem Abstieg tauchten wir in Nebel hinein. Und ein paar Stunden später tauchten wir jenseits des Tales, hoch über Bludenz, wieder auf in der Sonne. Es war so, wie wenn ein Schwimmer an einem Ufer ins Wasser springt und jenseits am Ufer wieder auftaucht. Wie er aufatmend sich aus dem Naß hebt, so strebten wir, als die Sonne durchzusickern begann, rascher empor und grüßten das Licht, als seien wir einem Gefängnis entflohen.

Der Glanz blendete uns, als wir über die Furkla bergwärts zogen. Eine Zeitlang schien es, als wolle das Meer uns nachsteigen, denn es hob unter der Mittagsglut seine weißen Wogen und brandete an den Klippen der Furkla empor.

Aber als wir gegen Abend auf dem Gipfel der Elsspitze saßen, da war es wieder hinabgesunken auf den morgendlichen Stand. Soweit wir schauten, zog es sich in fast spiegelnder Glätte glänzend schaumweiß durch alle, alle Täler — den Walgau hinaus — rheinauf und -ab — ins Appenzeller Land — überallhin. Nirgends war der Grund zu sehen — keine bewohnte Stätte. Weit und breit kein Mensch.

Bis uns plötzlich ein Brausen an die Menschen erinnerte: Ein Flieger, der *unter* der Wolkendecke arlbergwärts flog! Wir begriffen nicht, warum er die Decke nicht nach oben durchstieß, wo Raum war, so viel er wollte.

Später kam ein schönerer Menschengruß zu uns: das Abendläuten. Und nun war der Vergleich mit einem Meere wirklich am Platz, denn das überaus melodische Geläute klang fernherauf wie aus einem tiefen See. Wir saßen stille und lauschten und waren uns einig, daß uns das Abendläuten über einem deutschen Dorfe der Inbegriff des Heimatgedankens sei. Wohl dem, der ein heimatliches Abendläuten hat.

Die Sonne neigte sich dem Himmelsrande zu, als wir hinabstiegen. Strolch, der mit heraufgeklettert war, tat sich im Abstieg — Kopf voran! — sehr schwer und schimpfte fast ohne Unterlaß ob jeder Steilstufe. Wir waren froh, als er wieder auf hundsmäßigem Gelände stand. Er aber auch, wie uns schien.

Die Elsalpe, wo wir im Heu prächtig schliefen, lag gerade unter dem Spiegel einer Nebelmeerzunge, die vom Walsertal da hereingriff, denn auch das Tal war nebelvoll — alle Täler glichen großen Fjorden.

Sehr früh am Morgen — es war noch Nacht — erhob ich mich leise, um meine müde Gefährtin nicht zu wecken. Strolch schwänzelte und tappte leise mit, als ich hinabstieg. Ein Schluck frisches Wasser und fort. Wir stolperten dem Stierkopf zu. Der ist ein nicht einmal 2000 *m* hoher Grasmugel südlich des Elsalpkessels. Es ist natürlich eine Vermessenheit, daß ich ihm kostbare Zeilen widme. Es laufen auch gelegentlich Kühe hinauf — des Grases wegen. Aber an jenem Oktobermorgen war ich allein mit Strolch. Ich hatte aber auch meine Gründe. Mein Wünschen galt einem heimlichen Zauber. Und siehe, als ich durch die Latschen am Gipfel vorkroch, an die Steilabstürze, mit denen der Kopf walgauwärts glatt niederbricht in eine wahrhaft schauerlich wilde Tobellandschaft — siehe — da erfüllte sich mein Ahnen: Im Westen, tief, glühte der Mond dicht über den nachtblauen Bergen. Die Täler aber waren ausgegossen mit Silber — ein Meer von Silberschaum, der gleißend in der Ferne verschwamm — verglomm. Das metallene Gleißen und Glühen des Silbernebels war so überirdisch schön, daß ich klopfenden Herzens lange reglos stand — weiß Gott wie lang. Auch Strolch stand lautlos still, mir zur Seite, und starrte in das Glänzen.

Je tiefer der Mond sank, um so stärker das Gleißen. Lautlose Stille der Herbstnacht. Und doch war es mir, als kreise der Himmel dröhnend um die Erde.

Ich werde solches nie wieder schauen.

Um 7 Uhr verließen wir schon die Elsalpe. Der Nebel war gefallen und lag tiefer drunten, das weltferne Dörflein Marul überdeckend. Wir aber wanderten im Licht eines Herbstmorgens von so glasig-durchsichtiger Klarheit, daß auch die herbstroten Halden nur so glühten und sprühten.

Und so blieb es den ganzen Tag. Wir überschritten den Hohen Fraffen. Was die Rote Wand unter den hohen, großen Bergen der westlichen Lechalpen ist, das ist der Fraffen unter den niederen kleinen Höhen. Auch er reicht nicht ganz an 2000 *m* heran. Aber seine Aussicht ist infolge glücklicher Lage fast unbegreiflich schön in ihrer so seltenen Vereinigung von Tiefenschau und Fernblicken. Der Walgau, der dörferreiche, liebliche, ist aller Geheimnisse beraubt, so offen liegt er drunten, und das Große Walsertal ist wie aus einem Flugzeug zu sehen. Damals allerdings wogte das Nebelmeer über den bekannten Tiefen und schob seine weiße Flut bis an den Säntis hinüber, den es umkreiste. Eine Zunge füllte den Fjord des Brandnertales, über dem die Scheſaplana prachtstrotzend, breit und eisbedeckt glänzte. Mit dunklen Wänden fiel sie zum Nebelmeer ab. Über dem Meer aber vor den dunklen Wänden schwebten, wie oft über großen Seen — zarte Nebelstriche, dünn, lang und völlig messerscharf wagrecht geschnitten. Über das Montafon glitzerte die Silvretta herüber auf unsere Zinne, auf deren sonnenwarmer Kuppel wir Stunden verbrachten. Wir konnten uns nicht losreißen, mußten wir doch wieder den Nebelsee durchtauchen! — Durch einen nebeltriefenden wilden Urwald stiegen wir gen Ludesch ab. Aber unser Unmut beim Durchsteigen der Nebelschicht löste sich in jähes Staunen, ja Frohlocken, als wir die nasse, beklemmende Decke durchstoßen hatten.

Die dicke Wolkenschicht war durchlöchert. Durch diese Fenster fielen da und dort goldgelbe Sonnenlichter in breiten Bändern herein in das Tal und hoben aus seinen feuchten, nebelblauen Gründen sonnige, herbstprächtige Inseln, überschüttet mit Farbe und Licht. Und wieder einmal mußten wir uns schämen ob unseres undankbaren Unmutes. — Nach mühsamem Nachtmarsch durch das geröllschwere Bett der Scheſa sanken wir daheim auf die Lager. Der junge Morgen aber hob drüben, jenseits des Tales, die Berge um Els über das Wolkenmeer: Lauter niedere Höhen. Und doch so märchenschön unwirklich im Erinnern. Wie kann das wohl sein? Diese Mugel scheinen sich um die 2000-*m*-Grenze nicht zu kümmern. Sie sind nur aus Fels und Erde. Aber sie haben mehr Würde als die, so sie nach Metern messen.

Am Strande des Wolkensee

Tag für Tag füllte das Nebelmeer die Täler und lag über den Ländern. Und wir stiegen über die Grate, die herbstlich einsamen. Nie sahen wir einen Menschen. Nur wir beide waren allein, Gebhard und ich. —

Das war der rechte Gefährte, der Gebhard. Ein echter Alemannenschädel, hart und trotzig, wo es galt, sich durchzusetzen, bedächtig und still, wo Gefahr drohte, sorgend und liebereich in der Not. Und voll schäumender Jugendkraft. Wir liefen und stiegen schon am ersten Tage, als gingen wir seit Jahren zusammen. Eine geradezu wilde Tatenlust befiel uns. Tag um Tag warfen wir die Pläne weiter hinaus ins bergige Land. Rasttage? Lächerlich.

Der 5. Oktober war wieder ein Herbsttag „wie er im Buche steht". Wir verließen das heimelige Hüttlein der Göppinger, als es schon hell tagte und stiegen im kühlen Morgen auf die Hochlichtspitze. Ein unvergeßliches Bild: das wahrhaft

endlose Wolkenmeer im nördlichen Halbkreis. Vom scheinbaren Himmelsrande zog es herauf, über viel hundert Metertausend. Uns zu Füßen brandete es an die Felsen. Die großen Gruppen ragten als Inseln vor, etwa der Säntis oder die nordbayerischen Vorberge. Es schien wirklich, als stünden wir am Ufer des Ozeans, des gewaltigen Riesen. Dies große Bild begleitete uns den ganzen Tag.

Wir rissen uns los, denn unsere Pläne waren groß und der Herbsttag kurz. Drüben im Nordosten ragte unser Ziel, die breite Braunarlspitze. Zu ihr wollten wir, über alle Grate, die sich mit ungezählten Zacken, Türmen und Scharten dazwischenspannten.

Daß es da allerlei zu beißen gab, sahen wir gleich, als wir im altgewohnten Eiltrab über den Ostgrat unseres Berges hinabsausen wollten. Er stürzte steil und steiler ab. Bald hingen wir verbissen in seinen Platten. Von der Scharte schauten wir verwundert zurück: dieser Hüttenmugel hatte seine stolze Seite!

Nun den nächsten her, die Löffelspitze! Ihr Grat hatte uns schon lange gefesselt. Die Abenteurerlust packte uns. Es fehlte nicht nur jede gute Beschreibung, es war auch kein Zweifel, daß diese Schneide ihrer Schärfe nach noch unberührt war. Man pflegte hier auszuweichen. Kein Wunder! Der große Turm dort — Donnerkeil! Gebhard schien doch ein wenig zu zweifeln, als ich ihn bei den Hörnern packen wollte. Aber er war natürlich mit Feuereifer dabei. Wir kletterten über seinen Überhang empor und in die luftige Südwand hinaus, wo graue Platten ins Blau hinaufwuchsen. Dort zwangen wir ihn.

Das Seil verschwand bald wieder im Rucksack. Es hatte seinen Dienst für diesen Tag getan, die ernsteren Hindernisse lagen hinter uns.

Wir stürmten weiter und standen bald auf der Löffelspitze, deren Gipfel arg zerklüftet ist und eines Tages zu Tal fahren wird. Man fühlt sich nicht wohl dort droben.

Der Kamm biegt nun scharf um, mehr nordwärts. Er schärft sich, und es gab wieder zu beißen. Aber im Anblick des Meeres war das Turnen in den sonnigen Felsen eine Lust mit solch einem Gefährten.

Turm an Turm. Jetzt auf dem Grat, und jetzt neben ihm. Diesseits. Jenseits. Auf und ab. In der Rückschau sah unser bisheriger Weg so abenteuerlich aus, daß wir lachend die Köpfe schüttelten — und weiter tollten. Bevor wir die Knickstelle des Grates erreichten, wo er wieder mehr ostwärts der Orgelspitze zustrebt, wurde uns die Turnerei zu dumm. Wir kletterten rechts hinab und querten gegen die Scharte am Fuße des Orgelkopfes.

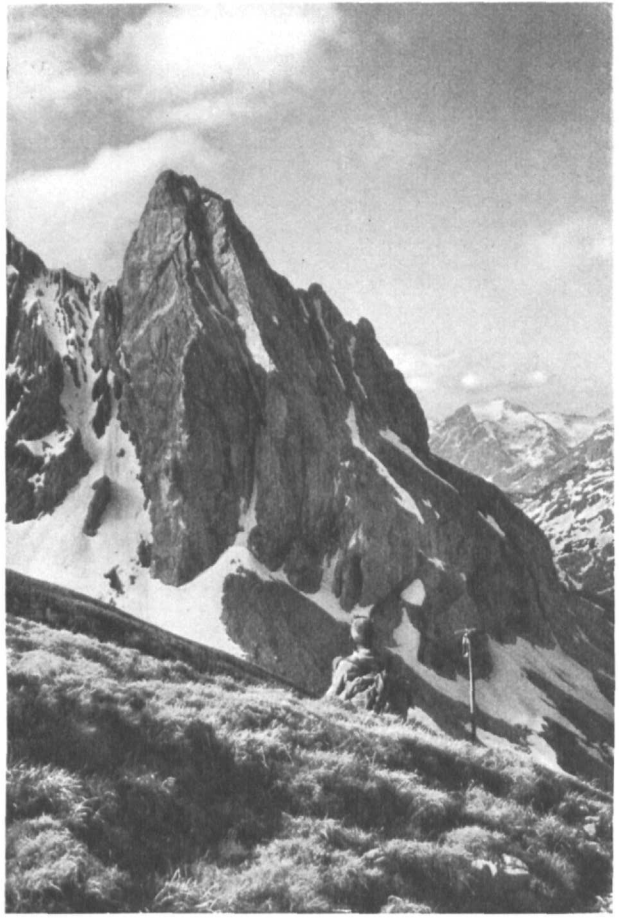
Hier rasteten wir ein wenig, angesichts des wuchtigen Turmes, der hier aufschießt. Man läßt ihn achtungsvoll zur Linken und gewinnt hinter ihm durch eine Steilrinne von Süden her den Grat wieder. Wir waren froh, denn in dem Kar war es heiß gewesen und zudem der Blick auf das Meer versagt. Wir waren die Freiheit der luftigen Grate gewöhnt. Als sie uns wieder geschenkt war, stürmten wir aufs neue vorwärts, der Orgelspitze zu, über sie hinweg und weiter, denn der Grat zur Braunarlspitze zog sich erschreckend lange hin. Wäre die Schau nicht gewesen, ich glaube, wir hätten die Lust verloren. Um ½3 Uhr betraten wir die höchste Kuppe und waren uns einig, daß diese „Gratwanderung" auch den wildesten Draufgänger mürbe machen kann.

Wir hatten aber nicht Zeit, daran zu denken, denn das Meer begann jetzt plötzlich zu wogen und zu wallen: Es stieg! In all seiner majestätischen Größe stieg es. Es hob sich und wuchs. Seine weißschäumende Flut überwallte die Inseln draußen und schlug über ihnen zusammen. An unserer überragenden Klippe aber brandeten die Wolkenwogen gleißend auf. Manchmal hüllten sie uns ein in weißglänzende Schleier. Dann sanken sie urplötzlich zurück und die blendende Ferne zuckte auf mit blauen Zackentürmen, zwischen denen das Meer wie flüssiges Silber wallte.

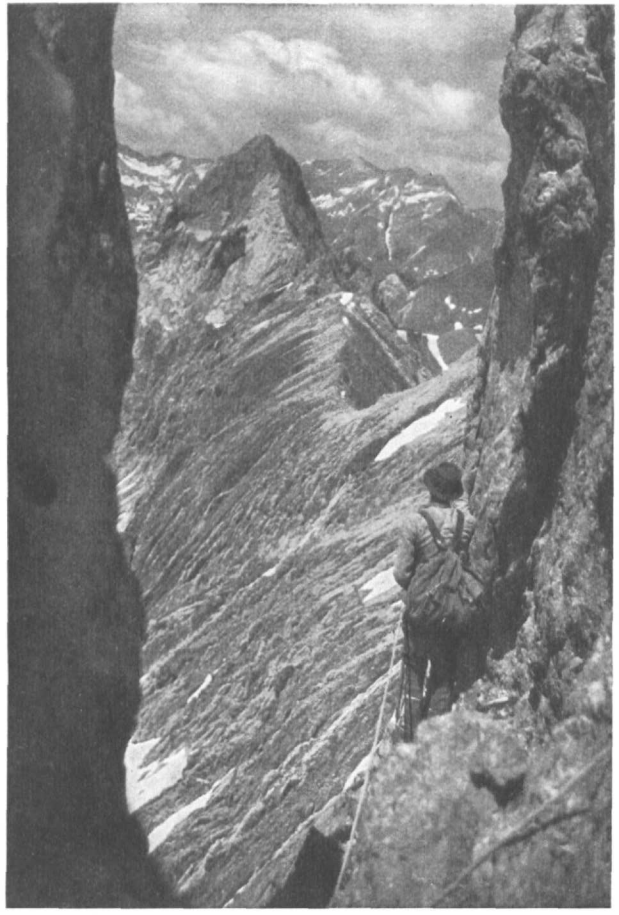


Die Braunarlgruppe aus dem Flugzeug (etwa von Südſüdoſten geſehen)

Universitäts-Bibliothek Innsbruck



Die Roggalspitze von Norden
(Die Nordwandschlucht durchreißt den ganzen Berg deutlich)



Die blaue Wildgrubenspitze vom Nordgrat der unteren Wildgrubenspitze

Über eine Stunde folgten wir dem großen Schauspiel. Dann stürmten wir hinab auf dem A.-V.-Steig, der uns rasch zurückleitete zur friedlich einsamen Hütte am Gamsboden. Als wir sie erreichten, war das abgekühlte Meer wieder gefallen und die Berge verglühten eben im letzten Feuer. —

Der frühe Morgen sah uns schon wieder auf dem Marsch und ehe die Sonne über ihre Grate funkte, stiegen wir schon in die noch kühle Südwand der Braunarlspitze ein. Eine Schlucht nahm uns auf. Ich liebe diese Schluchten, die in das Berginnere schneiden, so kühl sind und geheimnisvoll — weiß Gott warum. Immer aber ist es so, daß solche Schluchten viel größer und tiefer, reicher gegliedert sind, als wir glauben. Diese Schlucht erzählte mit lauter Stimme von großen Ereignissen, die sie durchbrausen, von Lawinen, Felsstürzen, Wasserfällen. Sie war gehobelt und geplättet. Man mußte ihr schmeicheln und listig nahen. Nur ungern verließen wir sie, weil sie sich allzu schroff nach Osten neigte. Auf prächtigen Bändern und Stufen stiegen wir links durch die Wand hinauf. Manchmal waren graue Inseln eingesprengt, wo letzte Blumen mit welken Resten von einer sommerlichen Pracht erzählen. Im Sommer wird diese Kletterfahrt mit ihrem reichen Wechsel im Fels, mit ihren Blumen und ihrer weiten Schau zum Allerschönsten hinten am Lech zu zählen sein.

Die Schwierigkeiten nahmen nach oben schnell ab und schon nach 2 Stunden vom Einstieg erreichten wir den Grat dicht westlich der Spitze.

Wieder lag draußen das große stille Meer, aber heute trübte kein wallender Nebel die Fernschau, die groß und in herbstlicher Reinheit halb Tirol, ganz Vorarlberg und Bünden, das Glarner und Appenzeller Land umfaßt und natürlich große Teile Süddeutschlands, das aber unter den Wolken verborgen lag.

Zwei Stunden arbeitete ich rastlos, bis die ganze Schau niedergeschrieben war. Die Sonne brütete heute sommerlich. Um 12 Uhr brachen wir wieder auf: es galt die Kammwanderung vom Vortag nach Osten fortzusetzen. Wir kletterten über die doppelgipfelige Kleinspitze und trabten hinab zum Butzensee, wobei sich der eisgefüllte Kessel der Gletscheralpe in seiner wilden Größe erschloß.

Um so lieblicher war es am See, der in grünen Hügeln zwischen den wilden Bergen ruht, weltfern, herbsteinsam. Wir badeten und verträumten eine gute Stunde dort. Als wir Wasser schöpfen wollten, sahen wir, daß es von Kleintieren wimmelte. So still es lag, das Leben wirkte doch in ihm, in diesen scheinbar so leblosen Höhen. Überall ein stiller Kampf, der ohne Geschrei durchgekämpft wird. Tausende kleine stille Helden.

Die Mohnenfluh lockte uns noch und die Juppenspitze. Das führte uns zwar noch weiter von unserem Heim hinweg. Aber nun waren wir einmal da und stiegen hinauf. Auf dem Gipfel der Mohnenfluh blieben wir. Es war allzu schön.

Wie ganz anders das Bild hier als etwa auf der nahen Kleinspitze oder auf der Braunarl. Liegt doch die Mohnenfluh mitten im Tannberg, jenen lieblichen Talschaften zwischen Lech und Bregenzer Ache. Wir blickten gerade auf diese Talschaften nieder, die im Abendschein drunten lagen, als gäbe es auf dieser Erde nur Frieden — lauter Frieden.

Wir wurden für kurze Zeit ein Teil dieser friedevollen Landschaft — bis wir dann mit leiser Sorge, die jeder verbarg, die große, meist wegloſe Entfernung zur Göppinger Hütte und die tiefstehende Sonne verglichen. Da stürmten wir los. Schon nach 6 Minuten standen wir lachend und schnaufend am Sattel drunten im Süden. Übermütig beschlossen wir, den Sattelkopf noch zu übersteigen. Auch das war nach ½ Stunde getan und reute uns nicht, denn es war eine leichte, prächtige Gratwanderung zum Butzensattel hinab. Aber dann begann ein mühevoller Heimweg und Wettlauf mit der Dunkelheit, die uns zu bedrohen schien, bevor wir den Braunarl-

weg erreichten. Über die Schulter des Kleinspitze-Südostgrates aufsteigend, gelangten wir in den wilden Schuttkessel südlich dieses Berges. Laufend und springend überquerten wir die haltlosen Schuttströme, Rinnen und Schrofen und erhaschten im letzten Dämmern den rettenden Pfad. Auf ihm waren wir geborgen und sahen still die Sterne kommen.

Andern Tags nahmen wir Abschied von dem stillen Gamsboden. Daß er seinen Namen verdient, sahen wir bald. Wir machten ein großes Rudel dieser edlen Tiere auf, als wir über die großen Karrenfelder dem Feuerstein zustrebten.

Dieser seltsame Berg sollte der letzte gemeinsame sein in diesen Tagen. Und er hielt, was er versprach, nämlich uns einen Abschiedstag zu schenken, wie Bergfreunde ihn lieben. Der feierliche Herbst tat sein Bestes dazu: wieder ein glanzvoller Tag!

Seltsam — sagte ich — sei er, der Feuerstein. Aber beschreiben läßt sich das schwer. Er ist ein Grasberg edelster Art. Aber einige Grate und eine grausige Wand zeigen sein Felsgerüst in großartigen Beispielen und Mustern.

Wir klommen über den Südgrat hinauf, wobei es oft verdammt schneidig herging. Der Fels wechselte wie in einer großen geologischen Sammlung der Kalkalpen. Dazu gab es überall die saftigsten Graspolster und Steilhalden eingestreut, die dem Oktober zum Trotz mit schönstem Grün und späten Blumen prunkten.

Plötzlich standen wir auf dem dicht bewachsenen, aber deshalb doch ungemein kühnen Gipfel und sahen mit brennenden Augen erstmals wieder in ein Tal mit Laubwald. Seine feurige Pracht flammte herauf, so wunderbar neu nach den Nebelmeertagen, daß wir uns immer in dieses Paradies hinabsehnten. Es war der — Metzgertobel, das hinterste Walsertal, wo Hunde und Katzen einander „Gute Nacht" sagen und wo — ebensogut die Hölle sein könnte, gemessen an der Wildheit dieser Talschlucht, an den unheimlichen Wänden der Braunarlgruppe, an den zahllosen Lawinen, die in dieser Schlucht zuzeiten niederprasseln.

Aber jetzt verklärte die Farbenglut die Ahorne und Buchen alles und wir schwelgten in diesem Farbenmeer. Das Nebelmeer aber war vergangen — vergessen. —

Eine Überraschung brachte der steile Nordwestgrat-Abstieg: An seinem Ende schießen ganz unvermittelt einige riesige nackte Türme, weiß und rot, aus dem Grün und geben dem Berg einen geradezu dolomitenkecken Anblick. Blickt man aber erst in die Nordflanke, wo eine wahrhaft schauerliche überhangende rote Wand im Dunkeln glüht, dann begreift man, warum ich ihn seltsam hieß und warum sie ihn „Feuerstein" tauften.

Wir bummelten auf dem anschließenden Grasrücken — einem richtigen Gemsenparadies — hinaus, bis wir unsere Sehnsucht befriedigen und einen Blick auf das stille Buchboden, den letzten kleinen Ort im Walsertal, hinabwerfen konnten. Das Kirchlein, die Häuschen und der Herbstwald weckten Heimweh in uns. Es ist schön, fern von den Menschen zu sein. Man lernt sie wieder lieben.

Jetzt trieb es uns zu Tal. Wir umkreisten den Feuerstein im Osten und tauchten in den Metzgertobel hinab. Dabei kamen wir aus dem Staunen nicht heraus: Diese Wände der Braunarlgruppe! Und dort der Wasserfall, der als starker Quell breit aus zwei Felsspalten vorquillt und von dunkelgrünem Moos in samtenen Streifen begleitet ist. Und der Herbstwald in der Abendsonne, als wir hinauskamen aus dem lawinenzerwühlten Tobel. Das wahrhaftig goldene Laub der Ahorne, deren dunkelmoosige Stämme das Gold so wirksam aufglühen ließen, die Feuerfarben der Buchen, der feurigblaue Himmel und das Rauschen des Baches, das wir so lange vermißt hatten. Ja — die wilden Berge sind schön, aber doch nur, weil die bunten Täler sie emporheben. Vergesset der Täler nicht ob lauter Bergen.

Stille Berge

Wanderungen in den Kärntner Nocken

Von Dr. Gustav Renker, Bern

Gregerlealm

Das war eine ganz dumme Geschichte: unsere Kalbn (Kärntner Ausdruck für Jungvieh) war auf Sommerfrische weit hinten über dem Reichenauer Tal, allwo sich die Füchse gute Nacht sagen, weidete auf der Gregerlealm in trautem Verein mit anderen heranwachsenden Kühen, Ochsen und Stieren unter der Obhut eines bewährten Halters. Und der hatte uns ein Brieflein gesandt: „Geerte Frau Renker! Indem ihnere Kalm krank ist am Haxen ich weiß nicht wie das wird. Wär doch gut, wenn wer tät nachschauen, weil ich dan nicht verandwordlich bin wegen der Kalm. Mit bestem Grus Ignaz Wuggenig, Halter."

Daraus ging mancherlei hervor: erstens war die Kalbn krank, zweitens war sie bedenklich krank, drittens wollte der Halter die Verantwortung nicht tragen, wenn das Vieh krepierte und viertens: wer sollte auf die Gregerlealm wandern, nach dem wehen Hax zu schauen? Die Mutter konnte nicht so hoch auf die Almen steigen, der Vater war für den weiten Weg schon zu alt, der Knecht war vor drei Wochen eingerückt, denn solches begab sich im August 1914. Auf die Stalldirn war auch kein Verlaß und mit dem anderen Dienstpersonal war noch weniger anzufangen. Also ich, der einzige Bub, der noch daheim war. Meine veterinärärztlichen Kenntnisse bezweifelten die Eltern zwar, aber schließlich würde ich nach einem Gespräch mit dem Halter so viel herauskriegen, ob man die Kalbn droben lassen oder ins Tal transportieren müßte. Wenn das der Fall wäre, dann würde mir der Wirt Lax in der Ebene Reichenau mit allem Nötigen zur Hand gehen, da er meine Eltern gut kannte.

Ganz wohl war auch mir wegen der „Verandwordlichkeit", um des Halters Orthographie zu benützen, nicht, aber es blieb kein anderer Ausweg. Ich wanderte fürbaß meine Straßen, nachdem mich das um diese Zeit sehr spärlich verkehrende Dampfroß in Feldkirchen abgeschüttelt hatte. Es war eine wilde, aufgeregte Welt, aus der ich in den Frieden der langhingestreckten Waldtäler tauchte. Noch stachen grell und laut die Mobilmachungszettel von den Plakatwänden, die Zeitungen schrien mit schwarzen Fettlettern Siege aus und behaupteten, daß Lemberg „noch" in unserem Besitz sei und die nach Süden fahrenden Züge waren angepfropft mit heimkehrenden Italienern. An allen Stationen standen rasch zusammengetrommelte Komitees, schenkten den Walischen Tee aus, warfen ihnen Brötchen, Schokolade und Zigaretten in die Wagenfenster und freuten sich, wenn die Italiener darob begeistert „Evviva Austria" schrien. Ein Jahr später war Italien im Kriege gegen Österreich — das nur so nebenbei! Aber 1914 war man vom Dreibund noch außerordentlich erbaut.

Ich war froh, den ganzen Trubel hinter mir zu haben. Mein Herz war gewiß bei der Sache der Mittelmächte und bald darauf bin ich als freiwilliger alpiner Referent an der julischen Front gestanden. Aber ein wenig ausruhen von dem Wirrwarr der entfesselten Kriegspolitik tat auch gut. Aus den Bergen, nach frohem Siegeszug durch allerlei Schweres der Julischen Alpen, hatte mich der Kriegsbeginn gerissen — seit-

her war ich auf keinem Gipfel mehr gestanden. Es wäre fast unanständig gewesen, in dieser Zeit deutscher Not vergnügungshalber auf den Bergen zu wandern. Die kranke Kalbn aber war kein Vergnügen — wenigstens für den Viehstand der Eltern nicht. Mir kam sie — ich war gemein genug, das festzustellen — sehr gelegen. Ich ließ Bahn, Menschen und Häuseransammlungen hinter mir und atmete auf, als sich nach Feldkirchen der Wald über mir schloß. Es war noch früh am Tag und gar nicht besonders heiß. Die Karawanken standen föhnklar über der Klagenfurter Ebene und von den Wiesen kam der wundervolle Geruch frischen Heues, der dem Landkind später, wenn es von der Stadt in die steinernen Arme genommen worden ist, sehnsuchtswehmütiges Symbol der frohen Jugend wird.

Es gibt auch heute, elf Jahre nach diesem Wandertag, nicht allzuviel Leute, die von Feldkirchen nordwärts bummeln. Die Nocke sind als Schiberge etwas in Mode gekommen, aber nur wenige Punkte in ihnen werden von einer bescheidenen Bergsteigervielheit regelmäßig besucht: der vom Murtal erreichbare Turracher See und die Gerlitze bei Villach. Das Tal zwischen Himmelberg und Feldkirchen lockt nicht. Es zieht sich stundenlang zwischen dunklen Waldbergen hin, zeitweise sticht ein Kirchturm aus dem Grün und schart um seine Flanken als getreue Gluckhenne ein Dörflein. Bei einer dieser Siedlungen, Patergassen war es, erreichte mich das Schicksal. Eine große dicke Kette war dort über den Weg gespannt, daneben standen zwei verwitterte Kerle, hielten Schießprügel vor sich hin und geboten mir halt. Ich sah mir fürs erste besagte Schießprügel an. Sie waren ehrliche Vorderlader, wahrscheinlich noch aus Großvaters Zeiten, die Läufe waren stark verkrümmt und verrostet und in die Schäfte waren Schnitzzeichen gekerbt. Ich hätte mich nicht getraut, ein solches Ding abzuschießen, denn der Schuß kam todsicher hinten statt vorne heraus. Die Männer vor der Eisenkette hatten offenbar mehr Mut als ich.

„Wer san Sö? Habn's Papiere?"

„Freilich, Käs- und Wurstpapiere und noch andere, die man so braucht." Der Übermut juckte mich, denn die Welt war mit einem Male hier zwischen Wiesen, Tannen und Felsen bedeutend schöner geworden.

„Sö, machen's keine Witz, mir san jetzt im Kriegsfall."

„Ich bin der Renkersohn aus Bodensdorf und geh, nach unserer kranken Kalm schaun."

„Kunnt jeder sagen. Habn's Papiere?"

Alpenklublegitimation. Das genügte. „Zelm ist guat." Der Ältere der beiden wurde vertraulicher. „Wissen's, mir warten da nämlich auf die Goldautomobile."

„Na ja, von Frankreich nach Rußland fahren Automobile mit Gold. Z'wegen dem ham mir die Straßen abgesperrt."

„Sie glaub'n also, die Automobile werden durch die Reichenau über den Turracher Sattel fahren?"

„Den französischen Ludern kann man nit trauen."

Ich zweifelte allerdings an einer so verzwickten Reiseroute zwischen Paris und Petersburg, behielt aber meine Meinung für mich. In diesen aufgeregten Zeiten mußte man selbst froh sein, nicht unter irgendeinem Vorwande hopp genommen zu werden. Vor etlichen Tagen war eine österreichische Gräfin in ihrem Automobil versehentlich für einen Goldtransporteur gehalten und erschossen worden. Die Großvatergewehre konnten ja ausnahmsweise auch einmal auf der richtigen Seite losgehen.

Beim Lax in der Ebene Reichenau war nur eine Magd daheim. Die andern seien alle drüben auf dem Dorfplatz, wo Nachrichten vom Kriegsschauplatz verlesen würden. Ich ging hin, um den Lax zu suchen und mit ihm die Sache wegen der Kalbn zu besprechen. Aber der Lax war fürs erste nicht zu haben. Als angesehenster Mann der Gemeinde (ich glaube, er war sogar Bürgermeister) stand er im Kreise der Dörfler und

las mit weithinschallender Stimme, was ich schon seit gestern wußte: künstlich drapierte Notlage vor Lemberg, unaufhaltsames Vorwärtsstürmen der Deutschen in Belgien. Dann senkte sich die Stimme — die erste Verlustliste! Ein Schauer wehte durch die Menschen, einige von ihnen packten sich gegenseitig an den Armen, als wollten sie beizeiten Halt finden, wenn ein Name, ihr Name, erklingen würde. Der Sohn, der Bruder, der Vater, der Gatte — alle, alle waren draußen. Drei Namen kamen zitternd, fast zögernd aus des Sprechers Mund. Drei Menschen dieser stillen Berge, hinausgeworfen aus ihrem Frieden von der Bestie Krieg, getötet von Leuten, denen sie, die ihnen nie was getan hatten. Auf den zweiten Namen antwortete ein leiser, weher Schrei — ein junges Weib hatte ihn ausgestoßen, in deren Leib sich neues Leben barg. Das Kind wird den Vater nie sehen. Die anderen beiden Namen verhallten in schicksalstrotzigem Schweigen. „So — und jetzt geht's heim." Keine Phrase, zu dieser Zeit so billig und abgenutzt, kein Wort von Gott, Kaiser und Vaterland — wie eine Grammophonplatte damals abgeleiert. Die Menschen sahen ihr Tal ringsum, von den Höhen vielleicht die Gipfelvielheit des Kärntnerlandes — das war die Heimat. Für die glaubten sie kämpfen zu müssen. Ein Jahr später, als der Italiener die Grenze berannte, war es wirklich ein solch heiliger Kampf. Aber heute? Ich machte mir damals noch keine Gedanken darüber, denn wie jeder andere war ich in die Massenpsychose dieser 1914er Sommertage eingesponnen. Warum sollte ich's heute leugnen? Aber jetzt, wenn ich über den so unsicheren Begriff Vaterland nachdenke, kommen mir oft die Menschen von Ebene Reichenau in den Sinn, für welche die Heimat mit den sie umgebenden Graten aufhört. Was dahinter ist — Steiermark, Südkärnten, Salzburg, das ist Fremde, wenn auch ein gemeinsames politisches Band vorhanden ist.

Der Lax tischte mir seine sagenhaft herrlichen Hauswürste auf und teilte mir mit, was er über den Zustand unserer Kalbn gehört habe. Es würde wohl notwendig sein, das Tier ins Tal und heimwärts zu schaffen, denn der Fuß sehe böse aus. Immerhin sollte ich's mir einmal selbst ansehen und ihm dann durch den Halterbub Nachricht zukommen lassen. Dann würde er morgen mit einem Ochsengespann auf die Alm kommen und die Patientin holen.

Der nächste Morgen brach aus grauen, dicken Schleiern, die bis tief in den engen Talkessel hinabhingen. Die letzten Enden der Wolkenfetzen schleiften über die Dächer der hochgelegenen Berghuben, in der Schlucht, die ich nun bergan schritt, hingen Nebel, wanden sich um die zähverwurzelten Tannen und bauten Brücken über den gischtenden Bach. Ich liebe dieses Wandern in trübem, so nachdenklich stimmendem Wetter, ich liebe die Einsamkeit im grauen Wolkentreiben und die formende Kunst der Natur, die aus Nebel, Fels und Baum allerlei phantastische Gestalten aufbaut. Ein Jäger, den ich unterwegs traf, liebte das weniger; er schimpfte über das Sauwetter. Stand unter einer Fichte und qualmte sich eins, da ihm offenbar noch nicht genug Dünste in der Luft waren. Selbander gingen wir weiter, da sich unser Weg erst nach einer Stunde trennte. Und wie es in diesen Tagen so war — vom Kriege sprachen wir natürlich. Ich erzählte mein gestriges Erlebnis in Patergasse. Da lachte der Jägersmann auf: „Die können dort lang warten auf die Goldautomobile. Wissen's, Herr, wie die Franzosen ihr Gold nach Rußland bringen? Na, ich weiß es. In der Luft. Wahr und wahrhaftig in der Luft. Gestern is so ein Teufelsballon hing'flogen über die Alm — ich hab wohl auffig'schossen mit die Rehpfösteln Nummero drei, aber das Luder war z'hoch."

O du mein braves Jägerlein! Auf einen Luftballon hat er mit Rehpfösteln geschossen. Und der Luftballon — das hatte ich in der Zeitung gelesen — war anläßlich einer militärischen Übung von Klagenfurt aufgestiegen. Ich sagte ihm das und er kratzte sich hinters Ohr. „Auweh na, zelm is guet, daß i nix troffen hab. I hab denkt, da is jetzt das französische Gold drin."

Solche Blüten trieb damals die Kriegsphantasie. Der Jäger war nicht der erste und nicht der letzte, der auf diese Gerüchte hineinfiel. Mir ist's vor einem Monat in Tarvis auch nicht anders gegangen, als ich hörte, Japan habe an Rußland den Krieg erklärt und als ich eifrigst diese Nachricht weitererzählte. Träte heute ein großes Weltereignis ein, dann wären wir ebenso Beute rätselhafter Tatarennachrichten wie 1914. Wir sind seit den Tagen der alten Ägypter nicht gescheiter geworden.

Zur Gregerlealm hob sich jetzt ein rasiger Steilhang auf, an dessen Fuß mich der Jäger verließ. Das Steigen hatte mir heiß gemacht, Jacke und Weste staken schon lange im Rucksack. Und da es immer schwüler wurde, zog ich auch das Hemd ab. Man braucht so etwas nur zu tun, um sofort den Grimm des Wettergottes auf sich zu laden. Denn kaum stand ich entblößten Oberkörpers da, begann es zu regnen. Anfangs sachte, später gründlicher. Ich bin stets ein Freund natürlicher Abkühlung — also ließ ich die Tropfen auf die nackte Haut klatschen und wandere den Steilhang empor. Es war mir so bedeutend wohler, als wenn ich in Jacke und Wetterkragen eingepfercht gewesen wäre. Einen Bergstock hatte ich mir auf diese Wanderung nicht mitgenommen, weil ich die salonturistischen Alpenstangen überhaupt nicht liebe. Entweder den Pickel oder nichts. Braucht man gelegentlich einen Stecken, dann brockt man sich selbst einen ab. Das tat ich jetzt — es war die reinste Köhlerstange, die ich mir da am Wege aufgeklaubt hatte. Halbnackt und wasserüberrieselt, den Rübezahlprügel in der Hand — sehr vertrauenerweckend mag ich nicht ausgesehen haben. Eine Katze vor der Gregerlealmhütte machte bei meinem Anblick einen weiten Satz und verschwand im Stadel. Sonst war niemand daheim, von oben her aber hörte ich im Nebel Glockenbimmeln, zeitweise einen langgedehnten, traurig klingenden Ruf, mit dem der Halter seine Schützlinge zusammenrief. Beim Näherkommen sah ich eine Art Schildwachhäusel unter einer Felsnase — das hatte sich der Halter für Schlechtwetter gebaut. Und daß er darin steckte, bewies das blauzarte Pfeifenräuchlein, das aus den groben Steinfugen quoll. Ich dachte wahrhaftig nicht meines abenteuerlichen Aussehens und trat frischweg vor den in der Hütte auf einem Stein kauernden Alten. „Heilige Maria Mutter Gottes!" schrie er und bekreuzigte sich. Später sagte er mir, er hätte gedacht, da komme irgendein unholder Berggeist — derweilen war es nur der Renkersohn aus Bodensdorf, der nach der Kalbn schauen gekommen ist. Die Kalbn — dort liegt sie, an den Zaun gepreßt und schaut uns mit ihren schönen braunen Augen jammervoll an, als ob sie sagen wollte: „Helft mir doch, ihr dummen Menschen, wenn ich schon einmal zu eurem Nutz und Frommen leben soll." Der Fuß ist schwer vereitert, ein Zutalgehen völlig ausgeschlossen. Damit entfällt auch meine Pflicht, die ich mir nur seufzend vor Augen gehalten hatte, das Vieh durch das ganze lange Tal zehn Stunden Weges bis Bodensdorf zu treiben.

Der Halterbub ist ins Tal gegangen, um dem Lax zu sagen, er möge am nächsten Morgen mit dem Ochsengespann auf die Alm kommen, die Kalbn abzuholen. Ich habe in der Hütte Milch getrunken und Brot hineingebrockt, ein bissel Speck dazu und eine Zigarette geraucht. Angenehm ist der Aufenthalt in dem offenen Raum nicht. Der Sturmwind drückt die Schwaden des Herdrauches in alle Winkel und die Augen tränen. Das auf- und niederflackernde Feuer wirft groteske Schatten an die Wände, wie eine unbewegliche, überlebensgroße Götzenfigur ragt die von rotem Licht überzitterte Gestalt des Halters auf der Herdbank. Der Alte schweigt, raucht seine Pfeife und spuckt zeitweise in die aufzischende Glut. Das Donnern des Regens auf dem Schindeldach flaut ab, es trommelt nur mehr, es pocht leise. Zum Ende stäubt es haarfein nieder — hie und da sprüht eine Gischtwolke in den Raum. Über den Almboden kriechen Nebelschlangen, aus dem Nichts fallen sie herab, steigen in das gleiche Grau wieder hinauf, ballen und kugeln sich an den Hängen.

Kaum merklich schattet der Abend heran — irgendwo hoch über diesen ewig beweg-

lichen Wolken geht die Sonne zur Rast. Vielleicht kann ich etwas von ihrem letzten Schein erspähen, noch einen goldenen Becher Lichtes trinken, wenn ich mich über das im Almkessel drängende Wolkengezücht aufhebe. Ich gehe ins Freie, in die wirbelnden Schleierwände der Nebel hinein. Aufwärts, einen steilen Rasenhang empor, der oben und unten von Wolkenfetzen begrenzt ist, wie ein kurz abgeschnittenes Brett sich gegen den Wind stellt. Dunkles dräut heran — eine Felswand, unter der, auf fattgrünem Rasenband, Kohlröserln blühen. Speikduft schwebt heran — sehen kann ich die unscheinbare Pflanze in dem Dämmern nicht. Und ich steige, steige, unablässig, mechanisch. Es scheint gar kein Ziel in dem steilen Rasenbrett, das sich da vor mir aufhebt, sich verschiebt, je nachdem ich Höhe gewinne. Stärkerer Windstoß faucht ins Unsichtbare, wühlt in meinem klatschnassen Haar. Der Hang wird flacher, beruhigt sich, legt sich zurück. Dann eine kleine Felsschneide, wie der Drachenkamm auf dem Rücken eines Sauriers. Das ist die Grathöhe. Ob der Gipfel rechts oder links ist, weiß ich nicht. Ich gehe rechts, weil's mir eben so einfällt. Und stehe dann doch an einem windzerborstenen Signal, dessen bleiche Stangen wie ausgedörrte Knochen aufragen und vom Sturm geschüttelt werden. Ich stehe und warte. Rauche, gehe etwas im Kreise hin und her. Warte. Auf was? Ein Bergmensch hat manchmal so eine unbegreifliche, zuversichtliche Ahnung, das sich etwas ereignen würde.

Und es kam. Helleres Zischen des Sturmes, stärkeres Fluten der Nebel, ein aufheulender Laut — da platzt die graue Kugel. Nur für Augenblicke tut sich ein Tor auf. In grauem Kreis steht ein rotleuchtendes Silbergeschmeide von unbegreiflich zarter Farbe, märchenhaft unwirklich aus dem Westen herüberleuchtend. Die Hochalmspitze! Nur einige Herzschläge lang. Dann schließt sich der Kreis wieder. In der Tiefe des Werchzirmgrabens wühlen Wind und Sturzwässer mit dumpfem Tosen, und neue Nebelballen schieben sich langsam über den Grat.

Das begab sich auf dem Gipfel des Gregerlenockes. Man hat noch nie von ihm gehört, er ist der unscheinbarsten einer in dem Reich der Nocke. Ein Mugel, der sich über die Gregerlealm aufbaut. Nicht einmal die Einheimischen, die jedem hochturistischen Sporturteil fernestehen, schätzen ihn angesichts seiner größeren Brüder, so da sind Königsstuhl, Eisenhut, Falkert usw. — Mir gab er in einer wildeinsamen Gewitterstunde das Bild einer ferneher leuchtenden Fata Morgana. Die Vision eines Abends, etliche Herzschläge lang. Und dieses Bild brennt noch heute in mir fort. Darum hab ich von der Alm und dem Berg mit dem komischen Namen erzählt.

Falkertsee

Nachtsüber hatte der Sturm brav gearbeitet, und am Morgen krümmten sich die letzten Nebelschlangen versterbend in den Mulden und Schluchten. Der Halterbub hatte seine Botschaft brav ausgerichtet und der Lax hatte auch nicht auf sich warten lassen. Das Ochsengespann war da, die kranke Kalbn wurde verstaut und nun ging der betrübte Zug langsam, vorsichtig den Weg hinab, den ich gestern heraufgestiegen war. Alles weitere — der Transport hinaus durch das Tal, den See entlang bis zum heimatlichen Stall — war Sache des Laxenknechtes. Ich war meiner Aufgabe frei und ledig, ohne deshalb an schleunigen Heimweg zu denken. Noch tagelang ziellos in diesen weltfernen Gegenden wandern, nichts hören von all dem, was in der Welt vorging — ich konnte der Versuchung nicht widerstehen.

Und da begab es sich, daß mir ein augenblicklicher Entschluß, ein Wandern, das kein anderes Ziel als irgendeine Höhe hatte, den Ort schenkte, der von all den vielen Plätzen, die mir mein Lebenswandern gezeigt hat, zutiefst in der Erinnerung haftet. Den Ort, der mir sogar in der Erinnerung immer neue Werte schenkt, an dessen Stimmung

und Art ich mich noch klammere, wenn ich heute als Poet einen Fleck Erde schildern will, der von restlosem Frieden erfüllt ist. Den Falkertsee!

Wie ich auf den Gedanken kam, ihn zu besuchen? Ganz einfach aus einer Art heimatliebender Neugierde, denn ich wußte, daß da oben, drei Stunden über Ebene Reichenau, eine Berggruppe um einen See geschart war, die ich noch nicht kannte, ein Stück Kärnten, das mir fremd war. Ich wanderte durch einen langen, wilden Graben und über weithingestreckte Almweiden, ohne etwas Besonderes zu erleben. Ich kam aus dem Reiche des Waldes heraus, sah graubebartete Wetterfichten, kletterte über eine Menge Zäune und suchte einmal vor einem rabiaten Stier das Weite. Dann war noch ein kleiner Rasenwall, dahinter aufwachsend das Dach einer Hütte, war ein Leuchten und Silberfluten, ein tief geheimnisvolles Blau inmitten grüner Almen, darüber aufschießend Grau unzugänglicher Felsen, hoch oben ein Grat, über dem duftfeine Wölkchen tanzten.

Das war der Falkertsee mit seiner Landschaft.

Kann man etwas beschreiben, das einem zum höchsten, reinsten Erlebnis wird? Kann man dem, der es nicht kennt, die Herrlichkeit des ersten Themas der Bruckner-schen Siebenten Symphonie erzählen oder kann man Goethes „Über allen Wipfeln ist Ruh" schildern, ohne das Kunstwerk selbst sprechen zu lassen? Seit ich damals von schütterem Rasenhügel aus den Falkertsee sah, sind viele, viele Jahre über Land gegangen. Ich bin im Brandungsdonner der sturmzerwühlten Nordsee gestanden und habe von dem angeblich schönsten Ort der Welt, von Taormina aus, den schneebedeckten Ätna und das afrikanische Meer gesehen. Ich habe — Gott weiß, was ich noch alles habe. Mein Leben war sehr reich und die Welt um mich herum war immer wunderschön. Aber der Falkertsee steht in mir als ein großes Ziel: Friede des Herzens. Manchmal, wenn wir abends auf unserer Gartenterrasse sitzen und die Stadt Bern mit der Jungfraukette im Hintergrunde sehen, von Vergangenem und Zukünftigem sprechen, eins darüber sind, daß wir nicht in der bedrängenden Vielheit der Stadt alt werden wollen, dann beginne ich vom Falkertsee zu sprechen, von einer Hütte, die ich mir droben bauen will, von demantklaren Wintertagen, vom keuschen Erwachen des Frühlings, von der betäubenden Fülle des Bergsommers und der Wehmut des Herbstes über vergilbenden Matten. Spreche davon, wie ich dort oben abtun will das kluge Weltkind, den geschäftlich sinnenden Erwerbsmenschen, den leidenschaftlichen Kämpfer um künstlerische Meinungen. Wie ich dort oben sein will Jäger, Schifahrer, Dichter — vielleicht auch Geklärter über allem, was jetzt noch in mir wühlt.

Einmal — vielleicht —? Wenn dieses Jahrbuch schon lange zu altem Bibliotheks-hüter geworden ist, dann steht oben am Falkertsee meine Hütte und meine Buben klettern im Gewände des Falkert nach Edelweiß.

Vor der Wohnhütte der Falkertalm saß ich und löffelte meine Milch. Die alte Sennerin stellte allerhand neugierige Fragen, denn das Tal war weit und Fremde kamen noch nie hierher. Ihre Tochter, die Everl, sah mich mit ihren stillen, braunen Augen an und tat vorderhand keinen Mucks. Aber später, als ich mich zum Rundgang um den See aufmachte, war das Mädel eidechsenflink an meiner Seite. Fragte fürs erste, ob es wahr sei, daß die grauslichen Russen in Galizien den Kindern die Hände abschnitten. Das wisse ich nicht, entgegnete ich, und es wäre wohl gut, wenn wir hier vom Kriege überhaupt nicht sprächen. Es sei zu schön da und man solle alles Leidbelastete für ein paar Stunden abtun.

„Ja, schön ist's da schon — aber kommen's. Ich werd Ihnen ein feines Platzerl zeigen."

Das war bedeutungsvoll, denn gewöhnlich lächeln die Alpler mitleidig, wenn so ein Stadtfrack ihnen weismachen will, daß es da schön sei. Das Mädel hatte etwas von dem Zauber seiner Alm in sich aufgenommen, hütete es und war froh, anderen davon

mitteilen zu können. Kreisum ging der Weg, auf schmalem Band unter den Wänden hin. Der Grund des Sees war glitzerhell von den vielen weißen Steinen, dämpfte weiterhin sein helles Leuchten, wurde blau, dann grün. In eine rätselvolle Tiefe ging es nieder.

„So tief ist's da, daß kein Mensch den Grund erreichen könnt'", meinte die Everl. „Man sagt, daß der Seegrund so tief liegt wie die Reichenau."

Wir kamen an einen Rasenfleck, der eingekerbt in dem Grau der Uferfelsen war.

„Jetzt — da schaun's", wies sie mit der Hand über die leise zitternde Fläche. Ich verstand schnell, was sie meinte. Nur eine schmale, niedrige Rasenbarriere trennte den See von dem ins Tal niederziehenden Berghang. Rasen und Wasser verschmolzen im Spiegelbild zu Einem — da sah es nun aus, als ginge der See geradewegs in die klare, blaue Luft über, nur fern im Süden von den unwirklich zarten Karawanken begrenzt.

„Du hast eine feine Seele, Everl, daß du diesen Winkel liebgewonnen hast." Sie wurde verlegen — mit Schmeicheleien war sie wohl nie verwöhnt worden. Eifriger noch wies sie auf die Falkertwand. „Und dort oben — das ist der versteinerte Senn."

Ein Gesicht ragte aus dem Fels, scharfe Hakennase, vorspringendes Kinn, darunter ein schütterer Flausbart. Everl erzählte die alte Sage: übermütiger Senn, der mit Butter und Käs Kegeln spielt — der geheimnisvolle Alte, der Herberge vergeblich erbittet — Fluch — Unwetter. Für Jahrtausende ist der sündige Senn an den Fels genagelt. Die Sage ist uralt und überall zu finden, wo Berge sind. Warum sollt ich dem Mädel den Glauben an die Originalität ihrer Erzählung rauben? Aber etwas anderes.

„Das Gesicht da oben gleicht einem sehr berühmten Menschen, einem großen Musiker. Richard Wagner heißt er."

„Ist der in Klagenfurt?"

Klagenfurt, dessen Lichterschein man von hier aus in klaren Nächten sieht, war der Everl wohl Inbegriff der großen prangenden Welt.

„Nein, der ist schon lange tot und hat in Deutschland gelebt."

„Ah so." Richard Wagner berührte sie nicht weiter, der sündige Senn, dem es so gottslästerlich gut ging, daß er mit Butter und Käs Kegeln spielte, stand ihrem Begreifen näher.

„Noch ein zweiter See ist da", sagte sie nach einer Weile, die wir auf der Rasenfläche verträumt hatten. Es war, als wollte mir das Mädel alles Schöne ihrer Heimat zeigen, als sei sie froh, endlich einmal mit jemandem darüber plaudern zu können. Die Mutter hatte für das achtzehnjährige Phantastenköpfel wohl wenig Verständnis und die seltenen Besucher aus der Talortschaft sprachen lieber über Vieh, Leckfalz und Futterweide als über stille Seen und dunkle Sagen. Wir aber gingen auf schmalen Steiglein empor, in den wilden Felskessel zwischen Falkert und Rodresnock. Freundliches Grün war hier verschwunden, nur spärlich sproßten Moose und Birstlingsgräser aus den Rillen, riesige Felsblöcke lagen herum, zwischen ihnen eingekeilt spiegelte der zweite, kleine See, ein ödes, totes Wasser, dessen tiefste Stelle kaum zwei Meter messen mochte.

„Einmal", erzählte die Everl, „war der See so groß wie der untere. Aber dann ist einmal ein schreckliches Erdbeben gekommen und hat das Wasser verschüttet. Die Felsen davon sieht man heute noch."

„Everl, das ist nicht wahr", sagte ich schnell.

Das Mädel sah mich erschrocken an, etwas ärgerlich auch, daß ich es besser wüßte. Aber ich konnte es beweisen: wäre der zweite See so groß gewesen wie der erste, dann hätten beide unfehlbar zusammenfließen müssen. Die Felswände gaben für zwei gleichgroße zu wenig Raum. Auch lag der zweite See gut 100 *m* höher als der erste.

Ein Tümpel eigentlich, eine lebensarme Lacke. Aber das Glitzern des leichtbewegten Wassers ist das einzig Lebendige in dem Felsensaal, den die Wände des Falkert und Rodresnock bilden. Ja, hier in diesem Winkel sehen die sonst so gemütlichen Nocke etwas anders aus, hier werden sie energisch, bäumen sich zu wilden Formen auf, schneiden mit dunklen Wänden in den Himmel ein. Es ist so schwer, den Reiz einer Landschaft, die einem ein solches Erlebnis wurde wie mir der Falkertsee, zu analysieren. Wenn ich es aber doch versuche, dann bilden eben diese finster zusammenstoßenden Wände einen wichtigen Bestandteil der Analyse. Die schwarzen Felsen, der in ihnen eingeschachtelte grünblaue See, dessen Ostufer in weite, blumenübersäte Matten übergeht, der seltsam ungehemmte Blick in die Ferne — das alles wird es, nüchtern bezeichnet, wohl gewesen sein, was mich hier so elementar packte.

Die Everl erzählt allerlei von den Wänden. Erstens einmal wachse dort oben Edelweiß, was sonst in den Nocken nicht vorkommt. Auch Raute, aber beides sehr schwer zu kriegen. Zweitens sei vor acht Tagen — erschütterndes Ereignis auf der Falkertalm! — ein Ochs, der oben auf dem Falkert spazierenging, über diese Wand „derfallen". Das war eine böse Sache für die Mutter der Everl, die Sennin, denn die mußte sich dem Besitzer des Ochsen gegenüber rechtfertigen. Kann sie dafür, wenn so ein Rindvieh den Höhenkoller kriegt? Die Everl aber hatte eine acht Tage lang währende Freude, denn es gab Fleisch in Hülle und Fülle. Der Ochs war durch den Sturz übel zugerichtet, eigentlich schon zu Gulasch verhackt, und konnte nicht mehr zum Ausmetzgern ins Tal geschafft werden. Von allen Almen weitum sind sie dazumal gekommen, Fleisch zu holen. „Hier heroben weiß man schon gar nicht mehr, wie Fleisch schmeckt", sagt das Dirndl lüstern. Was ich mir ad notam nahm, um Mutter und Tochter abends zu Salami und Schinken aus meinem Rucksack einzuladen.

Die Everl wurde immer zutraulicher, zumal seit ich ihr erzählt hatte, daß ich kein Stadtfrack, sondern auch vom Lande sei. „Jetzt werd ich dir noch was sagen, aber fein still sein, nicht wahr. Wenn's aufkommt — ojeh die Mutter! Also eigentlich bin ich schuld, daß der Ochs derfallen ist."

„Du?"

„Ja, ich. Ich hab nämlich den Freimann getratzt (geärgert) und da hat er mir zum Possen den Ochs über den Felsrand gejagt."

„Wer ist der Freimann?"

„Eh, das weißt du auch wieder nit. Da oben in der Wand — siehst es? — das Felsloch. Da hockt er drin seit Jahrhunderten und bewacht einen goldenen Schatz. Grantig ist er wie alle geizigen Leut. Und wenn man ihn tratzt, dann tut er eim was an. Ich hab da beim kleinen See laut gepfiffen und gesungen. Das mag er nicht. Am andern Tag ist der Ochs derfallen. Aber nit wahr, du sagst der Mutter nichts?"

Ich versprach's und wollte ein Busserl zum Lohn dafür. Studiosi lassen sich nun einmal schon so auszahlen. Aber die Münze war nicht gangbar am Falkertsee. Das Everl lief mir lachend davon und, hätte sie nicht beim Bergabtollen den Kamm aus dem Haar verloren, so wäre ich um meine Gesellschafterin und das Busserl gekommen. So ward mir mit der ersten auch das zweite geschenkt.

Abend brannte auf dem See, die Wände des Falkert schienen wie flüssige Lava niederzugleiten und selbst die fernen Karawanken glichen einer langen Rubinenkette. Als die Sennin das abendliche Rahmmus in der stinkigen Stube auftischen wollte, erhob ich Einspruch. So hockten wir uns zu dritt um den Tisch vor der Hütte, ich aß mein Rahmmus, während sich Mutter und Tochter begeistert über die angebotene Salami und den Schinken hermachten. Kam noch ein Holzknecht dazu, der weiter unten an der Waldgrenze arbeitete und hier übernachtete. Der Birnenseppl hieß er — die Everl hatte mich auf diesen Gast schon vorbereitet und gebeten, nicht zu lachen, denn er hatte seinen Namen von einem großen, birnenförmigen Auswuchs, der seine haar-

lose Schädelplatte verzierte. Der Birnenseppl war ein bedachtsamer Mann, der was von der Welt wußte. Er betrachtete besonders die Salami mit scheelen Augen, denn „die ist aus Hengstenfleisch gemacht und zwar von ungarische Rösser. Dann ist Paprika, Pfeffer und Arsenik drin. Davon wird der Mensch ganz verruckt und, wenn's ein Mannsbild ißt, muß er ein Weibernes haben und umgekehrt. Das ist so eine richtige Liebesspeis."

Die Mutter machte scheele Augen und nahm der Everl trotz ihres Einspruches die Salami weg. Die verführerische Speise und die Anwesenheit eines jungen Bergsteigers auf der Alm schien ihr wohl ein etwas gefährliches Zusammentreffen. Sie selbst schien sich gegen die Zauberwirkung der Salami für gefeit zu halten, denn sie verzehrte nun auch Everls Anteil.

„Und im übrigen", schloß sie sehr tatkräftig, „wird hier beizeiten schlafen gegangen. Ihr Lager ist drüben im Heuschupfen."

„Ich geh morgen sehr früh fort und möcht' gleich heute zahlen. Was kostet alles?"

„Das Wiederkommen und ein Vergeltsgott — sonst nix."

Das war billig und leicht zu bezahlen.

Ich saß am Rande der Heuhütte, ließ die Füße über die Holzwand hinabbaumeln und sah in die Nacht hinaus. Das Licht in der Sennhütte war bald erloschen, neben mir im Heu vergraben schnarchte schon der Birnenseppl. Diese Musik störte mich — ich gab dem Alten einen ganz leichten Nasenstüber, da gluckste er einmal schnalzend auf und war dann still. Nun regte sich nichts mehr. Die Falkertwände standen blauschwarz über dem See und dämonisch ragte das Richard-Wagner-Profil aus dem Fels. Ein kleines Kreisrund des Himmels war in den See gefallen — da zitterten die Sterne oben und unten wie tausend unerlöste arme Seelen. Fern im Süden lag phosphoreszierender Glanz — das Leuchten der Stadt Klagenfurt. Darüber erhellte der Schein des aufgehenden Mondes den Drachenkamm der Karawanken und Steineralpen. Ich saß und schaute, dachte und träumte. Darüber lehnte ich mich etwas zurück an einen weichen Heuballen und schlief ein. Als ich erwachte, war es vom Hauch der Morgenfrische und die steirischen Berge im Osten waren smaragdgrün. Der Birnenseppl neben mir schnarchte wieder, vom See her aber, der wie ein unermeßlich tiefer schwarzer Schlund schien, kam leises Singen der Wellen. Ich nahm meinen Rucksack, glitt die Hüttenwand nieder und schritt ostwärts in weitem Bogen um den See, über taufeuchte Weiden dem Kamm zu. Eine Stunde später stand ich auf dem Gipfel des Falkert und sah, wie die junge Sonne aus den Wänden der Julischen Alpen Feuerflammen schlug. See und Alm lagen tief unter mir, vor der Hütte stand ein kleines Figürlein und winkte mit einem weißen Tuch herauf. Das war das Everl.

Grat konnte man es nennen, was sich zwischen Falkert und Rodresnock hinzog. Es gab sogar, wenn man wollte, hie und da eine Stelle, da die Hände den Fels anpacken konnten. Aber schließlich war es nur Spielerei und mir stand im Frieden dieser grünen Berge auch gar nicht der Sinn nach alpiner Kraftmeierei. In der Scharte zwischen den beiden Gipfeln sah ich noch einmal zum See hinab. Schaute nicht nach dem Westen, wo die Hohen Tauern wie ungeheure Silberburgen funkelten, nicht nach dem Süden, wo die Julischen Alpen brannten. Das alles hatte ich schon hundertmal gesehen. Aber von dem See nahm ich Abschied, ehbevor ich über den Rodresgipfel weiterging, talab nach Kleinkirchheim.

Ahnte ich damals, daß ich diesen Fleck Erde jahrelang nie mehr wiedersehen würde? Eine tiefe, herbsüße Wehmut war in mir, da ich mit letztem Blick das Königreich der Stille grüßte. Dann stiegen zwischen mir und dem See die Gratfelsen des Rodresnock auf.

Eine lange, lange Zeit ist seitdem hingegangen. In ihr enthalten waren Krieg, strenger Beruf, Familiensorgen, vielerlei Kenntnis neuer Länder und langsames

Wachsen einem Ziele zu. Den Falkertsee habe ich nicht wiedergesehen. Er ist in mir als Heiligtum meiner Sehnsucht, als ein Ort des Gottesfriedens, der nicht flüchtiges Zieles beliebiger Bergwanderung sein darf. Ich kann ihn nur so wiedersehen: zu längerem Verweilen als einsam Erlebender oder in Gesellschaft meiner Lebensgefährtin. Zufällige Bergsteigerkameradschaft könnte ich dort nicht ertragen. Man könnte fast meinen, der Zufall habe es dummerweise immer wieder vereitelt, daß ich diesen Platz zutiefst im Herzen unserer Berge nicht wieder besuchte. Oder ist's vielleicht doch mehr? Hat ihn mir das Schicksal für irgend etwas aufgespart? Als Balsam für ein Leid, das einmal über mich kommen kann? Als letzte Lösung von dem Treiben der Welt, in dessen Wirbel ich geworfen wurde und dem ich mit allem Willen und aller Kraft zu entkommen suchte? Ich weiß es nicht, ich weiß nur eines, daß dort oben auf mich das Glück des Alleinseins wartet.

Millstätter Alm—Tschiernock

In einem kleinen Gasthäusel zu Millstatt hatte ich ihn kennengelernt. Da saß er und schlürfte eine Limonade, ließ dann den mächtigen Schädel auf die Brust sinken, daß der graue Vollbart sich aufsträubte und schien zu schlafen. Aber vielerlei Zucken in dem braungebrannten Gesicht bewies, daß er über irgendwas nachdachte, die Augen nur sinnend geschlossen hielt. Ein praller Rucksack lag neben ihm auf dem Boden, darüber geworfen war ein großer, verschlissener Pelzmantel. Das war das Sonderbarste an dem Mann. Denn es war Frühsommer und schon so schön warm, daß vom See her helle Stimmen froher Badegäste heraufklangen. Der Pelzmantel aber war entweder wie ein russischer Kutschermantel oder eher noch wie ein urtümliches Bärenfell. Grob, schwer und sehr schäbig, an manchen Stellen notdürftig geflickt, ein wahres Ungetüm, dessen einziger Vorteil darin bestehen mochte, daß er sehr warm hielt. Doch war das jetzt minder notwendig. Die wenigen Leute im Gasthausgarten stießen sich an und lachten über den alten Mann, einmal kam eine Stimme daher, die etwas von einem verirrten Eskimo sprach. Den seltsamen Kerl in der Ecke kümmerte das nicht. Er sinnierte eine Weile mit halbgeschlossenen Augen, ließ sich von der Sonne bescheinen und trank langsam die Limonade aus. Dann zahlte er und ließ schließlich einen leisen Pfiff ertönen. Aus dem Wulst des Pelzmantels löste sich ein kugeliges Etwas. Das war ein Hund, eine Art Kreuzung zwischen Nudelwalker und Wollknäuel, langgestreckter Körper, spannenkurze O-Haxeln und viel dichter Filz von dem verstruppten Antlitz bis zu dem immer wackelnden Schwanzstummel. Herr und Hund machten sich davon — der Transport des Mantels geschah auf gewöhnliche Weise, das heißt durchgesteckt unter den Rucksackriemen. Nur sah es aus, als sei dies nun der Rucksack eines Jägers, der zumindest einen kleinen Bären erlegt hatte.

Die Sonne stand hoch im Mittag und ich hatte noch nicht Lust, in der Hitze den Weg auf die Millstätter Alm zu begehen. Ich nahm im See ein Bad, faulenzte im heißen Ufersand und machte mich erst auf die Beine, als das Tagesgestirn etwa handhoch über dem Gmeineck hing. Im kühlen, schattigen Wald kam ich rasch vorwärts, als ich an der Baumgrenze war, dämmerte es leicht. Das war mir eben recht, denn ich hatte beschlossen, die Nacht im Freien zu verbringen. Die Almen waren noch unbewohnt, die Berge sehr still und menschenleer.

Unter drei verschüttelten, zerhackten Wetterfichten war eine Quelle — von der sprang mir ein grauborstiges Etwas kläffend an die Beine. Und am rieselnden Wässerlein saß sein Herr, hatte den Pelzmantel säuberlich ausgebreitet und den geöffneten Rucksack neben sich. Jetzt, vom Aufstieg verschwitzt, mit verklebten Haaren, sah der Alte geradezu stromerhaft aus, wenn nicht die starke Geistigkeit seiner Züge diesen schreck-

haften Eindruck gemildert hätte. Da ich an der Quelle Wasser fassen wollte, kamen wir ohne weiteres ins Gespräch. Ich machte den Mann aufmerksam, daß die Almen noch nicht bezogen seien und eine Unterkunft schwer zu kriegen sein würde. Er meinte, das mache ihm nichts, er sei gewohnt, im Freien zu schlafen. Damit wies er auf den Pelzmantel neben sich. Er sprach ein wundervolles, klares Deutsch, war wohl irgendwo aus dem Norden. Neben ihn streckte ich mich in die Schwarzbeerbüsche und rauchte mir eine Zigarette an, ihm gleichzeitig eine anbietend.

„Ich rauche nicht und trinke nicht. Dazu bin ich zu arm." Man wird immer verlegen, wenn einer uns so was sagt. Bedauernde Worte sind nicht am Platz, das Darüberhinsprechen scheint taktlos und das Schweigen dumm. Der Alte fuhr fort: „Ich bin nämlich Privatgelehrter."

„Ah so?" entgegnete ich sehr geistreich.

„Ja, und zwar Philosoph. Damit verdient man nämlich als Privatgelehrter ohne Professur furchtbar viel Geld." Das klang keineswegs erbittert, sondern sehr lustig. Der Mann stand wohl schon weit über der Kläglichkeit der materiellen Erscheinungen und sah sie mit einem Auge bedauernd, mit dem andern spöttisch an.

Ich stellte mich vor — das gehörte sich nun wohl. Student der Philosophie mit dem Spezialfach Musikgeschichte. Er erwiderte, daß er sich gerade mit Musik viel befaßt habe, allerdings nicht praktisch, sondern philosophisch-theoretisch. Und im Nu waren wir inmitten der schönsten Fachsimpelei.

Darüber wurde es bald dunkel, soweit es wenigstens in dieser schönen, bergklaren Nacht dunkel werden konnte. Die Wetterfichten glichen jetzt verkrüppelten Urweltsriesen, der Wald unter uns war eine ungelöste, schwarze Welle, die heranzustürmen schien, auf den Südbergen der Julischen aber war noch viel Licht und das Gletscherlein des Triglav war eine rotglühende Erzplatte.

„Wir müssen ein Nachtlager suchen", schlug ich vor. „Denn ich für meinen Teil möchte gerne oben auf dem Kamm biwakieren, damit man auch von den Nordbergen was sieht. Wenn Sie also mithalten wollen...?"

Er war gerne dazu bereit, packte seinen Kram zusammen und steckte den Mantel wieder durch die Rucksackriemen. Das Hündlein tollte voraus, scharrte da und dort einer Maus nach und jagte einmal einen Trupp schnarrend aufflatternder Schneehendel bergaufwärts. Der alte Herr war keineswegs schrullenhaft verstockt und schweigsam, sondern begann frischgemut zu plaudern. Er käme von weit her, aus Italien. Bis tief unten in Sizilien sei er gewesen und habe nun in monatelanger Wanderung, teils zu Fuß, teils auf der Bahn den walischen Stiefel durchmessen.

„Da werden die Sizilianer geschaut haben, wie Sie mit Ihrem Pelzmantel dahergekommen sind", entfuhr es mir.

Er sah mich freundlich lächelnd an. „Die Bemerkung haben Sie nun natürlich nicht verkneifen können, was? Na, macht nichts. Ich hab's zu oft gehört, um darüber böse zu sein. Aber wenn man so viel im Freien schläft wie ich, ist dieses alte Monstrum unschätzbar. Das werden Sie heute nacht sehen, wenn sie trotz Ihrer alpinen Gewöhnung frieren werden, während ich mollig in dem warmen Bärenfell liege."

„Also doch Bärenfell — ich hab mir's gleich gedacht."

„Ja, aus Rußland. Dort bin ich lange Zeit gewesen."

Wir hatten die Kammhöhe erreicht und hier oben war es nun bedeutend heller als jenseits am Hang. Die fernen Tauern strahlten noch eine ungeheure Lichtfülle aus, denn Hochalm, Glockner und Venediger waren an den Graten rotgeädert, während uns die Sonne schon längst entschwunden war. Der Alte bückte sich mehrere Male, hob etwas vom Boden auf und hielt mir dann eine Handvoll Steine hin. „Sehen Sie, Granaten! Der Berg trägt auf seinem Scheitel einen Panzer von Granaten. Aber sie sind wertlos, Schottermaterial neben den berühmten böhmischen Granaten. Im-

merhin — diese wundervolle Form, diese Laune der Natur, streng geometrisch zu bauen!"

Er steckte die Steine in die Tasche. Das Hündlein trottete nun etwas zaghafter zwischen uns, die ungeheure Weite schien seinen Tatendrang zu hemmen, vielleicht auch war es schon müde. Die Luft war windstill und von jener klaren, heiteren Wärme, die mit den Föhntagen gar nichts gemein hat, nicht erhitzt, aber doch kein Gefühl der Nachtkälte aufkommen läßt. Wir hätten uns unbekümmert an jeder Stelle des Kammes niederlassen können, suchten aber, falls in der Nacht doch ein Wind aufspringen sollte, eine Nische im Winkel zweier großer Felsblöcke. Dort lernte ich die Vorzüge des russischen Bärenmantels zuerst schätzen, denn wir hatten unser drei darauf Platz: der deutsche Gelehrte, der Hund und ich. Unweit dieser seltsamen Dreieinheit brannte die fahle Flamme meines Spirituskochers und die Erbssuppe brodelte.

Alles, was an Licht des Tages erinnerte, war verschwunden. Die Tauern standen in gespenstischem eiskaltem Weiß über den dunklen Talfurchen und von den Julischen waren nur unbestimmte Schatten wie aufsteigende Wolken zu sehen. In der Tiefe flammten da und dort Lichter, dünsteumschleiertes Grüßen von Siedlungen, deren größte Spittal war. Die Lichter von Millstatt und Seeboden konnten wir nicht sehen, da sich der Berghang unter uns vorwölbte. Vor uns reckte sich der lange Kamm der Millstätter Alm wie der Rücken eines ungeheuren Elefanten nach Ost und West, bog, von der Liesertalfurche gehemmt, nach Norden um, dort in die breite Pyramide des Tschiernocks aufschießend.

Wir lagen auf dem Rücken und sahen über uns die Sterne hingehen. Die über alles Begreifen große Unendlichkeit des Weltalls zog wie ein rätselvoll belebtes Flimmerband hin; sah man lange in dieses. Glitzern und Funkeln empor, dann war es, als wenn die Sterne auf goldenen Straßen sausend und schwingend hinliefen, als wenn wir bodenlos und im freien Raum schweben würden, um uns selbst hingewirbelt im Mittelpunkt einer mit glühenden Punkten versehenen Hohlkugel. Ich habe viel Biwaknächte mitgemacht — die meisten im Zwange irgendeiner großen, bedeutenden Bergfahrt. Da waren Sinne und Gedanken auf anderes eingestellt, man hatte trotz allen Erfassens der nächtlichen Schönheit nicht so sehr den Willen, sich dem Sternenwunder ganz hinzugeben. Hier war es anders. Hier war die Nacht um Menschen, die aus freigewähltem Entschluß ihr Lager auf dem Grat eines durchaus harmlosen Berges aufgeschlagen hatten. Hier war nichts um uns, nichts in uns, das uns von dem gänzlichen Sichhingeben an die Mysterien des Kosmos abgehalten hätte.

Wie von selbst, einem inneren Zwange gehorchend, begann der alte Gelehrte zu sprechen. Erzählte von den fernen Sonnen, den geheimnisvollen Nebelflecken, nannte Entfernungen in kaum ermeßlichen Lichtjahren — die Gegenwart und mein kleines, auf die Spanne von wenigen Jahrzehnten zusammengepreßtes Leben schrumpften mir immer mehr zu einem Nichts, die eintönig berichtende Stimme neben mir schien von seltsam vernichtender, alles gegenwärtige Ich verdrängender Gewalt — zum Ende war mir, als sei nur das letzte, unbegreifliche Ewigkeitsfünkchen Seele von mir übriggeblieben und schwebe nun entkörperlicht zu den Sternenbildern auf, Millionen von Lichtjahren in einer Sekunde zurücklegend.

Der Alte schwieg plötzlich, wie abgeschnitten war seine Rede. Aus der Tiefe kam von allen Seiten ein starkes, schwingendes Klingen — in Millstatt, in Seeboden, in Gmünd schlugen die Uhren Mitternacht. Da waren wir wieder auf der Erde, auf dem Kamm zwischen Millstätter Alm und Tschierwegernock.

„Ich denke," sagte mein Gefährte und richtete sich aus seiner liegenden Stellung zum Sitzen auf, „heute nacht werden wir kaum schlafen. Die Zeit bisher ist so schnell vergangen und in dreieinhalb Stunden ist es ja schon Tag."

Einzig das Hündlein schlief, zu einer Kugel zusammengerollt, in den Mantel gehuschelt. Manchmal jappte es im Traume auf, winselte oder knurrte.

Im Nordosten sahen wir jetzt einen mattroten Schein — es mochte etwa hinter dem Eisenhut, vielleicht in der Flattnitz oder sonstwo sein. Wahrscheinlich ein Waldbrand, denn das Licht war keineswegs ruhig, sondern zuckte zeitweise lebhafter auf, schien dann wieder in sich zu versinken. Es war nur ein winziges, marienkäfergroßes Fleckchen Rot in dem Samtvorhang der Nacht.

„So etwas können wir auch hier machen", meinte ich, um uns mit einem frischen Vorschlag aus der menschheitsfernen Schwere des Sternentraumes zu befreien.

„Sie werden doch nicht zum Wald hinabgehen und diesen anzünden wollen?"

„Nein, aber die dürren Gräser rundum. Das schadet nichts und im Sommer wächst es dann doppelt so gut. Hier bei uns in Kärnten machen die Bauern das sogar absichtlich. ‚Ranabhazen' (Rainabheizen) nennt man's und als Bube war es unser größter Spaß."

„Daß aber nichts Dummes daraus entsteht", mahnte der Alte.

Ich schritt etwas seitab unseres Lagers, ein wenig den Hang hinunter und hielt dort ein brennendes Zündhölzchen unter ein Büschel langen Dürrgrases. Im Nu flammte dieses auf. Der Hang war ziemlich steil, so daß die kleinen Springfeuer von Grasbusch zu Grasbusch weitergreifen konnten. Mit dumpfem Rauschen flog die Flamme bergan und seitwärts.

„Herrgott, was machen Sie denn? Wenn das unten den Wald ergreift!" schrie der Professor von oben, wo unser Lagerplatz war, zu mir nieder.

Ich muß gestehen, ganz wohl war mir jetzt auch nicht mehr. Ich hatte ein paar Grasbüschel anzünden wollen, in der Dunkelheit aber nicht gesehen, daß gerade dieser Hang voll Dürrgras stand. An ein Löschen war natürlich nicht zu denken, und, solange der Wind von Norden wehte, die Flammen auf den vegetationslosen felsigen Kamm trieb, war keine Gefahr. Es war seltsam: wir hatten nichts von Wind gespürt in diesen Nachtstunden. Nun aber, da das Gras brannte, sah man an der zitternden Bewegung der feinen Flammennadeln, daß die Luft doch nicht ganz ruhig war.

Eine Weile stand ich beklommen da, dann dachte ich mir: jetzt kannst eh nix mehr machen. Also stieg ich wieder zu meinem Philosophen empor. Der machte mir keine Vorwürfe mehr, er war wie gebannt von dem grausig schönen Schauspiel, das da vor uns loderte. Die Flammen des Hanges krochen auf den Grat, schlugen dort, wo etwas Gegenwind kam, in hohen Garben auf. Überall, etwa zweihundert Meter den Kamm entlang, tanzten diese Feuermänner, wirbelten auf und sanken bald darauf auf immer zusammen. Es war eine spukhafte, entsetzliche Quadrille von toll sich drehenden Glutgespenstern, die sich den Kamm entlang die Hand reichten.

Rasch wie der ganze Zauber gekommen war, verschwand er wieder — ich lief an den Gratrand und sah zum Hang hinab. Hie und da glosten noch Büschel, eine zarte, aber breite Rauchwolke wogte gegen die Höhe hin. Dann dampfte es nur mehr aus einzelnen Stellen und zum Ende lag der Hang rabenschwarz ins Unendliche abschießend da.

„Es ist noch gut vorbeigegangen", kehrte ich zum Lager zurück.

„Man soll das Feuer nicht zum Scherz rufen", sagte der Gelehrte schwer und langsam. Er hatte sich wieder auf seinen Mantel gelegt, die Hände unter dem Haupt verkreuzt. „Einmal habe ich einen Steppenbrand mitgemacht — in Finnland war das. Ist schon lange her. Ja, ja." Eine Weile schwieg er. Dann wieder: „Drei Tage lang hat das gedauert. Sind etliche Dörfer dabei verbrannt — auf der Millstätter Alm ..."

„Ich dachte, das war in Finnland."

„Ach ja, in Finnland. Dort ist ein See nach dem andern und wenn die Mitternachtssonne scheint ..." Schweigen.

„Erzählen Sie mir, bitte, von dem Land."

Keine Antwort. Der alte Mann schlief. Auch gut, dachte ich mir, tutschen wir auch ein bissel.

Tutschen — das heißt ein Nickerchen machen.

Aber aus dem Tutschen wurde ein langer gesegneter Schlaf. Ich erwachte, weil es über meinen Augenlidern kribbelte wie wanderndes Ameisenvolk. Ich war mit dem Gesichte ostwärts zu gelegen und die Sonne kitzelte mich aus meiner Faulheit auf. Sie stand etwa fingerhoch über den steirischen Bergen, in den Felsen der Julischen Alpen war wildes Jagen von Licht und Schatten, langsam drang das Taglicht in die ungeheuren Steinwüsten der Nordwände ein, meiner alten Bergfreunde, die ich so gut kannte. Die Hochalmspitze strahlte grell und blendend, als stehe dort im Nordwesten eine zweite Sonne. Über dem Grat, der von der schwarzen Schneid zum Gipfel zieht, hoben sich die drei grotesken Gestalten der Steinernen Mannderln ab, darunter war das Spaltengewirr des Trippgletschers, wie feine Äderchen von hier aus zu schauen. Und des Glockners Eisnadel stach spitz in den seidenblauen Morgenhimmel.

Der deutsche Gelehrte schlief noch immer. Ich konnte den Mann nun ruhig ansehen und da sank alles, was an ihm komisch sein konnte, zu einem Nichts zusammen. Welche Fülle von Wissen hinter der starken Hirnwölbung lag, davon hatte ich in dieser Nacht ein Teilchen verkosten können. Von der klaren und ursprünglichen Freude an den Schönheiten der Natur sprach die etwas weiche Milde der Mundpartien — man mußte in dem Bartgestrüpp nur diese bedeutungsvollen Züge erkennen können. Ich merkte, wie ich den alten Mann in den paar Stunden des Zusammenseins liebgewonnen hatte und dachte daran, ihm irgendwas Freundliches zu tun. Was? Das war ebenso einfach wie prosaisch. Ihm ein Frühstück kochen. Aber unser Wasser war verbraucht. Also nahm ich meine und seine Feldflasche und machte mich wieder auf den Weg zu der letzten Quelle, dorthin, wo wir uns gestern getroffen hatten. Ich mochte fünfzehn Minuten hinab und eine gute Dreiviertelstunde wieder bergan brauchen. Als ich zurückkam, war der Mann schon erwacht, stand mit seinem massigen Körper wie ein Felsklotz auf dem Kamm und sah bewegungslos nach Norden, wo die Hohen Tauern leuchteten.

„Hätten Sie nicht den Rucksack dagelassen, dann hätte ich gedacht, sie wären allein weitergegangen."

„Das werd ich doch nicht."

„Warum nicht? Wir haben eine schöne unvergeßliche Nacht miteinander verlebt — vielleicht enthüllt ein Weiterwandern am Tag uns einander Charakterzüge, die weniger gefallen. Das Vernünftige ist also, nach einem so schönen Erlebnis stillschweigend ohne große Abschiedsphrase auseinanderzugehen."

„Aber zuerst frühstücken. Ich habe frisches Wasser geholt."

Da ließ er mich schmunzelnd einen Morgentee kochen und nahm auch ohne Ziererei von meinem Speck und meinem guten Kärntner Hausbrot.

„Nach dem faden Weizenbrot, das ich jetzt in Italien gewöhnt war, ist so ein Roggenbrot ein wahres Labsal. Es ist — so komisch es auch klingt — in seiner Herbe und Kraft deutscher."

Da hatte er recht. Ich habe späterhin weder in Italien, noch in Frankreich, noch in der Schweiz das charakterlose Weißbrot vertragen können und das Frühstück mit Marmelade und Butter dünkt mich heute noch geradezu feminin. Wenn man halt Kärntner Sterz, Hausbrot und Speck gewöhnt ist!

Als ich meinen Feldkocher einpackte, war der Tag soweit gediehen, daß die Hitzewellen über dem Kamm zitterten, die Umrisse der Steine und Pflanzen ineinander zu verfließen schienen, während über der ganzen sonnenflimmernden Herrlichkeit die blauen Brummfliegen tanzten und schnurrten. In den Tälern lag der feine, schlei-

ernde Hauch des Morgens, und der Millstätter See, der jetzt wieder sichtbar wurde, war eine graublaue Stahlplatte, die von einem heiteren Winde in der Bucht von Döbriach leicht gerillt schien. Ein Schiff zog quer über die Spiegelplatte dahin wie ein träger, großer Käfer und sein Kielwasser war als weißer Strich in das harte Metall der Wasserfläche eingeschnitten.

Auf dem Tschierwegernock taten sich langersehnte Geheimnisse des Liesertales auf, und die schwarzen Felsmassen des Reißeckes rückten näher. In diese Berge voller Geheimnisse und dunkler Sagen zu gehen, empfahl ich dem Deutschen. Erzählte ihm von den wilden Felsgestalten, die dort oben die Grate krönen, sonderlich von dem in die Mühldorfer Scharte gebannten Unhold, dem teuflischen Torwart. Dann wieder sprach ich von der Hochalmspitze, begeisterte mich rückerinnernd an Frido Kordons überaus herrlichen „Dreißig Stunden auf der Hochalmspitze" und schilderte die starre Größe des Elendtales. Wie aber die Nocke immer sammetweicher und frühsommergrüner wurden, wie die bunte Vielheit dieser stillsten aller Berge immer deutlicher hervortrat, da wurde ich Prediger dieser weitgeschwungenen Höhen und riet dem Gelehrten, doch die Nocke zu durchwandern, auf einer Route, die ich ihm mit sprudelnder Phantasie eilends festlegen wollte. Da blieb er stehen und meinte lächelnd: „Wenn es jetzt nach Ihnen ginge, müßte ich diese Berge, dann die Hohen Tauern und das Reißeck durchwandern, müßte dazu mindestens zwei Monate verwenden. Das habe ich auf meinen Wanderungen oft erlebt, daß mir irgendein fanatischer Heimatsapostel Dinge empfahl, die dem Spezialisten eines Landes, aber nie einem Globetrotter wie mir gebühren. Ich habe nun einen starken, freundlichen Eindruck Ihres Landes gewonnen und gehe weiter — dorthinaus." Er wies nach Norden.

„Salzburg, Salzkammergut?"

„Nein, noch weiter. Heuer im Hochsommer hoffe ich schon in Norwegen zu sein."

Was war das für ein seltsamer Kauz, der geradenwegs von Sizilien nach Norwegen wandert? Steckte so etwas vom ewigen Juden in diesem klugen, aber ruhelosen Mann?

Ich habe es nie erfahren, habe nie gehört, wer er eigentlich war, wie sein Name, ob er Familie hatte, ob ihn irgendein Leid oder die Sucht nach dem Glück des Erlebens durch die Welt jagt. Wie er gekommen ist, so ist er wieder von mir gegangen. Rasch, mit formlosem, kurzem Abschied. Nach Norden stößt der vom Tschiernock ausgehende Kamm weiter vor, in das Herz des sich dort verengenden Liesertales hinein. Dahin wollte er, dann über den Katschberg über die Kärntner Grenze. Noch einmal versuchte ich ihn, seine Wegrichtung für den Besuch des Städtchens Gmünd zu ändern. Das war fürs erste mein Ziel, ehe es zu ernsten, alpinen Taten in die Reißeckgruppe ging. Aber er lehnte kurz ab, gab mir die Hand, als sollten wir uns morgen wieder treffen und ging weiterhin seinen Weg ins Nordland. Als ich schon auf der Liesertalseite unter dem Gipfel des Tschiernock abstieg, sah ich ihn noch oben auf dem Grat: breit, erdverwachsen, den großen Rucksack auf dem Rücken, das Bärenfell darunter hervorquellend. Und neben ihm bedachtsam schreitend das Hündlein, das mir kaum einen Abschiedsblick geschenkt hatte. Wie viele so kurzer Wanderbekanntschaften hatten Herr und Hund schon geschlossen! Was besagt da ein Studentlein, das nach einer gemeinsamen Nacht absteigt in die Tiefe des Gmünder Städtchens, während der alte Weltenbummler hoch oben über den Niederungen seine freie Bahn zieht?

Mirnock

Ich habe diesen Berg nie recht leiden können, ja mehr noch, er war mir immer geradezu antipathisch. Und das hatte seinen Grund: in die unvergleichliche, riesenhaft ausgebreitete Fernsicht von meinem ureigensten Berg, der Gerlitze, trat der Nachbar

Mirnock als hämischer, feindlicher Schädling. Er begeht nämlich die ungeheure Gemeinheit, mit seinem plumpen Körper den Glockner zu verdecken und raubt dadurch der Gerlitzenaussicht die letzte Vollkommenheit. Sieht man von „meinem" Berg aus nach Nordwesten, dann blitzt scheinbar auf dem Rücken des Mirnock ein silberner Kristall auf, als sei dort ein Märchenstein aus den grünen Rasenteppichen aufgeschossen. Das ist die Spitze des Großglockners, etwa stecknadelkopfgroß. Nur Eingeweihte wissen das. Aber das schöne stolze Bild des Tauernkönigs kann dieser aus dem Mirnockgrün aufflunkelnde Kristallknopf nicht ersetzen — der Glockner als Ganzes bleibt für die Gerlitzenaussicht ein Buch mit sieben Siegeln. Deshalb haßte ich den Mirnock. Mit anderen Gerlitzenfanatikern besprach ich einmal den Plan, den Mirnockrücken an der betreffenden Stelle wegzusprengen, um das Glocknerbild für die Gerlitze frei zu machen. Aber es wurde leider nichts aus dieser großzügigen Jules-Verne-Idee. Eines tat ich aber aus purlauterem Haß: ich besuchte den Mirnock nicht, er blieb der einzige Nock, den ich nicht kannte und nicht kennenlernen wollte. Ob er sich viel draus gemacht hat, weiß ich nicht. Mein Bruder behauptete zwar, ich sei ein Esel, denn der Mirnock sei ein wundervoller Schiberg im Winter und ein herrlicher Wanderberg im Sommer. Aber ich blieb verstockt.

Und als ich doch endlich den Nock besuchte, da waren es andere, sehr merkwürdige Gründe, die mich zur Wahl dieses Zieles führten. Es war zur größten Hungerszeit nach dem Kriegsende und aus Wien kamen die erschütterndsten Hilferufe. Uns draußen in Kärnten ging es verhältnismäßig besser, denn wir hatten unsere Kühe, Hacken und Hendeln, Gemüse- und Obstgarten und im Walde schlagbares Holz für die Winterheizung. Einmal, von einer Fahrt in die Lienzer Dolomiten heimgekehrt, erzählte mein Bruder von Wiener Bergsteigern, die er dort getroffen hatte und die sich mit ganz kümmerlichen Proviantvorräten durchbringen mußten. Das sei denn ein anderes Bergsteigen, wenn der Magen knurre, und wer mit Speck und Hauswürsten im Rucksack dahinwandere, leiste eigentlich nur Halbes. Und aus diesem traurigen Beispiel entwickelte sich ein Plan: wir wollten mit einem Mindestmaß an primitiver Nahrung auch einmal eine starke Marschleistung hinstellen. Wir: das waren meine Schwägerin Lotte, ein deutsches Mädel, die zum ersten Male in den Alpen war, und meine Wenigkeit. Und die primitive Nahrung, für die sorgte Lotte und verstaute sie in meinem Rucksack. Es war ein Topf gekochter Graupen — sonst nichts. Nun aber wohin damit? Natürlich schlug ich die Gerlitze vor. Aber Lotte lehnte ab: das sei zu bequem, denn, wenn wir Hunger nach etwas anderem bekämen, würden wir auf der Bergerhütte als gute Bekannte auch ohne Geld, das wir daheimlassen wollten, was zu essen kriegen und außerdem wären wir vom Gipfel in einer Stunde im Tal und an Mutters Tisch. Nein, weiter weg müßte es sein und nicht in einer Gegend, wo wir überall unterkriechen und uns atzen könnten. Da fiel mir der Mirnock ein. Wenn schon einmal so eine schäbige Tur bei gekochten Graupen ehrenhalber stattfinden müsse, dann wolle ich damit diesen unverschämten, der Gerlitzenaussicht den Glockner versperrenden Mirnock beehren. Dabei blieb es und — es kam anders, als ich dachte.

Als wir in Paternion ausstiegen und zum Fresacher Plateau emporwanderten, zog ich meine Börse und drehte sie um. Es fiel kein lucerter Heller mehr heraus. Wir waren auf den Graupentopf und unsere Enthaltsamkeit angewiesen, um den weiten Weg über den Mirnock in die „Gegend" und zurück nach Bodensdorf am Ossiacher See durchführen zu können. Aus etlichen Häusern bei Fresach drang Speisenduft in den klaren Frühsommertag. Ich konstatierte, daß man da Schweinsbraten, dort Käsnudeln und hier Topfenstrudel backe. In Verbindung mit dieser Feststellung beeilte ich mich etwas, um aus der verführerischen Düftekomposition zu entkommen, denn mir fiel eben ein, daß ein ehemaliger Schulfreund der Sohn des Fresacher Pastors war, und der Gedanke wäre sehr naheliegend gewesen, den alten Knaben, der noch

dazu einer meiner Korporation befreundeten Grazer Verbindung angehörte, zu besuchen. Für den Rucksack mit dem Graupentopf hätte dieser Besuch natürlich keine Entlastung bedeutet.

Für einen, der auf der steten Sensationssuche wandert, mag es sein, daß die Wege auf die Nocke etwas langweilig werden. Gäbe es einen Führer durch diese stillen Berge, dann hieße es bei jedem von ihnen unfehlbar: „Von X durch den Wald bis zur Waldgrenze, sodann ..." Tatsächlich, es liegt nun einmal in der Gestaltung unserer Berge, daß man anfangs stets über den unteren, waldbestandenen Sockel steigen muß. Hat man aber Augen zu sehen, dann ist dieses Waldwandern aller Herrlichkeiten voll. Ich selbst habe allerdings erst 35 Jahre alt werden müssen, um einzusehen, daß eine Wanderung durch den Wald bedeutend reicher und tiefer ist als die schneidigste Felskletterei. Der Wald ist unerschöpflich in seinen Formen, er ist so gedrängt voll Leben aller Art, daß man aus dem Schauen und Staunen nicht herauskommt, er ist wild in seinen steilen, felsdurchrissenen Teilen, wo die Fichten zähverwurzelt über Steinen und Blöcken stehen, er ist unendlich mild und gütig in den kleinen, sich plötzlich offenbarenden Lichtungen, über deren hellgrünem Teppich ein Wässerlein rinnt. Ist aber der Abend nahe, dann wird der Wald meiner Berge aller Geheimnisse voll, uralte deutsche Sagen wachen auf, Waldkobold und Elfe tanzen ihren Reigen, aus verwitterten Baumstümpfen grinsen fahle Fratzen, und Glühwürmchen trägt seine Laterne, leuchtet eifrig in alle Winkel und Nischen. Wer einmal zu innerer Einkehr eine Bergwanderung in den Nocken unternimmt, der sollte es nicht versäumen, einen dieser Berge auch nachts zu besteigen, zumindest den Weg nachts, etwa um Mitternacht beginnen, dann halben Weges bei irgendeinem Heuschupfen Rast machen, um die Waldgrenze und die Almenregion des weiten, hemmungslosen Blickes wegen beim Tagerwachen zu betreten.

Den Mirnockwald begingen wir allerdings am heiterhellen Tag, wechselten aus seinem harzduftenden Schatten auf weite, stadelübersäte Wiesen hinaus und sahen mit einem Male, wie gewaltig und jäh hinter dem Dobratschkamm die Julischen Alpen emporgestiegen waren. Der Mirnock ist diesen Bergen am nächsten, er liegt zunächst der Gerlitze überhaupt am bequemsten für gemächliche Wanderer, denn die Bahnlinie Villach—Spittal begleitet getreulich seinen langhingestreckten Südhang. Der Dobratsch mit seinen Berghäusern und dem horstartigen Kirchlein auf ragendem Fels grüßt herüber, hinter seinem grausilbernen Kamm aber zacken die Grate des Wischberg, Mangart und Bramkofel in den Himmel. Im scharfen Lichte der Mittagssonne enthüllten sich die Geheimnisse der Nordwände, deutlich sah ich das Götterband der Wischbergwände, das ich in den schicksalsschweren Julitagen 1914 zum ersten Male beschritten hatte, der Steilgratpfeiler des versicherten Montaschanstieges hob sich aus dem Schneebecken der oberen Spranje, und die großen Kugykamine der östlichen Nordwandroute waren in den Fels eingeschnitten, als ob ein Riesenschläger dem Berg eine elegante Prim versetzt hätte. In Dunst und Schleier war das Villacherstadtl gehüllt, der Stadtpfarrturm stand darüber wie ein großer Griff, mit dem man die ganze Stadt wie einen Deckel abheben könnte.

Hier, angesichts dieses weithin geöffneten Fernblickes, war es, daß wir die Mittagsrast einschalteten und dem Rucksack den Graupentopf entnahmen. Lotte aß begeistert drauf los, während ich nur so notdürftig naschte. Das fade, zähe Zeug wollte nicht recht hinunter, was ich damit begründen wollte, daß ich keinen Appetit hätte. Zweifellos — ein nicht schlemmerhaftes, aber solides Essen gehört auch zum Bergsteigen. Ich verwünschte den Graupentopf und den Mirnock, machte Lotte Vorwürfe, wie sie auf diese Bieridee gekommen sei; mit einer gewöhnlichen Erbswurstsuppe und eingebrockten Brotstückerln hätten wir auch ein Beispiel von alpiner Enthaltsamkeit gegeben und es hätte besser geschmeckt. Tatsächlich schien mir in dieser Essensviertel-

stunde ein Topf hundgemeiner Erbswurstsuppe das höchste der irdischen Genüsse, ich dachte als Gegensatz zum Graupentopf weder an Braten noch Geselchtes, nicht an Hauswürste und Mehlspeise, sondern immerzu an die Erbswurstsuppe. Da Lotte unentwegt weiter aß, pirschte ich mich an die nächsten, viel versprechenden Steinhaufen heran, in der Hoffnung, dort eine Schlange zu fangen. Das ist mein kleines Spezialvergnügen bei leichten Bergwanderungen. Als mir nun bei einem der Steinhaufen eine geradezu prachtvolle Hornviper vor der Nase in ein Erdloch kroch, war es mit meiner guten Laune vollends aus. Ich schlug Lotte vor, umzukehren, es sei eine von Anfang an verpatzte Partie, bei der nichts mehr zu holen sei. Dem entgegnete das Mädel ganz vernünftig, daß wir auch bei Umkehr angesichts unserer „Stierität" bis Villach würden zu Fuß hatschen müssen, um dann eine daselbst hausende Tante anzupumpen. Von Paternion bis Villach auf der Landstraße — nein, da gingen wir lieber über den Nock. Also weiter! Der Graupentopf, den ich am liebsten an dem Stein, unter dem mir die begehrte Hornviper entwischt war, in Scherben gehaut hätte, wanderte wieder in den Rucksack. Und dann ging's bergauf, waldhin, auf einem der schmalen Holpersteige, wie man sie in den Nocken findet. Wege, die kein Alpenverein gebaut hat, sondern Holzknechte und Halter angelegt haben. Irgendwo hinter den letzten, sturmdurchpeitschten Fichten hören sie auf, verlaufen sich in den Almweiden. Wer das nicht weiß, steht dann an diesem Wegende wie der bekannte Ochs vor dem Tor und glaubt, er habe sich verirrt.

Mir geschieht es immer so: wenn ich in die freie Luft der Weidenregion trete, wird mir irgendwie „anders". Ich werde lustiger, lebhafter, ja sogar übermütig, irgendwas in mir ist gelöst, etwas Lastendes weggenommen. Und als wir nun aus dem Tor des Waldes in die grüne Weite hinaustraten, war mir auch auf dem Mirnock ähnlich zumute. Ich begann sehr rasch zu gehen, konnte es nicht mehr erwarten, auf den Hauptkamm zu kommen, um in das heiß erwartete Drüben zu sehen. Dieses Drüben enthielt nämlich die Tauernpracht und das wogende Grünmeer der anderen Nocken. Auch war es immerhin ein Ereignis, meine alte Gerlitze nun einmal von einem ganz neuen Standpunkte aus zu betrachten. Aber das Drüben kam vorderhand noch nicht, denn was ich für den Hauptkamm gehalten hatte, war ein mächtiges Hochtal, das sich in sanfter Steigung bis zu dem ferne herüberblinkenden Gipfelzeichen aufschwang. Sogar eine Lake war darin, die man als See bezeichnen konnte, wenn man den dazu nötigen Optimismus besaß. Dort war es, wo ich zu Lotte sagte: „Du, der Mirnock ist eigentlich ein recht schöner Berg." So wandelte sich die Antipathie.

Und nun vollends oben, wo die Herrlichkeit des Kärntner Landes ringsum lag, im feineren Lichte der Nachmittagsonne, wo die Tauern funkelten, die Julischen felszerrissen drohten und tief zu unseren Füßen blaugrüne Seen träumten: das große Wasser von Seeboden bis Döbriach mit dem Häusergefunkel von Millstatt, der frohe, helle Feldsee und schließlich das dunkle, von Wäldern umstandene Märchen des Afritzer Sees. Da ich nun in diesen Blättern den Ausdruck „die Gegend" schon öfter gebraucht habe, sei hier erwähnt, daß die Talfurche zwischen dem Mirnock einerseits, dem Wöllanernock und der Gerlitzen anderseits die Gegend heißt. Der Nicht-Kärntner kennt das Tal kaum. Läge es in der Schweiz, dann wäre die lange geplante Gegendtalbahn schon Wirklichkeit und an den beiden Seen von Feld und Afritz stünden Grandhotels. Gott sei Dank, daß es noch nicht so weit ist, daß dieses stille Tal noch unberührt und keusch geblieben ist, daß nur die Sägwerke kreischen, Kirchglockentöne von Talwand zu Talwand schwingen und gemütliche Kärntner Landwirtshäuser mit desto kräftigerer Kost den vereinzelten Wanderer aufnehmen.

Unter uns der Hang, der geradewegs in den Afritzer See zu fallen schien, der brannte lichterloh. Waren aber nur Almrosenfelder in wirklich märchenhafter Ausdehnung. Dem deutschen Mädel war das ein neues Wunder — sie rupfte die pur-

purnen Blüten, bis ich sie daran hinderte und ihr etwas vom Blumenschutz in den Alpen erzählte. Vom Abstieg in die Gegend hatten wir natürlich keine Ahnung. Aber das ist in den Nocken auch gar nicht notwendig — man geht halt irgendwo hinunter und kommt dann in der Waldregion schon auf einen Weg. So war es auch diesmal. Als die ersten Fichten auftauchten, war eine noch nicht bezogene Halt, ein „Garten", wie man in Kärnten sagt. Von dem aus ging dann ein Weg nieder. Dort war aber auch eine Quelle, an welcher wir Rast machten. Es ging schon in den Abend, die Talfurchen draußen im Unterland waren dunkelblau und die Schatten an den Mirnockhängen fielen immer länger in die Gegend. Lotte gedachte ihrer fraulichen Pflichten: sie zog lächelnd den Graupentopf hervor, band den Deckel ab und drückte mir schweigend den Löffel in die Hand. Da nahm ich den Mut zu folgender Charakterlosigkeit: „Hörst, Lotte, ich streike — ein für allemal, den Saufraß eß ich nicht mehr." Mit feierlicher Gebärde schüttete ich die Graupen auf den Boden. Lotte war zur Salzsäule erstarrt. „Mögen sich", fuhr ich pathetisch fort, „die Vögel und Rehe daran ergötzen. Wir als Krone der Schöpfung essen heute abend was anderes."

„Wir haben doch kein Geld."

„Durch dieses schöne Land komm ich auch ohne Geld. Überhaupt, was glaubst du denn, was uns noch für eine Leistung bevorsteht, wenn wir unser blödsinniges Programm durchführen wollen? Bis ins Tal zwei Stunden, dann zwei Stunden heraus bis Annenheim und anderthalb Stunden bis heim. Um zwei Uhr nachts können wir dort sein — mit der Graupe als Nahrung."

„Die liegt da", sagte sie sehr richtig und wies auf den Brei, den bereits ein stattlicher Fliegenschwarm bevölkerte.

„Wir gehen also jetzt", sagte ich weiter, „ins Tal und stoßen in dieser Richtung gerade auf den vielsagenden Ort Einöd. Der ist gar nicht so öd wie es heißt, denn dort wohnen gute Bekannte...?"

„Hurra!" rief das Preußenmädel wie ein Grenadier des alten Fritz. Sie verstand sofort, was ich meinte, und gestand mir nun, daß sie allmählich vor der Graupe auch einen Abscheu gekriegt habe. Das ganze Experiment war also kläglich mißlungen, aber — es war in eine positive Richtung hin mißlungen. Denn der Mirnock hatte einen alten Gegner versöhnt und der Abend versprach, wenn wir bei unseren freundlichen Bekannten in der Einöd einkehren wollten, immerhin sympathischer zu werden als eine Nachtwanderung bei Graupennahrung.

In Erwartung dieser Annehmlichkeiten blieben wir ausgiebig lange bei dem Wäßerlein sitzen und sahen, wie die Nacht feierlich aus dem Tal heraufgestiegen kam. Im Unterland war es schon ganz dunkel, ferne Lichter glühten im Drautal und der Phosphorschimmer über der Klagenfurter Ebene wurde immer stärker. Unsagbar herrlich war die Wandlung, die mit dem tief unter uns liegenden Afritzer See vor sich ging. Die kleine, im Waldtal verlorene Scheibe begann zu glühen und zu brodeln, leuchtende Flammenspindeln schossen über das Wasser und ein Netz hüpfender Purpurirrlichter schien über unerforschlichen Gründen zu tanzen. Dann schattete es grün über das Feuer, nun wieder blau — zum Ende hatte der See die blauschwarze Metallfarbe, die manchmal wundervoll schimmerndem Frauenhaar zu eigen ist. Als das rätselhafte Feuer ausgeglüht hatte, machten wir uns auf den Weg. Teils über lange Almwiesen, teils durch den Wald ging es hinab, scheues Getier regte sich in diesen von Menschen so selten begangenen Schluchten und Forsten, rechts und links brach großes Wild prasselnd in das Dickicht oder Nachtvögel streiften in schattenhaft leisem Fluge fast unsere Köpfe. Im Süden aber stand die goldrote Karawankenmauer noch immer leuchtend über dem schlummermüden Land.

Als wir der Straße schemenhaft weißes Band erreicht hatten, schwangen die Abendglocken in den nahen und fernen Dörfern aus. Und als die Sterne am närrischsten

flimmerten und tanzten, traten wir über die gastliche Schwelle des Hauses in der Einöd. Im Mondlicht standen über dem kleinen Dorfe die silbergrauen Wälder, ungegliedert und steil wuchsen die Hänge auf zu der freien, lichten Höhe, über die wir heute mittag im Sonnenschein hingeschritten waren. Und in Erinnerung an die Stunden auf der Hochfläche des Mirnock bat ich dem Berg alles Böse ab, das ich ihm je verdacht hatte, und beschloß, ihm fürderhin ein guter Freund zu sein. Zur Erneuerung dieser Freundschaft aber ist es bis heute, da ich vom Jugendland durch viele hundert Kilometer Berg und Tal getrennt bin, nicht gekommen.

Gerlitze

Von diesem Berg zu sprechen, ohne in eine siedeheiße Begeisterung zu geraten, fällt mir sehr schwer. Und vielleicht wird gerade deshalb, um alle Ekstase zu vermeiden, diese nachstehende Beschreibung besonders nüchtern erzählen, weil ich hier im Falle Gerlitze die Zügel sehr straff halten muß. Der Berg stellt eine gute Hälfte meiner Jugend dar — in die andere Hälfte der Jugend teilen sich der See und das Vaterhaus Waldfriede am Rande der von der Gerlitze niederziehenden Wälder. Der Berg steht wie ein Schild Gottes über unserem Seetal. Und dort, wo mein Bodensdorf ist, dort gibt er Feldern und Wiesen Raum, breitet aber um diesen „Boden" seine steinernen Arme der Peterlewand und der Manessen aus, so daß rauhe Winde und übles Wetter nicht an die Saaten der Felder kommen können. Allüberall fällt die Gerlitze steil und steinig zum See nieder — bei uns läßt sie der Siedlung weiten Raum, schirmt Obstblüte und schenkt Felderweite. Die Gerlitze habe ich erlebt, wenn der Frühling in zarten Krokusblüten aufjubelte, ich sah unzählige Male die Blumenpracht ihres bunten Sommers, ich atmete die bangsüße Wehmut des Kärntner Herbstes von ihrem Gipfel aus und strampfte im Winter mit Schneereifen zum Kamm, über den die Fahnen des Höhenschneesturmes flatterten. Später — doch da war ich schon in der sechsten Gymnasialklasse — kam die Mode des Schifahrens auf, und seitdem verstauben die Schneereifen in einem Unterdachwinkel von Waldfriede. Gefährten auf die Gerlitze waren mir alle Menschen, die ich irgendwie Freunde nannte, flüchtige Bekannte, zärtlich angeschmachtete Jugendlieben, sogar Fremde, die man da oder dort traf und die sich einem anhängten. Gefährten waren mir mein alter Vater, der dort oben letztes Bergglück erlebte, mein junges Weib, die in ihrer norddeutschen Heimat nicht wußte, was die Alpen sind und das vom Gerlitzengipfel aus zum ersten Male ergriffen sah. Gefährte wird mir in kürzester Zeit mein Bub werden, der, sechsjährig, heuer im Herbst zum ersten Male auf einen Gipfel wandern darf, für welchen historischen Augenblick ich natürlich einen Besuch Kärntens und der Gerlitze aufgespart habe. Was immer mit meinem Leben enger oder loser verbunden war, ist (mit Ausnahme weniger Schweizer und norddeutscher Bekannter) auch mit der Gerlitze verbunden worden. Meine Liebe zu diesem Berg zwang früher oder später auch meine Bekannten auf den Gipfel.

Es ist nicht Laune oder Zufälligkeit, wenn ich aus den ungezählten Besteigungen dieses Berges die allererste herausgreife, die mir beschieden war. Denn erstens ist ihr Eindruck noch heute, Jahrzehnte nachher, immer in einzelnen aufleuchtenden Farben lebendig, wenngleich zwischen diesen Erinnerungspartien Teile schwerer Dunkelheit des Vergessens liegen. Und zweitens mag in einem alpinen Buche die Gesellschaft interessieren, in welcher ich damals zum Gipfel schritt. Ich war dazumal dreizehn Jahre und meine alpinen Erlebnisse hatten sich bisher auf den Rigi, den Ütliberg bei Zürich und den Wiener Kahlenberg beschränkt, wobei jedesmal die betreffende Bergbahn den größten Reiz auf mich ausübte. In Bodensdorf waren wir zwar schon seit zwei

Jahren anfässig, aber auf dem Gerlitzengipfel war ich noch nicht gestanden. Selbst der Gedanke, einmal da hinaufzugehen, war mir nicht gekommen. Denn ich war mit aller Macht in die Jagerei hineingerutscht, und zwar mit Hilfe und auf Anregung zweier älterer Villacher Studenten, die an mir Lausbuben Freude hatten und mich mitnahmen. Wir hatten viel Jagdglück, schossen zweimal je ein Eichkatzel, drei Tschotkeln (Eichelhäher), eine Wildtaube, einen Mäusebussard und sahen auch einmal den weißleuchtenden Poder eines Rehbockes. Unser Quartier hatten wir auf solchen Jagdgängen in der etwa fünfhundert Meter über Waldfriede am Gerlitzen-Südhang liegenden Koflerhütte aufgeschlagen. Dort übernachteten wir, brieten die Eichkatzeln und Tschoien und waren sehr zufrieden. Die Koflerhütte war für uns die Gerlitze — für mich wenigstens, aber ich glaube, das alpine Interesse auch meiner Freunde war sehr gering, denn für sie gab es nur die Jagd.

Damals waren illustre Gäste in Bodensdorf — das heißt, erst Jahre später begriff ich, wie illuster sie waren. So, wenn man sie sah, gaben sie sich sehr bescheiden, badeten, sonnten sich und liefen in Lederhosen herum. Zwei Herren. Der eine hieß Wolf von Glanvell und war Universitätsprofessor in Graz, der zweite Günther von Saar und war ebenda Arzt. Die damalige Braut und spätere Gattin Saars war auch anwesend, und ihre Familie war sehr lieb zu dem ungezogenen Wildbuben, der ich war. So rutschte ich unvermittelt und ohne eine Ahnung von der Bergsteigerei zu haben, mitten in den Alpinismus hinein, und zwar just zu einer Zeit, da Ganvell und Saar, diese letzten großen Klassiker des Bergsteigens, eine ihrer gewaltigsten Taten vorbereiteten, die Ersteigung des Turmes der Val di Montanaia. Als Übungstouren für diese geplante Tat waren Bergfahrten in den Julischen Alpen geplant, und als Wolf von Glanvell einen Bummel auf die Gerlitze vorschlug, galt es den Herren, einmal einen schönen Überblick der Julier zu gewinnen. So kam das Renkerbüblein, das da mitlaufen durfte, in eine illustre Gesellschaft, ohne sich dessen irgendwie bewußt zu werden. Im Gegenteil, ich tat mit meinen 12 Jahren außerordentlich wissend und erbot mich, als die Sache losging, die Führung zu übernehmen, da ich die Gerlitze sehr gut kenne. Ich nahm mein Amt sehr gründlich und erläuterte den Weg mit Jagderinnerungen. Da hatten wir ein Eichkatzel geschossen, hier den schon bemeldeten Spiegel eines Kreuzbockes gesehen und drüben auf der Fratten den Bussard erlegt. So ging es den behaglichen Weg empor, durch Gräben und Wälder, Wiesen und Almen. Von hohem Hang winkte das graubraune Dach der Koflerhütte nieder und von den Lärchen vor der Hütte schnurrten etliche Wildtauben auf. Ich bedauerte sehr, in so unweidmännischer Gesellschaft zu sein, denn mein Villacher Jagdfreund hätte die Tauben sicher getroffen. Vor der Koflerhütte warf ich im Vollbewußtsein meiner Führertätigkeit mein Rucksäcklein auf den Boden und erklärte: „So, jetzt sind wir da." Über Glanvells ernstes, schmales Gesicht glitt Widerschein eines Lächelns. „Auf der Gerlitze?" — „Ja, auf der Gerlitze." Auf der Koflerhütte nämlich hörte für mich der Begriff Gerlitze auf. Was weiter oben war, kannte ich nicht. Um so erstaunter war ich, als die Herren erklärten, man müsse eben noch weiter gehen, zum Gipfel dürfte es noch recht weit sein. Daß man auf Gipfel steige, war mir völlig neu. Aber ich trabte natürlich mit. Nur meine Führerrolle war ausgespielt.

Mein Leben hätte ich nicht gedacht, daß die Gerlitze so hoch sein könnte. Der Wald wurde immer wilder, auf Viehsteiglein gingen wir kreuz und quer, einmal war ein kleines Sumpfgebiet, in dem wir bis zu den Knöcheln versanken und dann kamen absonderliche Bäume, die aussahen wie struppige Hexenbesen, mit denen der Waldgnome wüste graue Bärte herabgekehrt worden waren. Nach diesen Bäumen war einiges Krummholz und dann nichts. Kein Baum, kein Strauch, nur Gras, das im Wind zitterte, Blumen in grellen, starken Farben und glitzernde Felsbrocken, die aus

dem Grase ragten. In einem kleinen Tal drängte sich alle Blumenherrlichkeit meines Berges zusammen, neben den Kohlröserln standen dort blaue und rote Enzianen, die Almrosen glühten an sonnigen Lehnen, und über die feinen Federnelken surrten leichte Mücken. Es war eine unsagbar schöne, fremde Herrlichkeit, die ich damals zum ersten Male sah. Das Tal mit seinem Blumenreichtum ist dann viele Jahre lang mein Standquartier bei Gerlitzenbesteigungen gewesen, in einer Heuhütte habe ich unzählige Male geschlafen, sogar Winterbiwaks durchgehalten, und getauft habe ich diese namenlose Mulde zwischen dem Gipfelgrat auch. Blumental — der Name ist geblieben und den Gerlitzenspezialisten von heute wohlbekannt.

Vom Grunde des Blumentales gingen wir einen steilen Hang empor, der mit glattem Gras bewachsen war. Hier ist mir ein Wort Glanvells in Erinnerung: „Drei Schritte vor und zwei zurück." Es war eine mühsame Schinderei. Aber in der Nähe war etwas, das mich besonders packte: ein restlicher Schneefleck, von dem ein kalter frischer Hauch herüberwehte. Das war mein erster „ewiger" Schnee. Später sah ich, daß er gar nicht so ewig war, denn auch er verschwand gegen Ende Juli.

Und nun — da war der erste Gipfel. Unendliche Weite seidiger Bläue über mir, die Täler in leichten Schleiern und viele, viele Berge ringsum. Es sah jedenfalls so aus, als sei die Gerlitze der höchste von allen. Sie stand schön im Mittelpunkt und um sie war nicht bedrängende Enge ganz Großer, sondern zuerst viel Luft, dann langsam ansteigende Vorberge und schließlich die Riesen aus Fels und Eis. Der Norden strahlte wie ein Feuerwerk aus Magnesiumlicht: das waren die Tauern. Und der Süden sah beängstigend wild aus, denn da waren grauenhafte Felswände, Berggrate, die förmlich zersägt waren, Wände ohne Ritz und Fug wie Hausmauern. Und kein Grün außer dem zarten Saum der schütteren Wälder im tiefen Tal, nur Grau, gemischt mit weißen Schneeflecken.

Die beiden Herren hatten einen Feldstecher aus dem Rucksack geholt und begannen nun die seltsamen Südberge zu mustern. „Der Wischberg! — Ja, die Nordwand müßte man von dem Sattel dort anpacken."

Blick in ein kleines braunes Buch, auf dem „Der Hochtourist" geschrieben stand. „Das wird der Naboissattel sein. Aber dort geht auch die Kugy-Westwandroute aus."

So schwirrten Namen hin und her — ich weiß heute wahrhaftig nicht mehr, von welchen Bergen die Alpinisten damals auf dem Gerlitzengipfel sprachen. In mir aber löste sich eine große, verwunderte Frage los: „Ja, kann man denn auf diese Berge auch hinaufsteigen?"

„Freilich, von verschiedenen Seiten sogar."

Das begriff ich nun keineswegs. Was da im Süden an zerschartetem Fels ragte, schien mir glattweg ein Gebiet, das Menschen nie betreten dürften, ein verwunschener Zaubergarten, in den kein sterbliches Wesen eindringen konnte. Ich verstand nicht, wie man da hinaufkommen könne, ich sah keine Wege dort, wo die alpinen Heroen Aufstiegsrouten festlegten. Aber eines ist mir heute noch erinnerlich und ich fasse es als etwas Bezeichnendes für den noch unerweckten späteren Alpinisten auf: ich fragte nicht, aus welchem Grunde man überhaupt auf die Berge steige. Schon dieser erste Gipfeltag auf der Gerlitze hatte mir, ohne daß ich dem viel nachgedacht hätte, gesagt, warum man nach Berggipfeln strebe.

Eine kleine, bescheidene Tur war es, eigentlich nur ein Bummel. Später habe ich die Gerlitze unter ganz anderen Verhältnissen bestiegen, mir Schwierigkeiten konstruiert, wenn keine am Weg lagen, etwa Nachtbesteigungen im Winter, Schlechtwetterfahrten bei Schneesturm, Biwak in der Randkluft zwischen dem Stamm einer Wetterfichte und dem Schnee und ähnliche Sachen, die auf den ersten Blick sinnlos erscheinen, in Wahrheit aber Übungen für ernstere Aufgaben waren. Jene erste Fahrt war ohne Mühe und ohne Arbeit. Aber sie war doch entscheidend für mich. Ich hatte

als Bub lustig und dumm dahingelebt, hatte meine Lausbübereien getrieben, im See gebadet, in den Wäldern Indianer gespielt und anderes mehr. Es war kein Sinn in meinem Leben. Der Sinn meiner Existenz lag in der Liebe meiner Eltern zu mir, in ihrer Sorge und Arbeit, mich zu erziehen. Etwas Eigenes hatte ich nicht. Von jener Gerlitzenstunde an wurde es anders, mein Dasein hatte seine erste Zweckbestimmung erhalten.

Ich wurde Bergsteiger.

Das war nicht als fester Plan in mir, wie etwa Ernst Sturm, der Held des Omptedaschen Meisterromanes „Excelsior", beim Anblick des Matterhornes feierlich seiner Mutter erklärt: „Ich will Bergsteiger werden." Nein, ich dachte gar nicht so zielsicher und bewußt. Es reifte vielmehr langsam heran. Ich ging immer und immer wieder auf die Gerlitze, träumte oben in der Gipfelweite und wußte nicht, von was ich eigentlich träumte. Nur eine seltsame, selige Aufgelöstheit war da, wenn ich im sausenden Riedgras oben unter dem Triangelzeichen lag. Ich tastete mich langsam in die ungeheure Welt Glanvells und Saars hinein, als diese aus der Carnia heimkamen. Sah das Bild des Campanile und hörte die Herren erzählen, wie sie ihn bestiegen hatten. Vielleicht war auch in diesen stolz-bescheidenen Menschen, die Fremden gegenüber keine Worte von ihren Taten machten, eine Ahnung, als sei der neugierige Bub da zum Bergsteiger berufen. Auf jeden Fall erfuhr ich Einzelheiten, die meine Phantasie aufs höchste anregten. Und eine Alpenblume bekam ich geschenkt, die überaus selten sein sollte, die nur dort wachsende Teufelskralle. Ich trug sie bei mir, als ich schon zu schweren Bergfahrten auszog, ich sah sie an, als die Nachricht vom Tode Glanvells kam, sie lag in meiner Brieftasche, als ich an der Kärntnerfront die letzten jauchzenden Bergstunden erlebte. Und dann, eines Tages, als ich schon Ehemann und im Joch des Berufes war, kam die Nachricht, daß Saar gestorben sei. Ich glaubte dunkle Zusammenhänge zu ahnen: der Mann, den ich verehrt hatte, ohne ihn recht zu kennen (die Bekanntschaft aus meiner Bubenzeit zählte ja nicht), war just zu einer Zeit gestorben, da ich mir bewußt war, daß auch für mich die Zeit des vogelleichten, sorglosen Bergsteigens zu Ende sei. Da nahm ich die schon ganz brüchige, vielfach beschädigte Teufelskralle noch einmal hervor, sah sie noch einmal rückerinnernd an und verbrannte sie dann. Es war ein müder Spätherbstabend und im Ofen sang ein rotwallendes Feuer. Aus verglühenden Kohlen wuchsen Grate und Berge auf, dunkle Täler, über ihnen leuchtende Firnkronen, dann schattete es aschgrau über die Märchenherrlichkeit und das Phantom vergangener Bergtage versank in der Nacht. Es war einmal...

* * *

Vom Wandel der Berge — das sei im Anschluß an diese Gerlitzenfahrt und an dem Beispiel meines ureigensten Berges erzählt. Als sich diese Wanderung begab, stand auf halber Höhe die erwähnte Koflerhütte. In der schliefen wir späterhin noch oft, wenn wir auf die Gerlitze zogen. Denn ohne Übernachten und gemütlichen Hüttenabend taten wir es nur in den seltensten Fällen. Die Koflerhütte war klein und eng, eine Jagerhütten alten Schlages. Zwei Pritschen, in der Mitte ein Tisch, eine Bank und ein Eisenöferl. Heizte man das, dann war eine fürchterliche Hitze in dem kleinen Raum, ging es aber gegen Mitternacht aus, dann pfiff der Wintersturm durch die Fugen der Hütte und man fror, trotzdem man unter dem schweren Kulter (Kärntner Ausdruck für dicke, schwere Decke) lag. An der Hüttenwand stand geschrieben:

„Auf der Koflerhütten,
Kann jeder übernachten,
Er braucht darum nicht bitten,
Darf nur kein Schaden machen."

Weiters der schöne Jägerspruch:

„Ich wünsch dir an guaten Anblick,
A Weidmannsheil dazua.
Schieß nur kan Ochsen,
No weniger a Kuah."

Den Tisch bedeckte ich im Laufe der Jahre mit sehr schönem Schnitzwerk, so da waren ein Richard-Wagner-Kopf, ein Hirsch, ein balzender Auerhahn, eine Hornviper und vor allem sehr viele Mädchennamen, deren Inhaberinnen alle mehr oder minder mein empfindsames zukünftiges Poetenherz aufgeregt hatten..

So blieb es, bis ich auf die Hochschule kam. Damals faßte der Bauer Kofler den Plan, seinen Almbetrieb zu vergrößern, er baute eine neue Hütte neben der alten und diese, mein Jugendbergheim, wurde ein — Saustall. Es ist unerhört, aber leider wahr: an dem Tisch, den die Namen so vieler (ehemals) holder Villacher Bürgerschülerinnen bedecken, kratzen sich jetzt ehrsame Borstentiere. Er bildet die Wand des Saustalles.

Überhaupt, von da an ging's mit der Gerlitze abwärts oder — fremdenverkehrstechnisch ausgedrückt — aufwärts. Drüben ober Treffen baute der Bauer Steinwender eine Hütte, die für Fremdenbesuch eingerichtet wurde, etliche Jahre nachher errichtete der Holzhändler Berger in Bodensdorf eine Hütte südseitig unter dem Kamm, drüben auf der Gegendseite entstand die Stifterhütte. Von all diesen Alpenunterkünften ist die Bergerhütte die aussichtsreichste, schönste und empfehlenswerteste. Denn sie hat nicht allein genug Raum, sondern sogar Telephonverbindung mit dem Tal, von ihren Fenstern aus sieht man, wie sich morgens die Sonne über die steirischen Berge aufhebt, und bis zum Gipfel ist es von ihr aus nur etwa zwanzig Minuten. Die Popularität der Gerlitze nahm unheimlich zu. Seinerzeit, wenn ich mit meinen Freunden oben weilte, sahen wir oft tagelang keinen Menschen und, wenn wir einen sahen, war es irgendein Einheimischer. Heute ist der Berg im Winter und Sommer überlaufen, auf der Kanzel steht eine Aussichtswarte und nun wollen sie auch eine Bahn hinaufbauen. Eine Drahtseilschwebebahn. Der Berg ist ob seiner wundervollen Fernsicht, die durch die zentrale Lage ungleich umfassender als die Dobratschaussicht ist, ein Modeberg geworden, den alle Kärntner, dann aber auch viel Fremde besuchen. Mein stilles Jugendparadies besteht nicht mehr, im Blumental kann ich nicht mehr stundenlang liegen, die Julischen Alpen anschauen und keinen Menschen sehen. Alle fünf Minuten kommt von oben, unten, rechts oder links ein Gejodel, und manchmal ziehen ganze Schulen mit den Lehrern über den Kamm dem Gipfel zu. Das ist die neue Zeit, der Fortschritt und Verkehr. Es wäre dumm, darüber zu schimpfen, auch wenn man die Vertreibung der Ruhe und Unberührtheit noch so bitter empfindet.

Und dann: alles ist ja noch nicht geraubt. Ich wandere über die Gerlitze, hinab ins Arriachertal, tiefer hinein in die Nocke. Dort ist wieder Weltfernheit und Menschenleere, dort liegt die Schönheit des Alpenlandes in stillsten Winkeln verborgen. Und dort wird es noch lange, lange so bleiben.

Zur Erschließungsgeschichte des Kaunergrates

Von Dr. Ludwig Obersteiner, Graz

In ausgezeichneter, mustergültiger Arbeit hat Dr. Franz Hörtnagl die Erschließungsgeschichte des Kaunergrates in unserem Jahrbuche 1904 niedergelegt. — Mein Bericht umfaßt nun die Zeit seit dem Jahre 1904 bis zum heutigen Tage. Als schönstes und wildestes Gebiet des Teiles der Ostalpen, der uns nach dem Weltkriege noch übriggeblieben ist, gebührt dem Kaunergrat sicherlich die Darlegung seiner weiteren Erschließung in diesem Buche.

So können wir nach 1903 beobachten, daß hin und wieder ein kleiner Trupp von Bergsteigern das Gebiet lieb gewann und bei öfterem Besuch auch neue Gipfelwege fand. Vor allem war es in den Jahren 1904—1906 Ingenuin Hechenbleikner, der zwar schon die größten Fahrten im Kaunergrat vor 1904 ausgeführt hatte, in diesen 3 Jahren aber hauptsächlich als Alleingänger noch eine stattliche Anzahl neuer Wege eröffnete. Immer wieder lesen wir seinen Namen in den Jahresberichten des A. A.-C. Innsbruck unter den neuen Fahrten des Jahres. Wäre er nach 1906 noch so eifrig gewesen, so hätte wahrscheinlich die nachkommende Bergsteigergeneration das Nachsehen gehabt.

Im Jahre 1907 taucht Engelhardt im Kaunergrat auf. Dieser bleibt Jahre hindurch — bis 1911 — ein begeisterter Anhänger dieser Berge, sein Lieblingsstandort ist die Verpeilhütte. Nach seinen Beschreibungen hatte er noch mit starker Vereisung der Felsen zu kämpfen, während in jüngster Zeit durch den dauernden Rückgang der Gletscher dieses Hindernis mehr und mehr zu verschwinden scheint. Neben Engelhardt sind Dr. Heinrich Menger und H. Derfflinger dauernde Gäste. Ab 1911 herrscht vollkommene Ruhe, es ist nur eine einzige Neutur bis 1920 zu verzeichnen. In diesem Jahre ist der Kaunergrat sozusagen wieder neu entdeckt worden, als die Akademische Sektion Graz unseres Vereines alljährlich junge Leute in ihr Hüttengebiet beorderte. In den folgenden sechs Jahren erstiegen diese, sowie auch einige andere bekannte Bergsteiger, wie Ittlinger und Genossen und der Alleingänger E. Strubich die Gipfel auf vielen neuen Wegen.

Einzelne neue Anstiege auf diesen oder jenen Berg mag es wohl noch geben, im großen und ganzen ist aber hiermit die Erschließung des Kaunergrates in bergsteigerischer Hinsicht als beendet zu betrachten.

Die Vordere Ölgrubenspitze, 3394 *m*, eine doppelgipfelige Felsgestalt mit herrlich kühnem Aufbau, erfreut sich bei den Liebhabern der Ötztaler Alpen einer besonderen Gunst. Viele ziehen diesen Gipfel statt dem Ölgrubenjoch als Übergang vom Kaunertal zum Taschachhaus vor. Zwei neue Anstiegswege wurden durch ihre Flanken gelegt, aber auch der Weg über den Nordostgrat wurde seit seiner ersten Begehung im Jahre 1900 durch Hörtnagl und Genossen mehrmals wiederholt. Am 22. August 1912 wählte Ing. E. Traxl mit dem Führer J. Eiter die Südostwand des Berges zum Abstieg. Sie stiegen den Grat gegen den Ölgrubenkopf ein Stück abwärts, wandten sich hier der Südostseite zu und kletterten durch zahlreiche Kamine, unterbrochen von Bändern, Rissen und Rinnen, bei ziemlich schwierigem Fels und Steinschlaggefahr zum nördlichen Teil des Ölgrubenferners hinab.

Schon im Jahre 1905, am 27. Juli, hatten Freiherr v. Nagel und G. Richen

mit dem Führer J. A. Praxmarer vom Ölgrubenjoch den ganzen Grat zur Ölgrubenspitze mit Überschreitung des Ölgrubenkopfes begangen. Dieser Anstieg ist landschaftlich sehr schön, jedoch wegen seiner Länge zeitraubender als die Wege durch die Flanken des Berges. — Erst am 13. August 1920 wurde bei schlechten Verhältnissen — die Felsen waren im oberen Teile stark verschneit — der Weg vom Nordgipfel über den Nordgrat durch O. Steinböck und mich im Abstiege wiederholt. Wir benützten den gleichen Weg, wie die Erstersteiger und seilten uns auch bei dem untersten Abbruch oberhalb der tiefen und einzigen Scharte vor dem Hinteren Eiskastenkopf ab, während die folgende Partie Dr. Kees und H. Netsch am 2. August 1921 den ersten Aufstieg durchführte und hierbei die Abseilstelle im Osten mit sehr schwieriger Kletterei umging. — Der Südgipfel entsendet ins Kaunertal einen, im oberen Teile gut ausgeprägten Grat, über den R. Czegka und mir die Ersteigung des Gipfels am 7. August 1921 gelang. Um den Einstieg zu erreichen, wandten wir uns von den obersten Schlangenwindungen des Weges zum Ölgrubenjoch nordöstlich ins Schafkar und erreichten dort bald den Beginn des Grates. Die ersten scharf gezackten Felstürme umgingen wir und erkletterten erst dort die Gratkante, wo sie in einer schönen Linie zum Gipfel führt. Die Kletterei ist stellenweise sehr schwierig, gewährt prächtigen Tiefblick und ist sehr eindrucksvoll.

Der höchste Gipfel des Blickspitzekammes ist die Blickspitze, 3398 *m*. Infolge ihrer Lage, abseits der üblichen Verkehrswege kann sie nicht den Besuch aufweisen wie die Ölgrubenspitze. Eintragungen im Hüttenbuch des Taschachhauses bezeugen, daß sie kaum 4—5mal im Jahre von Menschen besucht wird. Ihr Aufbau ist trotz ihrer Höhe nicht so gewaltig, daß größere Neuturen einen Anziehungspunkt bieten könnten. Immerhin sind der Nord- und Südgrat schöne Anstiegswege, während die Flanken geröll- und schneebedeckt zur höchsten Schneide führen. Wer den Südgrat begangen hat, ist unbekannt, vielleicht ist er in seiner ganzen Länge überhaupt noch nicht erstiegen worden, da nirgends eine Eintragung zu finden ist. Jedenfalls fanden O. Steinböck und ich, als wir am 14. August 1920 vom Blickschartl auf den oberen Teil des Südgrates kamen, bei der Überkletterung der zahlreichen Zacken keine Spuren einer früheren Begehung. — Den ersten unmittelbaren Abstieg über den Nordgrat zum Blickjoch führten am 22. August 1905 Dr. G. Keller und K. Munck durch, die jedoch nirgends ihre Fahrt beschrieben haben. Vom Eckpunkt der höchsten Schneide (P. 3391 *m* der Alpenvereinskarte) zieht sich ein durch Felsabsätze unterbrochener Firngrat zum Blickjoch hinab, der keine übermäßigen Schwierigkeiten vermuten läßt.

Der schönste und lohnendste der 3 Eiskastenköpfe ist der Mittlere, 3262 *m*. Die 2. Ersteigung des in einer Gratschneide aufgebauten Berges vollführten im August 1921 Ing. E. Mayer und Grete Hanschmann, wobei sie erstmals den Aufstieg vom Hinteren Eiskastenferner von Südwesten her nahmen. Durch vereiste Steilrinnen gingen sie zur Scharte im Südostgrat, vor dem letzten Grataufschwung, empor und erkletterten über diesen den Gipfel. Knapp unterhalb desselben ist ein sehr schwerer Überhang zu bewältigen, ober dem gleich der Steinmann auf einem luftigen Felsblock steht. — Einige Wochen später, am 6. September, gelang A. Hirzenberger und mir eine neue Überschreitung. Wir übersetzten vom Taschachhause den Abfluß des Sexegertenferners und kamen über leichte Felsen des Kammausläufers des Südostgrates zu einem etwas überhöhten Punkt empor. Hier beginnt der Grat mit einer scharfen Firnschneide. Abenteuerlich aussehende Türme stehen dahinter. Ihre Überschreitung dürfte ohne Abseilen eine harte Nuß zum Knacken geben. Einer der Türme trägt in sich ein prächtiges Fenster, das einen Durchblick auf die Nordseite gewährt. Wir versuchten unser Heil in der Flanke und stiegen ein kurzes Stück ab. Durch eine Rinne mit sehr schwierigem Überhang konnten wir den Grat

hinter den Türmen wieder erreichen. Der Weiterweg führte uns über die hier fast ebene Gratschneide zur obenerwähnten Scharte, von der wir im gleichen Anstieg wie die Ersteiger von Südwesten den Gipfel erkletterten. Nach prächtigem Hochsitz verfolgten wir einige Zeit den Grat, der zum Firnsattel vor der Blickspitze führt, bis sich in den mit Schnee und Eis überzogenen Platten der Ostseite eine gute Abstiegsmöglichkeit bot. Tiefer unten war die Kletterei leichter, jedoch zwangen uns senkrechte Abbrüche zu einigen Quergängen von Rinne zu Rinne, schließlich erreichten wir nach Überschreitung einer harmlosen Randkluft den untersten Teil des Eiskastenferners. Die Ostwand baut sich vom Ferner gesehen sehr steil und plattig auf und kann, wenn die obersten Partien stark vereist sind, eine sehr schwierige Bergfahrt werden. Noch einsamer ist die mächtige Eiskastenspitze, 3371 *m*, da sie im innersten Winkel des Gebietes gelegen ist. Dr. G. Keller und E. Munck erkletterten vom Blickjoch (etwa 3250 *m*) am 22. August 1905 den herrlichen, schwierigen aber nicht sehr hohen Südwestgrat, der jedoch unter dem höchsten Punkt, einer südöstlichen aufgelagerten Kuppe, im Firn verschwindet. — Am 10. August des gleichen Jahres kamen J. Bär und A. Wachter über den Nordwestgrat zum Gipfel. Sie stiegen von der tiefsten Scharte nördlich der Eiskastenspitze in die Wand ein und erkletterten unschwierig dieselbe zum oberen Teile des Grates, ungefähr bei dem in mehr als halber Höhe befindlichen Vorgipfel, 3266 *m*. Die Zacken des Grates wurden entweder schwierig überschritten oder umgangen. Der untere Teil des Grates biegt sich vom Vorgipfel fast ganz gegen Westen und ist seine ganze Überkletterung aus dem Kaunertale her noch ausständig. Anläßlich eines Überganges vom Taschachhaus zur Kaunergrathütte kamen H. Merkl, O. Steinböck und ich am 14. August 1920 auf den Gipfel. Während Merkl den Weg über den Nordwestgrat nahm, stiegen O. Steinböck und ich, nachdem wir nur kurze Zeit diesen Grat verfolgt hatten, über die steilen Eishänge der Nordostwand ab. Die obersten Partien des Eishanges, der eine dünne Firnschicht trug, waren außerordentlich steil, jedoch gelang es uns, mit Eckensteintechnik ohne Stufen hinabzukommen. Die Schritte, die wir machen konnten, waren kaum 10 Zentimeter lang und ermüdete diese Art des Abwärtssteigens die Gelenke so, daß sie nach vielleicht 40 Schritten schmerzten und kurze Rast in einer Stufe nötig war. Im unteren Teile fuhren wir über die Randkluft auf den Boden des Mittleren Eiskastenferners hinab.

Der unbedeutende Vordere Eiskastenkopf, 3001 *m*, hat wohl schon seit vielen, vielen Jahren Besuch durch Gems- oder Murmeltierjäger, vielleicht auch durch die Vermessungsorgane erhalten, wie die auf der kleinen Gipfelfläche aufgebauten mächtigen Steinmänner bezeugen. Daß er touristisch vor dem Jahre 1906 bestiegen wurde, ist kaum anzunehmen. In diesem Jahre stieg J. Krämer am 2. August vom Taschachtale über den harmlosen Südgrat zum Gipfel auf. A. Hirzenberger und ich kamen am 8. September 1921 nach der Überschreitung des Rotschliefgrates vom gleichnamigen kleinen Kar zum Verbindungskamm des Eiskastenkopfes mit dem Wurmtalerkopf empor und erkletterten über die ganz außergewöhnlich brüchigen Felsen von Westen her den Gipfel. Die Schwierigkeiten sind gering, äußerste Vorsicht ist jedoch am Platze, da die größten Platten nur lose aufeinandergeschichtet sind. Wir stiegen dann nach Süden ins Taschachtal ab.

Als Grubenkarspitze, 2992 *m*, bezeichnet Dr. Menger den das kleine Grubenkar beherrschenden Felskopf, der gleichzeitig auch der höchste Punkt im wild zerrissenen Grate vom Riffelsee her bis zum Beginn des Rotschliefgrates ist. Dr. Menger, H. Derfflinger und H. Dobler bestiegen ihn am 8. Juli 1911 vermutlich aus dem kleinen Grubenkar oder aus dem Riffeltale und errichteten einen Steinmann, den A. Hirzenberger und ich, als wir am 8. April 1921 den ganzen Grat und im weiteren Verlaufe auch den Rotschliefgrat bis zur

Scharte 2888 der Alpenvereinskarte überschritten, noch vorfanden. Der höchste Punkt des Rotschliefgrates dürfte gerade die 3000 *m* Schichtenlinie erreichen, da er um mehrere Meter höher ist als die Grubenkarspitze.

Die Überkletterung dieses ganzen Grates ist insbesondere im ersten Teile bis zur Grubenkarspitze außerordentlich schön und genußreich, die herrlichen plattigen Felsen mit vielen schweren Kletterstellen sind überaus dankenswert. Wir überschritten damals fast sämtliche Türme mit Ausnahme eines einzigen, der im Abstieg nur durch Abseilen zu bewältigen gewesen wäre und kamen von der letzten Scharte durch einen glatten, kaminartigen Riß auf die Grubenkarspitze. Der Abstieg in die nächste Scharte war leicht, die ersten Aufschwünge im Rotschliefgrat umgingen wir im Anstiege in der Südseite und stiegen gleich auf den höchsten Punkt des Rotschliefgrates empor. Durch die über 100 *m* tiefe Einschartung westlich desselben, 2888 *m*, ergibt sich eine gewisse Selbständigkeit dieser Gipfel.

Als einziger Firndom ragt der Rostizkogel, 3407 *m*, aus den ihn umgebenden Felsbergen mächtig empor. Von allen Seiten, ausgenommen die felsdurchsetzte Südseite, zieht der Firn bis zum Gipfel, den eine ewige Wächte krönt. Seine Ersteigung von der Kaunergrathütte ist beliebt wegen der schönen, wenn auch schwierigen Eisarbeit, die zur Erreichung des Bergfußes notwendig ist. Die südlich der Watzespitze gelegenen Gipfel wurden von der Kaunergrathütte vor dem Kriege selten besucht, während nach dem Kriege der Rostizkogel wie der Seekogel sehr häufig erstiegen werden. Um den Westausläufer der Seekarleschneide zu überschreiten, sind heute drei Wegrouten gebräuchlich, die je nach den Schneeverhältnissen benützt werden. Der älteste Weg führt vom südöstlichen Winkel des Plangeroßferners über eine Randkluft und einen Eisgang zum Watzejoch empor. Neueren Datums ist der Anstieg über die weiter östlich gelegene, von der Kaunergrathütte sichtbare Eiswand, die mir oft durch Blankeis und eine schwere Randkluft große Schwierigkeiten bereitete. Einen Weg, der in der Mitte zwischen diesen beiden Eishängen größtenteils durch Fels führt, fanden Dr. H. Kees und Ing. Jaksche im Jahre 1920, wie aus ihrer Beschreibung im Hüttenbuch der Kaunergrathütte ersichtlich ist. Dieser ist bei Blankeis den Eishängen vorzuziehen. Die Randkluft ist meistens verschüttet; unangenehm ist nur im untersten Teil die Steinschlaggefahr. Auf der Höhe angelangt geht es harmlos über den Seekarleferner. Die Randkluft beim Westausläufer des Seekogels kann oft ein ernstes Hindernis darstellen, der Abstieg auf der Südseite zum Nordfuße des Rostizkogels hingegen ist leicht. Auch dieser Gipfel hat eine Anzahl neuer Anstiege erhalten. Aus dem Löcherferner stiegen am 8. Oktober 1908 Dr. H. Menger, H. Derfflinger und H. Dobler auf der Ostseite durch eine Firnrinne zum Gipfel empor. Über den stark zerklüfteten Rostizferner kamen von Norden am 18. Juli 1910 W. Engelhardt und S. Neumann, die über den Westgrat wieder ins Kaunertal abstiegen. Der schönste Aufstieg ist der von Norden, welcher jedoch in heißen Sommern langandauernde und schwierige Eisarbeit über die fast 800 *m* hohen Abstürze erfordert. Der Westgrat hat zwei Abbrüche, ist aber bei aperem Zustande leicht.

Auch der stolze Seekogel, 3350 *m*, bekam im Laufe der Zeit vielfachen Besuch, sowohl auf den alten Wegen, als auch auf einigen Neuanstiegen.

Während vermutlich Hechenbleikner und F. Harpf bereits am 7. September 1903 den Ostgrat in seiner ganzen Länge überschritten haben mögen — Genaueres kann heute leider nicht mehr festgestellt werden — wiederholten diesen Anstieg im Jahre 1923 E. Heske und F. Fink, der bei anschließendem Abstieg über den Westgrat zu den herrlichsten und großartigsten Fahrten im Kaunergrat gerechnet werden kann. Die Genannten erreichten vom Riffelsee über die Grashänge den untersten Abbruch des Ostgrates und erkletterten in durchwegs sehr schwierigen Rissen

und Kaminen denselben und kamen über den flacheren Grat zum gewöhnlichen Anstieg vom „Schneidigen Wandl".

Wo Hechenbleikner einmal durch die Nordwand des Berges unmittelbar zum Gipfel emporstieg, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Er verließ vermutlich den gewöhnlichen Nordwandanstieg bei Beginn der schiefen Rinne, die in die Scharte zwischen Haupt- und westlichem Vorgipfel emporzieht, und kletterte durch schwere Risse und plattige Felsen gegen den Gipfel empor. Immerhin besteht aber die Möglichkeit, daß er die Rinne bis weit hinauf verfolgte und erst ziemlich hoch oben gegen den Gipfel kletterte oder daß er überhaupt irgendwo anders vom Seekarleferner aus die Nordwand durchstieg. Für den Turenwart des A. A.-C. Innsbruck war es eine peinliche Aufgabe, von Hechenbleikner zu erfahren, was er überhaupt im abgelaufenen Vereinsjahre unternommen habe, geschweige denn insbesondere in späteren Jahren einen Fahrtenbericht zu erlangen. Ein Versuch von ihm selbst, der schon lange vor dem Kriege nach Amerika ausgewandert ist, Aufklärung zu erhalten, blieb leider unbeachtet. Im übrigen hat er eine solche Unmasse von Neutouren im Alleingang durchgeführt, daß er nach so vielen Jahren kaum mehr sich an diese oder jene Fahrt erinnern könnte.

Von einem unmittelbaren Südwandweg teilte mir Dr. Menger mit. Er erkletterte am 14. Juli 1914 mit H. Derfflinger und H. Dobler vom Schneidigen Wandl aus über eine Flucht von Plattenschüssen, zuletzt durch eine lange Rinne den Grat knapp östlich des Gipfels. Die Zeiten werden ungefähr die gleichen sein, wie beim üblichen Anstieg. — Am 30. Juni 1920 begingen erstmals Dr. Erich Weinberger und Ing. O. Beseley, der Hüttenwart der Kaunergrathütte, die Südwestwand des Berges im Abstieg. Eine Wiederholung führten einige Wochen später, am 4. August 1920, O. Steinböck, Dr. A. Vorbeck und ich aus. Dieser Weg ist zeitlich kürzer, wenn auch nicht so schön als der Westgrat. Vom westlichen Vorgipfel klettert man durch eine Rinne abwärts bis zu ihrem Abbruche, quert dann über die Rippe in die nächste westliche Rinne, die man wieder abwärts verfolgt. Dies geht so fort, bis die letzte Rinne auf den Schnee des Löcherferners hinabführt. — Auch der seinerzeit so gefürchtete Westgrat wurde ziemlich oft wiederholt. Während Hechenbleikner und Harpf im Jahre 1903 sich vom Vorgipfel über die Kante des Abbruches abseilten, fanden Dr. H. Kees und H. Netsch am 8. August 1920 eine gute, aber schwierige Abstiegsmöglichkeit in der Nordseite, welche auch bereits im Anstiege benutzt wurde. Im vergangenen Jahre wurde jedoch der Abbruch unmittelbar südlich seiner Kante von Mitgliedern der Akad. Sektion Graz erklettert.

Auf die Seekarleschneide, 3204 *m*, wurde am 29. Juli 1921 von R. Czegka und mir ein neuer Anstieg eröffnet, vor dessen Wiederholung jedoch gewarnt werden muß. Es ist dies die Nordverschneidung, die als ausgesprochene Steinschlagrinne unmittelbar vom Gipfelblock herabzieht. Die Steinschlaggefahr ist bereits von der Kaunergrathütte an den weißgescheuerten Felsen und der großen mit Steinen übersäten Randkluft ersichtlich. Unablässig kommen Steine von den unterhalb des Gipfels befindlichen brüchigen Felsen herab. Nach einer langen Schönwetterperiode gingen Czegka und ich damals über den Plangeroßferner zur Randkluft, als mehrere Tage hindurch der Steinschlag aufgehört hatte. Die Randkluft im südöstlichen Winkel des Ferners bildet ein riesiges Loch, in das man die ganze Kaunergrathütte und noch einige solche Hütten dazu hineinstellen könnte. Schon der Einstieg bereitete uns große Schwierigkeiten. Das Erreichen der unten ungangbar abbrechenden Rinne von rechts her gelang dem „langen" Czegka durch einen gewagten Schwung, während ich nur mit viel Glück diese Stelle bewältigen konnte. Die Rinne selbst war vollkommen spiegelblank und weißglänzend gescheuert, die Griffe und Tritte winzig, eine Sicherung auf 6 Seillängen unmöglich. Wir benötigten hierfür 3 Stunden, obwohl wir glänzend in Form waren und nichts außer den Pickeln

trugen. Zuletzt führte uns eine ſchiefe Rinne, die uns gegen das Vorangegangene kinderleicht ſchien, zum Gipfelblock. Wir hatten viel Glück gehabt, denn nur ein einziger, wenn auch ganz kleiner Stein hätte uns zum Verhängnis werden können.

Sonſt hat der Berg zahlreichen Beſuch auf den gewöhnlichen Wegen, oft von 6—10 Perſonen an einem Tage erhalten. Für den Anſtieg von Norden wurden in letzter Zeit zwei Zugangswege vorgezogen. Der eine geht über den Plangeroßferner zur Weſtwand des Vorbaues, die an verſchiedenen Stellen durchſtiegen worden iſt, der andere vom Hüttenwege unter der Zunge des Plangeroßferners dahin, wo man ebenfalls durch die Weſtwand in leichter Kletterei auf den Vorbau gelangt.

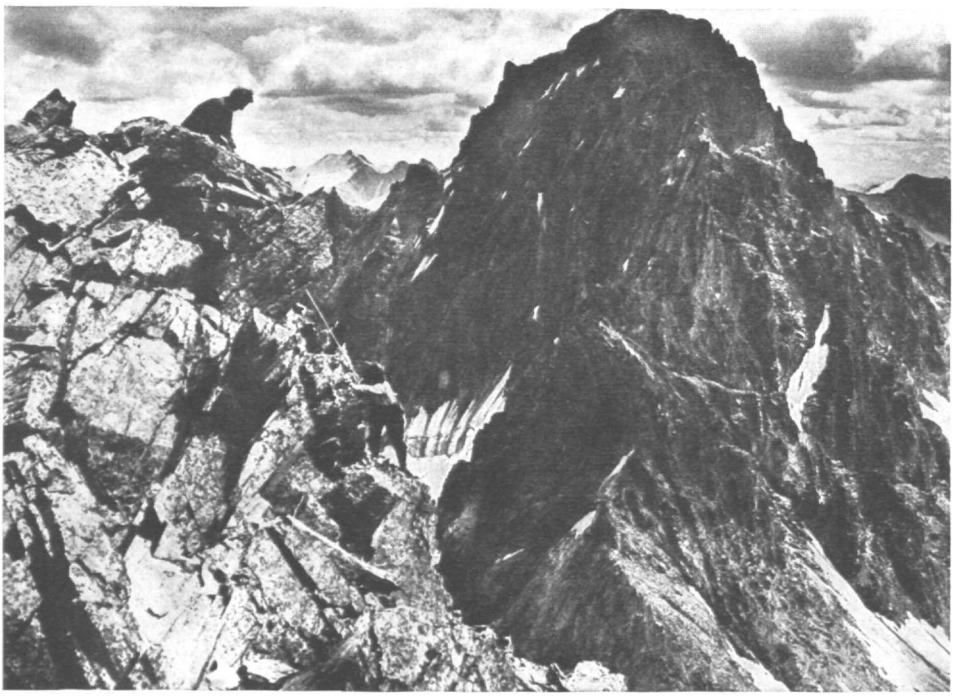
Der von Hechenbleikner erſtmals begangene Oſtgrat wurde ſeit dem Jahre 1902 nur zweimal verſucht, jedoch ohne Erfolg. Im Juli 1923 wollten Dr. Heinsheimer, Dr. Schäftlein und ich über den Grat abſteigen, kamen jedoch am Beginn der ſchweren Stellen in ein ſchweres Gewitter, das uns zum Abſtieg über die Südſeite zwang. 1926 ſcheiterte ein Aufſtiegsverſuch eines Alleingängers ebenfalls unter den gleichen Umſtänden.

Steigt man den Hüttenweg zur Kaunergrathütte empor und hat nach $^2/_3$ des Weges eine Felsgaſſe unter dem kleinen Moränenſee erreicht, da erblickt man auf einmal vor ſich eine wuchtige Felsgeſtalt, den höchſten Berg des Kaunergrates, die ſtolze Watzeſpitze (Hauptgipfel 3533, Südgipfel 3505 *m*). Auf ihrem Gipfel geſtanden zu ſein und in die Weite und Tiefe geblickt zu haben, iſt wohl die Sehnſucht der einſamen Bergſteiger, die hin und wieder beim kleinen Kaunergrathüttlein anklopfen. Es gab Jahre, wo durch die Ungunſt des Wetters dieſe Sehnſucht nicht erfüllt wurde, es kamen aber auch Sonnentage und günſtige Verhältniſſe, die oben beim Steinmann viele freudige Geſichter ſahen. Von Leid und Freude weiß das große Gipfelbuch zu erzählen, in dem die Eintragungen oft wegen der vor Kälte erſtarrten Finger des Eintragenden kaum leſerlich ſind. Ja auch eine Kohlenſchrifteintragung findet ſich, vermutlich von einem wohl mit Zündhölzern, aber nicht mit einem Schreibſtift bewaffneten Bergſteiger. Iſt auch die Kaunergrathütte nur 700 *m* tiefer, ſo gibt es doch viele, die von einem kalten Freilager in den Eishängen oder Graten der Watzeſpitze berichten könnten. Die Watzeſpitze iſt eine Miniaturausgabe eines der hohen Weſtalpengipfel mit allen Zutaten eines ſolchen Berges, den Randklüften, Hängegletſchern, ſteilen Eishängen, Wächten und der üblichen Steinſchlaggefahr.

War die Watzeſpitze auch das begehrteſte Ziel vieler Bergſteiger, die neue Anſtiege durch ihre Flanken fanden, ſo blieben immerhin ganz bedeutende Aufſtiegslinien für die Nachkommenden zur Löſung offen. Jahrelang haben von dem Platz, wo jetzt die Hütte ſteht, viele den Oſtgrat bewundert, an eine Erſteigung desſelben jedoch nie gedacht. Erſt am 31. Juli 1912 erkletterten B. Pezzei, L. Schärmer und J. Walch den ſteil aufgebauten Grat. Im unteren Teile gilt es eine glatte Platte oder einen herausdrängenden Riß zu meiſtern, weiter oben geht man in die Nordflanke über, um ſchließlich bei den erſten Türmen wieder den Grat zu erreichen, der nun in genußvoller Kletterei über Platten leicht auf den Gipfel bringt. Als O. Steinböck, Dr. A. Vorbeck und ich im Jahre 1920 den erſten Abſtieg durchführten, konnten wir von oben her trotz der Beſchreibung den Weg an zwei Stellen nicht finden. Im oberen Teile blieben wir daher auf dem Grat und gelangten ſchließlich mit ſehr ſchwieriger Kletterei an der Stirnſeite des äußerſten Turmes hinab zur glatten Platte, die von oben geſehen uns keine Möglichkeit des Abſtieges bot. Wir wandten uns daher in die Weſtſeite, wo wir ununterbrochen mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Kriechbänder, glatte Riſſe und Platten wechſelten, doch kamen wir gerade bei Einbruch der Dunkelheit in einer Schneerinne auf den Plangeroßferner hinab. Seither wird die Watzeſpitze oftmals, ja meiſtens ſogar über den Grat erſtiegen, wozu im Jahre 1925 E. Heske nur 2 Stunden benötigte.



Plangeroſſiferner, Seekarleſchneide, Seekogel und Hildſpitze von der Verpeilſpitze



Verpeilspitze vom Schwabenkopf



Grieskogel und Rofelewand von der Verpeilspitze

INNSBRUCK

Ähnlich wie beim Ostgrat des Hauptgipfels, war es auch beim Ostgrat des Südgipfels. Lange Wochen bewunderten wir die kühnen Zacken des Grates, bevor wir an eine Überkletterung desselben dachten. Am 18. August 1920, zwei Tage vor Einbruch der Schlechtwetterzeit, gingen wir eines Vormittags reichlich spät — sieben Mann hoch — zum Einstieg, überkletterten den ersten Turm in die tiefe Scharte, mußten jedoch hier einsehen, daß wir bei der großen Zahl am gleichen Tage den Gipfel nicht erreichen würden. Am nächsten Morgen waren wir zu dritt — Ing. H. Jungl, Dr. Schäftlein und ich — schon zeitig in der obenerwähnten Scharte; es gelang uns die Ersteigung des Ostgipfels in 4½ Stunden. Die schönsten Stellen im Grate liegen auf den beiden großen Zacken, von denen der erste als ovale Platte weit in die Nordseite hinaushängt und ganz an seiner Kante überklettert werden muß. Über den Watzeferner, den Ennemoser bei der ersten Ersteigung der Watzespitze im Jahre 1869 vom Gipfelsattel zum Abstieg benützt hat, dürften erstmalig A. Pensch und E. Renk am 27. August 1926 emporgestiegen sein, nur wandten sie sich im oberen Teil gegen den Südgipfel und erreichten die Grathöhe schon südlich des Gipfelsattels über eine Felsrippe. Der Watzeferner ist seit den letzten schneearmen Jahren schwieriger geworden, als er zu Ennemosers Zeiten war.

„Ob auch der gewaltige Nordpfeiler vom Madatschjoche der modernen Bergsteigerkunst zum Opfer fällt, muß die Zeit lehren, sicherlich gehört zu diesem Unternehmen hochgradiger, beinahe vermessener Wagemut", schreibt Hörtnagl im Jahre 1904. Gerade zur selben Zeit, im August 1904, steigt Hechenbleikner im Alleingang in 2½ Stunden von der Kaunergrathütte über den Nordpfeiler zum Gipfel auf, überschreitet beide Gipfel und benützt als Abstiegsweg den noch nicht begangenen Südgrat. Fürwahr, der Eindruck, den der Nordpfeiler macht, ist ein gewaltiger und abschreckender, insbesondere ist mit ihm nicht gut Kirschen essen, wenn Schnee und Eis seine Rinnen und Rippen bedecken. Nach dem alten Grundsatz aber: „Probieren geht über Studieren" erkletterten R. Czegka und ich am 24. Juli 1921 den Gipfel über den Nordpfeiler und, siehe da, im großen und ganzen lösten sich die Felsen in Wohlgefallen auf, nur der unterste brüchige und sehr steil aufgebaute Teil machte uns etwas zu schaffen, während höher oben nur ein Kamin einige Kletterkunst erfordert. Da wir, ohne Seil, zu unserer Freude nicht mehr Zeit als Hechenbleikner benötigt hatten, beschlossen wir den Westgrat im Abstieg zu versuchen. Im Grate selbst überraschten uns drei starke Gewitter, die meinem Freunde Czegka bald verhängnisvoll geworden wären, da er durch einen ausbrechenden Block nach abwärts gerissen wurde und sich nur mehr durch einen gewagten Sprung retten konnte. Auf P. 3403 *m* angelangt, setzte das dritte Gewitter ein; wir zogen es daher vor, endgültig vom Grate in die zwar schauerlich wilde und vereiste Nordflanke abzubiegen. Der Abstieg im Schneefall und Regen gehört zu einer meiner schönsten Erinnerungen. Neben uns stürzten unentwegt in den Rinnen Steine aller Größe zu Tale, so daß wir uns immer auf einer Rippe halten mußten, um nicht getroffen zu werden. Vom unteren Ende der Rippe war noch ein sehr steiler Eishang zur Randkluft hinab das letzte Hindernis, das uns vollkommen durchnäßten viel Zeit kostete.

Interessant ist die Ersteigungsgeschichte des gewaltigsten Grates im Kaunergrat, des Westgrates. Schon Hörtnagl befaßt sich damit. So hat Platzmann mit Praxmarer 1902 einen Teil des Westgrates überklettert, wahrscheinlich den oberen, Henning und Sommer stiegen bereits 1897 auf den Westgrat empor, kamen aber nicht bis zum Gipfel, sondern mußten umkehren. Hechenbleikner, Franzelin und Berger überschritten 1903 den Grat, stiegen jedoch nicht von der Watzekopfscharte unmittelbar, sondern von Südwesten über einen Pfeiler zu P. 3403 auf. Diesen Weg wiederholten am 13. August 1920 J. Ittlinger und K. Dörfler. Aus allen Beschreibungen der Genannten ist zu ersehen, daß der

unterste unmittelbare Aufschwung von der Watzekopfscharte noch nicht begangen worden war. Mitglieder der Akademischen Sektion Graz begingen im Jahre 1926 den Westgrat im Abstieg, wobei sie eigentlich erst den ganzen Grat, also auch den direkten Absturz zur Watzekopfscharte (etwa 2700 *m*) überschritten. Die beiden ersten Partien waren von Süden oder Südwesten auf den Grat gekommen.

Die Fortsetzung des Westgrates westlich der Watzekopfscharte bildet der Watzekopf, 2915 *m*, mit einem langen Gipfelgrat, aus dem 5 Felsblöcke emporragen. Während auf dem westlichsten, leichtesten vermutlich schon im Jahre 1870 Weilenmann gestanden ist, wurde der ganze Gipfelgrat und auch die höchste 2. Erhebung am 12. August 1920 von K. Dörfler und J. Ittlinger erstmals überschritten. Vom Biwakplatz in der Scharte verfolgten sie den stellenweise schwierigen, mit plattigem Fels versehenen Grat über alle Gipfel hinweg zur 5. Erhebung, die ein Holzkreuz ziert.

Vasallen der Watzespitze, am Rande des Madatschferners stehend, sind die wildzerrissenen, gezackten Madatschspitzen (Östl. etwa 2845, Mittlere 2848 *m*, Westl. 2842 *m*). Wenn Nebel die Nordabstürze der Watzespitze verdecken, dann strecken sie sich aus ihrer untergeordneten Stellung empor und geben ein kleines Abbild der Aiguilles von Chamonix. Platten verschiedener Größe, Würfel und ähnliche Gebilde, alle glatt geschliffen, sind verschiedenartig neben- und übereinandergestellt und bieten dem Kletterer die herrlichsten Genüsse, sich in Rissen, über haltlose Platten und Überhänge zu den luftigen Gipfelblöcken emporzuarbeiten. Die Östliche und Westliche Madatschspitze haben erst am 1. August 1907 W. Engelhardt und H. Rümmel erstiegen. Den Aufstieg auf die Östliche Madatschspitze nahmen sie von der östlichen Scharte, die sie durch eine steile Schneerinne vom Kühkarl erreichten. Die östlich davon gelegene schlanke Nadel weist ebenfalls eine bedeutende Selbständigkeit auf und dürfte sehr schwierige Kletterei bieten. Der Aufstieg auf die Östliche Madatschspitze ist nicht allzu schwierig, aber sehr schön, hingegen die Überschreitung nach Westen stellt nach der Beschreibung der Obgenannten mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Ein Gratabbruch, der von ihnen durch Abseilen überwunden wurde, gelang erst 1926 drei Mitgliedern der Akad. Sektion Graz im freien Abstiege. Die folgende Gratschneide wird teils hangelnd bis zur Scharte vor dem Mittelgipfel überwunden. Die Westliche Madatschspitze überschritten sie ebenfalls von Osten nach Westen in größtenteils sehr schwieriger Kletterei. Der Weg hierbei ist durch die Gratkante vorgezeichnet, nur im Abstieg nach Westen wird ein Grataufschwung in der Südseite auf schmalen Bändern sehr schwierig umgangen. Am 12. August 1910 erstieg W. Engelhardt die Mittlere Spitze von Südwesten auf neuem Wege, indem er von der Scharte westlich des Gipfels in die Südseite querte und durch einen Riß, der durch die senkrechte Wand und eine Riesenplatte gebildet wird, emporkletterte. Dieser Weg ist der leichteste auf den Mittelgipfel, der im Jahre 1920 von Norden noch zwei weitere Anstiege erhalten hat. Am 17. August kam J. Ittlinger von Süden in die Scharte westlich des Gipfels und erkletterte in der Nordseite den mit einem etwa 30 *m* hohen Überhang in die Scharte abbrechenden Westgrat und über diesen den Gipfel. O. Steinböck und ich querten am 10. August von der gleichen Scharte in der Nordwand bis in die Fallinie des Gipfels hinaus und kamen durch einen Kamin auf ein kleines Schartel, wo eine ungangbar scheinende Verschneidung ansetzt. Durch diese und einen langen, fast senkrechten Riß gelang uns in sehr schwieriger, aber großartiger Kletterei der Aufstieg unmittelbar zum Gipfelblock.

Bei der Durcharbeitung des Ötztalerführers ist mir ein schweres Versehen unterlaufen. Ich bezeichnete den Mooskopf, 2560 *m*, als einen bergsteigerisch unbedeutenden, sanft gewellten Grashöcker. Ich hatte ganz vergessen, daß dieser Berg auf der Westseite einige Felsabstürze besitzt. Diese waren das Ziel einiger junger Leute

(Name und Herkunft tut wohl nichts zur Sache), welche laut schön und groß geschriebener Eintragung im Hüttenbuche der Verpeilhütte die 1. Ersteigung der Westwandkamine durchführten. Die Kamine sollen sogar sehr schwierig sein. Ob sie jedoch 100 *m* unter dem schneidigen Gipfel endigen oder noch tiefer, konnte ich nicht erforschen, da ich leider den Mooskopf bisher noch nicht bestiegen habe. Mea culpa! Aber Spaß beiseite! In einem Berggebiet, wo es so viele wunderschöne und großzügige Bergfahrten gibt, sollte doch die in den Kalkalpen übliche Sucht nach Erstersteigungen solcher Art nicht Platz greifen. Und wenn unbedingt jemand es darauf abgesehen hat, schöne große Neutouren durchzuführen, so bitte ich ihn sich vertrauensvoll an mich zu wenden, ich habe solche in genügender Anzahl auf Lager. Ich werde mich mit ihm auf den Erfolg freuen.

Zu den schönsten und kürzesten Hüttenbergen der Kaunergrathütte gehört vor allem der Schwabenkopf, 3379 *m*. Seine Ersteigung ist von der Südseite her leicht und wird auch als Übungsfahrt in wenigen Stunden sehr häufig durchgeführt. Die Nord- und Westseite hingegen stürzt in fast 1000 *m* hohen Felswänden und Graten ins Verpeiltal ab und bietet von der Verpeilalm gesehen einen überwältigenden Eindruck. So kam es, daß diese Flanken erst verhältnismäßig spät durchklettert wurden. Durch die Nordwand kamen am 3. August 1907 W. Engelhardt und H. Rümmel zum Gipfel. Sie benötigten für die fast 1200 *m* hohe Wand eine Zeit von 12 Stunden, wobei sie allerdings mit sehr schlechten Verhältnissen, insbesondere viel Eis und Schnee zu kämpfen hatten. Risse, Wandkletterei und Überhänge vielfach sehr schwierig, wechseln ab, der Steinschlag ist eine unangenehme Zutat dieser Fahrt. Zu einer Wiederholung dieses Weges fand sich bisher noch niemand, da alle, die von jener Seite kamen, neue Wege gingen. Den Westgrat begingen in seiner ganzen Länge zum ersten Male K. Dörfler und J. Ittlinger am 9. Aug. 1920 wohl der idealste Anstieg. Teile des Grates wurden schon in früheren Jahren betreten. Die Genannten stiegen bei jenem mächtigen Turm, der wie ein Wächter gegenüber der Westlichen Madatschspitze steht, auf den Grat, den sie bis zum Gipfel nicht mehr verließen.

Von der Verpeilhütte erblickt man gegen Osten im Umriß des Berges einen steil aufgebauten, vom Innerverpeil beginnenden Grat, den Nordostgrat. Er schwingt sich 900 *m* empor und bildet im obersten Teile eine senkrechte Kante. Am 1. August 1921 nahmen R. Czegka und ich den Einstieg östlich vom ersten Grataufschwung, den wir durch sehr brüchige Rinnen erreichten. Turm auf Turm folgte, meistens schwierig und ausgesetzt, bis vor die senkrechte Kante, die noch einige 100 *m* hoch ist. Der untere Teil ist ungangbar, weshalb wir uns in die Ostflanke begaben und über hohe anstrengende Plattenstufen wieder auf die Kante zurückkehrten. Ein langer Kamin und luftige Kletterei auf der Kante selbst brachte uns zum Gipfel. Diese Bergfahrt gehört wegen ihrer Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit zu den großartigsten. Sowohl der Nordostgrat als auch der Westgrat wurden bald darauf wiederholt.

Vom zweithöchsten Gipfel des Kaunergrates, der Verpeilspitze, 3427 *m*, gilt das gleiche wie für den Schwabenkopf. Von der Kaunergrathütte über die Südwestseite leicht in wenigen Stunden zu ersteigen, gehören die Nord- und Ostseite zu den großartigsten Abstürzen des Gebietes. Insbesondere die Nordwestwand mit dem stark zerklüfteten, in 2 Absätzen ins Innerverpeil abfallenden Hängegletscher, dem Verpeilferner, kann zu den schwierigsten und prächtigsten Fahrten des Gebietes gezählt werden. Wo Hechenbleikner im Jahre 1906 diese Wand durchstiegen hat, ist nicht festzustellen, eine Beschreibung wurde von ihm nicht gegeben. Vielleicht deckt sich sein Weg im großen und ganzen mit dem der Bergsteiger W. Engelhardt und R. Busch, die am 5. Juli 1911 vom südöstlichen Winkel des Verpeilferners über einen sehr steilen Eishang und plattige Felsen die Mitte des Westgrates und schließ-

lich über diesen den Gipfel erreicht hatten. Vielleicht ist aber Hechenbleikner näher dem Gipfel durch die Wand emporgekommen? Einen neuen Weg fanden am 22. August 1922 J. Ittlinger, K. Markert und B. Neigert. Vom oberen Boden des Gletschers wandten sie sich dem linken Teile der eigentlichen Gipfelwand zu und kletterten in der Wand des Nordgrates durch ein noch dem Gipfelstock angehörendes Rinnensystem zum obersten Teil des Nordgrates empor. — Den mit festem Fels ausgestatteten Westgrat erkletterten vermutlich erstmals vom Schwabenjoch B. Berger und B. und R. Glitterhofer am 30. Juli 1908. Diese Daten entnahm ich einer kurzen Eintragung im Hüttenbuch der Kaunergrathütte. Es stand lediglich der Vermerk „über den Westgrat" bei den Namen. Da ich auch in keinem Jahresberichte eines alpinen Vereines eine Erwähnung dieser Tur fand, so kann vielleicht angenommen werden, daß erst A. Rössel am 22. September 1918 den ganzen Grat vom Schwabenjoch her erkletterte, zumal er selbst seine Fahrt als Erstersteigung bezeichnet. — Die erste unmittelbare Gratüberschreitung mit Überkletterung des großen Felsturmes im unteren Teile des Grates führten am 13. August 1920 Dr. H. Kees und H. Netsch durch. Bei einem halben Meter Neuschnee kamen am 30. August 1920 O. Steinböck, Dr. Vorbeck und ich vom Gipfel über den Grat herab, gaben jedoch vor dem erwähnten Felsturm wegen des vielen Schnees die Tur auf und stiegen durch eine sehr steile und ganz vereiste Rinne unter großen Schwierigkeiten nach Süden auf den nördlichen Teil des Plangeroßferners ab. — Der Nordgrat der Verpeilspitze, einer der längsten Grate des Gebietes wurde zum ersten Male in den Jahren 1908 und 1909 durch H. Derfflinger, Dr. H. Menger und H. Dobler begangen. Interessanterweise mußte die Kletterei am 7. Oktober 1908 in der Hälfte des Grates, ungefähr bei P. 3216 *m* der Alpenvereinskarte, abgebrochen werden. Die Ursache hierfür war ein treuer Begleiter, nämlich ein Hund, der durch wiederholtes Auf- und Abseilen die Zeitdauer wesentlich beeinflußte. Im folgenden Jahre, am 21. Juni, beendeten die Genannten die Ersteigung. Die Überkletterung des Grates wurde bisher nicht wiederholt. Menger und Genossen stiegen vom P. 3216 beim ersten Versuch durch eine der Rinnen auf den Neururerferner ab. Es ist der unmittelbare Anstieg auf diesen Punkt mehr zu empfehlen als die zeitraubende Überschreitung vom Verpeiljoch.

Schwabenjoch wurde von mir die unbenannte und nicht gemessene Einsattelung zwischen Schwabenkopf und Verpeilspitze (etwa 3230 *m*) benannt. Im August 1921 kamen R. Czegka und Genossen von der Verpeilhütte über den Verpeilgletscher auf das Joch, wobei sie sehr schwierige Eis- und Felsarbeit zu leisten hatten.

Portleswand könnte man den höchsten Aufschwung des nach Norden mit finsteren senkrechten Wänden abstürzenden Kammes zwischen P. 3216 der Verpeilspitze und dem Portleskogel oder Patschlerkogel, 2774 *m*, nennen. Von den steil aufgebauten Gipfeln genießt man einen wunderbaren und instruktiven Einblick in das Herz des Kaunergrates. Die Erhebungen sind als Hüttenberge für einen Nachmittagsbummel zu empfehlen. Wer sie das erstemal erstiegen hat, ist unbekannt, jedenfalls standen Hirten, vielleicht auch bereits die Vermessungsoffiziere schon im vorigen Jahrhundert auf den höchsten Punkten, die sie vermutlich über die leichte, schrofige Südseite erreicht hatten. Den Ostgrat erstieg E. Heske am 10. August 1923 in leichter Kletterei über stellenweise plattige Felsen, wobei er einige schwierige Stellen auf der Südseite umging. Über den Westgrat von der tiefsten Scharte kamen am 23. Juni 1925 meine Schwester und ich auf den Gipfel. Der Grat ist nicht besonders schwierig, nur vor dem Gipfel bietet eine scharfe, etwas brüchige Gratschneide, die mit einiger Vorsicht behandelt werden muß, ein größeres Hindernis. Prächtig ist hierbei der Abblick über die senkrechten Platten der Nordseite und hinüber auf den Kessel und die Ostwand der Verpeilspitze.

Unbedeutende Felsköpfe sind die Sonnenkögel, nur der als Signalgipfel, 3124 *m*, bezeichnete erhebt sich von Süden und Westen gesehen mächtig aus dem Verpeiltale. Von Westen her erblickt man eine gewaltige Felswand, welche senkrecht und plattig gegen den Schweikertferner abstürzt. Diese Wand ist im Südwesten von einem Grat begrenzt, der als leichter Kamm vom Verpeiltale emporzieht. Der höchste Punkt dieses Sonnenkogels ist, da weit gegen Osten vorgeschoben, nicht sichtbar, sondern nur seine Schulter als höchster Punkt der Felswand. Der Anstieg über den Grat ist eine der wenigen eisfreien Fahrten des Kaunergrates, die erstmals am 3. September 1921 A. Pucher und ich durchführten. Erst hoch oben fanden wir leichte Kletterstellen und einen ausgeprägten Grat, der untere Teil ist lediglich ein immer steiler werdender rasiger Kamm, der bei der Bachteilung im Verpeiltale seinen Anfang nimmt. Wir stiegen im weiteren Verlaufe auf die oberwähnte Schulter, wo sich der Grat gegen Osten umbiegt und schöne Kletterstellen aufweist. Den letzten Aufschwung unterhalb des Gipfels erkletterten wir in einer Steilrinne knapp neben der Kante. Der Signalgipfel wird über den nordwestlichen Firnhang von Rofelewandbesteigern gerne mitgenommen. — Der schönste Weg ist der Südgrat. Diesen hat vermutlich der bekannte Bergführer Fichtl im Juli 1922 erstmals begangen, denn als wir mehrere Wochen später über den Grat zum Gipfel kletterten, fanden A. Tritthart und ich eine Karte Fichtls mit dem Vermerk „Von Süden" vor. Es kann zwar auch möglich sein, daß Fichtl nicht dem Grate, sondern der weiter östlich gelegenen, vom Neururerferner sanft ansteigenden Schneerinne folgte, jedoch kann man mit gleichem Rechte bei den Fähigkeiten Fichtls annehmen, daß er den Südgrat vorgezogen habe. Spuren einer Begehung fanden wir allerdings am Grate selbst nicht vor. Wir gingen damals von der Kaunergrathütte weg, erreichten über die tiefste Scharte (etwas über 3000 *m*) des Grates P. 3216 zwischen der Verpeilspitze und der Portleswand den Neururerferner, überschritten diesen und stiegen zum Verpeiljoch, 1829 *m*, an. Diesen Übergang zu den nördlichen Bergen des Kaunergrates haben erst im Jahre 1920 Dr. V. Vesely und Dr. E. Weingartner gefunden und im Hüttenbuch der Kaunergrathütte genau beschrieben. Hierdurch ist der Gipfelkreis dieser Hütte bedeutend vergrößert worden, ohne daß der Wechsel des Standortes notwendig ist. Im gleichen Jahre folgten wir diesem Wege und erstiegen die Rofelewand bei allerdings sehr guten Verhältnissen in nur 4½ Stunden. Der Übergang ist teils anstrengend, teils sehr schwierig. Anstrengend ist der Aufstieg von der Hütte über die großen rutschigen und ermüdenden Geröllhalden der Südseite. Man hält sich von der Hütte zwecks Vermeidung des Abstieges im Bogen auf den Geröllhang zu, über den man in Richtung auf die tiefste Scharte aufsteigt. Zuletzt benützt man besser die Felsen der Schluchtbegrenzung zur Scharte. Sehr schwierig kann unter Umständen der Abstieg über die steile, mit einer Randkluft versehene Eiswand zum Neururerferner sein. Mit den Eckensteineisen gelang uns stufenlos der Abstieg zur Randkluft, dort war mehrmaliges Aushängen des Körpers über die senkrechte obere Eiswand der Randkluft erforderlich. Wir stiegen dann den Neururerferner an, bis der höchste Punkt westlich eines vorgeschobenen Felskopfes (P. 2841 *m* der Alpenvereinskarte) erreicht war und querten gegen das Verpeiljoch. Die ersten Aufschwünge des Südgrates sind harmlos, wir umgingen sie im Aufstiege und standen bald darauf vor einem hohen Felsturm, dessen Ersteigung und Überschreitung eine genußvolle Kletterei bieten dürfte. Seine Querung auf schmalen Felsleisten der Ostseite war nicht leicht. Von der tiefen Scharte dahinter folgte der höchste und letzte Grataufschwung, der anfangs schöne, schwierige Kletterei über Platten bot, uns aber dann als schrofiger Kamm auf den Signalgipfel brachte.

Auf einem lieblichen Fleckchen Erde liegt in stiller und friedlicher Einsamkeit die Loibisalm. Wenn die Abendglocken aus der tiefen Furche des Pitztales heraufklingen

und über derselben die letzten goldig roten Sonnenstrahlen die Umrisse der wie ein riesiger Turm aufgebauten Rofelewand, 3352 *m*, umspielen, dann muß jeden ehrlichen Bergsteiger die Begeisterung für solche Größe und Schönheit zu Ausrufen des Entzückens hinreißen. Die Rofelewand, als nördlichster Gipfel des Dreigestirns ist ebenbürtig ihren Schwestern Watzespitze und Verpeilspitze, die sie nur an Höhe überragen. Wenn auch die Nordostwand noch keine Wiederholung gefunden hat, so wurde der Berg von allen anderen Seiten bezwungen. Im Sommer 1906 beging Hechenbleikner den Nordwestgrat, der zuletzt kantenartig zum Hauptgipfel führt. Der Nordwestgrat und insbesondere die Westwand werden häufig erklettert. Wer die Westwand als erster durchstiegen hat, ist nicht bekannt. J. Dorn und J. Jardin, die am 27. Juli 1921 durch die Westwand kamen, geben an, daß sie als erste die Wand durchstiegen haben. Da jedoch bereits im Jahre 1920 mehrere Partien durch die Wand zum Gipfel, auf dem ich gerade anwesend war, aufgestiegen waren, diese aber keine diesbezügliche Eintragung im Gipfelbuche machten, so kann angenommen werden, daß sie schon seit langer Zeit der beliebteste Aufstieg vom Verpeiltale ist. Die anderen Wege durch die Schneerinne oder östlich davon zur Scharte zwischen beiden Gipfeln werden meistens von Partien, die aus dem Pitztale kommen, gewählt.

Die letzte große Erstersteigung gelang am 18. (oder 22.?) Juli 1911 E. Gerhards und K. Holzhammer mit der Erkletterung des steilen Ostgrates, der über die P. 2785 und 3124 zum Westgipfel (etwa 3300 *m*) führt. Eine nähere Beschreibung haben die Genannten leider nicht gegeben. Der Grat dürfte zum Teil recht schwierig sein.

Der Gfahlkopf, 3279 *m*, ist vielleicht noch wilder aufgebaut als die Rofelewand, da er nicht wie diese auf der Südseite einen etwas leichteren Aufstiegsweg hat, sondern als dreikantige Pyramide nach allen Seiten sehr steil und durchwegs felsig abstürzt. Sein Gestein ist, wie auch der Name Grieskogel der Alpenvereinskarte sagt, sehr unzuverlässig. Der Kaunergrat hat in den vielen Jahren seiner Erschließung verhältnismäßig wenig Opfer gefordert, eines davon hat der lockere Fels des Gfahlkopfes auf dem Gewissen. Es ist daher größte Vorsicht ratsam. Auch ihn hat Hechenbleikner wiederholt besucht. Im August 1904 kam er über die Ostwand zum obersten Teil des kantenartig sich aufschwingenden Südwestgrates und über diesen zum Gipfel. Eine Beschreibung des Durchstieges der Ostwand zu geben ist sehr schwierig, da die Wegroute sehr verwickelt ist und markante Stellen zum Großteil fehlen. Hechenbleikner scheint zuerst im Anstiege die Ostwand gequert zu haben, und im oberen Teile auf die Südwandseite gekommen zu sein, da er sonst nicht über den Südwestgrat hätte zum Gipfel aufsteigen können.

Am 14. September 1905 beging Hechenbleikner den ganzen Südwestgrat zum Hochrinneck, der vielleicht besser Hochrinnenkopf genannt wird, weil nicht er, sondern der noch weiter westlich liegende Schweikert den äußersten Eckpunkt des Grates bildet. Die Luftlinie zwischen den beiden Gipfeln beträgt 2 *km*. Eine Beschreibung des Grates durch Hechenbleikner ist nicht vorhanden, wohl aber hat eine solche W. Engelhardt und H. Rümmel geliefert, die am 6. August 1906 den Abstieg über den Grat wiederholten. Engelhardt sagt, daß die Kletterei durchwegs sehr schwierig ist, eine 40 *m* hohe Platte, die sich quer über den Grat stellt, sogar äußerst schwierig. Hechenbleikner bewältigte den Abbruch im Abstiege durch einen sehr schwierigen Kamin. — Die Bewältigung der sehr schwierigen, eisdurchsetzten Westwand gelang am 11. Juli 1921 E. Strubich, der für die nur 300 *m* hohe Wand 3 Stunden benötigte, ein Zeichen, daß die Schwierigkeiten nichts zu wünschen übriglassen. Über die Randkluft stieg er auf den turmartigen Vorbau und kam durch Eisrinnen, einen brüchigen Riß und steile Platten zu einem kleinen Sattel, wo die große, von Nordwesten heraufziehende Eisschlucht endet. Die überhangende Gipfelwand umging er nach rechts auf schmalen Bändern und kletterte über plattige Felsen

zum Gipfel. — Schließlich eröffneten noch J. Ittlinger, K. Markert und B. Neigert am 24. August 1922 im Abstieg einen neuen Weg über die Nordwestkante des Berges. Sie verfolgten die Kante etwa 150 *m*, querten dann oberhalb des Abbruches eine mit Eishängen angefüllte Steilmulde zu einem vom Nordgrat absinkenden Schuttrücken und stiegen zum Sattel östlich des Nadelsteins ab. So wurde der Gsahlkopf von allen Seiten erstiegen, obwohl er sehr entlegen ist und die Zugangswege mit Ausnahme des einen von der Verpeilhütte sehr lange sind.

Das Hochrinneck (auch Hochrinnenkopf, 3116 *m*) gehört zu den schwierigsten Bergen des Kaunergrates. Mit seinen steilen Felsabstürzen gegen Norden und Süden, und seinen langen Graten nach Ost und West stellt es ein prächtiges Felsgebilde dar, das außerordentlich selten besucht wird. Nachweisbar wurde es bereits am 22. Juni 1907 erstiegen, die Namen der Ersteiger sind jedoch im Hüttenbuch der Verpeilhütte unleserlich geschrieben. Ob aber vielleicht schon Hechenbleikner bei seiner Überschreitung des Grates vom Gsahlkopf her am 14. September 1905 bereits als Erster den Gipfel betreten hat, ist ungewiß, da die unbekannten Ersteiger von 1907 davon nichts erwähnen, sondern als Erstersteiger zeichnen. Unsicher ist ferner, welchen Abstieg vom Hochrinneck der Genannte genommen hat, ob nach Südosten oder Südwesten, woraus sich eine vollkommene Änderung der Ersteigungsgeschichte ergeben würde. Die Unbekannten gingen vermutlich über die grasigen und unangenehmen Südwesthänge gegen den Schweikert empor und dürften dann jedenfalls den jetzt üblichen Weg (durch die Rinnen und über die Felsrippen zum obersten Teil des Westgrates und über diesen zum Gipfel) eingeschlagen haben. Beim unteren Beginn der Felsrinnen und Gratrippen sind jetzt Steinmänner aufgestellt, welche den Aufstieg sehr erleichtern. Beim Abstieg ist der beste und leichteste Weg oft sehr schwer zu finden. Ich mußte einmal über eine 2 *m* hohe Felswand hinabspringen, da wir, ohne viel zu suchen, einfach eine Rinne unentwegt abwärts geklettert waren und schließlich vor einem Abbruch standen, dessen letzter unterster Teil vollkommen glatt war und auch höher oben sich kein Abseilzacken fand. — Daß auch der Westgrat in seiner ganzen Länge überklettert wurde, steht nicht fest. Er hat eine Unzahl kleiner Felstürme in sich, deren Überschreitung oder Umgehung sehr zeitraubend sein dürfte. Einen größeren Teil des Grates haben im Jahre 1921 Wiener Bergsteiger überklettert, wie aus einer Eintragung in der Verpeilhütte zu entnehmen ist. — Im Jahre 1910, am 23. Juli, überschritten Dr. J. Heilbronner und der Führer R. Mark das Hochrinneck und stiegen über die Südostseite ab. Vom Gipfel gingen sie anfänglich den Grat gegen den Gsahlkopf hinab in die erste Scharte und benützten eine gegen Süden hinabziehende Steilrinne. Auch hier ist der beste Weg schwer zu finden, da die unteren Felspartien an vielen Stellen ungangbar abbrechen. Man benützt am besten die Rinne nach Überwindung einer sehr schweren plattigen Stelle nur soweit, als sich nach links hinüber eine gute Möglichkeit des Durchkommens bietet. Durch dieses Abwärtsqueren von Rinne zu Rinne erreicht man nach langer Kletterei den Moränenwall unterhalb des Schweikertferners. R. Czegka und ich verfolgten 1921 die Rippe westlich der Rinne bei im unteren Teile sehr verwickeltem Weg, wodurch wir schließlich schon ganz auf der Südseite unweit der Verpeilhütte ausstiegen. Die noch westlicher gelegene, ebenfalls nur in der oberen Wandhälfte gut ausgeprägte Rippe bezeichnen L. Sperlich und A. Socher bei ihrer ersten Begehung im Sommer 1924 als Südgrat. Erstgenannter Anstieg auf das Hochrinneck bietet den kürzesten und besten Übergang zu den noch weiter nördlich stehenden Gipfeln des Kaunergrates wie Trifkogel usw. Der Abstieg auf der Nordseite zum Gsahlferner ist nicht schwierig und ohne viel Höhenverlust durchzuführen. — Eines der letzten großen Probleme des Kaunergrates lösten J. Roß und ich am 23. Juli 1923 mit der Durchkletterung der Nordwand. Wir brachen um ½6 Uhr früh,

also reichlich spät, von Feuchten auf und erreichten über die Gsahlalm um ½10 Uhr den Einstieg. Durch die gewaltigen Plattenschüsse, die auf langen Strecken oft vollkommen glatt sind, wurden wir gegen Osten abgedrängt und stiegen daher am Rande derselben durch eine Schneerinne aufwärts, bis uns besseres Gelände den Einstieg in die Felsen gestattete. Von der Gsahlalm gesehen, sollte man meinen, daß die prächtig aufstrebenden glatten 2 Felspfeiler gegen den Gipfel ziehen, weshalb auch wir immer wieder, jedoch erfolglos, versuchten, auf einen derselben zu gelangen. Erst in 2800 *m* Höhe zeigte es sich, daß die Pfeiler ziemlich weit vom Gipfel entfernt, im Westgrat enden, wir also uns weit näher in der Gipfelfallinie befanden.

Wir kletterten immer neben den Plattenschüssen zu einem in der Mitte der Wand gelegenen Schneehang empor, der anfangs ganz harmlos war, im oberen Teile jedoch Blankeis verbarg und ohne Steigeisen sehr viel Vorsicht erheischte. Darauf folgten immer schwieriger werdende Felsen, bis wir unter einer halbkreisförmigen, wannenartigen Felsmulde standen, die gegen oben überall mit Überhängen und stark herausdrängenden Felsen abschloß. Bei sehr geringer Sicherung versuchte ich auf der rechten Seite über einen Überhang auf die angrenzenden, weniger steilen Plattenschüsse hinauszukommen, gab jedoch den Versuch wegen vollkommener Glattheit der Platten auf. Wir kletterten nun ganz hinein in die Mulde, mußten aber vorher durch einen ausgiebigen Wasserfall, der von oben durch ein Schneefeld genährt wurde. Während Roß beim Wasserfall unter ständiger Dusche die einzige Sicherung fand, gelang mir in einem stark herausdrängenden und glatten Riß die Hindernisse zu überwinden. Bald darauf erreichten wir über das flache Gipfeldach den obersten Teil des Westgrates und den Gipfel nach 4½ stündiger Kletterei.

Etwas westlich vorgeschoben vom Hauptkamm gehören der Radelstein und der Bruchkopf zu den gar nicht besuchten Bergen des Rofelewandkammes. Liebhabern stiller und einsamer Gebiete, die abseits der großen Modeberge ihren Weg suchen, ist dieser Teil wärmstens zu empfehlen. Seit der Erstersteigung des Radelsteins durch Hörtnagl und Schönbichler im Jahre 1902 wird wohl kaum bis zum Jahre 1923 irgend jemand diese Berge besucht haben. Der Bruchkopf wird öfters von Hirten und Jägern aus dem Gsahltale erstiegen, turistisch aber dürften J. Roß und ich am 23. Juli 1923 zum erstenmal oben gewesen sein. Wir stiegen damals über die leichten gutgestuften Felsen der Südwestflanke auf und begingen im Abstieg den leichten Westgrat. Nur einmal ist eine wirkliche Kletterstelle vorzufinden, wo ein tief eingeschnittenes Felsfenster den gleichmäßig abfallenden Grat unterbricht. Am besten hält man sich auf der Südseite, die gebändert ist und schnelle Gangart gestattet.

Die zweite Ersteigung des Radelstein dürften anläßlich der ersten Gratüberschreitung vom Bruchkopf herüber K. Schreiner und ich am 21. Juni 1925 durchgeführt haben. Von beiden Gipfeln gesehen, scheint der Grat durch einen gelben Abbruch und eine scharfe Schneide sehr schwierig zu sein, ist aber nur ziemlich ausgesetzt. Der gelbe Abbruch wird über Platten auf seiner Nordseite erklettert, die folgende kurze, scharfe Schneide ist gut gangbar und führt unmittelbar auf den höchsten Punkt. Prächtig ist der Blick ins Gsahltal und auf die gegenüberliegenden Nordwände des Hochrinneks und Schweikert, die in fast 1000 Meter hohen Plattenschüssen abstürzen.

Im Abstieg benützten wir ein Stück den nach Osten ziehenden steilen Grat und bogen dann bald in die Südflanke ab, in der wir durch Rinnen und über Blockwerk zum Gsahlferner hinabkletterten.

Als nördlichster Recke im Kaunergrat, noch knapp ein Dreitausender, steht gerade nördlich des Gsahlkopfes der von allen Seiten plattig aufgebaute Turm des Tristkogels, 3058 *m*. Obwohl viel niedriger als sein südlicher Nachbar, bereitet seine Ersteigung wegen des festen Gesteins auf jedem Wege viel größeren Genuß. Er ist ein Berg wohl hundertmal schöner wie mancher Modeberg, doch kaum

bestiegen. Hin und wieder kommt eine Gruppe Einsamkeit suchender Bergsteiger und bezwingt ihn, der bis zu meiner Ersteigung im Jahre 1921 nur 8 Partien auf seinem Gipfel sah. Am 19. Juli 1906 durchkletterten Dr. H. Pfaundler, K. Polaczek und F. Fr. v. Werdt die Südwand auf neuem Wege. Da die Genannten zu jener Zeit keine Beschreibung der Fahrt aufgezeichnet hatten, konnten sie sich über mein Ersuchen im Vorjahre auch nicht mehr an Einzelheiten der Routenführung erinnern; jedenfalls war der Durchstieg, der vermutlich östlich vom Südwandwege Hechenbleikners durchgeführt wurde, sehr verwickelt. — Aus dem Tiefentalkar erstieg am 5. Juli 1921 der bekannte Alleingänger E. Strubich die 500 *m* hohe Ostwand des Berges. Er stieg in der Fallinie des Gipfels ein und erreichte durch Kamine und sehr schwierige Plattenstellen den Gipfel. — Die letzte neue Fahrt über die Rippen der Südwestseite vom Verbindungsgrate zum Gsahlkopf aus vollführten A. Pucher und ich am 2. September 1921. Den Grat hatten wir durch eine steile Eisrinne erstiegen, mußten dann, um zum Fuße der Südwestseite zu gelangen, einen mächtigen Felskopf in sehr schwieriger Kletterei überschreiten, worauf uns eine kurze scharfe Schneide zum Ansatz der westlichen gratartigen Rippe brachte. An der Kante ging es in herrlicher Kletterei zu einer kleinen Scharte empor und durch die Westwandseite der östlicheren Rippe auf den Gipfel.

Im äußeren Kaunergrat, dem Aifenspitzekamm, sind die Berge seit der Zeit, zu welcher sie Dr. Hörtnagel zwecks Zusammenstellung seiner Monographie bestiegen hat, wieder ganz einsam und verlassen. Da sie einerseits weder Vergletscherung, andererseits noch besondere Felsformen aufweisen, gibt es nur wenige naturliebende Bergsteiger, die ihnen hin und wieder einen Besuch abstatten. So kann ich nur von einem neuen Anstieg melden, der leicht auf die Vordere (Äußere) Ölgrubenspitze, 2890 *m*, führt. Am 18. September 1924 stieg R. Molinari von Gasthaus „Schön" über die Straßberger Alm, den Straßberger See zur Rechten lassend, auf den Seitenkamm empor, der vom Köpfle sich gegen das Pitztal herabzieht (P. 2254 *m*). Von diesem gelangte er in das östlich gelegene Kar, dann durch eine Rinne, die zum Nordgrat führt, und schließlich durch die Begrenzungswand der Rinne auf den Grat selbst, der ihn über lose Platten zum Gipfel brachte.

Die schituristische Erschließung dieser Berge steht noch aus. Es würde sich einmal lohnen, ähnlich wie es in den letzten Jahren im nachbarlichen Glockturm geschehen ist, diese Berge zu besuchen. Der Aufstieg zu ihnen wäre aus dem Inn- und Kaunertal zu nehmen, da sie ins Pitztal allzu steil abstürzen. Die Hohe Aifenspitze, 2786 *m*, müßte von der Pillerhöhe aus eine ideale Winterbergfahrt sein. Ebenso könnten die weitgedehnten Hänge der Falkaunser Alm trotz ihrer Steilheit und geringen Gliederung bei guten Schneeverhältnissen schöne Abfahrten bieten.

Der Kaunergrat war der Freund meiner Bergjugend, die sich dort austobte. In ungezählten Stürmertagen hat er mir auf seinen königlichen Gipfeln Rast und Ausblick ins unermeßliche All gewährt. Immer und überall, wo ich hoffe, ihn zu sehen, gilt ihm mein erster Blick und Dank, Dank auch der Königin Watzespitze, die uns einst in schweren Gewittern durch ihre wildzerrissenen Nordflanken schützend zu Tale führte. Aber auch zu ihren Füßen lagen wir gerne im weichen Berggrase unter den Zirben der Verpeilalm und sahen hinauf zu den mächtigen Riesen und ihren Vasallen, den Madatschtürmen, wenn die Nebel um sie herzogen, bald verhüllend, bald entblößend, wenn an wunderbaren Sommerabenden die scheidende Sonne mit den rotgeränderten Wolken im fernen Westen und das feierliche Glockengeläute von der nahen Alm unvergeßliche Stimmungen in uns erweckten. Mögen die Berge des Kaunergrates so einsam bleiben, wie sie es bisher waren und nur Schönheit suchende Bergsteiger ihre Schritte in die vergessenen Kare lenken, dies ist mein innigster Wunsch!

Die Hohe Veitsch und ihr Gebiet

Von Sepp Dobiasch, Veitsch

I. Allgemeines

Vorwort

Dem Hochturisten und Kletterer wird die Hohe Veitsch wenig bieten, was den Besuch lohnen würde. Der Bergwanderer, der gerne abseits der belebten Heerstraßen weilt, Einsamkeit und Stille liebt, kann vieles finden, das ihn Veitschfahrten nicht reuen läßt. Die Landschaft Obersteiermarks hat eine eigene Schönheit, die nicht so augenfällig in Erscheinung tritt wie anderswo. Die Erdformen sind hier einfach, fast verschlossen und ohne den Zug in das Große, Wilde, Alpine, den der Mann der Ebene bewundert.

Die Hohe Veitsch bildet gerade den Übergang in das eigentlich alpine Gebirge. Über ihre Hochflächen, die im Sommer als Weide dienen, führt eine alpine Wanderstraße von den Voralpen über Schneeberg, Rax, Schneealpe zum Hochschwab, wo das Felsengebirge beginnt und seinen kühnsten Ausdruck in den ragenden und wilden Felsengipfeln und Riesenmauern des Gesäuses findet. Der Berg wird von den Veitschern kurz als „Alm" bezeichnet und eine große Alm mit ihrer Schönheit und Poesie ist er auch, wenigstens im Sommer; im Winter wird er Hochgebirge mit all der Kraft und Größe, die im Hochgebirge verkörpert ist.

Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, eine umfassende und genaue Beschreibung des Berges und seines Gebietes zu geben, es werden auch nicht alle Wege angeführt; ein wenig Erd-, Tier- und Pflanzenkunde, Menschengeschichte und -art, Naturstimmungen und kleine belauschte Tierszenen sollen dazu dienen, das Bild einer Landschaft zu formen, die einer Sinfonie ähnlich, aus vielen Tönen und Harmonien besteht, von denen jeder einzelne Abschnitt aus dem Zusammenhang gelöst, wenig sagt oder nichts, im Zusammenklang alles. — Was man so gemeinhin Landschaft nennt, ist eine lebendige Vielheit; Erde in ihrer Urform, Erde vom Menschen bearbeitet, Leben und Sterben der Geschlechter auf diesem Erdenfleck, Tiere und Pflanzen auf ihr, Sonne, Winde und Wolken über ihr, und zuletzt und zutiefst der lebendige Sinn des Schauenden, der in sich alle Linien, alle Farben, alle Klänge vereint zur Sinfonie Heimat, dadurch, daß er sein eigenes Leben und Fühlen einordnet in den größeren Kreis.

Geographische Lage

Die Hohe Veitsch gehört den Nördlichen Kalkalpen an und bildet, wie schon erwähnt, das Verbindungsglied zwischen Hochschwab und Schneealpe—Rax. Drei Bahnlinien führen an ihr Gebiet heran: die Hauptstrecke der Südbahn Wien—Graz mit der Zweiglinie nach Neuberg, die elektrische niederösterreichische Landesbahn Wien—Mariazell und die steirische Landesbahn Kapfenberg—Au-Seewiesen. Der kürzeste Zugang ist von der Station Mitterdorf-Veitsch, der weiteste von Mariazell, der jedoch durch einsames Waldland führt, durchs berühmte, ehemals kaiserliche Mürzsteger Jagdrevier, dem auch die Nordseite und die Hochflächen der Hohen Veitsch angehörten.

Die Grenzen des Gebietes könnte man ungefähr so annehmen: südlich das Mürztal von Mürzzuschlag bis Kapfenberg; westlich das Aflenzer Tal bis Turnau, der Seegraben bis Au-Seewiesen; nördlich die Straße von Seewiesen über den Seeberg nach Wegscheid-Aschbach, über den Sattel von Niederalpl nach Dobrein und Mürzsteg; östlich das Mürztal von Mürzsteg bis Mürzzuschlag.

Alles Nähere, Wege und Namen, Höhen und Zeiten wolle Karten und Führern entnommen werden. Schwierigkeiten gibt es keine in dem Gebiete und auch keine Gefahren, ausgenommen im Winter, bei Schlechtwetter, die Hochflächen der Veitsch und einzelne Lawinenhänge.

Erdgeschichtliches[1])

Die Hohe Veitsch stellt eine Ablagerung des Mesozoikums, und zwar der tiefsten Stufe desselben, der Trias, dar. Der jetzige Gipfel war einst Meeresschlamm, wovon uns verschiedene gefundene Versteinerungen Kunde geben. Das Fundament des aus Kalk und Dolomit aufgebauten Gebirgsstockes bildet die älteste Stufe der Triasformation, die sog. Werfener Schichten. Diese auf der Grauwackenzone aufliegenden Werfener Schichten bestehen im Veitschgebiet zuunterst aus fleischroten oder grünen quarzitischen Konglomeraten. (Sichtbar gleich beim Aufstieg vom Radwirt im Hohlweg vor der Schalleralm.) Auf diese folgt ein graugrüner oder violetter, glimmerreicher Schiefer, welcher von einem mergligen Kalkschiefer überlagert wird (zu sehen unterhalb der Schalleralm; unterhalb des „Nikolo" in der „Schlupfe" am Rotfohl-Weg).

Die Hohe Veitsch stellt einen Teil des mächtigen, von Korallen gebauten Barriere-Riffes dar, das sich vom Hochkönig bis zum Schneeberg erstreckt. (Am Weg von den Falbersbachalmen auf die Tonion, bei der Paulaquelle, sind die Korallenversteinerungen deutlich sichtbar.)

Geologisch bemerkenswert ist besonders die Zone von Mitterdorf im Mürztale über Veitsch zur Hochveitsch (kürzester Anstieg). Beim Durchwandern dieser verhältnismäßig kleinen Strecke trifft man Gesteine von nicht weniger als drei verschiedenen Zeitaltern der Erdgeschichte. Von Mitterdorf bis Dorf Veitsch weilt der Wanderer noch in den Zentralalpen, welche aus Gesteinen der Urzeit bestehen. Hier findet sich durchgehend Gneis, der gegen das Mürztal zu in Granit übergeht, und nur einmal von einem geringmächtigen nach Norden einfallenden mesozoischen Kalk unterbrochen wird (Mehlstüberl). Auf dem Wege von Dorf Veitsch nach Großveitsch gelangt man in die Grauwackenzone, welche aus Gesteinen des Altertums bestehend, die erwähnte Unterlage der nördlichen Kalkzone bildet. Die Grauwackenzone gliedert sich in die sogenannte Karbonzone, in welcher das größte bis jetzt bekannte Magnesitlager eingebettet liegt. Den Weltruf des Magnesits schufen die Veitscher Werke, die man als Wiege einer heute weit verbreiteten jungen Industrie bezeichnen kann. Nach Norden anschließend bildet der Porphyroidschiefer die Unterlagen eines paläozoischen Gesteinszuges, der sich durch das Auftreten zahlreicher Erzlagerstätten auszeichnet. Diese zahlreichen Erzvorkommen in dieser Zone waren die Grundlage einer ehemals blühenden Kleinindustrie. Die Bergbaue lieferten besonders Spateisenstein, Mangan, Kupfer und Graphit. Die Kleinindustrie erlag hier, wie in ganz Steiermark, den schwierigen Bringungsverhältnissen, der teuren Holzkohlenfeuerung und schließlich dem Wettbewerb der Großindustrie (Eisenerz).

Sollte der geplante Bahnbau Mitterdorf—Veitsch—Mariazell einmal Wirklichkeit werden, dann könnte es wohl sein, daß aus den waldüberwucherten und begrünten Trümmern einstiger Werke neues Leben aufsteht und manche Schätze gehoben werden, die heute noch unerschlossen in den Tiefen ruhen.

[1]) Von Bergingenieur Zeno Rohr, Veitsch.

Pflanzenwelt[1])

Auf den Wanderungen im Veitscher Gebiet fällt dem Beobachter sofort jene Verschiedenheit der Vegetation auf, die durch die Gesteinsarten bedingt ist. Schon am Pflanzenwuchse erkennt man, wo Urgestein oder Kalk den Untergrund bildet. Das Kalkgebirge verrät sich durch seine reichere Flora.

Prächtig ist das Blumenkleid der Hohen Veitsch selbst und überrascht den Kenner durch die Vielheit seiner Formen. Duftende Kohlröserln leuchten wie Rubine und Granaten aus dem Rasen der Abhänge von Schalleralm und Brunnalm und in den Mulden der Hochfläche. Vereinzelt grüßen die weißen Sterne des Edelweiß aus den Wänden; die blaue Kugelblume, die liebliche Silberwurz führen den Kampf ums Dasein mit Zwergerle und Zwergbirke. Almrausch und Alpenazaleen hausen in besonders farbenprächtigen Stücken im Gebüsch der Legföhren (Latschen oder Zerben genannt), die ganze Lehnen bedecken und den Gemsen Unterschlupf bieten. Auf der Hochebene und im Gemäuer wächst die goldgelbe Aurikel (Petergstamm, Gamsreigerln), während die Mehltauprimel und die blaßrote Primel mehr ebenen Boden lieben. Alpen- und Zinkveilchen siedeln sich gerne in der Nähe der Schneemulden an; verschiedene Arten der Knabenkräuter verbreiten herrliche Düfte, die bald an Vanille, bald an Zitronen erinnern. Man trifft Enziane aller Arten an, den stengellosen, großblumigen, blauen und gesprenkelten in der Nähe der Waldungen. Auf der Hochebene gedeihen auch Wohlverleih (Arnika), verschiedene Sternblumenarten; die großblütige Alpenschafgarbe, der weiße Speik werden zur Bereitung von „Alpenbitter" gesammelt. Auf den Schotterhalden blüht der zarte weiße Mohn, die Trotzdelblume, auch Schwalbenwurz (Soldanelle) genannt, sucht mehr die schattigen Waldungen auf; zierliche Rasennelken (stengelloses Leimkraut) überziehen weite Strecken mit ihren blaßroten Polstern.

Steigt man im Herbste in eine der schneeerfüllten Mulden der Hochfläche hinab, so sieht man nicht selten die Blütenkinder aller Jahreszeiten versammelt und erlebt ein Blumenmärchen, wie solche nur die hohen Berge erzählen.

Die Hohe Veitsch hat noch die Schönheit eines unverwüsteten Gebietes, in dem nicht Menschen wie Räuber hausten, die alles Lebendige mit Stumpf und Stiel ausrotten. Für den Pflanzenfreund ist sie sicher ein Garten, der manche Überraschungen birgt. Wer die Hochlandsblumen mit ihren tiefen, leuchtenden Himmelsfarben einmal richtig geschaut hat, der vergißt sie nimmer, denn sie sind Kinder der Heimatserde gleich ihm, sie sind ihr lieblichster Schmuck und ihr zartestes Träumen.

Tierwelt[1])

Das Veitscher und das Stübminger Tal ist eine Durchzugstraße für die Zugvögel, welche über die Rotsohl ins Mariazeller Gebiet, nach Niederösterreich und noch weiter nordwärts ziehen. Allerdings hängt der Durchzug von der Witterung ab. Liegen zur Durchzugszeit (die fast kalendermäßig feststeht) schwere Nebel und Gewölk im Tale, so bleiben die Flüge aus, oder werden möglicherweise nicht wahrgenommen.

So hat der Lindbichler Karl beobachtet, daß z. B. der Kuckuck in der Zeit vom 12.—15. April hier eintrifft. Der Lindbichler Karl glaubt fest: 1. Daß der Kuckuck im Herbst ein Geier wird (Ähnlichkeit im Gefieder und im Flug mit dem Sperber). 2. Wenn man beim ersten Kuckucksruf den Geldbeutel angreift, hat man im nächsten Jahr doppelt so viel. Der Lindbichler Karl wollte die Früchte seiner Beobachtung auch genießen. Er lieh sich am 11. April 200 Schilling aus. Und, richtig hörte er am 12. April den Kuckuck zum erstenmal schreien, griff flugs das Geld an, und siehe da, nächstes Jahr war's wirklich verdoppelt, denn er hatte 400 Schilling — Schulden.

[1]) Unterlagen von Direktor Alois Lux, Veitsch.

Die leidenschaftlich geliebte Jagd auf den balzenden Auerhahn und Schildhahn, die in den Wäldern des Veitschgebietes häufig vorkommen, hat ihren Hauptreiz in der Beobachtung der erwachenden Natur.

Noch liegen Nachwinter und Frühjahr im Kampfe und oft „friert dem Hahn der Schnabel zu". Kurz nach Mitternacht wird aufgebrochen, denn der Jäger muß noch vor Beginn der Dämmerung am Platze sein. Wasser und Wald rauschen geheimnisvoll. Im Laube hört er das Krabbeln der Kleintiere — Maus, Igel; ein leiser wiederholter Pfiff verrät den Aufenthalt eines „Schlüsselpfeifers" (Zwergeule), der „Totenvogel" (Waldkauz) meldet sich und in einem hohlen Baume ertönt das dumpfe Buhu des Uhus. Die Stimmen im Walde mehren sich. Sobald es im Osten lichtet, schnattert der Brandvogel (Rotschwanz) sein Lied und weckt die verschlafenen Sänger. In den Baumwipfeln jubiliert ununterbrochen die Ringamsel, Drosseln und Amseln pfeifen ihr Liedchen im Gebüsch und die Berglerche steigt trillernd, eine Singrakete, in die Lüfte; Bussarde, Sperber, Habichte streichen und schweben durch die Luft. Der Jäger ist in die Nähe des Balzplatzes gekommen und hört den Hahn „singen". Während seiner „G'setzeln" wird er angesprungen. Endlich entdeckt er ihn auf einer hohen Lärche. Er wartet bis es „schußlicht" wird. Während der Hahn sich spreizt und im Liebeswahn blind und taub ist, ereilt ihn die Kugel. — Nach dem Schusse verstummen die Sänger, die Hennen flüchten nach allen Richtungen, Krähen und Häher schlagen Lärm. Bald darauf beginnt das Waldkonzert von neuem.

Manche Vulgärnamen (Wolfbauer usw.) deuten darauf hin, daß Wölfe im Veitschgebiet heimisch waren und bis in die jüngste Zeit wiederholten sich Besuche dieses unliebsamen Gastes. Besonders heftig trieb ein starker Wolf (Bauernschreck) in den Jahren 1920/21 sein Unwesen, trotzte lange allen Nachstellungen und richtete im Vieh- und Wildbestand großen Schaden an. Besonders in den Gegenden der Rotsohl, Schalleralm und Turnaueralmen hauste er in echter Räuberart und die Sennerinnen wagten es gar nicht mehr allein auszugehen, besonders abends.

Eine Sennerin der Turnaueralmen mußte eines Tages unbedingt ins Tal, neue Vorräte holen. Sie fand keinen Begleiter und alles Abreden vom Alleingehen half nichts. „I fürcht mi nit," erklärte sie, „i hab' eine gute Waffe bei mir." Neugierig fragten die andern, was es sei, und sie wies eine Kerze vor. Alle lachten. „Eine Kerze? Willst den Wolf mit der Kerz'n erschieß'n?" „Der Wolf fürcht sich vor Licht und Feuer," erklärte sie stolz, „da geht er mi nit an, wenn i in der Finsternis hoam kimm."

Sie kam in der Nacht wieder zurück, ohne vom Wolf etwas bemerkt zu haben, und als sie ihre Sachen auspackte, sah sie zu ihrem größten Schrecken, daß sie ihre Kerze unten vergessen hatte.

Die Hohe Veitsch gehörte einst zu den reichsten Gemsenrevieren Europas. Der Krieg hat auch hier den Wildstand gewaltig gelichtet, immerhin kann man auch heute noch genug Tiere sehen. Im Sommer halten sie sich meist auf den latschenbedeckten Nordhängen auf, im Winter auf der Südseite.

Im Frühsommer, wenn noch steile Schneebänge auf der Hochfläche sind, kann man nicht selten beobachten, wie die Muttertiere ihren Jungen das alpine Abfahren lehren. Sie stemmen die Vorderläufe ein, setzen sich rückwärts nieder und rutschen behend hinab. Unermüdlich geht es hinauf—hinab, bis die Jungen begriffen haben. Ebenso lehren sie Steigen und Springen im Fels und ein dummes Junge muß oft einen Sprung zehnmal wiederholen, bis er geht. — Ja, auch die Gemsen müssen eine Kinderstube und Schule mitmachen und allerhand lernen, das sie im harten Leben notwendig brauchen.

Ein Gemsensprung in einem anderen Spiel verdient sicherlich erzählt zu werden.

Während einer großen kaiserlichen Treibjagd, gelegentlich der Anwesenheit des russischen Zaren wurde ein besonders schöner und starker Bock in den Felsen der

„Burg" so eingekreist, daß er keinen Ausweg mehr finden konnte. Da tat er einen wahren Todessprung über eine mehrere Meter breite Kluft, die drüben noch höher war, verfing sich mit den Krickeln in Latschen, durchbrach die Treiberkette und gewann sich Freiheit und Leben.

Ein anderer starker Bock hatte zur Brunftzeit seinen Gegner zur Strecke gebracht, der reglos liegen blieb. Der Bock verließ ihn, kletterte auf einen Felsen unweit der Stelle und blickte auf den Besiegten herab. Dieser rührte sich noch einmal; da sprang der Sieger schnell herab, machte dem Todwunden vollends den Garaus und trollte sich dann langsam.

In ausgemorschten Zäunen und Bäumen haust die einzeln lebende Raubhummel, die aus grünen Blattausschnitten Düten für ihre Brut dreht.

An dem Anwurfe der Mauern richtet die einzeln lebende Mauerbiene ihre Brutstätte ein.

An trockenen Stellen unter überhängenden Wurzeln oder Steinen sieht man hie und da kleine Trichter. Auf ihrem Grunde lauert der Ameisenlöwe. Nähert sich ein Kerbtier dem Rande, so bombardiert er es solange mit Sand und Staub, bis es in den Abgrund stürzt und seine Beute wird.

Auch die Wolfsspinne, die ihr Netz am Erdboden aufrichtet, lauert raubgierig in dem Loche. Vergeht der Tau, so kommt wohl das kleine Spinnenmännchen zur großen Spinnenfrau und wird nach der Begattung aus lauter Liebe aufgefressen. Und die gleiche Spinnenmutter eilt sorgsam mit ihren in ein Gewebe eingeschlossenen Eiern, oft mit der jungen Brut, in die wärmende Sonne.

Die Tierwelt des Gebietes ist mannigfaltig und es würde ein Buch füllen, alle vorkommenden Arten anzuführen und in kleinen Zügen von ihrem Leben und Treiben Kunde zu geben. Der liebevolle Beobachter kann tagtäglich und zu jeder Jahreszeit im Buche der Natur lesen und wird immer und allezeit lebendige Anregung in Hülle und Fülle finden. Sicherlich, die Tiere, die er hier sieht, kommen überall in den Alpen vor, aber wo er sie sieht, in welcher Umgebung, zu welcher Zeit und in welch eigener Verfassung, das ist das Wesentliche. Dieses Tier und sein Spiel an diesem Tage bemerkt vielleicht nur er und gerade kleine, unscheinbare Erlebnisse mit Tieren bleiben oft hartnäckiger im Bewußtsein als manches große, menschliche Geschehen. Man darf nicht vergessen, daß ein Großteil unseres Wissens von Tieren nur in bloßer Namenkenntnis besteht und daß wir lernen sollen, im Tier ein Wesen zu schauen, das nach eigenen Gesetzen in eigener Welt lebt und doch wiederum nur ein Teil ist, der untrennbar und unlösbar zum lebendigen Bild der Landschaft gehört. Die weiße Schneedecke im winterlichen Hochwald erzählt mit ihren Fährten und Spuren dem kundigen Leser oft weit spannendere und lebendigere Romane, Tragödien und Idyllen als Dichter schreiben und die unzähligen Laute und Stimmen, die aus den Wäldern, Wiesen, Büschen, aus den Latschenfeldern und Mulden des Hochlandes dringen, sind vereint ein lebendiger Klang, der in der Sinfonie Heimat nicht fehlen darf, wenn sie es sein soll.

Besiedlung[1])

Die ältesten Ansiedler, von denen noch blasse Spuren vorhanden sind, waren die Taurisker, deren Tapferkeit, Geschicklichkeit in Ackerbau und Viehzucht von den Römern gerühmt wurde. Das von den Tauriskern gelieferte Eisen ward hochgeschätzt. Namen wie Alpl (Bergwiese), Taurisgraben, Tonion usw. erinnern noch an dieses Volk. In den Wäldern um Gollrad finden sich noch Eisenschlacken und bauliche Überreste, die auf ihren Eisenbau hinweisen.

[1]) Unterlagen von Direktor Alois Lur, Veitsch.

Durch die Römer wurden dann die Pojer in die Gegend gedrängt, was manche Hausnamen bezeugen: Pojer, Payer usw. Lange Zeit waren dann Slawen seßhaft, und auch da geben Orts- und Eigennamen Aufschluß — Pretal, Tullnbacher, Göriach, Döllach, Debrein usw. Auf dem Wege von Aschbach nach Wegscheid in der Nähe der Einmündung des Lieglergrabenbaches in den Aschbach steht am linken Ufer des Aschbaches ein völlig kreisrunder Hügel, „Schneiderkogel" genannt, der im oberen Drittel deutlich eine Abstufung zeigt. Er ist sicher künstlich aufgeführt und vielleicht eine alte Wallburg avarischer Herkunft. Karl der Große besiedelte dann die Gegend mit Deutschen. Aus dieser Zeit rühren Hausnamen, wie Heßl, Baier, Thüringer usw. her. Das Gebiet bis zur Hohen Veitsch nannte man Mürzgau, jenes nördlich des Berges bis zum Erlaffee, also die heutige Mariazeller Gegend, Waldmark. Lange Zeit beherrschten die Gaugrafen von Mürztal das Gebiet, später die Landesgrafen von Steier. Reich begütert war das Stift St. Lambrecht, das die Gegend kultivierte und besonders den Erzbau in Blüte brachte. Sein Besitz ist heute noch umfangreich.

1448—1649, fast 200 Jahre, ruhte die Seelsorge von Veitsch in den Händen fanatischer Dominikaner. Daraus ist zu schließen, daß der Protestantismus auch hier feste Wurzeln gefaßt hatte. Die Protestanten wurden zur Zeit der Gegenreformation nach ihrer gewaltsamen Bekehrung gezwungen, nach Mariazell zu pilgern und von dort den Nachweis der verrichteten Beichte zu bringen. Tausende von Pilgern wanderten durchs Veitscher Tal über die Rotsohl nach Mariazell; zweifellos war Veitsch eine wichtige Kontrollstation für die Gegenreformation. Gar mancher Zwangskatholik wird von Mariazell aus die im Ötschergraben unentdeckt gebliebene protestantische Kirche im Hagen aufgesucht und sich dort über sein Geschick getröstet haben.

Bis in die Neuzeit hinein war das Gebiet der Sitz einer blühenden Eisenindustrie. Besonders Gußwerk bei Mariazell hatte Weltruf wegen der Güte seiner Erzeugnisse. Berühmt waren die Kunst- und Kanonengießereien; Gußwerker Kanonen wurden nach Bayern, Preußen und sogar nach England geliefert. Für die alte Zeit und ihr Interesse an guter Arbeit zeuge ein sonst unbedeutender Vorfall.

Mitte der achtziger Jahre wurde als Grabmal ein betender Bergknappe in Lebensgröße bestellt. Das betreffende Modell war aber beschädigt, es fehlten bei den gefalteten Händen die Zeigefinger und Daumen. Die Modelltischler besserten den Schaden aus, jedoch die Former beanstandeten den wiederhergestellten Knappen schwer, weil er „verkehrt" betete. Er hatte den linken Daumen über dem rechten gefaltet. Darob heftiger Streit der Formerei mit der Modelltischlerei und Umarbeit.

Bergbaue und Eisenwerke erlagen der neuen Zeit. Das Fuhrwerk mußte dem Eisenroß weichen, das Holz der Kohle, der Eisenhammer dem Stahlwerk. Doch die Bauern bebauen wie vor Jahrhunderten die Erde und überdauern den Wandel der Zeiten, weil sie lebendig mit der Erde verwachsen sind und das, was sie zum Leben brauchen, fast zur Gänze selber erzeugen. Ihre Arbeit und ihre Bauten gehören zur Landschaft wie Baum und Stein und in ihren oft uralten Bräuchen wurde älteste Vergangenheit hinübergerettet in die neue Zeit. Ein alter Brauch, ein Osterbrauch, sei erzählt, der in der Gegend noch geübt wird und sicher in graue Heidenzeit zurückführt.

Am Ostersonntag morgens um 4 Uhr wird bei manchen Bauern nach altem Brauch eine Betstunde abgehalten. Vor ihrem Beginn stellt der Hausvater (Bauer) einen Teller mit Rauchfleisch, Brot und Kren ins Freie, auf den Gartenzaun oder sonst einen erhöhten Platz. Nach Beendigung des Rosenkranzgebetes holt er es wieder herein, richtet es tischgerecht her, und nach der Suppe bekommt jeder seinen Teil von diesem „taugeweihten" Fleisch. Anderes Fleisch wird dann vormittag in die Kirche zur Weihe getragen. Lächelnd sagt der alte Bauer: „Vormittag weiht der Pfarrer, in der Früh der Herrgott selber." Und die Urgroßmutter fügt geheimnisvoll hinzu:

daß jenes vom Herrgott geweihte Fleisch ein vom Teufel besessenes Weib nicht essen dürfe, das kirchlich geweihte wohl.

Im Veitschtal unterscheidet man deutlich Talsiedlungen und Höhensiedlungen, letztere fallen so ziemlich in die Gesteinsgrenzen. Als Grenzbaum der Talsiedlung dient fast ausschließlich die Esche, während bei den Höhensiedlungen der Ahorn vorherrscht, oft auch die Linde. Die Esche wurde von den Slawen, der Ahorn von den Kelten, die Linde von den Germanen bevorzugt. Die Esche liebt feuchten Boden, der Ahorn trockenen, was auch eine natürliche Erklärung zuläßt.

Es gibt einige Bauernhöfe, die über 1000 *m* hoch liegen: der Hochreiter (Hochreuter!) 1070, etwas über 1000 *m* einige Sommer-Bauern: Mirlbauer, Joglbauer, gegen 1000 *m*: der Oberschein im Pretal, der Veitschegger im Klein Veitschtal; mithin liegt die Siedlungsgrenze ziemlich hoch.

Über Bauart, Einrichtung und Lage der steirischen Bauernhöfe wurde schon soviel geschrieben, daß hier nichts wiederholt werden soll. Anders ist es mit einem Beitrag zum Problem des Bauernschwundes, der eine schwere Gefahr für das ganze Volk bedeutet und höchste Aufmerksamkeit verdient.

Die Lebensgrundlagen des steirischen Bergbauern sind Wald und Vieh. Mit den Wäldern wird Raubbau getrieben und die Almgründe verwildern; dann schwinden Vieh, Wohlstand und Bauern. Bis in die sechziger Jahre herrschten im Veitschgebiet gemischte Waldbestände vor: Fichten, Tannen, Lärchen, Föhren und in größeren Mengen die „Mütter des Waldes", die Buchen; Ahorne, Holzapfel und Holzbirnen, an feuchten Stellen Eschen und Espen. Die „Forstkultur" veränderte das Bild. Heute haben die Fichten die übrigen Bäume gefressen und nicht zum Vorteil des Bodens. Der schlagbare Wald wurde oft in riesigen Kahlschlägen niedergelegt. Die Folge sind starke Windströmungen, die früher nicht vorkamen, Windbrüche, vermehrte Hochwassergefahr und Temperaturschwankungen, die sich erst in langen Zeiträumen ausgleichen werden. Die Aufforstungen können nicht folgen und Verkarstung des Gebietes droht, wenn es so weitergeht.

Viele Alpberechtigte, deren Besitz von größeren Jagdrevieren umgeben war, wurden der ewigen Plackereien (Grenzüberschreitung durch das Vieh, Streit um die Erhaltung der Zäune, Wildschaden usw.) müde und verkauften ihr Almrecht an die Jagdbesitzer. Dadurch wurde für die Mitberechtigten die Last vergrößert und auch sie zum Verkaufe gezwungen; so gingen viele Alpwirtschaften ein und die Jagd trat an ihre Stelle. Auf den aufgelassenen Almen erstickte das überwuchernde saure Gras, der sogenannte Pürstling, allfällige Aufforstungen. Das Wild, das nur zarte Gräser liebt, blieb den Alpen fern und suchte Mähwiesen und Äcker der Bergbauern mehr denn je auf; eine Quelle neuen Streites. Verminderter Viehstand durch Entgang der Alpenweiden, dadurch verringerte Düngermenge engten den Lebenskreis des Bergbauern ein, so daß er schließlich verkaufte[1]).

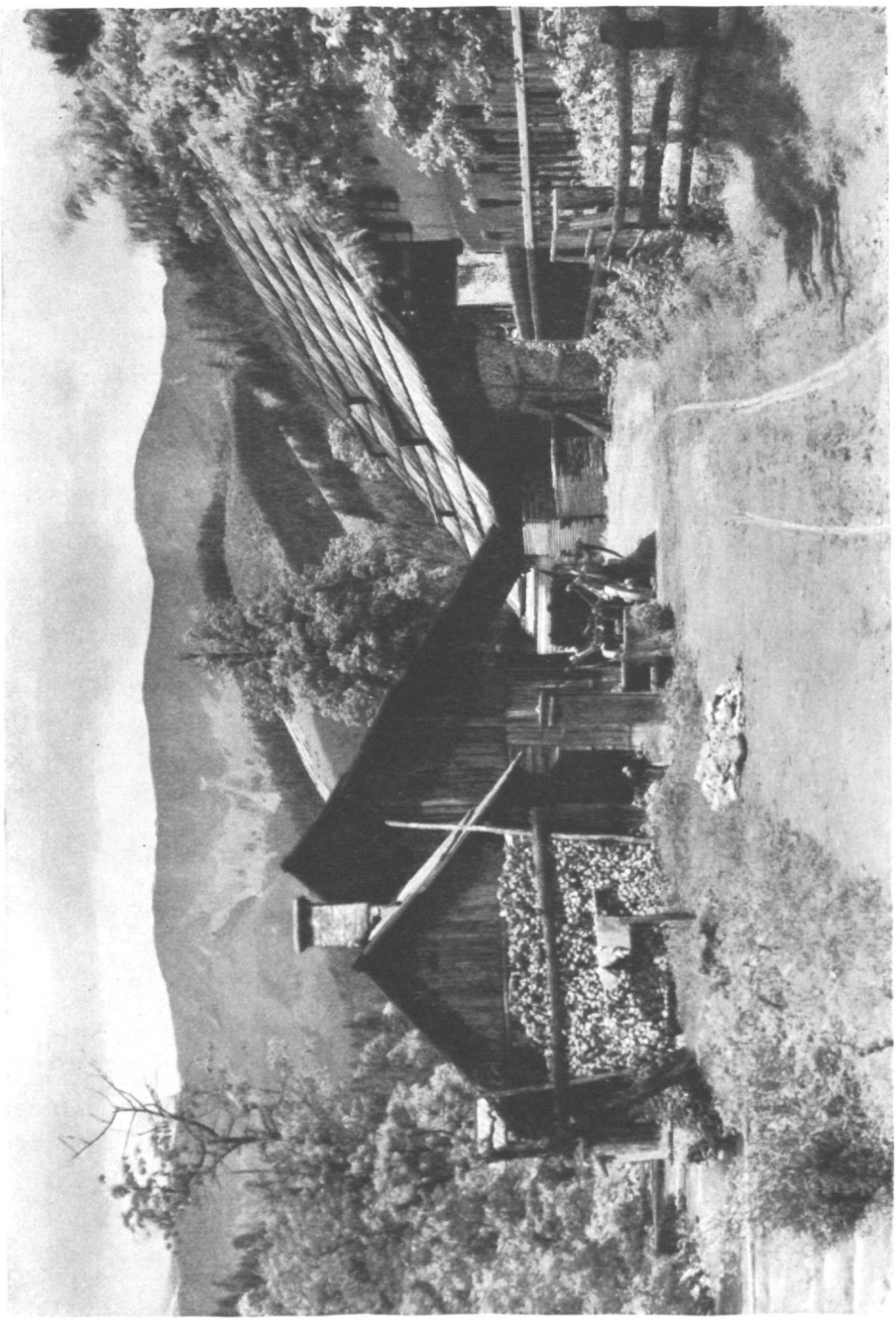
So zeichnen menschliche Leidenschaften, menschlicher Daseinskampf und menschliche Schicksale ihre Züge in das Antlitz der Landschaft und auch hier wird ein kundiges Auge in einem Buche lesen, aus dessen Seiten das Leben selber spricht.

II. Die Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten

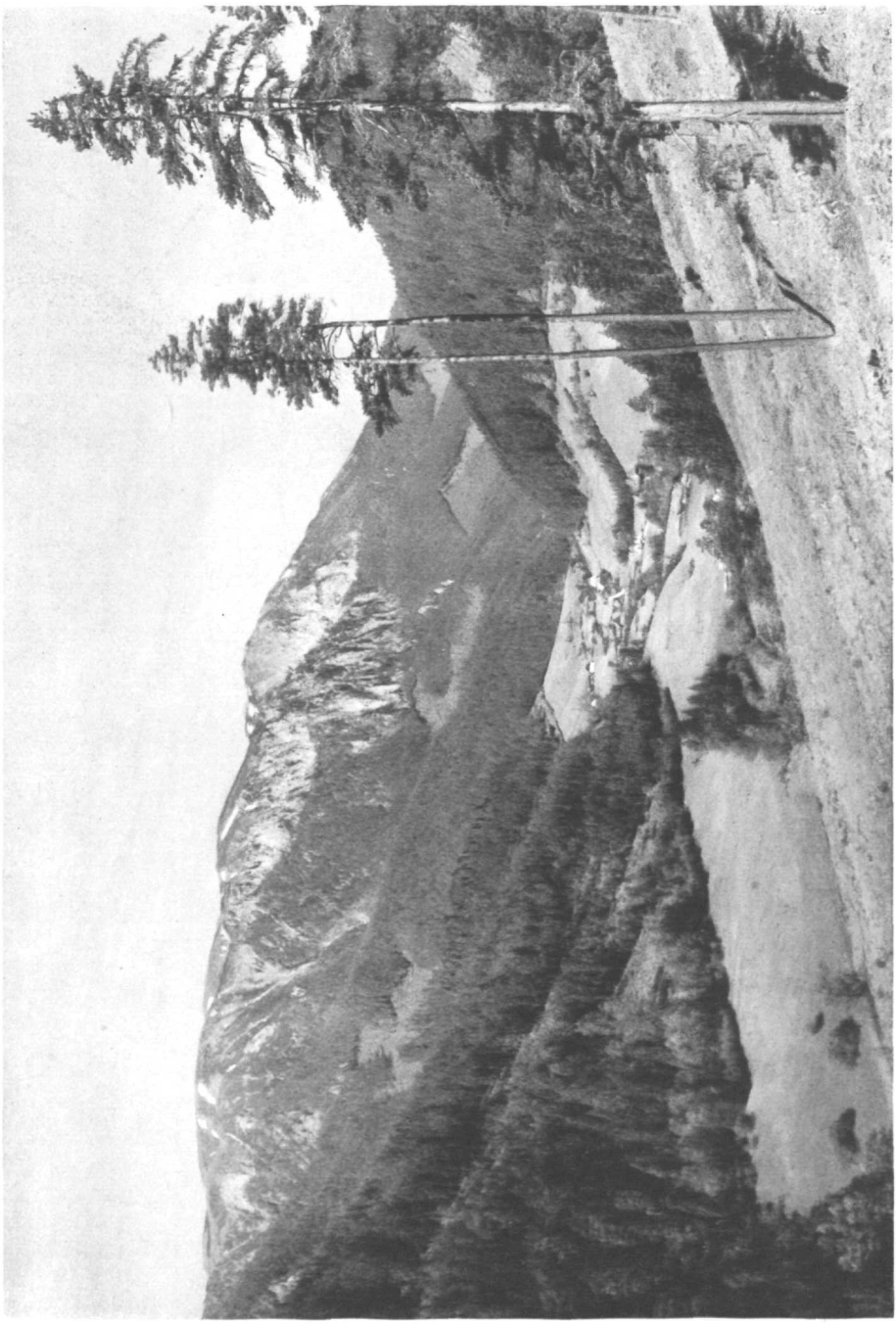
Frühling

Sonntagsbummel. In der Nähe meiner Wohnung in Dorf Veitsch ist ein kleiner Teich; dort begann eine Frühlingswanderung auf die Hohe Veitsch. Die

[1]) Nach 1848 gab es in Veitsch 104 Höfe mit über 40—80 *ha* Grund, Wiesen und Wald; 1870 noch 60; heute nur mehr 44.



Die Veitſch vom großen Veitſchtal



Die Hohe Veitsch vom Mürzsteig

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

Algen und Wassergewächse, die sich in reichlicher Menge an die Ufer legten, waren von den dunklen Laichschnüren der Krötenbrut massenhaft durchwunden. Der Bergwind spielte in kleinen Wellen und die Sonne glänzte im Spiegel des Wassers. Eine Unzahl von großen dicken Krötenweibchen hockte unbeweglich im grünen Gewächs, auf ihrem Rücken die kleineren Männchen, alle wendeten Augen und Köpfe der Sonne zu. Dann und wann ruderte ein einsames Männchen heran und suchte ...

Vom breiten, behäbigen Berge zur Rechten, er heißt „Sommer", wallte das neugeschmückte Waldkleid recht prächtig herunter; junge Birken leuchteten. Über dem „Hochreiter" zur Linken war der Himmel festlich blau und das Dorf Veitsch mit seinem gotischen Kirchlein lag recht munter unter Grün und Blüten. Geradeaus flog der Blick vom „Ölberg", einem schön geformten Hügel, weiter zu den rotbraun leuchtenden Magnesitfelsen des „Bruches" und ein wenig links schweifend zur „Langeben". Die Dorfglocken läuteten zum Kirchgang und es war auch für mich Zeit, in die Kirche zu gehen.

Durch die Industriezone des Magnesitwerkes in Großveitsch ging es besonders eilig und als die rauchenden Schlote verschwunden waren, umfing mich erst das grüne Bergland mit Friede und Sonne.

Vor dem Schallerhohlweg an einer sumpfigen Stelle stand eine große Lache, da wimmelte es von Kaulquappen und Wassertieren. Ich betrachtete lange kopfschüttelnd die schwarzen Gesellen, ihr eiliges Hin- und Herschießen; in ein paar Tagen wird es trocken sein, was macht ihr dann?

Und oben auf dem Serpentinenweg über die Schallerleiten, du lieber Gott! Der erste Bergmolch, den ich sah, machte mir nichts, aber der zweite, dritte, zehnte, zwanzigste! Richtig! In der Nacht war warmer Regen gefallen und noch jetzt hingen weiße Nebel über die Veitschhochfläche herab. Und es waren lauter Pärchen und es war ein einziges Liebesspiel! Die schwarzen Tierlein richteten sich auf, umarmten sich, kugelten übereinander. Alle Bewegungen waren träge und schwer. Mein Zusehen störte sie nicht im geringsten. Hie und da traf ich einen einzelnen „Almschuster" und der hatte es eiliger, er suchte ein Weibchen.

Ganz bei den obersten Serpentinen bemerkte ich ein Schneehuhn. Es ließ einen Flügel niederschleifen und torkelte schwerfällig vor mir her, als ob es lahm wäre. Ich mußte lächeln. Richtig! Husch! Husch! Ein paar kleine, runde, mollige Dingelchen liefen schnell rechts vom Wege in deckende Latschen, ihre Jungen. Ich ging rascher, die Alte immer in gleicher Entfernung vor mir her. Dann schwang sie sich plötzlich auf, flog über die Felsen der Hundsschupfen und verschwand in der Tiefe. Ich verbarg mich unter Latschen und wartete. Nach geraumer Weile erst kam sie tief unten wieder herauf und näherte sich in weitem Bogen den versteckten Jungen.

Beim „Vater Lammer, dem Radwirt" im Meranschutzhaus des Ö. T. K., hielt ich kurze Rast. Die Nebel wurden lichter; es mußte auch schön werden, denn die Almschuster waren eigentlich bergab gegangen, nicht bergauf, unten im Wald hatte ein Specht getrommelt, nicht geschrien.

Wildkamm und Burg. Lieber als in der Hütte lag ich in der „Burg" und noch lieber als auf dem Gipfel der Veitsch stand ich auf dem Wildkamm, um Himmel, Bergland und Bergtiere zu sehen. Der Wildkamm ist leicht zu finden, man sieht ihn gleich vom Gipfelweg und die Burg verrate ich nicht, wer sie suchen will, entdeckt sie schon.

Unter dem Wildkamm führt ein markierter Weg nach Niederalpel hinunter, der Grat oben ist auch markiert, allerdings nicht in Farbe, sondern mit einer Unmenge bräunlicher Kugeln, die die Gemsen hinterrücks fallen lassen; Verzeihung, es heißt „Losung". Und die obere Wegzeichnung besagt schon: für Touristen verboten.

Unter den Latschen des Wildkammes war ich etwas geschützt vor dem Hochschwab-

wind; die Hochfläche trug noch größere Schneefelder, wenn auch das Grün siegreich vordrang. Von meinem Sitz aus hörte ich so recht das Frühlingslied der Berge und sah die Landschaft verjüngt in Frühlingssonne. Gerade gegenüber reckte der Hochschwab sein breites Felsenhaupt in den Himmel, die Südwand glänzte noch schneedurchwirkt, auch in der Dullwitz waren nur die Seitenwände frei vom Winter. Zellerstaritzen, Tonion, Ötscher, Hügel und Berge, was bedeuten Namen! Gleich unter mir zogen Gemsen durchs Geschütt, Gemsen äsen unter Latschen und viele Muttertiere mit Jungen waren dabei. Frühling!

In der Burg lag ich in lauter Petergstamm und sein Duft machte froh. Seine goldgelben Dolden schwankten im Wind, wenn ich dazwischen in die tiefblauen Kelche des Enzians sah, war mir's als schaute ich in stille Bergaugen. Wenn ich mich ein wenig vorbeugte, konnte ich nahe unter den Felsen wieder Gemsen sehen und stundenlang ihr Spiel, ihr Äsen und zuletzt die jagende pfeilschnelle Flucht beobachten. Frühling war dann überall, er begann oben am Himmel, lief mit hurtigen Füßen über die Erde; er war in den Bewegungen der Tiere, im Licht, im Klingen des Windes, im Schnee, im Fels, in mir.

Brunnalm. Die Brunnalm ist schön, sagen die Leute der Gegend, und wirklich, sie ist es auch, besonders im Frühling. Die Ruinen der alten Knappenhäuser, zerfallene Hütten und halb eingestürzte Stollen des ehemaligen Bergbaues stören nicht, denn sie sind so vom Grün umsponnen, daß man nur den Sieg ewig junger Erde über altes Menschenwerk sieht und das macht niemals traurig. Dafür rauscht aus einem alten Stollenloch ein ganzer Bach heraus und die vielen Lärchen um die Almen verwandeln den Wald in einen Hain. Über der Brunnalm türmt die Hohe Veitsch ihre höchste Wand auf, die Lenzfriedwand, die mit warmen bräunlichen Mauern heruntergrüßt. Einmal stürzte in ihr ein Bauernknecht namens Lenz beim Edelweißpflücken zu tod und nach ihm wurde sie benannt „Lenzenfreithof", Lenzfriedwand. Nicht jeder Bergsteiger erhält ein solches Grabmal.

Von der Brunnalm führen drei Wege auf die Hohe Veitsch: Über die „Talriesen", einen breiten begrünten Buckel, der links von der Lenzfriedwand herunterzieht, auf dem Goaßsteig (die Goaßsteige) rechts von ihr, und ein Weg geht unterhalb des Eschriegels zu den oberen Serpentinen des gewöhnlichen Schallerweges. Alle drei Wege sind unmarkierte Jägersteige und für Touristen eigentlich verboten.

Ober der Brunnalm über der Waldgrenze steht ein alter sturmzerfetzter Baumrecke, eine Lärche, die einer Zirbelkiefer gleicht. Ihre Äste greifen breitausladend den Raum, ihr Stamm teilt sich knapp über der Erde in mehrere Stämme. Das ist mein Frühlingsbaum. Wenn ich in seinem Schatten lag, in seiner Krone der Wind sang, dann konnte ich träumen; große weite helle Träume, die mit den weißen Wolken über die Erde zogen. Eins nur macht mich traurig. Was Schneestürme, Blitze und Wetter nicht vermochten, den alten einsamen Riesen zu fällen, das werden die Flechten langsam und sicher besorgen, die ihn heute schon dicht überwuchern und manche starke Äste zum Dürren brachten. Wenn er fällt, ist für mich ein Stück lebendiger Heimat gestorben; ein Freund, ein Frühlingsmärchen.

Sommer

Ein Fliegenjahr. Im Sommer gehört die Hohe Veitsch dem Almvieh und nicht den Menschen. Das lernte ich einmal gründlich kennen. Und du, lieber Bergwanderer, würdest mich greulich verfluchen, wenn es dir so ginge wie mir. Es ist ja richtig, es war damals ein Fliegenjahr, aber so viele und so hartnäckige Teufelsbrut, das war zum Verzweifeln.

Gleich hinter der Kirche stieg ich das Weglein zum Ölberg hinauf, am Sattlerbauern vorbei, ostwärts um den Magnesitbruch herum über das Roßeck zu den Klein-

veitsch-Almen. Bis zu den Almen war es ja noch zum Aushalten mit den Fliegen, aber oben! Als ich in eine Almhütte eintrat und Milch trinken wollte, wunderte ich mich, daß die Sennerin ein schwarzes Tischtuch über ihren Tisch gebreitet hatte; das Tischtuch schwirrte wolkengleich auf, als sie Brot reichte und in den Milchtopf, den ich zum Munde führen wollte, stürzten sich gleich ein Dutzend Fliegen selbstmörderisch hinein. Ich flüchtete zur „Kuhlucken" hinauf und hoffte oben auf dem Plateau auf Linderung. Es ging ja an oben, nur niedersetzen durfte ich mich nicht, sonst hätten mich die lieben „Viecher" fortgetragen und ich habe mich gar nicht gewundert, daß ich in den Mulden Hunderte von pfenniggroßen Jungfröschen herumhüpfen sah, obwohl es weit und breit kein Wasser gab. Was brauchten sie Wasser, wenn ihnen die Fliegen gleich dutzendweise ins Maul flogen. Und eigentlich war ich hinaufgegangen, um ein Sonnenbad zu nehmen.

Kletterei. Vor Jahren galt mein erster Besuch der Hohen Veitsch, ihren Felsen und ihrem Edelweiß. Ich kletterte wie ein Ziegenbock in allen Wänden herum und fand natürlich — nichts. Man muß eben eingeweiht sein und die Plätze wissen. Dafür machte ich andere Erfahrungen. Die Felsen der Veitsch sind sehr brüchig, und zwar auf allen Seiten, dafür kann man viele neue „Routen" gehen, wenn man steiles Gras und lockere Schuttbänder liebt. Einmal griff ich einen scheinbar gewachsenen, übermannsgroßen Felszahn ganz wenig an, der Kerl neigte sich sofort, krachte zu Tal und hätte mich beinahe erschlagen, wenn mich nicht ein blitzschneller Sprung zur Seite rettete. Meine Gefährten und ich wichen Veitschklettereien meist aus. Sie sind im Vergleich zur Gefahr nicht lohnend. Meines Wissens nach wurden alle Wände der Veitsch von Einheimischen oder Touristen durchstiegen, ohne daß dies besonders erwähnt wurde; immerhin könnten leidenschaftliche Felsstürmer noch „Probleme" entdecken, die so kurz wie gefahrvoll sind.

Die Hundsschupfen. Die Hundsschupfen ist die Wand neben der Schallerleiten, sie wurde schon öfter beim Petergstammbrocken durchklettert. Trotzdem gelang es dem Eifer meines Bruders, einen neuen Weg zu finden. Wir stiegen immer rechts der seichten Schlucht, welche die Wand in zwei Hälften teilt, empor, und kamen genau am höchsten Punkt heraus. Die Kletterei dauerte ungefähr eine Stunde und ist als schwierig und gefährlich zu bezeichnen.

Das Türmle. (Wir tauften es Luxenturm.) Nähert man sich von der Hochfläche aus dem Absturz der Lenzfreitwand, so sieht man aus der Wand losgelöst einen schlanken Turm ragen, der dem Beschauer eine scharfe Schneide zukehrt. Mein Bruder und ich stiegen zuerst abwärts auf einen grünen Sattel unterhalb des Turmes und dann über den Grat hinauf. Die Kletterei dauerte ungefähr eine Seillänge und ist als sehr schwierig zu bezeichnen. Der Turm wurde von uns erstmalig betreten und mit einem Steinmann versehen. Von seiner Spitze aus sahen wir verschiedene durchaus nicht leichte Anstiegsmöglichkeiten durch den gegenüberliegenden steilsten Teil der Lenzfreitwand. Frische rote Brüche, dürres Steilgras lockten nicht allzusehr und ich möchte auch jedem Kletterer von den Felsen der Veitsch ernstlich abraten.

Wallfahrt nach Mariazell. „Eigentlich sollten Sie über den Seeberg gehen, Fräulein", scherzte Freund Fritz mit unserer Begleiterin. „Ja, warum denn?" „Den Heiratsstein vorm Brandhof hinunterrutschen." (An der Reichsstraße von Au-Seewiesen nach Mariazell liegt oberhalb des Brandhofes bei einer Kapelle ein Stein, den viele Wallfahrerinnen unmittelbar hinabrutschen, um einen Mann, oder Kinder zu kriegen.) Unser Fräulein erwiderte sehr zornig: „Sie haben eine böse Zunge, warten Sie nur." Auf der Rotsohl oben lachte Fritz und unten lachten dann wir. Sie zeigte uns rechts im Aschbachgraben „die steinerne Spinnerin" und vor Wegscheid links „die Spielmäuer". „Das sind lauter versteinerte

Knappen," erklärte sie, „welche die heilige Nacht durch wildes Saufen und Spielen entweiht haben, anstatt nach Mariazell in die Mette zu gehen. Sehen Sie das Fenster im Felsen, Fritz? Wer dieses Fenster auf der Pilgerfahrt nicht sieht, kommt nimmer lebend nach Mariazell." Fritz lachte. „Das ist wahr", sagte sie nochmals ganz ernst. „In der Gegend ist noch ein merkwürdiger Felsen, der ‚Peterlstoan', da geht auch eine Sage. Wenn in der Sonnwendnacht um 3 Uhr früh der Hahn kräht, rührt er sich." Fritz verdutzt: „Wirklich?" Wir grinsten unverschämt, und langsam ging ihm das Licht auf. Um den langen Straßenhatscher ein wenig zu verkürzen, sangen wir das schöne, unendlich lange Mariazeller Wallfahrtslied:

Wenn nur heut nacht ka Reif nit kam
Über unsre armen Äpfelbam
Und übern Kohlarabi.
(Gebet:) A Kreuz is mit die Weiber ...
Jetzt richts nachaat enkere Hosenknöpf,
Jetzt keman ma zu die Opferstöck,
Die Kreuzer brauch ma eh no gwiß,
Weil allas so fff fürchterli teuer is.
Mit die Weiber is a Kreuz ...

(Aus einem alten Turistenbuch.)

Es klang wie die Wallfahrerlieder mit Vorsänger und Chor. Und Freund Fritz fügte dann erläuternd hinzu: „Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho, unterwegs fiel er in die Hände von — Mariazellern."

Beerenzeit. Im großen Hocheck-Schlag neben dem Wege von Kleinveitsch über das Hocheck reifen die Schwarzbeeren. Ich liege im schwellenden Moos, pflücke die Beeren faul mit dem Munde, schließe die Augen und lausche dem jauchzenden Jodler der Mädchen, die unweit von mir fleißig Beeren brocken. Ich träume von Gletschern, Firngraten, weißen und grauen Wänden, von Taten und Fahrten, die waren und die noch sein sollen, und der Jodler, den sie singen, zaubert mir die Berge vor. Hundertmal lebendiger, hundertmal schöner und wahrer, als es Bücher, Druckerschwärze und Federfuchser jemals vermögen. Wälder, Berge, Sonne und Sommer der Heimat jauchzen hell aus ihren Stimmen.

Herbst

Nach Au-Seewiesen. Zeitig in der Früh standen wir auf der „Pyramide". Nebel umhüllte uns und verbarg alle Dinge. Als die Sonne aufging, drückte ihn ihre Wärme in die Tiefe. Ringsum brandete nun eine leuchtende Flut an das einsame Korallenriff des Berges, unsere Schatten streckten sich riesengroß über die weißhelle Fläche. Nur die Gipfel der höchsten Berge, Rax, Schneealm, Hochschwab, Reichenstein ragten als kleine Inseln heraus. Der einstige Ozean war wiedergekommen. Der Glanz der Sonne auf seinem glatten Spiegel blendete die Augen. Das Meer zog sich langsam zurück, immer mehr Inseln tauchten empor und zuletzt lag es nur noch in langen, weißen Fjorden in den Tälern. Mit der fallenden Flut stiegen wir nieder, über den „Teufelssteig" zur Rotsohl und wanderten geruhsam weiter zur Turnauer Alm.

Es war einer jener berühmtschönen, obersteirischen Herbsttage. Der Blick zum nahen Hochschwab zwang uns zu verweilen. Das Vieh war schon lange abgetrieben, kein Laut störte die festliche Stille. Die Dullwitzwände des „Schwaben" schimmerten weißgrau, die Sonne strahlte warm, obwohl ein kühler Wind schon leisen Schneegeruch brachte. Alle Linien nah und fern zeichneten sich kraftvoll gegen das tiefe, ruhige Blau des Himmels ab. Diese Tage sind Festgeschenke; wie Perlen fallen sie herab, schimmern, leuchten und schwinden schnell, machen traurig, froh, still und einsam.

Von den Turnauer Almen weg folgten wir der blauen Markierung bis zu den Göriacher Almen. Der Wind sprang um und trieb den Talnebel wieder höhenwärts. Gleich hinter den Turnauer Almen am Schottenkogel bemerkten wir einige Spalten,

die wir für Höhleneingänge hielten. Wir krochen hinein; die Höhlen wiesen künstliche Formen auf, waren rauchschwarz, feuerversengt und unser Fachmann, Vater Lux, erklärte, es seien „Schrämmstollen" von uralten Bergbauen, die nur mit Hilfe von Feuer und Meißeln in den Berg getrieben wurden; er behauptete auch, hier hätten sicherlich noch altgermanische Wald- und Waffenschmieden bestanden.

Bei den Göriacher Almen angelangt, nahm die Sonne Abschied, der Wind wurde kälter, es begann zu regnen; als wir einer roten Wegbezeichnung folgend das breite, grüne Lappental zum Seeberg hinabstiegen, packte uns der Hochschwabsturm, ein alter, vertrauter Geselle.

Über die Langeben. Bevor man vom Radwirt kommend die Rotsohl erreicht, zweigt links ein rotbezeichneter Weg ab, der über Langeben, Pretalsattel, Troiseck nach Kindberg im Mürztal leitet.

Es war wieder ein schöner, steirischer Herbsttag. Wir bummelten gemächlich von der Rotsohl zur Langeben und bekamen allerhand zu sehen. In einem dichten Fichtenholz schreckten wir einige Auerhennen auf, die langsam abstrichen. Dann verfolgten wir die aufregende Jagd eines Marders auf ein Eichkätzchen. Das ging windschnell Bäume herab, Bäume hinauf, in mächtigen Sätzen von Wipfel zu Wipfel. Es schien ein vergnügtes Spiel und war eine Flucht vor dem Tode. — Auf dem leider nur allzugroßen Kahlschlag vor der eigentlichen Langeben hielten wir Rast.

Vor uns streckte sich der Höhenzug der Veitsch, so nah und klar, daß wir fast jeden Stein sehen konnten. Der Berg war überschüttet von Blau, Sonne und Licht. — Aus der Rinde eines mächtigen Baumstrunkes liefen kleine, braune Eidechsen heraus, sonnten sich auf dem Holz, verschwanden bei jeder Bewegung von uns blitzschnell unter der Rinde, um eben so rasch wieder aufzutauchen. Ein großer Schmetterling segelte einher, ein letzter Sommergruß.

Auf dem Hocheck. Von den Veitschalmen wandert man mühelos auf einem blaumarkierten Kammweg zum Hocheck und von hier entweder nach Neuberg, Veitsch oder über den Sommer nach Krieglach, dem Roseggerort.

Im Spätherbst war ich allein diesen Weg gewandert und lag nun gegen Abend schon ober den Hocheckalmen im dürren Gras. Über dem Hochschwab leuchtete die untergehende Sonne. Die roten Ströme ihres Lichtes rauschten über den Himmel; einzelne Bächlein liefen durch die Hochwälder, die Stämme erglänzten rötlich warm. Die Hohe Veitsch, mehr zur Rechten, ragte seltsam still in den dunkelnden Himmel; meine Augen wanderten langsam über ihre Flächen hinweg zum größeren Berg, dem Hochschwab, der düsterrot umflammt mit aufsteigenden schweren Wolken kämpfte. Meine Sehnsucht flog auch über ihn weit, weit hinweg.

Heimat! Bist du das Fenster, durch das wir in die unendliche Welt sehen können?

Bist du ein Tor, das die Weiten verriegelt, oder ein Tor, das sie erst öffnet?

Der eiskalte Wind, der mich durchschauerte, trieb mich auf. Durch die Luft wirbelten die ersten Schneeflocken.

Winter

Schifahrten (Schallerabfahrt). „Otto, eine Wettfahrt zur Schalleralm, wenn du willst!" „Gilt!" „Sepp, hältst du mit?" „Nein, nein," lachte ich, „das ist nur für solche Schikünstler wie ihr seid, aber nicht für gewöhnliche Bummler; ich schau lieber zu." „Also vom Gipfel weg."

Während Fritz und Otto zur Pyramide anstiegen, fuhr ich gemächlich zum Plateaurand, um mir die Sache anzusehen. 20 *cm* Pulverschnee auf Harscht, der ganze Steilhang ohne Spur; na, das wird nicht ohne.

Jetzt tauchten die zwei Renner auf der Gipfelschneide auf, verschwinden rasch und nach 1—2 Minuten saust Otto in tiefer Hocke, eine wirbelnde Schneefahne hinter sich

aus der Mulde neben der Hütte hervor, Fritz knapp hinter ihm. Sie eilen im Laufschritt an den Plateaurand und fliegen in weitem Bogen nach rechts gegen die Schneerinne hin. Schuß — Christiania rechts, links, wieder Schuß — Umsprünge. Halt! einer stürzt und kollert, sich einige Male überschlagend, hinab. Der erste biegt schon in die schmale Gasse durch das Strauchwerk oberhalb der Schalleralmen ein, verschwindet, und jagt nach kurzer Zeit den Hang unter den Almen hinauf; der andere folgt in weitem Abstand.

Ich nehme eine Strecke Schuß; der Wind braust um die Ohren, die Augen tränen. Christiania! Ich liege fast flach seitlings am Hang, streife mit den Fäusten durch den Schnee und stehe. Hoch oben schneidet der weiße Bergrand scharf gegen das Blau ab.

Natürlich hat Otto gesiegt, weil Fritz stürzte. Jetzt fahren wir zu dritt gemächlicher zum Schallerhohlweg hinab, durch ihn hindurch, hereinhängende Stauden und Zweige sind nicht angenehm, und landen nach besserer Waldfahrt, kurzer Gegensteigung und einem letzten Schuß über steile Wiesen beim Vater Lammer, dem alten Radwirt und besten Kenner der Veitsch; wo wir mit einigen „Porten" Eisschießen die heutige Fahrt abschließen.

Die Schallerabfahrt ist die kürzeste, jedoch der Hohlweg bei viel Schnee nicht besonders schön. Um ihn zu vermeiden, biegt man knapp unterhalb der Hundsschupfenfelsen scharf nach links ein, unter den Felsen vorbei gegen den Rücken der „Talriesen"; fährt in schöner, freier Geländefahrt bis dorthin, wo der Rücken am weitesten in den Wald einkeilt; durch lichten Wald hindurch kommt man auf einen breiteren Durchschlupf zur Brunnalm, von wo dann schöne Almwege ohne Schwierigkeiten wieder zum Radwirt führen.

Im oberen Teil der Schallerabfahrt darf man sich nicht zu weit links halten, weil die Felsen der Hundsschupfen ein tiefes Dreieck in den Hang schneiden. Im Nebel, bei Schneetreiben und Schneesturm ist dies besonders zu beachten; sonst käme unter Umständen ein Sturzflug über die ganze zirka 150 *m* hohe Wand.

Plateaufahrten. Mit einem lieben Wiener Freunde stand ich etwas zeitig auf dem Gipfel. Es war bewölkt, kalt und der Hochschwabwind wirbelte den Schnee in dünnen Schleiern über die Hochflächen.

„Sie meinen, die Veitsch sei kein Schiberg, ein Schinder ohne wirklich lohnende Abfahrten? Nun ich war auch lange dieser Ansicht, bis ich eben die Veitsch besser kennen lernte. Ein idealer Schiberg wird sie niemals werden, aber für alpine Turenläufer, die auch Winterwanderer sind, mag sie viele Reize haben." „Das glaube ich nicht." „Sie werden ja sehen. Da haben Sie gleich unsere heutige Fahrt; freilich dem Sommerweg darf man nicht folgen; wenn man sich mehr nordseitig hält, dann sieht das Plateau ganz anders aus."

Wir fuhren in der Richtung Wildkamm über windgepreßten Schnee, von großen Harschtplatten durchsetzt, den Sturm im Rücken; einmal auf schmaler Bahn zwischen einem mächtigen Trichter links und einem rechts hindurch, und ließen auf flacherer Bahn die Brettln bis zur Ochsenhalterhütte laufen. Von hier ging es in sausender Fahrt, nunmehr im Pulverschnee bis zur Scheibenalm hinab; wo wir rasteten. „Nun, was sagen Sie?" „Sehr schön, aber was weiter?" „Sie werden sehen. Oben, unterhalb des Wildkammes, geht eine prächtige Abfahrt dem Sommerweg folgend, nach Niederalpl; von hier aus können wir an der Fluchjagdhütte vorbei nach Mürzsteg kommen und eine Reihe von Abfahrten werde ich Ihnen dann von den Veitschalmhütten aus zeigen."

Wir stiegen drüben den Hang wieder hinauf, verfolgten den Sommerweg über die „Kuhlucken", wo er abzweigt, hinaus, bis zur „Schafstiegen", die beinahe oberhalb der Almhütten liegt und einen viel besseren Durchschlupf gewährt, als die meist stark verwächtete „Kuhlucken" und der unangenehme steile Lawinenhang unter ihr. Eine

kurze Schußfahrt brachte uns zu den Veitschalmhütten, wo wir Rast und ein wenig Ausguck hielten.

„Hier haben Sie sozusagen einen Schiknotenpunkt der Hohen Veitsch, lieber Freund. Die blaue Markierung führt Sie in die Döbrein hinab und von dort nach Neuberg; ein zweiter Weg über den Höhenrücken links auf das Veitscheck und gleichfalls nach Neuberg, oder, dem Rücken noch weiter folgend, über Hocheck und Sommer bis nach Krieglach. Über den Höhenrücken unmittelbar vor uns können wir meist abfahrend, nach einer unbedeutenden Gegensteigung auf das Roßeck, ostwärts um den Magnesitberg herum über Gelände nach Dorf Veitsch kommen; gleich unterhalb des Steilriegels, auf dem die Almen stehen, zweigt ein Weg, durch den Schlag da drüben, nach Steinbach ab; auch eine Abfahrt. Und noch eine ... na ... Sie werden ja sehen." Mein Freund lachte. „Haben Sie noch nicht genug? Drüben über den Höhenzug der Langeben gibt's eine lange Fahrt, über Pretalsattel, Troiseck nach Kindberg, vom zweiten Schiknotenpunkt der Veitsch, der Rotsohl weg. Von der Rotsohl kann man: 1. nach Turnau abfahren, auch über den Rauschkogel, der ein ganz netter Schiberg ist, 2. über die einstige Bärenalm auf alten Erzstraßen nach Aschbach, 3. über Göriacheralm, Lappental auf den Seeberg und nach Au-Seewiesen. Haben Sie jetzt genug?" „Mir ist schon ganz schwindlig," lachte er, „los!" „Jetzt lassen Sie die Brettel einmal rennen, geben Sie acht, wie schnell wir im Tal sein werden."

Wir fuhren gerade hinunter, nach dem rot markierten Weg in die Klein-Veitsch. Ein Bogen rechts in den Wald hinein, einige Wendungen, die Bäume flogen vorbei, eine Lichtung, wir standen vor der Abzweigung zum Waldbauer; einige Telemarkschwünge durch den Wald bis zum Weg und dann Schuß. Die Bäume standen wie eine dunkle Mauer, wir hielten vor dem braunen Gehöft des „Waldbauern"; aber nur einen Atemzug lang, dann sausten wir windschnell über sehr steile Hänge, uns links haltend, gegen das Sträßchen hinab. Potzblitz! Ich hatte mich verschaut und kugelte fast den ganzen Hang hinunter bis in den Graben. Macht nichts! Auf der hartgefrorenen Straße klappern wir, hie und da mit den Stöcken nachhelfend, bis Dorf Veitsch.

„Sind Sie zufrieden?" — „Ja, sehr. Ich werde oft wiederkommen."

Die letzten großen Wandprobleme in den Dolomiten

Von Bergführer Emil Solleder, München

I. Die Furchetta-Nordwand

Als in Vorkriegszeiten eine Wand nach der anderen den Nimbus der Unersteiglichkeit verlor, da gab es bereits Leute, welche die Besteigung der Furchetta über ihre abschreckende Nordwand in Erwägung zogen.

Die auserlesensten Felsgeher versuchten sich im Laufe der Jahre an der sonnenlosen, ungegliederten Steilmauer, und bald war sie in Bergsteigerkreisen eines der bedeutendsten Probleme. Gar oft saß in stillen Stunden ein junger Bergsteiger auf dem Scheitel der Furchetta und schaute über die lotrechte Flanke hinab ins Kar, wo die riesigsten Blöcke kaum unterscheidbar mit dem Geröllstrom verschwammen. Luis Trenker, ein Führeraspirant aus dem Grödnertale, war es, der sich immer wieder überzeugen wollte, ob hier herauf kein Pfad gefunden werden sollte. Kurz vor Beginn des Krieges versuchte er dann den Gipfel über die abweisende Wand zu erreichen, versuchte es mit dem damals besten Manne im Fels, mit Hans Dülfer.

Sie kamen hoch. In einem Steinmann fanden sie die Karten von Dibona, Brüder Mayer und Rizzi, welche an dieser Stelle ihre Umkehr mit einem „Aussichtslos" quittierten. Im Zickzack drangen die beiden aber weiter, bis zum letzten Ruhepunkt in der Wand, der sog. Dülferkanzel, unterhalb einer weißen, abgesprengten Dreiecksplatte. Rechts schien kein Weiterkommen möglich, doch links von der Kanzel zog eine vielversprechende Kante hoch, die vielleicht über rote, brüchige Felsen erreicht werden konnte. Zwei rostige Haken sind heute noch Zeugen des hier begonnenen Querganges. Steinschlag und hereinbrechende Nacht zwangen zur Umkehr. Der Abstieg über die damals auf 900 *m* geschätzte Wand wird von den beiden wohl mit Grausen angetreten worden sein. Dülfer meinte später, daß die Erreichung der linksseitigen Kante der Schlüssel zum Durchstieg sei. Doch als ich im Sommer 1925 mit meinem Gefährten Wiesner hangend und bangend um die Kante in die gelben, überhängenden Felsen spähte, da gab es für uns kein Weiter.

Einen ganzen Winter hatte mich die gewaltige Furchetta in ihrem Banne gehalten. Als ich sie zum ersten Male sah, war es kaum Sommer geworden. Mit meinem Freunde Wiesner aus der Sächsischen Schweiz stand ich davor. Mein Traum hatte mich nicht enttäuscht. Dieser gegabelte Berg, dessen schmale Wand jäh und unvermittelt aus dem Kar emporstrebt, übertraf meine Erwartungen. Mit dem Glase starrten wir hinauf, stundenlang. Bis zur Dülferkanzel war uns alles klar, aber dann schien kein Weiterweg möglich. Unsere schweren Sachen, wie Seile und Haken, hinterlegten wir an einer zum Einstieg geeigneten Wandrippe und stiegen gegen Abend über die Mittagsscharte zur Regensburger Hütte zurück.

Am nächsten Morgen schon stürmen wir empor. Auf einem Köpfl, kaum 50 *m* über dem Einstieg, finden wir bereits die Spuren früherer Versuche. Ein morscher und ein noch guter Seilring hängen hier, und einer Felsspalte entragt, wohl noch nicht allzulange, ein glänzender Duraluminiumhaken. Von hier ziehen in ununterbrochener Folge Steilrinnen und Kamine empor gegen einen hellen Fleck, unter dem die schon erwähnte

Dülferkanzel thront. Diese Stelle, die so abweisend steil erscheint, gilt auch uns vorerst als Ziel. Nach einem schuttbedeckten Absatz drängen wir zu weit nach links und müssen eine ungewöhnlich schwere Wand durchsteigen, um wieder an die Riß- und Kaminfolge zu gelangen. Der Fels ist hier fest und gut kletterbar. Dies stärkt unsere Zuversicht, zeitig zum höchsten, bisher erreichten Punkte zu kommen und für den Durchstieg nach oben Zeit zu gewinnen. Doch der in der Höhe hindernde Neuschnee, der alle Griffe und Tritte bedeckt, verlangsamt unser Tempo gewaltig, und zuletzt heischen die bereits gefühllos werdenden Finger dringende Schonung. Mittags um 1 Uhr stehen wir immer noch zirka 80 *m* unterhalb der Kanzel. Deutlich sehen wir die angebaute, sehr lange Querrippe. Darüber baut sich die völlig schneefreie Schlußwand in eindrucksvoller Steilheit auf. Dort oben liegt die Entscheidung. Doch der Fels ist stumm, ohne Andeutung. Besorgt errechnen wir die uns verbleibende Zeit, noch besorgter beobachten wir die rasch einfallenden schwergrauen Wolken. Da kommt kein Gewitter, viel eher ein Wetterumsturz!

Stockend reden wir von Umkehr, zögernd tritt Vernunft in ihre Rechte. Doch nun sitzt der erste Haken im Fels, Rebschnur daran, unser 40-*m*-Seil und das 55 *m* lange Reserveseil zusammengeknotet und schon geht die Fahrt hinunter, dem Geröllstrom entgegen, den schwere Nebelfetzen verdunkeln. Das Seil läßt sich gut abziehen und flott geht es weiter. Abseilhaken und Karabiner sparen wir nicht und lassen sie zurück, glauben wir doch, in einigen Tagen das vollbringen zu können, was uns heute ein neidischer Wettergott mißgönnte.

Kaum 100 *m* — zweimaliges Abseilen — trennen uns noch vom Kar, da bricht das Unwetter los. Freund Wiesner drückt sich unter einen Überhang; ich hänge im Abseilschluß frei im Hagelschlag. Ist das ein Tosen und Prasseln! Ganze Hagelschichten rutschen über die Wand herab. Unser Glück, daß wir beim Abstieg keine der Rinnen und Kamine benützten, denn dort geht es ganz toll zu.

Ich habe solche und ähnliche Erlebnisse auf allen meinen Turen immer restlos „ausgekostet", ohne mir über die Gefahr des Augenblicks irgendwie im unklaren zu sein, und ich habe in all diesen Lagen immer noch eine gewisse psychische Überlegenheit gefühlt. Und weil der Berg in solchen Stunden ein volles Einsetzen der eigenen Person verlangt, glaube ich auch jene großen Glücksmomente in mich aufnehmen zu dürfen, welche sich aus dem innigen Verbundensein mit den Bergen ergeben, sei es nun die stille Sonnenrast nach harter Felsarbeit, sei es der Sieg über Sturm, Nacht und Nebel am strahlenden Morgen einer Biwaknacht.

In guter Stimmung gelangten wir um ½7 Uhr zu unseren Nagelschuhen; wir klapperten ordentlich vor Kälte und Nässe, doch die ersten Bissen in Gestalt von Ölsardinen und ein Negertanz brachten uns wieder in Wärme. Stundenlang wirbelte der Schnee vom endlos grauen Himmel. Wir mühten uns über ein Joch und kamen spät nachts zur Regensburger Hütte, herzlich aufgenommen von Vater Demez.

Nach Tagen sitzen wir bei 50 *cm* Neuschnee auf dem Haupte der Furchetta. Unmöglich ist es, irgendeine schwerere Tur zu machen oder gar an unser Wandproblem zu denken, und so sprechen wir vom Scheiden.

Juli ist es geworden. Die Wochen kamen, die Wochen gingen, das Wetter schwankte hin und her, und nur langsam wichen die Eispanzer der sonnenlosen Nordwände. Da fliegt aus dem Rosengarten an meinen Gefährten die Meldung: „Regensburg ist wolkenklar." Alsbald kommt er aus dem Kaiser, gerade von der Fleischbank-Südostwand. Wir sind beide durch die Turen, die wir in der Zwischenzeit gemacht haben, in guter Form und dürfen daher Hoffnung auf Gelingen unseres Unternehmens hegen.

Lau war die Nacht zum 1. August, der Himmel bewölkt, und über die Rodella zuckte ein Netz von Blitzen; nur ganz selten funkelten die Sterne durch jagende Wolkenlücken, alles schlechte Vorboten für eine große Felsfahrt! Das Barometer war zwar ein wenig ge-

stiegen — ein schwacher Hoffnungsschimmer auf gutes Wetter. Wir wollten es jedoch auf alle Fälle versuchen, und kurz nach Mitternacht leuchtete uns der Laterne schwacher Schein beim Aufstieg zur Mittagsscharte. Im Morgengrauen erreichten wir den Einstieg in die Felsen. Noch wogte dichter Nebel, und erst, als er allmählich zu zerreißen begann, kletterten wir bei zunehmender Helligkeit an der steilen Pfeilerkante hoch. In ernster Arbeit rang sich jeder schweigend an dem riesigen Wandsporn empor. Solange es die Schwierigkeiten erlaubten, gingen wir ohne Seil, denn wir wollten möglichst bald die heißersehnte Kanzel betreten. Sagte uns doch die Wetterlage, daß wir ein Biwak unter allen Umständen vermeiden müßten. Ich merkte es meinem Gefährten an, auch er war von tiefen Gedanken erfaßt. Jeder empfand den Eindruck der Riesenplattenflucht in eigener Art, und doch fühlte keiner sich als Alleingänger.

Wir kamen an die Stelle unserer damaligen Umkehr und schlugen den obersten Abseilhaken aus dem Felsspalt. Dicht unter der Dülferkanzel verbanden wir uns mit dem Seil, und nach Überwindung einer griffarmen Wandbucht standen wir schon um 9 Uhr vormittags auf dem Haupte der Kanzel, einem 40 *m* langen, geröllbedeckten Felsplatz, der nach links zum höchsten Punkte verschmälernd ansteigt, um dann jäh in der lotrechten Wand zu enden. Ein halbzerfallener Steinmann auf diesem letzten Ruhepunkt in der Wand zeugt sehr beredt von kühnen Versuchen. Warum diese alle scheiterten, war mir auch sofort klar. Mächtige Überhänge versperren den Weg nach oben; hier in der gelben, verschlossenen Wand scheint die Natur jegliche Anstiegsmöglichkeit versagt zu haben. Dazu ist der feste Fels gänzlich verschwunden und nur morsches Zeug von fürchterlicher Brüchigkeit durch die ganze, 250 *m* hohe Wandzone zu erwarten. In zäher Arbeit versuchte hier der Innsbrucker Buratti mit zwei Begleitern direkt zum Gipfel emporzuklettern, doch ein Sturz des Vorausgehenden zwang zu einem Biwak auf der Kanzel. Leider forderte die unerbittliche Wand damals ihr zweites Todesopfer, denn einer der Begleiter Burattis stürzte beim Zurückseilen auf die Kanzel tödlich ab.

Wir waren völlig einig, daß ein Versuch, hier direkt zum Gipfel durchzukommen, vollständig aussichtslos sei. Eingedenk des Ausspruches Dülfers, daß hinter der linksseitigen Kante, die verheißungsvoll herüberschaut, der Schlüssel der Ersteigung liegen müsse, versuchten wir es dort. Ein rostiger Haken zeugte noch von Dülfers Absicht, zu dieser Kante hinüberzukreuzen. Über wackelige Gesimse und plattige Aussprengungen querten wir die ausgesetzte Wand. Unsere Hoffnung wächst und wächst; doch als wir an der Kante stehen, sinkt sie zusammen in ein Nichts. Ein Blick auf die hinter der Kante liegende Wand ließ uns sofort zu der Überzeugung kommen, daß auch hier ein Durchkommen ganz unmöglich sei. Wir kehrten, merklich kleinlaut, zur Kanzel zurück und kletterten weiter bis zu ihrem westlichen Ende. Die Zeit verrann wie im Fluge, und noch waren wir des Rätsels Lösung nicht näher gekommen. Wiesner liebäugelte mit einem luftigen Felspfeiler, dem ich jedoch die Möglichkeit eines Weiterwegs absprechе. Was ist aber das, dort rechts? — Könnte in jener kaum erkennbaren Wandeinbuchtung nicht eine Klettermöglichkeit sein? — Ich errichtete noch einen Steinmann, dann trat Wiesner den ungefähr 10 *m* langen Quergang über rote, brüchige Wulste nach dem versteckten Wandteil an. Ganz langsam läuft das Seil ab. Was sich wohl da drüben zeigen wird? Jeder fühlt, daß davon die Entscheidung abhängt. „Ein breiter Riß ist da," meint Wiesner, „doch er verliert sich in einer gelben, überhängenden Wand." Trotzdem versuchten wir nun diese Möglichkeit. Wiesner verfolgte den Riß bis zu seinem Ende und hängte sich dort fest. Ich erkletterte den Spalt ungefähr bis zur Mitte und drängte dann, von Wiesner gesichert, nach rechts auf ein winziges Felsköpfel, zu dem sich mein Begleiter heruntерseilte. Von diesem kargen Stande halfen uns etwas festere Felsen nach oben zu einem größeren Überhange. Ich turnte über den morschen Bau hinweg, von meinem Freund eindringlich gemahnt, beizeiten eine gute Hakensicherung anzuwenden. In den brüchigen Felsen kam mir mein vieles Karwendelklettern vom Frühsommer sehr zu gute, bald hatte ich das

40-*m*-Seil ausgeklettert und fand leidlichen Stand. Eine Querung nach links brachte uns nach 20 *m* zu einem schwach ausgeprägten Riß, der uns neidisch nicht einmal den zum Seilwechsel notwendigen Platz lassen wollte. Der erste Mauerhaken, ein riesengroßer Stift, fährt hier ins weiche Gestein, dann kommt Wiesner nach, und nachdem er mein Seil sorgsam zur Körpersicherung über Schulter und Rücken genommen hat, steige ich an kleinen ungünstig geschichteten Haltepunkten hoch. Über mir baut sich ein heraushängender Wulst vor; ich sehe zwar nicht darüber hinweg, doch scheint das Gelände oberhalb freundlicher zu werden. Im Zickzack erreiche ich diese Wandpartie, aber da wird es immer noch schlimmer statt besser! Der rotbraune Fels ist splitterbrüchig und hängt etwas über. Endlich bringe ich zur Sicherung einen Haken in den Fels und verweile etliche Minuten auf schlechten Trittchen, die mir, statt der gewünschten Erholung, nur noch mehr Kraft rauben. So dränge ich einige Meter weiter nach rechts zu dem verbreiterten Riß, an dessen unterem Ende mein Gefährte kauert. Nun bin ich drüben am vier Finger breiten Spalt, in dem alles wackelt und wegfliegt. Während ich riesenweit gegen festere Felsen spreize, sehe ich nach einer Möglichkeit aus, einen der treuen Mauerhaken in eine Ritze zu zwängen, doch ich muß mich auf weiter oben vertrösten. Da, was ist das? — Deutlich höre ich Schmerzenslaute von meinem Gefährten unten. — Ein Stein, einer von den vielen, die ich aus dem Riß in die Tiefe befördern mußte, war ihm an den Kopf geflogen, als er sich über den Überhang herausgebeugt hatte, um nach mir zu sehen. Das fehlte uns gerade noch! Ich versuchte ihn aufzuheitern, sagte ihm, daß wir das Schwerste bereits hinter uns hätten, und ich wußte selbst nur zu gut, daß die Entscheidung erst weiter oben lag. Immer höher komme ich in dem Riß, immer weiter hängt er nach außen; da erfassen die schon leicht zitternden Hände einen festgeklemmten Brocken. Hei, was ist das für ein Gefühl, wie kann man da zufassen! „3 *m* Seil", tönt es schwach von unten; ich bejahe, trotzdem ich sehe, daß es nur knapp reichen wird, um in die kleine Nische über mir zu kommen, die nach einem Stande aussieht. Der Riß weitet sich unter einer Überdachung zu einem kurzen Kamin. Eine heikle Stelle in unheimlicher Exposition überwand ich noch, dann konnte ich mich in der kleinen Aushöhlung verklemmen. Das Seil war so restlos ausgegeben, daß ich den starken Zug in der zusammengekauerten Stellung verspürte. Nun kam Wiesner nach. Der Stein hatte ihm scheinbar stark zugesetzt, denn zögernd, langsam kam er höher. Mit einem raschen Blick hielt ich Umschau nach dem Wetter — Nebelfetzen zogen die Wände entlang, eine jagende Wolkenlücke zeigte mir das tiefe Kar gespensterhaft weiß, als läge dichter Schnee darauf. Meine Hauptsorge war jedoch der Weiterweg, der sich über mir im Nebel verlor. Ein Zurück ließ die vorgerückte Zeit nimmer zu, nur „Vorwärts, aufwärts!" das mußte unsere Losung sein. Freund Wiesner war endlich bei mir; wir wechselten unter großen Schwierigkeiten die Plätze. Dann untersuchte ich seine Kopfwunde, die zum Glück nicht allzu gefährlich war. Die nun folgende ausbauchende, rissige Wandstelle verlangte eine eigenartige Spreiztechnik, dann kamen feste, aber nasse und schmierige Felsen, deren Ursache ein eingeklemmter Eisblock bildete. Dort wäre ein guter Stand, doch wir eilten weiter, eine innere Unruhe trieb mich.

Der Fels zeigt wieder die feste, graue Farbe und neigt sich etwas zurück — sind wir am Ende der Schwierigkeiten oder baut sich über uns im Nebel nochmals ein gelbfarbenes Bollwerk auf? — Rasch eile ich eine Steilrinne hinauf, da — da liegt ein verwitterter, hanfener Kletterschuh, ein glückliches Gefühl durchströmt mich, unser Ringen war nicht vergeblich — die Furchetta ist unser!

Unter dem Gipfelhaupte stiegen wir am bröckeligen Westgrate auf die ersehnte, geneigtere Bergflanke. Es war ½8 Uhr abends geworden. Wir errichteten einen großen Steinmann und verzehrten bei mäßigem Appetit die erste Mahlzeit des Tages.

Inzwischen hat sich das Wetter gänzlich verschlechtert und schwarzkalte Nebelfetzen jagten vom Norden her. Als wir aufbrachen, zerrissen für einen Augenblick die dichten

Nebelschwaden und zeigten uns flüchtig die flachen, grünen Böden der Schislesalpe, die wir beim Wirbeln dünner Schneeflocken, den ersten Boten des einfallenden Wettersturzes, befriedigt erreichten.

Nun ist die ersehnte, heißumworbene Wand gefallen! Ich will es nicht als stolzberauschter Sieger hinausrufen, aber ich möchte festhalten: Die Furchetta-Nordwand wurde mit reiner Klettertechnik bezwungen! Ich weiß, man sprach und schrieb, „nur wenn ein moderner Eisenbetonkletterer kommt, wird es gelingen", aber nun ist trotz des jahrelangen Nimbus der Unersteiglichkeit die sportlich einwandfreie Erkletterung möglich geworden, wenn auch vielleicht manche eifern werden, was man noch und was man nicht mehr machen soll.

Am anderen Morgen drückten wir dem gastfreundlichen Vater Demez zum letzten Male die Hand und verließen die traute Regensburger Hütte bei Schneewirbel und Regenböen. Alle Wetterunbill konnte uns aber nichts anhaben, wir schritten munter abwärts, ab und zu einen Kniefall machend, wenn uns die Schneestollen an unseren Bergschuhen ins Rutschen brachten. Gleichsam verwundert standen die vereisten Geislerspitzen da, verwundert ob des zeitirren Winterkleides, während wir hinab eilten in das regenschwere junggrüne Tal, froh des Erfolges, den wir knapp vor Torschluß erreicht hatten

II. Die Civetta-Nordwand

Ein neuer Traum drängte nach Verwirklichung, der bisher tief im Herzen mir geschlummert; noch weiter im Süden weiß ich von einer steilen Felsburg, die ich selbst noch nie geschaut, doch von der ich schon viel gehört habe. Einmal nur hatte ich mit Fiechtl darüber gesprochen. Damals meinte er, „von dieser Wand soll man die Finger lassen, der arge Steinschlag, das viele Eis und diese endlose Mauer — Preuß, Dibona, Innerkofler und eine Reihe von Engländern mit bedeutenden Führern haben umsonst davor gestanden"! Wenn er schon so sprach, unser Fiechtl, der doch alles anging, was den Stempel der Unersteiglichkeit trug, wie mochte diese Wand dann aussehen! Drunten im Tale wollten wir ihm, wie er es gewünscht, von dem Gelingen der Bezwingung der Furchetta-Nordwand auf dem schnellsten Wege Nachricht geben. Wie schmerzlich bitter war die traurige Kunde, daß Fiechtl an diesem Tage seine letzte Bergfahrt getan.

Am Spätnachmittag kamen wir nach Caprile. Dort drücke ich dem scheidenden Wiesner die Hände, da er auf Tage hinaus jede Tur für unmöglich hielt. Ich aber wanderte den Pfad hinan, an zerstörten Häusern vorbei, zum kraterartigen Gipfel eines ehemals heiß umstrittenen Grenzberges.

Nebel! Wer kennt als Bergsteiger nicht die grauen Schleier an taufrischen Morgen, die den Wanderer begleiten, der im Kare aufwärts klappert zu ersehnten Höhen, und die dann, dem siegreichen Lichte weichend, in nichts zerrinnen oder in die Tiefe sinken? oder den Gegensatz: die sausenden, grauen Schwaden, die uns auf schmalem Eiskamme überraschen, die uns förmlich anhaften, wenn wir tief unten am Gletscher an der Schutzhütte vorbeiirren? Doch die luftigen Gesellen, die mich hier umdräuen, sind voll wilden Lebens und Kampflust. Und die Abendsonne siegt! Leuchtend streift sie den Marmolata-Gletscher, küßt die frischbeschneiten Gipfel der Sella und wirft meinen eigenen Schatten lang auf die Gipfelfläche des Col di Lana. Da drängt südwärts durch Nebelbreschen ein stolzer Berg. Ist's Wirklichkeit? — Noch nie hatte ich in den Alpen eine Wand geschaut, wie diese! Bald steht die nach Nordwesten gewandte Riesenmauer im vollen Leuchten der Abendsonne. Königlich steht sie da in ihrer Riesenbreite, mit frischem Schnee bedeckt bis herab zum Fuß. Wahrlich, wert der Zeit und Kraft, die schon die Besten im Werben um diese jungfräuliche Schönheit eingesetzt haben.

Ist dieser Berg ein Magnet? Auf der staubigen Landstraße wanderte ich schwer-

bepackt über Caprile nach Alleghe am herrlichen Bergsee, und von da weiter, hinauf zur Coldaihütte. Spät abends kam ich zu der am Ostausläufer des Civettastockes stehenden Hütte, deren unfreundliches Innere schon beim Betreten den Eindruck schlechter Bewirtschaftung erweckte. Im Lichte einer düsterbrennenden Petroleumlampe sah ich als einzige Gäste zwei Bergsteiger, die ich am Gruße als Münchner erkannte. Sehr verwundert betrachteten sie mich späten, einsamen Ankömmling. Mein erster Gedanke: „Das sind sicher Nordwandstürmer." Da mir vorerst daran gelegen war, den Zweck meiner Anwesenheit für mich zu behalten, schien es mir am besten, wenn ich mich wie ein bescheidener Jochfink benahm. Ich wurde aber verlegen, als sie mich fragten, ob ich von einer Neutur an der Furchetta etwas gehört hätte? Eine Ehrlichkeit ist jedoch der anderen wert: Als sie mir im Laufe des Gesprächs verrieten, daß sie die Civettawand versuchen wollten, erzählte ich ihnen, daß mir zusammen mit Wiesner die Furchetta gelungen sei. Und gar bald schmiedeten wir gemeinsame Pläne. Der nächste Morgen sah uns bereits miteinander der Vielumworbenen zuwandern.

Senkrecht und plattig strebt die Wand in die Höhe, besonders der untere Teil sieht hoffnungslos aus. Wir querten von rechts her einen Felssockel, der zwischen zwei, von Steinfall reich bedachten Schneekaren vorspringt. Ein Eisfeld hackten wir hinauf, dann kamen wir zu einem flachen Sattel hinter dem abgesprengten gelben Turm, der den Sockel krönt. Die linke Begrenzung des Sattels bildet ein zweiter, schwarzer Turm, der an der Hauptwand lehnt, von dieser nur durch ein erdiges Schartel getrennt. Hier holten wir die Kletterschuhe aus unseren Rucksäcken. Da, was wir immer schon bangend erwartet hatten, plötzlich ein unheimliches Heulen dicht über uns — Steinfall! Nun brachten wir unsere Bergschuhe in einer kleinen Höhle in Sicherheit. Wieder heulte es von oben — die Rucksäcke fliegen schützend auf den Kopf, das Herz klopft bis zum Halse — krachend bersten die Steine beim Aufschlagen auf dem Fels.

Rasch querten wir nun rechts vom schwarzen Turm aufwärts. Ein starker Wasserrieselt durchnäßte uns, dabei ward der Fels immer schwerer. Die kleinen Angriffspunkte, vom herabstäubenden Wasser glasig vereist, mahnten zu größter Vorsicht, hatten wir doch das Seil, das wir vor Nässe schützen wollten, noch wohlverwahrt im Rucksack. Naß und zitternd standen wir in dem erdigen Schartel und betrachteten uns die von unten erspähte Möglichkeit eines Einstieges. Diese sah nicht sehr ermutigend aus: Ein roter, brüchiger Riß zieht von dem Schartel, unter einem überhängenden Wulste leicht ansteigend, nach links zu einem festen, überhängenden Risse. Da dieser zweite Riß scheinbar weit hinaufführt, wollten wir es hier unter allen Umständen versuchen. Lettenbauer, der zünftige Klettergenosse, ließ sich den Vortritt nicht nehmen; von Gaberl und mir gesichert, ging er den Quergang an. Es war ein schweres Stück Arbeit. Mit langsamen, bedächtigen Bewegungen schob er sich vorsichtig an der ausgesetzten Wand nach links. Endlich — fast dünkte es mich eine Ewigkeit — war er drüben; der Zweite konnte nachkommen. Der Stand war klein und schlecht, mit Mühe und Not konnten wir zu dritt dort stehen. Volle fünf Stunden waren bereits vergangen und wir befanden uns, strenggenommen, immer noch am Einstiege der Riesenwand. Diese Erkenntnis konnte uns jedoch nicht veranlassen, den nun einmal unternommenen Versuch aufzugeben. Ich übernahm nun die Führung und erkletterte den hier ansetzenden Riß. Ein starker Überhang gleich am Beginn erforderte wegen seiner Brüchigkeit äußerste Vorsicht. Oberhalb erweiterte sich der Riß etwas und führte, immer noch äußerst schwer, nach 50 *m* in eine kleine Gusel. Hier erleichterten wir die Eßvorräte unserer Rucksäcke und beobachteten nachdenklich den Steinfall, der über die Wand ging; heulend und pfeifend sausten die Steine draußen vorbei. Noch bestand keine Gefahr für uns. Aber wie mochte das weiter oben werden, wenn wir die geneigte Plattenzone betreten würden, die sicher vom Steinfall der noch 900 *m* hoch darüber aufragenden Wand bestrichen wird? Vorläufig brauchte diese Frage noch nicht beant-

wortet werden; wer weiß, ob es uns überhaupt gelingen wird, bis dorthin durchzukommen? Jedenfalls schien es oberhalb der Gufel weiterzugehen. Gerade ober der Höhle zieht ein Kamin empor, aus dem Wasser herabrinnt. Nach einer Seillänge gelangten wir an den Kamingrund, und Lettenbauer griff sogleich den nassen Schluf an. Doch hier gab es kein Durchkommen, denn der Kamin schloß sich mit einem 8 *m* tiefen, deckenartigen Überhang. Noch gaben wir uns nicht geschlagen; während Lettenbauer zurückkehrte, versuchte ich die linke, senkrechte Begrenzungswand. An kleinen Haltepunkten kletterte ich zu einer Kante empor und querte um diese nach links in die völlig lotrechte und ungemein ausgesetzte Wand. Die Schwierigkeit der Stelle erheischte unbedingt eine Sicherung. Ich schlug daher nach 25 *m* einen Haken und spähte nach rechts, ob ich mich bereits in Deckenhöhe des Kamins befände. Doch ich mußte noch höher hinauf. Es gelang mir, nochmals 5 *m* in ungewöhnlich schwerem Fels emporzuklettern, dann war aber endgültig Schluß. Ich stand auf winzigen Tritten vor einer völlig ungangbaren Stelle. Da gab es nur einen einzigen Ausweg: Nach rechts zum Kamin! Und rechts draußen, weit rechts vom Lot der Füße, zwang ich einen Haken in den Fels, der mir zur Sicherung und zum Seilzug für den Quergang dienen sollte. Ich hing den letzten Karabiner ein, meine Mütze pfropfte ich in ein kleines Felsloch, denn bei der Anstrengung der letzten Minuten war mir furchtbar heiß geworden. Dann trat ich den Quergang an. O Pech! — das Seil zog sich nicht mehr infolge der Reibung an der Wand und wegen des Zickzacklaufes durch die beiden Karabiner. Erst mit größter Kraftanstrengung gelang es mir, die notwendige Länge zentimeterweise einzuholen. Ich atmete tief auf, als ich im engen Kamin fest verklemmt war und den 35 *m* weiter unten harrenden Gefährten das erlösende Nachkommen zurufen konnte. Da das Seil von meinem Standplatz aus nicht einzuziehen ist, rate ich Gaberl, unter Zuhilfenahme des Seiles bis zum ersten Haken zu klettern. Mein Standort ließ einen Überblick der Stelle nicht zu, doch längst müßte Gaberl am Haken sein. Ich rief hinab, wie es gehe, da krachten statt der Antwort Steine und ich fühlte plötzlich einen kräftigen Ruck am Seil: Gaberl war, die vorgeschlagene Seilhilfe verachtend, gestürzt und hing nun in der exponierten Wand frei am Seil. Dem Umstande, daß wir zu dritt, war der glimpfliche Verlauf des heiklen Zwischenfalles zu verdanken, denn rasch wurde Gaberl von Lettenbauer in den Kamingrund geborgen. Ein Glück für uns, daß er mit einer leichten Fußverletzung davongekommen war. Während er sich von seinem Sturze erholte, kletterte Lettenbauer zu mir herauf, und nach längeren Bemühungen gelang es uns, auch Gaberl, der durch die Verletzung doch sehr in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt war, zum Standplatz heraufzubringen.

Wie im Fluge waren die letzten Stunden dahingeschwunden, und der Tag ging zur Neige. Es galt daher, einen einigermaßen geräumigen Platz für das Biwak zu finden. Schon die nächste Seillänge brachte uns zu einem solchen Plätzchen, das für drei Leute zwar klein war, aber immerhin Gelegenheit zum Sitzen bot. Ich überkletterte noch einige schwere Stellen oberhalb und sah mich plötzlich am Beginne der lang ersehnten, leichter gangbaren Zone. Mit neuem Hoffnungsschimmer für das Gelingen unseres Anstieges seile ich mich zu den Gefährten zurück. Die Laterne wird an einem Mauerhaken befestigt und beim flackernden Kerzenschein und einer „kalten Platte" erörterten wir die Aussichten unseres Unternehmens. Ungefähr 300 *m* hoch waren wir heute gekommen, demnach ragt die Wand, die immer noch eine Reihe fragwürdiger Stellen aufweist, über uns etwa 1100 *m* hoch in die dunkle Nacht empor. Allmählich ward es kälter. Wir banden uns an einen Haken, steckten die Füße in ein kleines Zelt und zogen es über die Köpfe. Eng und hart war unser Lager auf die Dauer, dafür aber leidlich warm.

Als es endlich um ½5 Uhr morgens dämmerte, zogen dichte, graue Wolken von der verhüllten Marmolata herüber. Bald darauf trommelten die Regentropfen eintönig auf die Batistdecke unseres Zeltes. Da gab es nur ein Zurück! Um 6 Uhr traten wir den

Rückzug an. Frei und luftig ist die Fahrt bis zum Kamingrunde; ein schweres Stück Arbeit wiederum die rote, brüchige Querung zum Schartel.

Mittags grüßte uns die Sonne drunten im Kar. Nur vereinzelte Nebel strichen noch die Wand entlang, während wir in die Felsen oberhalb der Biwakstelle hinaufstarrten, zu den großen, noch ungelösten Fragezeichen. Wir bummelten zur Hütte und entschlossen uns, noch am gleichen Tage ins Tal abzusteigen, da wir dort dem äußeren, wie auch dem inneren Menschen die wohlverdiente Ruhe viel besser geben konnten, als in der unfreundlichen, schlecht versorgten Hütte, in der überdies das Schlafen infolge der vielen kleinen, hüpfenden Quälgeister vollkommen ausgeschlossen war. Hatte doch in der ersten Nacht selbst der vielbewährte Mosettigbatist, der sonst auch in solchen Fällen gute Dienste tut, versagt.

Zwei Tage später, am 7. August frühmorgens um 1 Uhr, krochen Lettenbauer und ich aus einem duftenden Heustadel in der Nähe Marisons und stiegen „coldaiwärts". Gaberl blieb zurück, da ihm sein invalides Bein noch sehr zu schaffen machte. Allmählich verblaßten die Sterne, ein wunderbar herrlicher Tag brach an. Bald standen wir wieder in dem nun vertrauten Schartel und durchkletterten, von dem herabstäubenden Wasser durchnäßt, die Risse und Kamine der sonnenlosen Wand. Dann kamen wir zum letzten Haken, an dem ich mich vor drei Tagen zu der Biwakstelle abgeseilt habe, und betraten neues, uns noch unbekanntes Gelände. Wie ich damals schon feststellen konnte, hatten wir nunmehr den etwa 250 *m* hohen, geneigteren Plattengürtel erreicht. Bot diese Zone auch technisch keine großen Schwierigkeiten, so stellte sie doch infolge des andauernden Steinfalles, der über sie herabpfeift, den gefährlichsten Teil des ganzen Anstieges dar. So schnell es die Sicherheit zuließ, kletterten wir über die vom Steinfall vollkommen glattgeschliffenen Felsen empor. Wir atmeten auf, als wir die objektiv ganz außergewöhnlich gefährliche Zone hinter uns hatten.

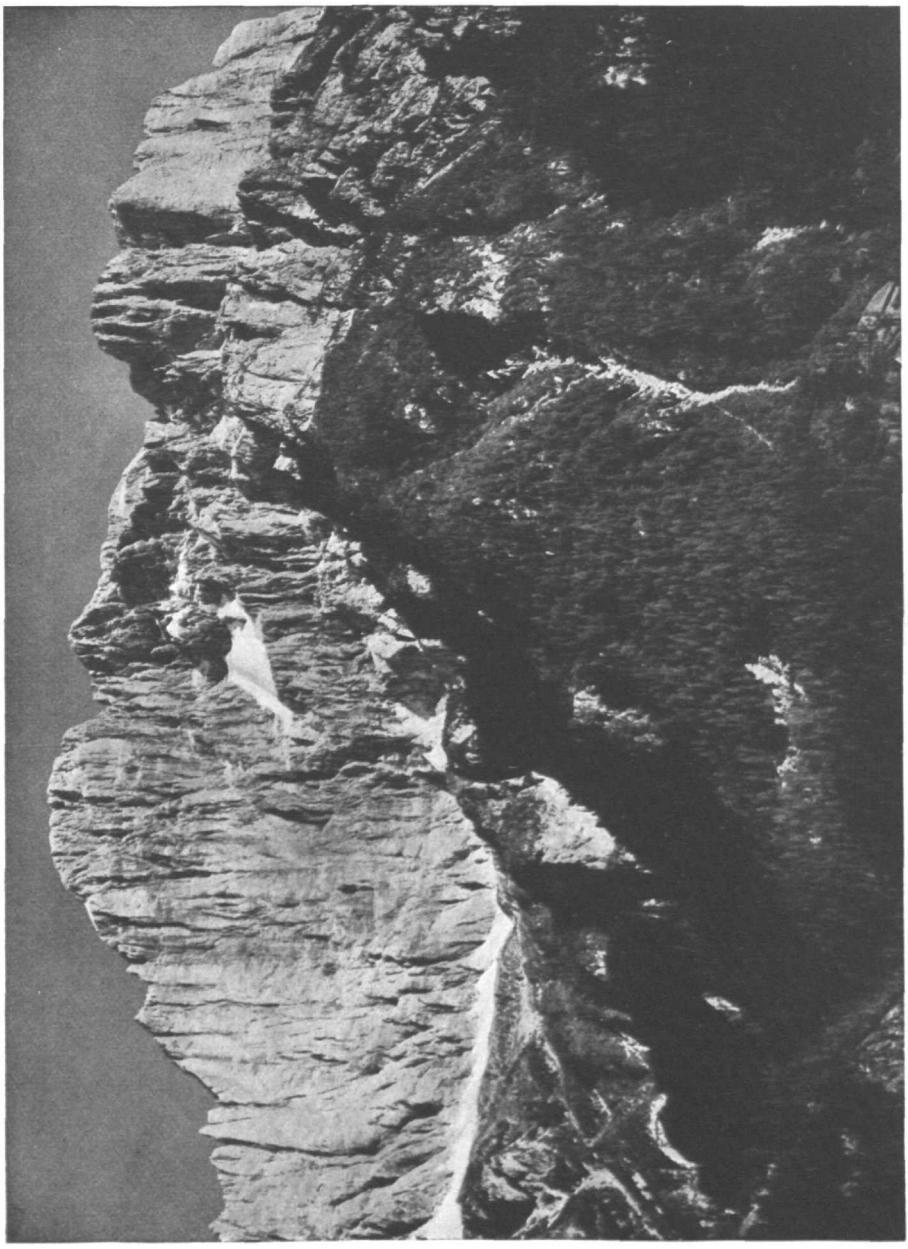
Doch wie nun weiter kommen? Über uns steht eine 150 *m* hohe steile, gelbe Wand an. Wohl hatte es vom Kar aus den Anschein, als wenn ein Riß oder ein Kamin diese Steilstufe durchziehen würde. Doch da, wo wir einen gangbaren Weg vermuteten, ist ein Durchkommen gänzlich unmöglich. Hier kann nur ein Versuch in seitlicher Richtung einen Ausweg bringen. Ein langer Quergang nach links fand bei einem prächtigen Wasserfall sein Ende, ohne irgendwelche Möglichkeiten für ein Durchkommen gezeigt zu haben. Also zurück und nach rechts! Lettenbauer schlug einen mehrfach gegabelten Riß vor, der aber zu ausgiebig vom Steinfall bedacht war, so daß wir auch diese Möglichkeit wieder aufgaben. Wir querten noch weiter nach rechts und erblickten nunmehr eine riesige Verschneidung, die im innersten Winkel von einem schwer sichtbaren, grauen Riß durchzogen wird. Zum Höherkommen dünkte uns der Riß gut genug, doch — o Tücke des Objekts! — er steht erst oberhalb gelber, brüchiger Überhänge an. Ich versuchte es trotzdem. Es ging schlecht. Immer weiter wurde ich nach rechts abgedrängt, bis ich endlich, mit Seilzug links absteigend, in den Riß hineinqueren konnte, wobei ich noch um eine furchtbar brüchige Kante queren mußte. Sicher und schnell kam Lettenbauer nach und zog die als Seilzug dienende Rebschnur wieder ein. Wenn dieser Riß den ganzen gelben Gürtel durchzieht, so wird er uns, meiner Rechnung nach, bis in die Höhe des Schluchteinganges bringen, der wohl den letzten Schlüssel der Wand bildet. Dreimal lief das ganze 38-*m*-Seil ab, mit Hakensicherung kam Lettenbauer jeweils nach. Je weiter ich nach oben klomm, *desto* öfter wurde ich aus dem Riß in die linke Wand hinausgedrängt. Langsam näherte ich mich einer Absperrung, die nichts Gutes vermuten ließ. Die Stelle ergab sich jedoch leichter, als wir erwartet hatten. An festen Griffen stemmte ich mich darüber hinweg, und mein Freudenruf ließ den unten harrenden Gefährten aufhorchen: „Ein Pfundskamin! — und weit geht er hinauf!" Rasch brachte uns dieser Kamin in die Höhe einer abgeplatteten, dreieckigen Kanzel. Unsere Zuversicht stieg ganz beträchtlich. Wenn es uns nun doch gelänge, den Grund der Hauptschlucht zu erreichen, so hätten

wir sicher gewonnenes Spiel. Wohl sperrten die Schlucht im oberen Teile gewaltige Überhänge, doch dort bot die Wand zur Linken verschiedene Möglichkeiten, emporzukommen.

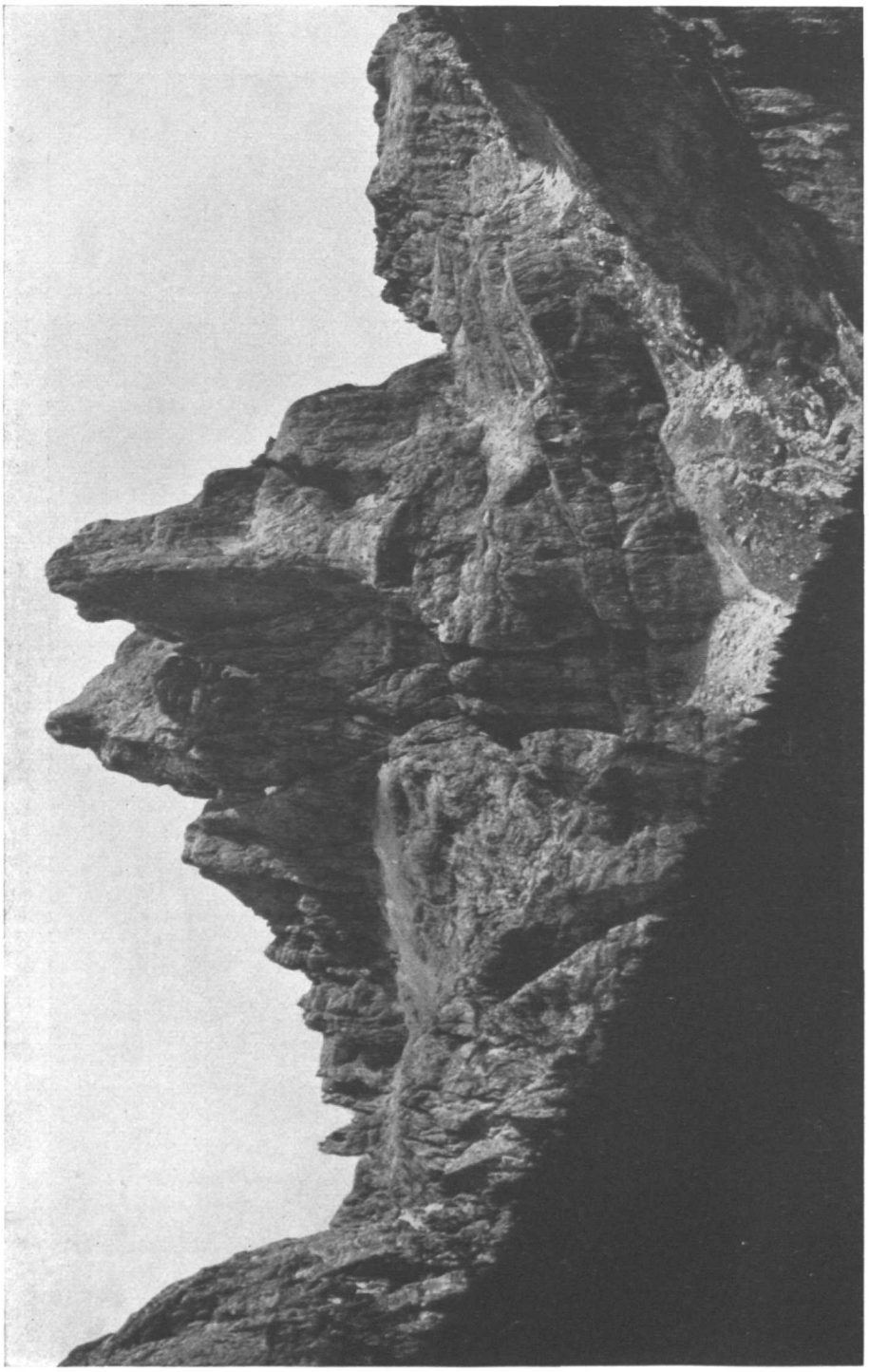
Wir gönnten uns eine kurze Rast und erleichterten unseren zwar nicht großen, aber immerhin gewichtigen Rucksack, den mein Gefährte immer so tapfer getragen hatte. Eigentlich wollten wir hier in der Führung wechseln, doch da Lettenbauer nichts dagegen hatte, ging ich weiterhin voraus. Wolkenloser, tiefblauer Himmel verscheuchte jegliche Wettersorge. Seit Wochen war das Wetter unbeständig gewesen, aber diese Bläue und der scharfe Ostwind verhießen, selbst für den Fall eines Biwaks, nur Gutes.

Wir befanden uns nunmehr kaum eine Seillänge unterhalb der Schlucht und suchten nach einer Möglichkeit, in sie hineinzukommen. Ein gelbes, etwa 8 *m* hohes Wandl, von dessen unterem Ende ein Riß herabzieht, schien am ehesten gangbar zu sein. Das Wandl sah zwar aus wie Sandstein, doch alles übrige kündete ein entschiedenes „Unmöglich". Der Riß führte wider Erwarten in festes Gestein und — welche Überraschung — kleine, günstig geschichtete Haltepunkte ließen mich bis auf einige Meter an den Schluchtgrund herankommen. Links in Reichweite war ein kleines Loch im Überhang; dort versuchte ich einen Mauerhaken anzubringen. Zwei Fichtlhaken waren zu schwach und bogen sich, da mußte es ein starker Ringstift schaffen. Etwas nach abwärts geneigt, doch bis zum Ring im Fels, war er der einzige Angriffspunkt dieser Stelle. Es war das erstemal, daß sich die Wand der reinen Klettertechnik verschloß, noch dazu an einer der ausgesetztesten Stellen. Die Schuhe scharrten am trittlosen Fels, weit links draußen war ein guter Griff; noch einen Meter höher, und ich hatte es geschafft. Ich weiß, daß die Wand unser ist — ein froher Siegesruf schallt hinab zu meinem Gefährten und sagt ihm mehr, als alle weitschweifigen Erklärungen unserer Lage. Bald standen wir vereint in der langersehnten Hauptschlucht. Die Nachmittagssonne warf ihre Lichter in die Wand und traf auch uns mit ihren wärmenden Strahlen. Gut kletterbare Kaminabsätze brachten uns rasch höher, bis wir vor einem senkrechten Abbruch standen, der noch dazu stark von Wasser überronnen war. Während uns bisher der Steinfall in der Schlucht vollkommen verschont hatte, trafen uns hier plötzlich zu gleicher Zeit Steine, zu gesteigerter Vorsicht mahnend. Die Erkletterung des Abbruches schien eine sehr feuchte Angelegenheit zu werden. Doch gab es leider keinen Ausweg. Ohne Rücksicht auf den wärmebedürftigen Körper ging es mitten hinein in das eisige Brausebad. Zu allem Überfluß mußte ich an dem abschließenden Überhang noch einen Haken schlagen. Mit nassen Kleidern und tropfenden Kletterschuhen, von Frostschauern geschüttelt, landete ich endlich oberhalb der unerquicklichen Stelle. Doch damit nicht genug — in allernächster Nähe sah ich bereits ein zweites, ähnliches Bad auf uns warten. Das war denn doch zuviel: Wir umgingen diese Stelle in den äußerst schweren Felsen zur Linken. Sie führten uns in etwas geneigteres Gelände und in die volle Nachmittagssonne. Die wonnige Wärme durchrieselte den Körper und veranlaßte uns, auf einem Geröllband längere Rast zu machen. Wir trockneten unsere Kleider so gut es ging und bauten auf dem Bande einen kleinen Steinmann. Die im Nordosten aufstrebende, steile Südwand der Marmolata, die uns während des ganzen Anstiegs als Maßstab für die noch zu überwindende Wandhöhe gedient hatte, mahnte uns jedoch, die Rast nicht zu lange auszukosten; eine etwa 300 *m* hohe Mauer trennte uns noch von unserem Ziele.

Wir verfolgten das Band weiter nach links zu einem Kamin mit ungewöhnlich schwerem Einstieg und entfernten uns damit von der Schlucht endgültig. Unser bisher flottes Tempo wurde allmählich langsamer, der wiederum schwer werdende Fels und die endlose Wand lähmten die psychische und physische Kraft. Schon hatte ich einige Meter der schweren Stelle hinter mir, da kehrte ich nochmals um und vertauschte meine vollkommen zerfetzten Kletterschuhe mit den Reserveschuhen des Freundes, die mir aller-

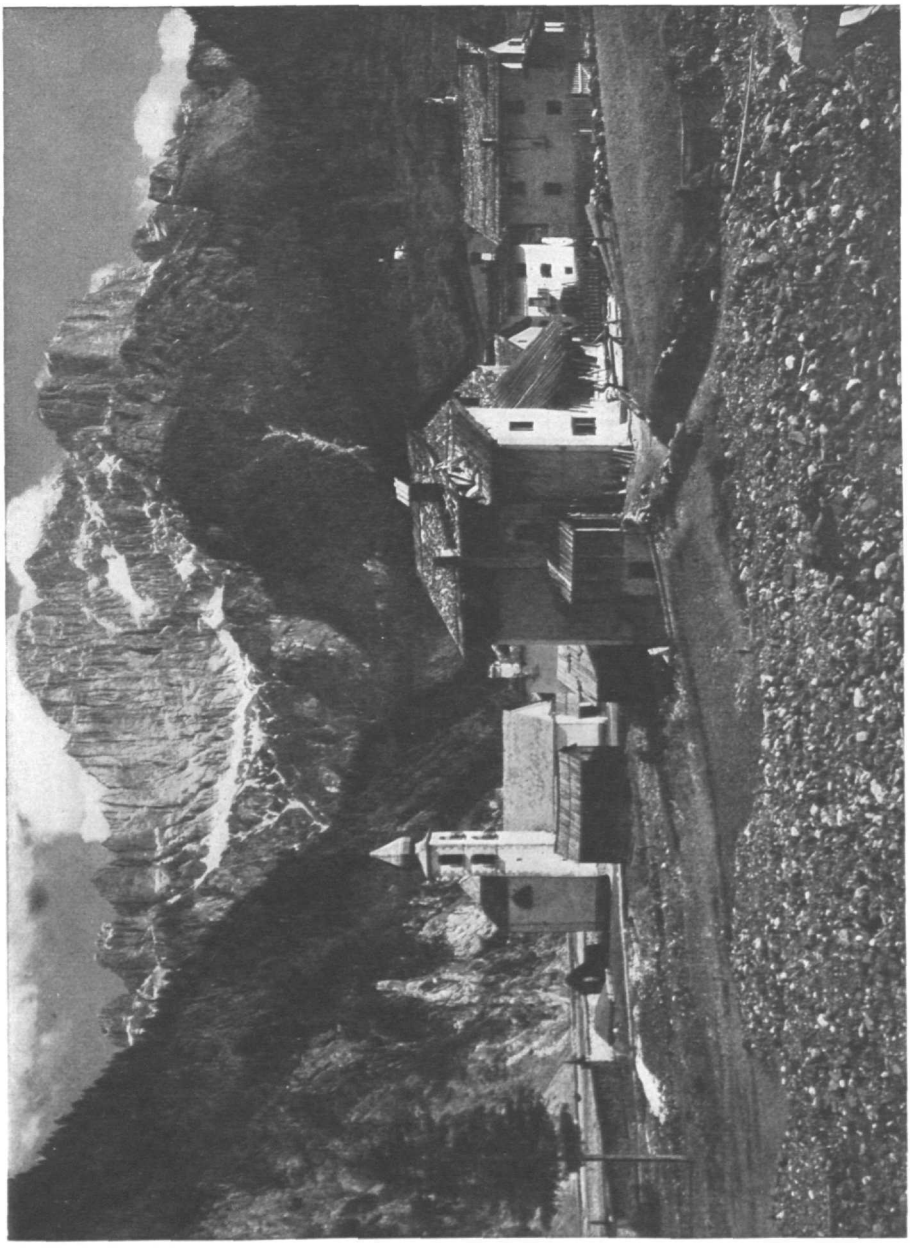


Civetta-Nordwestwand. Das Loch zeigt die Biwakstelle in der Wand (300 m)

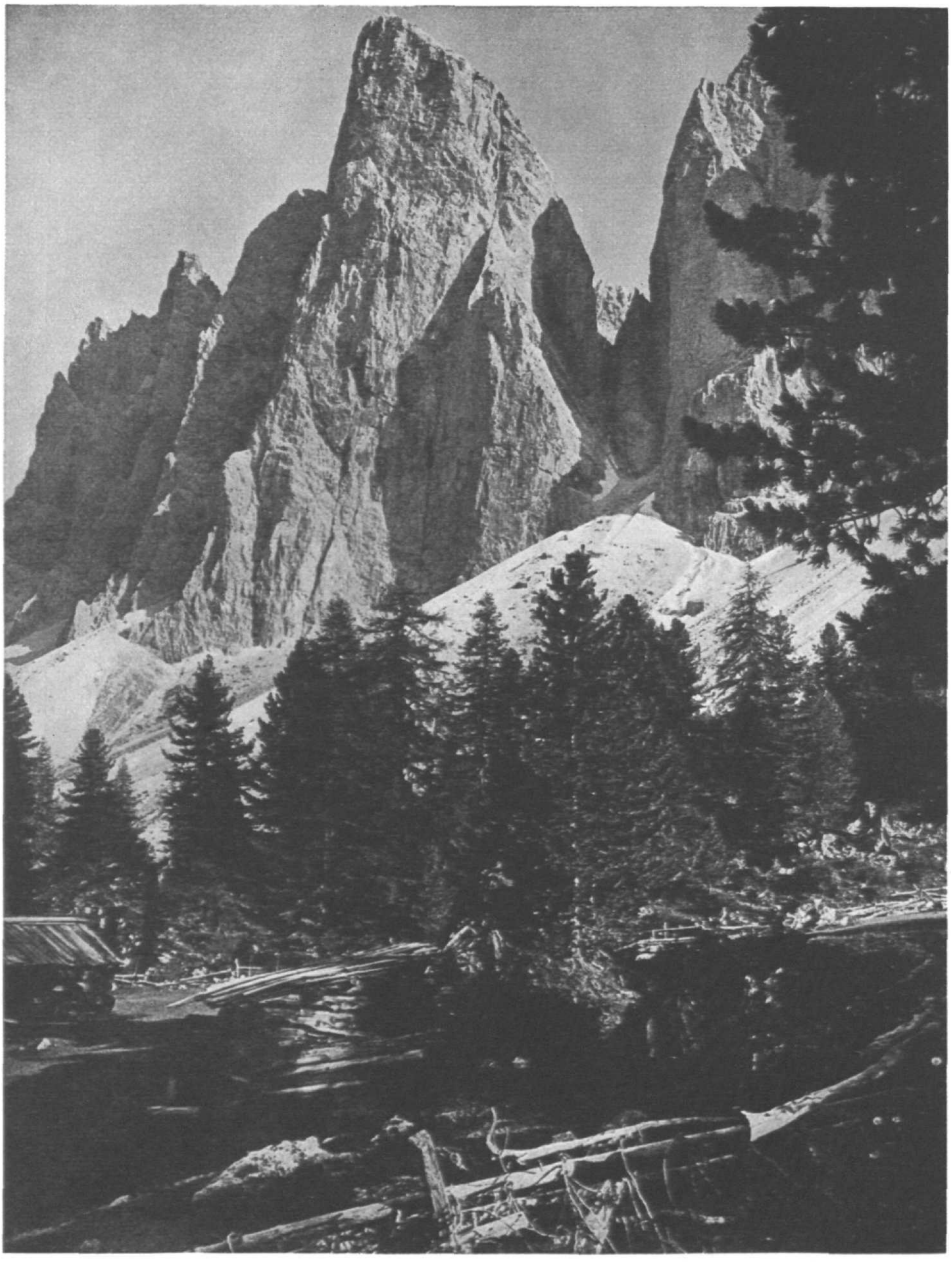


Links Saß Maor — rechts Madonna (von San Martino aus

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK



Le Grazie und die Civetta



Die Furchetta-Nordwand von der Broglesalpe aus

Universitäts-Bibliothek INNSBRUCK

dings um ein gutes Stück zu groß waren. Der Kamin brachte uns auf einen terrassenartig abgesetzten Felssporn, der links der großen Schlucht an den letzten, steilen Wandabsatz führt. Verschiedene Durchstiege scheinen hier möglich zu sein, wenn sie auch alle nicht sehr vielversprechend aussehen. Die Orientierung würde uns keine großen Schwierigkeiten mehr bereiten; wir wollten einer kleinen Scharte zustreben, die etwa 200 *m* über uns von der soeben scheidenden Sonne beleuchtet wurde. Ein überhängender Riß brachte uns in eine schwarzgelbe, wasserdurchronnene Gufel, aus der ich an winzigen Griffen zu einem kleinen Riß emporkletterte. Ein letzter Haken fuhr unterhalb eines Überhanges singend in den Fels, da entfiel mir der Hammer, den ich bei dem vom Felssporn ab gesteigerten Tempo nicht mehr genügend gesichert hatte. Er verhängte sich glücklicherweise einige Meter tiefer in den Felsen, so daß ich den Durchgänger wieder einholen konnte. Im Dämmerlicht kletterten wir höher, so rasch es die wechselnden Schwierigkeiten erlaubten. Ich empfand deutlich, wie sich nach dem zermürbenden Gang im Fels und bei dem Wettrennen mit der hereinbrechenden Nacht die entgegengesetzten Schwierigkeitsbegriffe allmählich zu einer mittleren Linie verschmelzen. Während der Körper jedwede Anstrengung schon als schwierig empfand, waren die Nerven nunmehr selbst gegen ungewöhnlich schwere Stellen vollkommen abgestumpft.

Die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, unser Weiterweg schob sich zu einer schwarzen, ungegliederten Masse zusammen. Während wir mühsam unseren Weg zur befreienden Grathöhe suchten, hatte der mächtige Schattenriß der Marmolata seine überragende Höhe eingebüßt. Der Grat konnte daher nicht mehr fern sein. Eine Dohle strich plötzlich dicht über uns und ein kühler Wind erzählte vom nahen Gipfel. Wir erkletterten eine letzte brüchige und überhängende Stelle und standen dann in dunkler Sternennacht auf einer Schneewehe des Nordostgrates: Die Civetta-Nordwestwand war unser!

Das Seil fiel zu Boden, zum letztenmal, dann fanden sich die Hände zum festen, wortlosen Druck. Beim gespenstisch flackernden Licht der Laterne wanderten wir langsam über lose Platten dem höchsten Punkte zu, kaum 40 *m* von der Ausstiegsstelle entfernt. Später bezogen wir kurz unter dem Gipfel in greifbarer Nähe eines Schneefleckes das Biwak und schlüpften in unser kleines Zelt. Noch war der Mond nicht aufgegangen, matt leuchteten die Sterne, und unten im Tale ballten sich graue Nebelschleier. Kurze Zeit nach Mitternacht starrte ich aus der dünnen Batisthülle; der Nebel stieg aus dem Tale und umfing auch uns mit seinem dunklen Grau. Da durchdrang die dichten Schleier ein blutroter Schein — der Mond. Die hehre Stimmung des nächtlichen Bergzaubers hielt mich vollständig gefangen. Um 2 Uhr morgens stand die gelbe Scheibe siegreich über den Nebelschwaden, so daß wir bei ihrem milden Licht den Abstieg über die uns unbekannte Südostflanke antraten. Der helle Tag war um uns, als wir unten im Kare standen und unser Seil in Ordnung brachten.

III. Die Ostwand des Saß Maor

Als ich im Winter 1925/26 an einer internationalen Schikonkurrenz in San Martino teilnahm, da zog die Spur des Langlaufes um einen majestätischen Berg, den berühmten Cimone della Pala. Da war in mir der Wunsch geboren, auf diesen Palabergen zu stehen, wann schmeichelnder Föhn und erwachte Sonne sie ihres Winterkleides beraubt. So bin ich denn im darauffolgenden Sommer mit meinem Begleiter Franz Kummer aus Rosenheim gekommen und sehe nun die kühnen Felsgestalten von San Martino aus.

Am ersten Morgen schon verlassen wir unser Quartier in sternenheller Nacht und steigen über die Scaletta zum Passo di Ball. Eben küßt die erste Goldflut der Sonnenstrahlen die Türme des Rodatalkammes, und wir schauen und staunen. Turm auf Turm schwingt sich vom Campanile Bartolomae bis zur Cima Val di Roda auf, der zeitberechnende Blick schweift vom schmalen Gipfel hinab zur Scharte, dann zum nächsten

Gipfel und wieder zur Scharte und so über sieben kühne Recken. Die mittleren Türme: Adele, Vettega und Castrozza sind die mächtigsten; beinahe 300 *m* streben sie aus den engen Scharten empor. Längst stand diese alpine Felsfahrt auf meinem Programm. Die Zinnen waren erst dreimal überschritten worden, eine Beschreibung hatte ich allerdings nie zu Gesicht bekommen.

Der Blick reißt sich los von dem eindrucksvollen Bilde, wir überschreiten den Paß, bald muß zur Rechten ein kühn geschwungenes Horn auftauchen, das seine hohe und oft versuchte Mauer schmal und trotzig nach Osten stellt — der Saß Maor. Einige Wegserpentinen führen uns hinab zur Unterkunftshütte am kleinen Pradidalesee, in dem wie toll ein brauner Schäferhund plätschert, ein lieber Spielgenosse an Rasttagen. Da halten wir inne und schauen zum ersten Male die erträumte Ostwand des Saß Maor. Sie zeigt uns ihr übersteiles Profil, mit mächtigen, gelben Überhängen — wuchtig und unnahbar starrt diese Bergmauer herüber.

In der Hütte plauderten wir mit dem freundlichen Wirt und schlürften unseren Tee, doch wir standen schon ganz im Banne der eben Geschauten. Nachdem wir unser entbehrliches Gepäck dem Wirte übergeben hatten, nicht ohne eindringlich darauf hinzuweisen, daß er wegen eines eventuellen längeren Ausbleibens keine Bedenken haben bräuchte, eilten wir hinab ins Pradidaletal. In steilem Zickzack bringt uns der Weg tiefer und tiefer, indes die Wand immer höher wächst. Erst nachdem wir 800 *m* Höhe verloren hatten, konnten wir zu einem glattgewaschenen Vorbau hinüberqueren. Bei einem großen Felsblock zogen wir unsere Kletterschuhe an, dann ward die Ausrüstung nochmals geprüft und geordnet. Das Mosettigbatistzelt schien uns in Anbetracht der vorgerückten Zeit — es war schon ½12 Uhr mittags — am allerwichtigsten. Laterne, Reservefeil und Proviant, das fand noch im Rucksack Platz, während das schwere Seil und das Kletterrüstzeug der andere übernahm. Dann turnten wir durch dichte Latschen und standen bald vor der Riesenmauer, die ungefähr 1100 *m* zum Himmel aufstrebt.

An der linken Wandseite lehnen gestufte Pfeilerbauten, die wahrscheinlich ohne besondere Schwierigkeiten über die erste Wandhälfte hinwegbrächten, aber dann sieht es sehr schlecht aus. Vom Gipfel zieht eine Depression herab, die oberhalb gelber Bänder abbricht. Ob diese lange Verschneidung den Durchstieg vermittelt, erschien mehr als fraglich. Gunther Langhes hatte uns erzählt, daß erst vor einigen Tagen der letzte Versuch am Beginne dieser überhängenden Wandzone gescheitert war; der Abstieg sei auf dem gleichen Wege ausgeführt worden. Die Uhr zeigte genau die Mittagsstunde, eine mehr als bedenkliche Zeit zum Versuch einer derart hohen Wand, die noch dazu mit ihren fraglichen Stellen erst im oberen Teile aufwartet. Wir erwogen eingehend das Für und Wider, doch unser stürmischer Drang zur Tat verdrängte die nüchterne Vernunft. Über weißgewaschene Platten hatten wir uns den Anstieg ausgeklügelt, bis zu einem latschenbedeckten Bande, auf dem ich auf einem Blocke sonnengebleichtes rotes Markierungspapier entdeckte. Die Glut der Sonne ließ uns schmachten, und unsere Last war hart und schwer. Ich querte auf einem Bande in südlicher Richtung weit nach links, um Wasser zu finden. Riesengroße Köpfe silbergrauen Edelweißes nickten mir aus Felsenspalten und Rasenschöpfen zu. Nach einigen Unterbrechungen brachte mich das Geröllband an eine kleine Schlucht, wo das heißersehnte Naß niederstäubte, leider von der Mittagsglut jeglicher Frische beraubt. Als ich zurück kam, machte mein Begleiter den Abstecher zur Labe, dann kletterten wir über festgriffige Felsen weiter; doch das Tempo war infolge der argen Hitze langsam und schleppend. Nach drei Stunden erreichten wir den obersten Wandpfeiler, der mit einem wagrechten Sattel an die Hauptwand und damit zu einem gewaltigen, hohen Kamine führt. Wir fanden hier die Spuren unserer Vorgänger in Form von Obstkernen und Papierfetzen; auch wir hielten an dieser Stelle späte Mittagsrast. Nach kurzem Imbiß kletterten wir weiter, immer noch ohne Seil. Doch bald kam es ernster, denn eng und griffloß ward der schräg eingeschnittene Kamin,

und über uns, da steckte schon der erste Mauerhaken! Hier war die Kaminreihe zu Ende und ging völlig in die steile Wand über, dicht bei einem kleinen Geröllbande, auf dem wir ausruhten und den Weiterweg betrachteten. 3 *m* über uns steckte ein Haken bis zum Ring im Fels und über der anschließenden, engen Verschneidung nochmals einer mit eingehängtem Karabiner; das war also der bisher erreichte höchste Punkt.

Wir verbanden uns durch das Seil und überwanden die nicht leichte Stelle, die auf ein Köpfl führte. Hier aber sah es fast aussichtslos aus. Die große Verschneidung, die wir in Betracht gezogen hatten, ist durch Überhänge versperrt, der linke graue Wandteil ist glatt und ähnelt einer verbeulten Panzerplatte. Immerhin versuchte ich, in der Verschneidung emporzukommen. Abstehende Platten bilden eine eigenartige, unsichere Kletterstelle; nach etwa 8 *m* erreichten wir ein schmales Geröllband. Hier setzt ein enger, rotbrauner Riß an, den ich zu durchklettern versuchte. Ich hatte bereits einige Meter gewonnen, doch es ging nicht; ich mußte wieder zurück. Vielleicht, wenn der Weiterweg oberhalb des Risses besser ausgesehen hätte, wäre es meiner Zähigkeit gelungen, den Riß zu erklettern, doch droben war es sicher aussichtslos. Vom Bande aus gewann ich nun eine rundliche Kante zur Rechten und klomm an ihr nach oben — auch hier geht es nicht, wiederum mußte ich zurück. Ich querte noch weiter nach rechts, an einem Felsköpfl vorbei, bis ich nach oben in eine brüchige Nische kommen konnte. Rasch folgte mein Gefährte nach, während ich selbst für diese Versuche viel Zeit und Kraft verbraucht hatte. Trotzdem zeigte die Uhr erst knapp die fünfte Stunde. Als ich in die Tiefe der Täler blickte, traute ich meinen Augen kaum. Nach Wochen herrlichsten, wolkenklaren Wetters schlichen nun weiße Nebel die Wände entlang. Über uns wallte es ebenfalls grau — mußte das just heute sein? Wir hofften auf unseren guten Stern und beschlossen, weiterzugehen. Die nächsten 35 *m* waren sehr abwechslungsreich, doch ununterbrochen äußerst schwer, denn der Fels ist von gelblicher Farbe, also brüchig und rissig. Ich spreizte eine Verschneidung empor, immer spärlicher werden die Angriffspunkte. 1 *m* unter dem Ende der Verschneidung mußte ich den ersten Sicherungshaken in den Fels schlagen. Schnell sitzt der Haken. Mit Seilzug querte ich aus dem flachen Winkel nach rechts und kletterte zu einem dachartigen Überhang hinauf, unter dessen Wulst ich für beide Hände Halt fand. So hangelte ich nun einige Meter nach rechts, bis die ausbauchende Rippe freundlicher ward, und dort versuchte ich darüber hinwegzukommen. Nach den Anstrengungen der Verschneidung und der Hangeltraverse war das noch ein saftiges Kraftstück, doch es gelang. — Ich kam zu einem spärlichen Stand, wo ich mich mittels Mauerhaken sichere. Bald war Franz bei mir; die Stelle hat ihm mit dem Rucksack wohl noch mehr Schwierigkeiten bereitet. Wir standen nun im dichten Nebel inmitten sehr fragwürdiger Stellen. Nur nach abwärts stand uns vorläufig der Weg offen, doch das schräge Abseilen, das im Falle eines Rückzuges notwendig wäre, brächte ebenfalls ganz erhebliche Schwierigkeiten. Die Wandzone über uns ist wohl der größten Kletterkunst verschlossen, dazu stellt der drückende Nebel die stärksten Ansprüche an die psychische Kraft. Im Falle eines Rückzuges dürfte die Orientierung zum Felspfeiler unter keinen Umständen verloren werden, sonst hieße es über eine 800 *m* hohe, glatte Wand abseilen! Links von uns war ein fast wagrechter Riß eingesprengt, dort suchten wir den Weiterweg. Das Hinüberkommen war nicht allzu schwer, aber der Riß drängte den Körper weit hinaus. Lang kämpfte ich mit den griffarmen, brüchigen Platten, und erst, nachdem ich einen Haken angebracht hatte, gelang es mir, durchzukommen bis zu einer Kante. Ich zählte genau die Meter, die wir gequert hatten, und rechnete aus, wie weit wir vom Anstiegslot noch entfernt waren, dachte ich doch immer noch mit Bangen an einen Rückzug. Da tauchte links aus dem Nebel gestuftes Felsgelände. Was uns dort wohl erwartet? Wir querten weiter unter mächtigen Überhängen durch und waren nach 25 *m* auf diesen geneigteren Felsen. Ich stellte fest, daß wir nun doch wieder in jene Riesenverschneidung gekommen waren,

die wir schon weiter unten versucht hatten. Schade, daß der Blick in die Tiefe vollständig verhüllt war. Das vielversprechende Gelände ist leider nur ein flacher Absatz von 10 *m*, dann schneidet die Schlucht wieder in unheimlicher Steilheit nach oben in den grauen Dunst. Wir suchten uns den Weiterweg zur Höhe, der Fels war wieder fester. Eine 15 *m* hohe Wandstelle führte zu einem engen Riß mit überdachtem Einstieg. Links des Risses befindet sich ein etwas leichterer Wandwulst. Ich packte ihn an, um dann oberhalb in den Riß hineinzuqueren. Mit dem linken Fuß stand ich auf einem kleinen Tritt am Überhang, der rechte verhielt sich abwartend, wie weit ihm der Zug der Hände den Spreizschritt nach oben erlauben würde. Die Hände suchten in Brusthöhe nach Haltepunkten, bis die Linke eine plattige Einbuchtung als mäßigen Halt fand. Die Rechte sondierte einen Block, der einen wagrechten Riß aufwies, jedoch fest schien. Da außer diesen Angriffspunkten nichts vorhanden war, mußte ich es wohl versuchen. Ein mäßiger Druck nur, und schon bricht der Block heraus und rutscht mir gegen die Brust, während eine Menge kleiner Steine in die Tiefe sausen. Franz ruft sofort herauf: „Obacht, ich bin ganz ungedeckt!" Schnell entgegne ich ihm: „Rasch an die rechte Wand, und wenn du meinen Schrei hörst, so schwinge das Seil in einer großen Welle heraus." Ich mußte handeln, die linke Hand krampfte sich am flachen Griffe, mit der Rechten schob ich den Stein unter dem linken Arm hindurch und stieß ihn mit einem lauten Ruf so weit als möglich in die Wand hinaus. Bange Sekunden, ein Krachen und Bersten — gut vorbei! Nun kletterte ich etwas zurück und versuchte unter dem Überhang mein Heil mit einem der treuen Mauerhaken. Als er gut im Fels saß, war ich mit meiner Spannkraft zu Ende. Ich mußte unbedingt rasten und mich erholen, so sehr mich auch die Ungewißheit des Weiterweges bedrückte. Wie viele Bergsteiger opponieren gegen den Mauerhaken; ich stand hier oben auf abschüssigem Stand, zu müde, um ganz hinabzuklettern, und bin froh über diese einzige Stütze. Ich erzählte Franz, wie die ganze Sache gekommen war, wir plauderten, doch nicht munter, wie sonst nach überstandenen Gefahren; ein drückendes Gefühl lastete auf uns, und nur ernste Worte fielen. Meine Unruhe ließ die Ruhepause nicht lange währen. Ich nahm die Stelle nochmals in Angriff und versuchte diesmal den Rißwulst selbst zu überklettern. Rechter Arm und Fuß zwängten sich hinein, die linken Gliedmaßen stützten in der griffloſen Wand und so schob ich mich zollweise nach oben. Welche Überraschung, der Riß weitete sich bald zum Kamin! Leider war das Seil ausgeklettert und bannte mein Aufwärtsdrängen zu unerträglicher Wartezeit, bis Franz nachgekommen war. Was wird wohl nun folgen?

Da glänzte von einem Kaminabsatz ein winziger Glassplitter — ich dachte an den versandeten Kletterschuh der Furchetta. Nein, so gipfelnah konnten wir noch nicht sein; aber der gleißende Splitter zeugte jedenfalls von Menschen, die über uns gesessen haben, ich hoffe nicht allzu hoch. Es ist ½7 Uhr. Unser Tempo war in Anbetracht der Schwierigkeiten immerhin rasch gewesen. Ich erwog ernstlich, hier auf dem Köpfl, das den Abschluß des Kamins bildete, das Freilager zu beziehen. Doch was konnte uns der tückische Nebel und die lange, kalte Spätsommernacht alles bringen. Wir mußten kämpfen bis zum Äußersten. Es wird keine Stunde mehr dauern, dann versinkt der Tag! Wenn wir bis dahin geneigteres Terrain antreffen, so würde uns der Laternenschimmer schon weiterhelfen. Es mußte also sein; ich gab mir einen Ruck und stieg leicht und frei in die endlos steilen Felsen, die nach oben führten. Zu meinem Gefährten sagte ich tröstend und spornend: „Franzl, wir kommen schon noch heute durch!" Er hatte noch keine solche Bergfahrt gemacht, war aber mit allem einverstanden, auch wenn wir heute nicht durchkommen sollten. Der Fels wurde äußerst schwer, keuchend maßen sich wieder die warmen Muskeln und der kalte Fels. Ich stand an einer hellen Platte, an der alles bröckelte und brach, und arbeitete mich mit äußerster Ruhe darüber hinweg. Ich wußte, die Stelle ist tollgefährlich, und trotzdem hatte ich das Gefühl absoluter Sicherheit. Und wäh-

rend die Gedanken um die fernliegendsten Dinge kreisten, hämmerte der Wille in einem fort: „Weiter, weiter!" „Nicht weiter, das Seil ist aus," tönt es da plötzlich von unten herauf, „ich komme nach." — „Komm, Bambino, wir zünden nun die Laterne an — bist du müde?" „Nein, gar nicht." Ich also klomm weiter, die Laterne zwischen den Zähnen. Ein breiter Stand — „Nachkommen!" Dichter Nebel, dunkle Nacht — wir stießen an Flaschen und Scherben, wir standen auf dem Gipfel! Ich warf eine Flasche über die Wand hinab, die wir gekommen sind —, kein Laut in der Nacht.

Wir saßen auf dem gerollten Seil in der Batisthülle unseres Zeltes oberhalb der Madonnenscharte, die der junge Winkler seinerzeit als Erster betrat. Kurz vor Einbruch der Nacht war er noch zum jungfräulichen Gipfel emporgeklettert, um dort oben seine Beiwacht zu erleben. Langsam wurde es Mitternacht, schneidende Kälte drang durch die leichte Hülle des Zeltes, Regen strömte hernieder, und das Wasser lief unter dem Seil durch, auf dem wir kauerten. Wir setzten kleine Metallstücke in Brand, doch sie verschlucken den Sauerstoff und drohten zu verlöschen, weshalb wir die kalte Nachtluft hereinlassen mußten.

Endlich graute der Morgen, aber wir konnten uns nicht zum Abstiege aufraffen. Draußen war immer noch Nebel und sprühte feiner Regen auf eiskalte Felsen. Da krachte ein Stein herab, wir schnellen auf, es war hohe Zeit. Das bocksteife Seil wurde in den Rucksack gestopft, die Zelthülle zusammengerollt und am Rucksack aufgebunden, und dann ging es eiligen Schrittes hinunter zur Madonnenscharte. Unfreundlich sah es hier nach beiden Seiten aus. Uns war weder der Abstieg nach der einen Seite, noch nach der anderen Seite bekannt, da aber Martino rechter Hand liegt, versuchten wir es auf dieser Seite. Mit Kletterschuhen ging es über Fels und Eis, Regen im Nacken und bald am ganzen Körper. Steiler, immer steiler wurde die zerrissene Flanke, links blickte schattengleich die Schleierkante der Madonnenspitze aus dem Nebel. Am Seil ging die Fahrt mehrmals hinab, bis uns eine Schlucht den Weg versperrte. Wir kehrten deshalb etwas höher zurück, querten die Schlucht weiter oben und kamen auf rasendurchsetzten Fels. Dort drängen wir nun hinab auf eine 300 *m* hohe Wandstufe. Doch auch diese ließ sich überlisten; unsere letzten Mauerhaken halfen uns durch, wir machten eine letzte luftige Fahrt frei über 35 *m* und standen unten im Kar an einem Schafsteig, der sich nach kurzer Zeit mit dem richtigen Steig zur Madonnenscharte vereinigte. Da zeigte sich denn, daß der gebräuchliche Anstieg im weiten Bogen um die Cima della Madonna herumführt und die Scharte von der anderen Seite betreten wird. An verlassenen Almhütten vorbei kamen wir auf eine ehemalige Kriegsstraße, die in flachen Windungen ins Tal hinabführt.

Weiß leuchteten die Mauern von San Martino. Wir traten in zerfetzten Kletterschuhen nach 35stündiger harter Arbeit in das Vestibül des Hotels, gingen vorbei an eleganten Gesellschaftsräumen, in denen weiche Töne süßer Musik die Öde des Regentages bannten und zum Tanze lockten. Ich hörte noch die übermütig losgelassene Parodie: „Madonna, du bist schöner als der Saß Maor" —

Köstlicher Schlaf entführte uns der Wirklichkeit. Dann zogen wir am nächsten Sonnenmorgen neugeboren wieder in unsere Höhen, die uns tiefes Erleben schenken. Am Waldrand schaute ich zurück auf die verdunkelten Fenster des Hotels, dann entzündete das Doppelgestirn Madonna-Saß-Maor des Morgens Bergfeuer. Es brannte sich tief hinein in meine Seele und schmiedete die Bande noch fester, in die mich die Berge geschlagen, seit ich zum ersten Male sie betrat.

Aus einsamen Fassaner Bergen

Von Dr. Hans Kiené, Bozen

Die Sehnsucht eines Bergsteigers, der Jahr um Jahr fast jeden freien Tag im Gebirge verbringt und in den meisten heimatlichen Gruppen wie zu Hause ist, nach Landschaftsbildern, die er noch nicht gesehen, ist begreiflich. Es ist die Sehnsucht, die ihn von der Modetur, von den überlaufenen Gebieten fort in die Einsamkeit entlegener und selten besuchter Berge treibt, wo er keine sportlichen Sensationen sucht und findet, sondern wo er Ruhe hat, rastet und genießt. Wie wunderbar diese Einsamkeit ist, diese Unberührtheit und Unberühmtheit, diese heilige Stille, dieses idyllische Fernsein vom Siegesruf des Sports und vom lauten Getriebe vollgepfropfter Hütten, darauf kommt man erst in älteren Jahren, wenn man zum landschaftlichen Feinschmecker geworden und schon ein wenig jenen alpinen Ehrgeiz abgelegt hat, der einen in der Jugend stets den höchsten, bekanntesten und schwierigsten Gipfeln zutrieb und all das andre „unbedeutende Zeugs" übersehen ließ.

Ein wenig verbraucht schon vom Leben selbst und alpin ein wenig blasiert geworden, empfindet man es da als unendliche, nervenberuhigende Wohltat, den ganzen Tag über blühende Almen zu wandern, auf denen man keinem Touristen, sondern höchstens einem weltfremden Hirten und neugierigem Vieh begegnet, auf unbekannte Gipfel zu steigen, auf die kein von Enthusiasten gestiftetes Gipfelbuch den Konkurrenzkampf der Stadt hinaufgetragen hat, durch öde Kare und hinterste Täler weglos zu bummeln, wo keine Geräusche zu hören sind außer dem Kreischen aufgeschreckter Schneehühner, dem Rauschen eines Baches oder dem Steingescholler einer Lammer, wo keine markierten Pfade laufen und kein Edelweiß gerupft wird. Wie empfindet man es da als köstliches Geschenk, in weitem Umkreise als einziges menschliches Wesen an den Gestaden entlegener Bergseen, in der Wildnis eines stillen Talschlusses, auf den Bändern unbeschrittener Grate zu liegen und die Brust der Sonne, das Auge den Wolken zu öffnen!

Da kommt man dann langsam darauf, daß es überall schön ist; schöner dort, wo kein vielumworbener Modedolomit seine unerhört kühne Kontur in madonnenblauen Himmel graviert, dort, wo keine Riesen die gleißenden Schilde ihres Gletschers dem Sonnenstrahl entgegenhalten, wo noch kein begeistertes Wort und kein idealisierendes Lichtbild eine Naturschönheit zum Allgemeingut gemacht hat. Da kommt man dann auch langsam darauf, daß es noch so unendlich vieles zu schauen gibt; man erfaßt, wie prächtig es ist, in stummer Einsamkeit die Reize einer noch unbekannten Landschaft sinnlich zu fühlen, wie süß, dem Tiere seine himmlische Trägheit und seine programmlose Kraftvergeudung abzulauschen, den Tag zu genießen, die Gipfel zu nehmen, wie es der Augenblick eingibt, ohne gedruckte Gebrauchsanweisung, Gipfel, für die es eine solche mangels „touristischer Bedeutung" des Objekts gar nicht gibt, Gipfel, die draußen wo stehen, niedrig, einsam, unbekannt. Da kommt man dann auch langsam darauf, daß das mit der touristischen Bedeutung ein Trug ist, den der Mensch den Bergen angetan hat, antun mußte, um ihre Größe zu sich herabzuziehen. Berge werden einem lieb, die alpin keine Rolle spielen, deren Tücken und Schwierigkeiten und deren heimliche Schönheiten man allein, wie absichtslos, fand — und das Bewußtsein, in trauten, einsamen Stunden einer der wenigen gewesen zu sein, denen

sich neue Intimitäten des Gebirges erschlossen, ist oft eine wertvollere, tiefere, bleibendere Erinnerung als jene an Leistungen, die zur „Klasse" zählen und von denen jeder weiß: wo, was, wie —

Man kommt aber auch drauf, wie unvermutet groß die kleine Heimat ist, und wie viele unbekannte Winkel es in ihr noch gibt, an welchen man jahrelang achtlos vorbeigerannt ist, sogenannten „höheren Zielen" zu; und wie ungenau, wie nur beiläufig man alles weiß, trotzdem man schon soundso oft da und dort gewesen ist; und wieviel Jahre, und welche Unmenge von Beobachtungen und Erfahrungen es braucht, um ein vollständiges, restlos richtiges Bild eines einzelnen Bergs oder gar einer ganzen Gruppe zu gewinnen, um einwandfrei zu wissen und gesehen zu haben, wie das alles sich gliedert und einfügt, zusammenhängt und sich aufbaut, und wieviel unbekannte Züge das Antlitz der Heimat besitzt, wie sein Ausdruck wechselt von jedem neuen Ort aus, von dem man es ansieht. Und mit diesem intensiveren Erfassen auch des Nebensächlichen und Abseitsliegenden gelangt man zur genußreichen Erkenntnis von Schönheiten, die einem vordem verschlossen waren, weil man ihnen zu draufgängerisch und anspruchsvoll nahte und nicht die reife Ruhe besaß, die notwendig ist, um sie in ihrer elementaren Einfachheit zu würdigen.

Ohne es zu fühlen, gelangt früher oder später jeder vielgewanderte Bergsteiger auf diesem Standpunkt „alpiner Blasiertheit" an; es ist eine ganz natürliche Sache; die Sporttouren sind absolviert, reizen nicht mehr; man sucht das Einzelne, wo es in herrlichen Akkorden klingt, auch in der Landschaft. Freund Mahlknecht, der seit 30 Jahren im Sommer und im Winter mindestens einen Tag der Woche in den Bergen verlebt, der als Hüttenwart des Schlernhauses im Laufe von 21 Jahren einige hundert Mal auf den guten alten Schlern hinauf „mußte", der war der erste, der plötzlich immer wo anders hin wollte, immer wohin, wo er trotz seiner intensiv betriebenen Bergsteigerei doch noch nicht gewesen; in Täler und Tälchen hinein, über Pässe, auf Gipfel, die er noch nie durchwandert und erstiegen, und auf die es ihn trieb in dem Bedürfnis, eine Lücke zu füllen, eine Erfahrung zu ergänzen im großen Bilde seiner alpinen Anschauung. Mit seinem gebirgstüchtigen Automobil war ihm und uns in den meist zur Verfügung stehenden 36 Stunden vom Samstag mittags bis Sonntag abends von Bozen aus ein Aktionsradius gegeben, der von Sexten bis zu den Gardaseebergen, von der Sesvenna bis zur Birnlücke, vom Becher bis zur Pala reicht. Wir standen mit Hilfe dieses Autos von Bozen aus schon in viereinhalb Stunden auf dem Gipfel der Boë, in zwölf auf dem Scheitel des Bioz. Und so trug uns die Initiative unseres Freundes und sein Kraftwagen, als technische Erleichterung bergsteigerischer Absichten, auch zu wiederholten Malen in die im folgenden beschriebenen, einsamen Fassaner Berge, in denen wir manch herrlichen Tag verlebten in schöner, ruhiger, von wenigen gekannter Bergwelt.

Erster Teil

Aus der südwestlichen Marmolatagruppe

In der Marmolatagruppe entwickelte sich die touristische Erschließung ganz systematisch vom Zentrum, der Marmolata selbst, aus, hinaus zu den Neben- und Seitenzügen ihres Gebirgssystems. Es ist dies natürlich; denn in keiner anderen Gruppe liegt der Hauptgipfel so schön zentral und ist von so auffallend dominierender Qualität wie gerade hier; in wenig anderen Gruppen auch ist die von den Neben- und Seitenkämmen eingenommene Fläche so umfangreich, so weit nach allen Richtungen hin ausgreifend. Neben der „Königin der Dolomiten" verblassen ihre Trabanten; die Königin selbst ist ein großer Modeberg geworden, während ihre Begleitung — Ombretta, Sasso Vernale, Punta dell' Uomo, Col Ombert vielleicht jährlich eine

Partie, die anderen Berge der Gruppe nicht einmal dies, bei den Steinmännern ihres Gipfels begrüßen dürfen. Eine Unterbrechung in dieser Beziehung brachte nur der Krieg, da 1915/16 die österreichische Front von Fedaja über Col de Bois, Marmolatascharte, Contrin, Col Ombert zu den Cadinospitzen und von dort über Costabella, Campagnacia, Sellepaß zu den Höhen des Allochet und der Rizzoni lief, während die italienische Gegnerin die Ombrettagipfel, den Sasso Vernale, die Ombrettola, den Cirellepaß und die Südhänge des Kammes gegen San Pellegrino zu innehatte. Es wurde in diesem Abschnitte erbitterter Gebirgskrieg geführt, zwar ziemlich erfolglos auf beiden Seiten, aber als Erinnerung daran hat mancher Gipfel sein Gesicht verändert und zeigt heute noch die langsam zerfallenden Spuren intensiver menschlicher Tätigkeit. Wir aber wollen dieses Kapitel unfreiwilliger Turistik, welche Tausende von Menschen Monat um Monat, im Sommer und im Winter, auf diesen Höhen festhielt, vergessen, und festhalten, was friedliche Bergsteiger hier fanden, sahen und leisteten.

In der Beschreibung der südlichen Marmolatagruppe von Prof. Hans Seyffert (Zeitschrift 1898), der eine Skizze beigegeben ist, wird zwar auch der Zug westlich der Punta dell' Uomo behandelt, als dessen Gipfel jedoch nur die „Cima Cadina", die „Cima Lasté", die Costabella und die „Rissoni" genannt. Mit diesem Begriff „Rissoni" wird alles westlich der Cima di Costabella abgetan. Es wundert uns nicht, daß Herr Seyffert diesen Ausläufern keine größere Bedeutung beimaß und ihnen keine intensivere Beachtung schenkte. Damals waren in der Marmolatagruppe noch viel schönere, wichtigere Probleme zu lösen, war noch Hochalpines in des Wortes bestem Sinne zu leisten, so daß wir es verstehen, daß man mit der Punta dell' Uomo abschließen konnte. Nichtsdestoweniger hat Herr Seyffert schon damals (S. 335, 336) die geographische Selbständigkeit der Monzoniberge ausgesprochen und, trotzdem er die Monti Rizzoni noch dem Westzuge der Punta dell' Uomo beizählt, richtig den Paß Le Selle als Grenze zwischen der eigentlichen Marmolatagruppe und den Monzonibergen angegeben.

Alfred von Radio-Radiis gebührt das Verdienst, die Nomenklatur des westlichen Zuges endgültig festgestellt und die turistische Erschließung desselben durchgeführt zu haben. Im Aufsatze „Aus der Marmolatagruppe" in der Zeitschrift 1905 ist das diesbezügliche Material enthalten. Er ist schon weiter nach Westen vorgedrungen: sein letzter Gipfel ist die Cima di Campagnacia. Musterhaft in jeder Beziehung nahm sich die vom D. u. Ö. Alpenverein herausgegebene Karte der Marmolatagruppe des Gebietes an. Der „Hochturist" Band III, 1911, hinwiederum ist ungenau und unausführlich; er enthält nur die Cima di Colbelli, die Cima di Campagnazza und die jenseits des Sellepasses gelegene, unbedeutende Punta Selle, während die turistisch mindestens ebenso wichtigen Gipfel der Creste di Cadino, Punta di Cadino, Cima delle Vallate, Cima und Sasso di Costabella, Saß da Lastei, der ganze Zug der Punta dell' Ort sowie die Hauptgipfel der Monzonigruppe überhaupt fehlen. Wir haben also westlich der Cima di Campagnacia zwar kartographisch trefflich festgelegtes, aber von der alpinen Literatur bisher gänzlich vernachlässigtes Gebiet vor uns, und zwar, noch zur eigentlichen Marmolatagruppe gehörig, den Zug der Punta dell' Ort, sowie jenseits des Passes Le Selle den ganzen, großen Stock der geologisch und mineralogisch so berühmten Monzoniberge.

An der Hand der Alpenvereinskarte sehen wir, daß mit der Cima di Campagnacia der Zug noch lange nicht zu Ende ist. Die Karte zeigt noch eine bedeutende Fortsetzung desselben und verzeichnet auch eine Reihe von selbständigen Gipfeln: den Gran Lastei, 2713 *m*, und Piccol Lastei, 2691 *m*, letzteren unmittelbar nördlich des Passes Le Selle, ferner in dem nach Norden biegenden Kamme die kühn geformte Punta dell' Ort, 2686 *m*, welche drei Grate aussendet: Nach Nordosten den als

Endpunkt den Saß da Pecol, 2416 *m*, tragenden, der mit der breiten Mauer des jenseitigen Saß da Lastei das Trümmerkar Ciamorcia einschließt; nach Nordwesten den kurzen, im Saß dal Piev, 2586 *m*, endigenden; endlich nach Südwesten den langen, der die nördliche Umrahmung des Val Selle bildet und, mit seinen Türmen die Pale de Carpella formend, auf seiner Zehenspitze sozusagen das Rifugio Taramelli trägt.

Dieses Gebiet als kleine Ergänzung zu den Aufsätzen der Herren Seyffert und von Radio zu beschreiben, nahm ich mir als bescheidene Aufgabe heraus.

Cima di Campagnacia, 2378 *m*

Sonntag, 1. August 1926. — Abfahrt Bozen 4 Uhr früh festgesetzt, mit akademischem Viertel vollzogen. Teilnehmer: Mahlknecht am Steuer, Forcher-Mayr sen., Quinz, Felderer, ich. Kühler Morgen, halbbewölkt. In Cavalese die ersten Menschen auf dem Gang zur Frühmesse. Straße durchs Fleimstal einwärts brillant, staub- und verkehrslos, zum Loslegen für einen hochturigen Motor wie geschaffen. Knapp nach sechs Ankunft in Moena. Frühstück im Gasthaus „Stella". Anfrage, ob Weg nach S. Pellegrino für Auto passierbar. Auskunft eines Gastes: „Im Krieg sind selbst große Lastwagen bis Fangho gefahren." Auskunft eines anderen Gastes: „Eh, si può, si può bene, magari fin' in Italia!" Anachronistisches Gelächter auf beiden Seiten. Fazit: Man kann wahrscheinlich.

Gleich am Ortsausgang wird eine der modernen Verkehrstechnik ignorante Kuh angerannt. Ein steiler Stich bis auf die erste Terrasse des Val San Pellegrino. Auf der andern Seite, verlassen, verschlafen, verjährt — die Sperre Soméda. Die Artilleristen aus unsrer Mitte lassen ein paar mitleidige Bemerkungen fallen. Mahlknecht aber beginnt zu fluchen, crescendo bis ins fortissimo von der Leber weg. Wir sind ja unter uns Mädchen. Er flucht mit Recht, aber gegen das Gesetz; denn seit neuestem ist das Fluchen in Italien strafbar; ob in deutscher Sprache auch, darüber spricht sich der Text des betreffenden Dekretes nicht aus, und die Praxis versagt auch, da die Hüter des Gesetzes meist kein Deutsch verstehen. Auf alle Fälle aber müßten Mahlknecht außerordentliche Milderungsgründe zugebilligt werden; denn alle 10 *m* läuft eine „Abkehr" quer über den ohnehin holprigen, steilen Weg. Die Federn des stark belasteten Wagens quiekſen, besonders auf der Seite, wo Forcher sitzt. Aller Schwung geht zum Teufel, denn solche Hindernisse müssen vorsichtig genommen werden. Manche sind fast einen Viertelmeter tief und ganz ausgewaschen — die Folge der im Frühsommer 1926 epidemisch ausgebrochenen Wolkenbrüche. Der Weg wird allmählich eben, schlängelt sich im Wiesenhang der Brücke zu, die ihn auf die andre Talseite übersetzt und dort mit dem von Soméda kommenden vereinigt. Wir hoffen, daß es dort drüben besser werde. Mahlknecht ist „stuff" geworden. Es paßt ihm nicht, so wie ein „Pompfüneberer" (Leichenwagen) dahinzufahren. Er beginnt über die Rinnsale im Schwung drüber zu „wischen", unbekümmert um das eherne Ächzen seines Wagens. Bei einer extratiefen Abkehr hören wir Hintensitzenden ein Klirren; doch es geht weiter dahin, trommelnd über die Bretter der Brücke, schnaubend die kleine Steigung jenseits hinauf. Plötzlich, wieder angesichts einer großen „Gunetta", Ausruf unwilligen Erstaunens in Bozner Mundart: „Oschtia, die Fuaßschrepf isch hin!" Die Handbremse bringt den Wagen zum Stehen. Es wird nachgeschaut: Richtig, die Fußbremse ist ab. Ein Drahtseil gerissen, schlängelt steif zwischen den Hinterrädern herum. Nette Geschichte! Wie nun da hinaus wieder und über diese steilen Gefälle und heim durch das Eggental? Na — jetzt nur mal weiter! Aufwärts braucht man ja das Instrument nicht. Und oben irgendwo findet sich schon ein Stadel, wo man den Pferdekräften durch einen von Predazzo gesandten Mecha-

niker Spitalsbehandlung zukommen lassen kann, wenn auch erst morgen. Pech! „Das ist ungefähr so, wie wenn unsereiner sich plötzlich einen Leistenbruch zuzieht!" — Felderer übernimmt das Avisо der Abkehren und die Bedienung der Handbremse. Das nachschleifende Drahtseil wird ans Trittbrett festgebunden. Mahlknecht fährt wieder frech drauf los! „Es geht ja prächtig!"

Rechts und links abgebrochene Kriegsbaracken, eine Kriegsbrücke, über die ein Weg zum Lusiapaß drüben emporführt, Geschützstände, Holzpfeiler am Straßenrand zum Einhängen der Winden für schwere Artillerietransporte. Rechts die weiten, schönen Waldhänge der Lusiasenke, drüber die schwarzgebänderten Kuppen des Bocche-Stocks. Die steilen Almklippen von Rizzoni und Allochet links. Dazwischen der in Kaskaden sich überstürzende Bach, dem unser Weg folgt.

Wir nähern uns der „Fanghostellung". Sie war eine Schlüsselstellung, wie drüben der Cauriol; die Costabella hie, die Cima delle Bocche dort rahmten dieses große Schlüsselloch ein. Und zwischen den beiden Pfeilern Costabella und Cauriol lag der strategische Brennpunkt, die Einfallspforte für einen italienischen Vormarsch ins mittlere Avisiotal: Umklammerung der Festung Trient, Rückzug der Österreicher auf die zweite Linie, Lavazè—Karersee—Seiseralpe—Sellajoch, damit Aufgeben der umgangenen Marmolatafront und Beschießung von Bozen — das wären die Folgen gewesen; die Übergänge von San Pellegrino und Rolle mit ihren guten, südlichen Etappen ermöglichten Operationen größeren Stils, wie solche auch 1915 und 1916 hier unternommen wurden. Heiß wurde hier gestritten. Costabella, Fangho, Cima Bocche, Colbricon, Cauriol wurden zu ständigen Kapiteln in den Berichten von der Dolomitenfront. Als erster Kommandant des Fangho-Abschnittes fungierte der Schriftsteller und Alpinist Alfred Steinitzer, damals Major eines reichsdeutschen Schneeschuhbataillons. Es gelang ihm, am Tage nach der italienischen Kriegserklärung die wichtigsten Höhen, Costabella und Cima delle Bocche, einige Stunden vor den Italienern zu besetzen. Das Abschnittskommando lag in Fangho selbst.

Über mahdreif strotzende Wiesen langten wir dort an. Der „Ort" besteht aus zwei Gebäuden, beide Wirtshäuser, und aus einer Anzahl verstreut liegender Heuschupfen. Die Leute behandelten uns sehr zuvorkommend. Wir schoben den Wagen ganz an die Hausmauer; dann wurde, in voller Morgensonne, der Weitermarsch nach San Pellegrino aufgenommen. Eine wunderbar üppige Flora zu beiden Seiten des Weges begleitete uns; der kühle, niederschlagsreiche Vorsommer hatte die Blüteperiode um nahezu drei Wochen verzögert, noch blühten Arnika und Brünellen, und oben im Gehäng in ausgedehnten Flächen purpurn leuchtend die Alpenrosen. Viel frischer, saftiger, bunter und üppiger als auf der Kalkbasis der Dolomiten ist die Flora hier auf dem fetteren Boden der eruptiven Porphyroide, üppiger selbst als drüben auf der berühmten Seiseralpe, deren blumenreichste Striche, am Fassajoch und im oberen Duron, auch bereits dem Bereiche des „Kraters von Predazzo" angehören.

Die Senke von San Pellegrino, wo wir uns vor das Hospiz einen Tisch in die Sonne stellen ließen zum zweiten Frühstück, ist ein Punkt von hervorragender landschaftlicher Schönheit; breit, offen, sonnig dehnen sich die Almhänge, weit, durch nichts gedrückt, ist der Blick. Im Süden, über den schwarzen Kuppen des vorgelagerten Bocche-Zuges, ragen die kühnen Figuren des Pala-Nordzuges, die Türme von Fiocobon, der Cimone, wie steinerne Flammen ins Firmament; weiter links, die sonnflimmernden Almrücken des Biviстales überschauend, der Monte Agnèr und die anderen Agordiner Berge; den Osten sperrt die gigantische Wand der Civetta und den Norden, nahe, in malerischer Felsfront aus Alm und Schuttströmen anwachsend und sich zu vielgestaltigen Gipfeln aufbauend, der Südzug der Marmolatagruppe mit seiner dominierenden Warte, der Punta dell' Uomo. Trotzig, kalt und unfreund-

lich, dabei ziemlich gedrückt durch die Nachbarschaft des gewaltigen Marmolatastocks selbst, wirkt dieser Berg von der Seite aus, von der man ihn gewöhnlich sieht, von Norden; hier aber, gegen Süd, ist er ein sonniger, sympathischer, echter Dolomitberg ohne Schattenkare und Eisschründe, eine keck sich türmende, helle Felspyramide.

Der Paß von San Pellegrino, 1919 *m*, knapp unterhalb dessen die ehemalige österreichisch-italienische Grenze lief, ist ein vielüberschrittener Übergang. Hunderte von jungen Burschen und Mädchen wandern da alljährlich im Vorsommer aus der armen Gegend von Cencenighe und Falcade herüber ins Fleims-, Eisack- und Etschtal, um sich als Saisonarbeiter zu verdingen, die Burschen als Maurer, Wegmacher und Holzarbeiter, die Dirnen („Tschode" genannt) zur Erntearbeit; es sind wegen ihrer Arbeitslust, Genügsamkeit und heiteren Gemütsart sehr geschätzte Arbeitskräfte. Die großen Almflächen von San Pellegrino gehören, wie das Hospiz, der Gemeinde Moena. Das Kapellchen, welches früher auf der Paßhöhe sich erhob, hat der Krieg zur Ruine gemacht. Nun wird die sonntägliche Messe in einem kleinen Schupfen gelesen, und bis weit in die Wiese hinein stehend und kniend lauscht das von seinen Sennen und Schwaigen zusammengeströmte Almvolk der Predigt seines Seelenhirten. Rings um das Hospiz liegt noch viel Kriegseisen, Schrapnellhülsen und Granatsprengstücke, und Einschlagstrichter aller Kaliber haben die Wiesen uneben gemacht. Das Hospiz selbst ist zwar wieder aufgebaut worden, doch ist ein jedenfalls zu rasch und nachkriegsmäßig schlampig erbauter Flügel unter der Gewalt eines Wirbelsturmes 1925 wieder eingestürzt.

Wir sitzen in wohliger Sonne zwischen einem immensen Misthaufen und dem Haus, umgeben von zudringlichem Hühnervolk, beratend, welcher Gipfel wohl heute unser sein müsse. Die schöne Alpenvereins-Marmolatakarte war vergessen worden, eine österreichische Spezialkarte, auf welcher die Punta dell' Uomo noch Punta Tasca hieß, das einzige Hilfsmittel. Deshalb beschließen wir, mehr unsren eigenen Augen zu vertrauen. Wenn man emporschaut zu dem langen Felskamme, der sich aus der Westschulter der Punta dell' Uomo löst und zum Le Selle-Paß hinzieht, fällt zunächst, im Kamme der Cadinospitzen, die zierliche, nach Süden etwas vorgeschobene Pyramide der mittleren Spitze, Cima Colbelli, auf; sodann die Einsattelung der Forcella del Cadino, und links davon, aus breiter Felsbasis sich schön nach oben verjüngend, eine Kulmination, von welcher keiner von uns zweifelte, daß es die berühmte Costabella sei.

Diesem Gipfel streben wir nun bald zu; über einen Teppich herrlich entfalteter Alpenflora, durch einen im vollsten Glanze leuchtenden Sonntagsmorgen, den mächtig sich auftürmende Kumuluswolken mit ihrem wundervollen Spiel von Licht und Schatten noch bildhafter mit Zaubereffekten füllten. Langsam stieg im Süden Berg um Berg neu empor in unseren Gesichtskreis, und wir sahen den Nordzug der Pala in seiner ganzen Entwicklung, mit noch unsommerlich viel Schnee vermummt. Auf dem Almplateau von Campagnazze querten wir mehrere Systeme bereits einstürzender, grünüberwucherter Schützengräben — die ehemaligen italienischen Angriffsstellungen, deren Stützpunkte wie Schwalbennester tiefer in den Südhängen des Saß del Mus kleben, jenes steil ins Pellegrinotal abfallenden Plateauvorsprungs, dessen Gipfelplattform den kleinen, halbversumpften „Lago" di Campagnola in sich gebettet trägt.

Wir halten uns auf dem Grasrücken, der direkt zum Fuß des Südgrats der vermeintlichen Costabella hinanzieht und aus großblockigem Schuttkamm allmählich in gewachsenen Fels übergeht. Immer eindringlicher und häufiger werden die Spuren des Krieges hier: Gräben, Riegel, Granattrichter, Deckungsaushube hinter einzelnen Blöcken; Sprengstücke, Hülsen, Zünder, massenhafte Schrapnellfüllkugeln, Infanteriemunition; da und dort ein Spaten mit weißgebleichtem Holzgriff, verrostete Feldflaschen, Lederstücke, sogar ein italienischer Stahlhelm. Der Stacheldraht

war hier, wie überall fast, schon abgeräumt worden; man hat ihn zunächst unten auf den Almen zum Abzäunen verwendet, ist jedoch bald von dieser, das Landschaftsbild übrigens recht ungünstig beeinflussenden Zaunersatzmethode abgekommen, da zahlreiche Kühe sich ihre Milchapparate verletzten. Das ehemalige Kriegsgebiet war dem Weidevieh überhaupt nicht sehr zuträglich; so sind im Contrin drüben z. B. gegen zweihundert Schafe verendet, nachdem sie an den salzig schmeckenden Sprengstücken einer Ekrasitbombe herumgeschleckt hatten.

Wir nähern uns über Hänge mit prächtigem Edelweiß dem Schuttsockel des Gipfels. Mahlknecht ist für das gerade Emporklimmen auf den Grat, obwohl in der östlichen Flanke des Berges ein leichter Zugang über Geröll und Schrofenbänder offenliegt. Aber Mahlknecht ist stets für das Vermeiden von Schindern, für den festen Stein, wo er zupacken kann mit Händen und Füßen, seiner Natur entsprechend, gradaus, ohne viel Federlesens, ohne subtile Tüpfelei. Er hat damit meistens den richtigen Erfolg und hatte ihn auch diesmal. Während ich mich ihm nicht anschloß, in der allerdings berechtigten Annahme, daß der weit vorspringende Grat wahrscheinlich einen Vorgipfel trage, von dem aus man wieder absteigen müsse, stiegen er und Felderer, hinter den beiden auch der sich in solchen Streitfragen reserviert verhaltende, zurückbleibende und erst den Erfolg des einen oder andern Teiles abwartende Forcher-Mayr, in leichter Kletterei direkt den Grat hinan und landeten viel eher in dem kleinen Sattel zwischen dem Haupt- und wenig ausgeprägten Vorgipfel als ich und Quinz, die wir auf brüchigen Bändern in die Westseite hinübertraversiert waren und unsern Aufstieg durch eine sehr steile, mühevolle, teilweise noch mit Schnee erfüllte Rinne nehmen mußten. Vom Grat sind mächtige Blöcke abgespalten; die helle Farbe der Bruchflächen und das weit umher verstreute Material ließen erkennen, daß es Kriegssprengungen waren. Wie drunten auf der Alm, so lag auch hier noch eine Menge Eisen umher, jedoch zumeist Nahkampfeisen; Infanteriemunition und Handgranaten. Wie unten fehlte auch hier fast überall alles, was Kupfer war; nicht ein einziger Führungsring mehr an den Geschoßhülsen. Das Ablösen dieser Kupferbestandteile mag für manchen Hirten eine einträgliche Nebenbeschäftigung gewesen sein.

Zum Gipfel selbst empor ergab sich eine ganz hübsche, leichte, teilweise ein wenig ausgesetzte Kletterei in festem und partienweise sehr interessant verworfenem und geschichtetem Gestein, da sich hier die Porphyroide in das Kalkriff hineinschieben. Droben folgte dann ein kurzes Gratstück mit dahinter ausgehauenem Laufgraben. Der Gipfel selbst mit seinen Felslöchern, großzügig angelegten Kavernen und Gangsystemen gleicht einem ungeheuren Maulwurfsbau, eine Verschwendung von Holz und Eisen liegt in ihm und über ihn hin verschüttet.

Wir lagern um den höchsten Punkt und genießen die prächtige Rundsicht. Besonders fesselnd ist der Blick ins Vajolet hinüber, wo neben der breiten, sattelförmig eingekerbten Rosengartenostwand die unerhört kühne Fallinie des Winklerturms dunkel gegen hellen Wolkenhintergrund steht. Zwischen den Säulenbündeln der Dirupi di Larsec und Roë di Ciampie guckt neugierig der Kopf des Cogolo herauf, überragt vom Kesselkogel. Über der Pala ist es schwarz, drohend. Man riecht förmlich das nahende Gewitter. Mahlknecht und Felderer sind in die Unterstände der Nordflanke abgestiegen und bringen ein Stück wohlverzinkten Stahldrahtseils zurück. Es sollte unsre neue Bremse werden. Hinter grauen, breiten Wolkenbänken, deren Ränder glühen, hat sich die Sonne verkrochen. Es ist kühl.

Über ein vom Schnee plattgedrücktes System österreichischen Stacheldrahts steigen wir über die östliche, sanfte Abdachung des Gipfels in jene breite Einsattelung ab, die in der Alpenvereinskarte als Banco di Campagnacia eingezeichnet ist und mit 2660 *m* kotiert ist; sie trennt die Campagnacia von der Cima di Costabella und ihrem

nördlichen Vorbau, dem Saß da Lastei, dem wichtigsten Haltpunkte dieses Frontabschnittes für die Österreicher. Die vom Banco direkt nach Süden führende steile Schneerinne sowie die unangenehmen, vielleicht auch noch nicht minenfreien Plattenschüsse links davon meidend, steigen wir durch die an den gelben Westwänden der Cima di Costabella hinabziehende Lammer, oben noch Schneerinne, ab, zuerst durch butterweichen Neuschnee abfahrend, dann durch feines Geröll, und landen an der Vegetationsgrenze auf einem begrünten Felskopf. Forcher und ich strecken uns ins weiche Gras, während Felderer und Mahlknecht mit ihrem Stück Drahtseil siegesbewußt nach Fangho vorauseilen, um das Auto zu reparieren, und Quinz noch ziemlich hoch oben im Schnee herumschwimmt.

Doch nicht lange läßt es uns hier. Vom Cordevole herauf nahen schon die Striche des Gewitterregens, die Wolken schlucken schon die ersten Türme der Pala und wälzen sich nieder ins Biois-tal. In gestrecktem Galopp eilen wir zu Tal. Durch einen Graben östlich des Saß del Mus, Val Ri dai Fiè, steigen wir auf einem italienischen Kriegswege rasch ab, zuletzt durch einen wahren Garten voll blühender Alpenblumen, unerhört üppig und intensiv in der Glut ihrer Farben und Vielfältigkeit ihrer Arten, einen Naturpark, wie er nur in diesen wasserreichen, nordwindgeschützten und südseitig die Sonnenfülle ganzer Tage trinkenden Felswinkeln sich entwickeln kann.

In Fangho arbeiten die beiden Vorausgeeilten schon im Schweiße ihres Angesichts, von der gesamten Einwohnerschaft und vielen inzwischen Zugewanderten umgeben. Es ist ein Ereignis. Felderer dringt, unter dem Auto liegend, nur mit zwei langen Beinen und mit unartikulierten Lauten an die Öffentlichkeit. Heiter ist es, wie man zweifellos feststellt, daß wir Bozner seien: Felderer schreit von unten heraus: „Schnell eine Zange, Ofchtia!“ — „Aha, sono Bolzanini!“ belehrt einer gleich die neugierige Menge. Mahlknecht hat noch kein richtiges Vertrauen in die Sache. „Nehmt die Rucksäcke lieber selber mit!“ meint er, als wir beschließen, vorauszugehen. Aber knapp vor Moena holte uns der Wagen mit seinen siegestrunkenen Insassen doch ein, und ein verspätetes, vorzügliches, landesübliches Mittagessen im „Stern“ beendete den schönen Sonntag im Gebirge, ehe wir, nachgenießend, in eiliger Fahrt durch den glühenden Abend sausten, der sich von den Bergen herab auf das liebliche Fleimstal gesenkt hatte.

Eine Überschreitung der Punta dell'Ort, 2686 *m*, und des Costabellazuges

Dienstag, 7. September 1926. — Punta dell' Ort — ein schöner Gipfel und der einsamsten einer; hinter der Front; ohne Holz und Eisen, und ohne die Spuren menschlicher Wühlarbeit. Erst wollten wir den langen Westgrat angehen, dessen letzter Ausläufer der Fels ist, auf dem das Rifugio Taramelli steht; doch bei näherer Betrachtung erwies sich derselbe als ziemlich uninteressant und wir ließen den Plan fallen. Um den Hauptkamm zu erreichen, der uns ins oberste Val Ombert und zum Contrinhaus leiten sollte, blieb als nächstes nur der Nordgrat übrig, der über den Saß dal Piev zum erstrebten Gipfel führt — jedenfalls ein selten, vielleicht überhaupt noch nie gewählter Aufstieg, der gerade aus diesem Grunde reizte.

Nach herzlichem Abschied von der Schwaige Costazza zogen wir um sieben Uhr früh schwerbepackt den steilen Weg empor, der aus dem Monzoni hinüber nach Pallaccia, Val de Quam und ins Ombert führt. Nach einer Stunde war die Paßhöhe zwischen den Almen Piev und Pecol, P. 2185 *m*, erreicht. Gerade unter uns, ein Türkis auf grünem Sammet, der kleine Laguſel; gerade über uns der Abbruch unseres Grates. Die andern waren schon voraus; Mahlknecht, trotz des Versprechens, mit uns zu kommen, auch. So stiegen Tomasi und ich über die steile Grasschneide der Palaciola hinan und erreichten bei P. 2295 die Felsen und ihren kühlen Schatten,

der uns wohltat. Der Grat linker Hand ist eine Reihe von Türmen. Mühsam geht's unter ihnen vorbei über steilen, doch festen Schutt, einer frischen Gemsspur nach. Oben queren wir eine Schuttrinne hinüber zum Westgrat des Saß dal Piev, verlassen die Rinne, die in einer Gratturmscharte ausmündet, über leichte, doch sehr brüchige Wandstufen nach rechts und gelangen über ein Band auf einen Nebengrat. Die nun folgenden Stellen in der Nordwand des Gipfelmassivs, ein schräg nach links emporziehendes Felsband, von mehreren senkrechten Absätzen unterbrochen, erwiesen sich infolge ihrer Glätte und Exposition für Kletterer in Nagelschuhen und mit schweren Rucksäcken als gar nicht leicht, und wegen des losen Gerölls, das alle Platten bedeckt, als ziemlich gefährlich für den Nachsteigenden. Wir klettern einer knapp hinter dem andern und gelangen auf eine geräumige Schutterrasse. Zwei Möglichkeiten stehen nun offen: entweder in die Scharte nördlich oder in jene westlich des Gipfelbaus hinüber. Erstere trägt ein schon von unten beobachtetes „Fenster" im nächstfolgenden Gratzacken und über sich eine senkrechte, gelbe Gipfelwand; gegen letztere zu schien das Gipfelmassiv mehr liegend abzufallen; ihr streben wir daher zu. Sogleich erkennen wir die Möglichkeit, den Gipfel zwar nicht direkt, aber mittels kurzen Querganges durch die Westflanke auf den Südgrat hinüber leicht zu gewinnen. Die Rucksäcke bleiben in der Scharte und wenige Minuten später haben wir den Saß dal Piev, 2586 *m*, erstiegen und lassen uns am Steinmann zum zweiten Frühstück nieder. Halb zehn Uhr. Unsere Rufe werden von weit drüben, jedenfalls aus dem Ciamorcia-Kar beantwortet. Vor uns geht der Grat, mit kecken Türmen bespickt, weiter zu der gerade 100 *m* höheren Punta dell' Ort hinüber, zwei kleine kreisrunde Hochkare voneinander trennend: Rechts das sonnige Val Pallacia, links, westlich, das Kar „Ort", von dem die Punta ihren Namen hat, düster, schattig, von schwarzem Kersantitschiefer durchlammert. Die Bezeichnung Ort — Garten — mag es wohl deshalb erhalten haben, weil an seinem Westrande, auf einer scharf abgegrenzten, breiten, ganz schwarzen Schicht von Eruptivgestein eine auffallend saftiggrüne Weide sich zwischen öden Schutthängen einfügt.

Wir umgehen die Grattürme westlich und arbeiten uns mühsam durch die schwarze Lammer empor in den innersten Winkel des Ortkares, der vom jähen Gipfelbau der Punta und von deren langem, seltsam plattig aufgeworfenem Westgrat gebildet wird. In der Alpenvereinskarte endigt das Kar mit einer langen Rinne, die in eine Scharte südlich des P. 2686 emporzieht. Doch wir sehen eine ganz geschlossene Wand vor uns. Erst als wir ganz oben sind, öffnet sich die Kulisse und wir entdecken die schmale, in schwarzer Eruptivschicht laufende Rinne und oben das Schärtchen zwischen den P. 2686 und 2690 der Karte. In leichter Kletterei, im oberen Teile der steilen, von überhängenden Absätzen unterbrochenen Rinne links in Kalkschrofen ausweichend, gelangen wir auf die Scharte und über einige Wandstufen auf das geräumige, rasige Gipfelplateau des Hauptgipfels, 2686 *m*.

Die Punta dell'Ort besteht aus drei Gipfeln. Der Hauptgipfel ist der am meisten gegen Norden vorgeschobene, dessen jäher Scheitel nur von der Seite aus erreicht werden kann, von der wir ihn nahmen, von der Scharte südlich desselben. Er ist um 4 *m* niedriger als der südwestliche Nebengipfel, den man nur von Süden oder Westen her erreichen kann; weil er jedoch im Brennpunkt der drei langen, auf ihm zusammenlaufenden Grate liegt und gegen die Kare Ort und Ciamorcia solch isolierte Position innehat, ist er als Hauptgipfel zu betrachten. Der dritte Gipfel, 2684 *m*, liegt östlich der beiden andern im Kamme gegen die Lasteigipfel zu. Wir erstiegen ihn, von der Scharte zwischen den P. 2686 und 2690 nach Osten etwas absteigend, unter den Wänden des Gipfels 2690 auf äußerst unangenehmem, plattigem Geschröf querend und über ein Schartel den jenseitigen Grat erreichend, von der Südseite, etwas absteigend, über sehr steile, schuttbedeckte Schrofen und Bänder. Er

trägt auf seiner Ostseite eine rasenbedeckte Abdachung, die in steilen Plattenschüssen ausläuft.

Inzwischen verkünden uns die Rufe, daß unsre Genossen Seyffert, Forcher-Mayr, Mahlknecht und Felderer drüben bereits auf der Cima di Campagnacia angelangt seien, und wir sehen auch ihre Silhouetten sich längs der Gipfelkuppe auf- und abbewegen. Zwischen uns und ihnen lag noch der lange Grat über den Picol und Gran Lastei, den wir auf den sicherlich noch guten Frontpfaden in kürzester Zeit zu überschreiten hofften.

Und dennoch benötigten wir bis zur Höhe des Picol Lastei, 2691 *m*, mehr als eine Stunde. Eine Umgehung mit beträchtlichem, gar nicht leichtem Abstieg in die Südflanke war nötig, um hinter dem von mächtigen Türmen gerittenen Grat jene auffallend breite, von einer gewaltigen Melaphyrschicht durchzogene Einsattelung zu erreichen, von der aus, gegen Feindessicht gedeckt, die vom oberen Sellekessel ansteigenden Frontwege den Picol Lastei über eine noch sehr gut erhaltene Reihe von Holz- und Eisenleitern, Brücken und mit Drahtseilen und Geländern stückweise direkt promenadenmäßig hergerichtete Sprengbänder gewinnen. Auf dem Gran Lastei, 2713 *m*, hielten wir, um 1 Uhr, kurze Mittagsrast zwischen Kavernen und halbzerfallenen Unterständen. Und dann ging die Reise gleich weiter, stets der oft durch sehr interessante Kriegsbauten dem Touristen wesentlich leichter gemachten Kammhöhe entlang die Westflanke der Cima di Campagnacia empor und, diesen Gipfel und den Banco überschreitend, auf eine der wohl heißumstrittensten, für beide Parteien gleich schwierige und gefährliche Stellung der ganzen Dolomitfront, auf die ebenso berühmte wie berüchtigte Costabella (Cima, 2759 *m*, Saß, 2729 *m*). Auf keinem Punkte der Front dürften die Gegner in so unmittelbarer Fühlung miteinander gewesen sein wie auf dem Grat zwischen Cima und Sasso di Costabella; keine Felsposition dürfte durch systematische Artilleriebeschießung derartige Veränderungen erfahren haben, und nirgends, den Cauriol vielleicht ausgenommen, zeigen sich heute noch derart lebhafte Spuren erlittener Nahkämpfe wie hier. Mit Ekel schreitet man durch die einbrechenden Galerien und langen, finsteren Felsgänge, mit verhaltenem Atem durch die Mulde unterhalb des Saß, wo neben Stahlhelm und Handgranaten noch stinkende Uniformfetzen und — bleiche Menschenknochen zwischen Massen von Stacheldraht, spanischen Reitern und Granatsprengstücken herumliegen. Es dürstete uns — aber mit Abscheu wandten wir uns ab von dem kleinen Bächlein, das aus den spärlichen Schneeflecken niederrieselte. Wo die österreichischen Positionen aufhören und die italienischen anfangen, ist kaum mehr festzustellen. Sie schieben sich förmlich über- und untereinander durch; der ganze Grat ist unterminiert. Hier laufen eingesprengte Linien zu beiden Seiten des Grats, dort in den Drahtverhauen ist österreichischer und italienischer Draht zugleich vorhanden, ein Zeichen, daß die Position ihre Herren gewechselt und ihre Front verändert hat.

Einer von unsrer Partie, der als Gebirgsartillerist im Nicolotal gestanden, erzählte uns die Episode von Costabella. An einem Wintermorgen waren die Italiener lautlos eingebrochen in die von Kaiserjägern besetzte Gratstellung östlich der Cima di Costabella. Trotz der Überraschung verteidigten sich die Jäger erbittert, es entspann sich ein furchtbarer Nahkampf von Kaverne zu Kaverne, bis ins Innere des ausgehöhlten Berges hinein. Den Italienern wurde ein weiteres Vordringen sehr erschwert; denn sofort nahm die Artillerie der Österreicher die verloren geglaubte Stellung unter konzentrisches Feuer, vom Col Ombert aus, von den Collaz- und Varospositionen, am schärfsten aber vom nahen Saß da Lastei, welcher als zweites Bollwerk unmittelbar hinter der Cima di Costabella steht. Unglücklicherweise erzielten die dort postierten Gebirgsgeschütze mehrere Volltreffer in die Kavernenhöhlungen hinein und zerrissen mit ihren Granaten nicht nur die Belagerer, sondern auch

die das Innere verteidigenden Kaiserjäger, von denen nach dem Entsatz durch die Salzburger Infanterie noch zwölf Überlebende wieder ans Tageslicht treten durften. Welche Todesverachtung, welchen Mut, welche Aufregungen jeder einzelne der Angreifer und Verteidiger hier durchzumachen hatte im Laufe der paar Tage und Nächte, in welchen um diese Stellung gerungen wurde, das zu schildern ist wohl jede Feder zu schwach — aber der Anblick dieses grauenvollen Orts jetzt noch, neun Jahre nachher, vermochte einen lebhaften Eindruck zu hinterlassen. Die Frage, warum gerade dieser Punkt zum Ausgangspunkt einer italienischen Offensive gemacht wurde, ist leicht zu beantworten; die Antwort ergibt sich aus einem Blick auf den Frontverlauf dieses Abschnitts. Der Sasso di Costabella war der einzige Punkt des Marmolata-Westzuges, auf dem die Italiener die Kammhöhe innehatten; von diesem Punkt aus nach Westen, zur Cima di Costabella und Campagnacia vorzurücken, hätte eine vorteilhafte Flankierung der Le Selle- und Fangho-Stellungen der Österreicher ergeben und die Möglichkeit, das mittlere Fassatal unter Feuer zu nehmen. Aber gerade an diesem Punkte half die Natur die österreichische Position verstärken; die beiden Rückhalte Col Ombert und Saß da Lastei stützten die Costabellafront, und ohne, besonders letzteren, in Besitz zu haben, wäre selbst bei vollständiger Einnahme des Costabellagrates die Aufgabe nur halb vollendet geblieben. Die angreifenden Italiener hatten auf der ganzen Linie bis zum Allochet die Natur bezüglich der Gebirgsformation gegen sich, die offenen Hänge San Pellegrino erlaubten einen Angriff nur mit ungeheuren Verlusten. Der einzige Vorteil war die Sonnseite; die österreichischen Stellungen in den Nordwänden des Zuges litten bedeutend mehr an Schnee und Kälte. Dafür war ihnen die Baumgrenze näher und ermöglichte einen solideren Ausbau und einen infolge günstiger Deckung gegen Feindessicht intensiveren Materialtransport. Dieses Moment ist bei Vergleichung der Stellungsbauten beider Parteien in diesem Gebiete sofort in die Augen springend: Hie eine ungeheure Holzverschwendung und sorgsamere Ausführung der einzelnen Bauten, dort mehr Eisen, Klammern und Drahtseil, bessere Minierarbeit und luftigere, kühnere, man möchte fast sagen graziösere Trassenführung. Der ausgehöhlte Gratturm des Saß di Costabella, zu dem eine schwindelige Leiternanlage durch senkrechte Kamine emporführt, ist ein Kunstwerk, das an Kühnheit der Idee und Ausführung erstklassig genannt werden muß.

Auf alle Fälle war jeder Mann, der die Kämpfe hier mitmachte, sei er nun Österreicher oder Italiener, Kaiserjäger oder Alpino gewesen, ein Held — jede Minute mehr Todeskandidat als irgendwo anders in Dauerstellungen. Hochgebirgswinter und ein zum Greifen naher, stets schußbereiter Feind mußten diesen Ort zur Hölle machen. Wir durchschritten das Feld der Verwüstung stumm und schnell, stets uns auf dem Grat und hinter den Hindernissen haltend; denn die Gefahr, auf Minen zu treten oder eine Handgranate ins Schollern zu bringen, konnte nicht als ausgeschlossen betrachtet werden. So traversierten wir in der Nordseite des Saß auf die Forcella del Cadino hinüber. Ein buchstäblicher Promenadeweg verführte uns, diese Scharte zu überschreiten und die italienische Stellung auf der Südseite weiter zu verfolgen, bis sie aufhörte. Dies traf auf P. 2664 der Alpenvereinskarte zu, in einer engen Scharte, der letzten, bevor sich der Grat zu den steilen, plattigen, von seltsam regelmäßigen Melaphyrgängen durchzogenen Westwänden der Cima delle Vallate aufschwang.

Das mühsamste und wohl auch gefährlichste Wegstück unsrer Tur war der Abstieg durch die enge, sehr steile Eisrinne ins Val Ombert. Angeseilt tasteten wir uns an den Randklüften weiter, erst unten durch den weicheren Schnee der weniger steilen Rinne absteigend. In deren Mitte brach Tomasi, der keinen Pickel hatte, seinen auf dem Wege irgendwo gefundenen Knüppel in zwei Teile und nahm die Rinne als



Der Mesdiſtock von Norden
Lichtbild von Karl Felderer, Bozen



Blick vom Zoccol auf Faſſatal und Larſecgruppe

Im Tal die Ortſchaften Pozza, Meida, Perra, Monzon und Mazzin. Darüber: Gran Cront, Scalettapaß, Pala di Ghiaccia, Scarpellopaß, Roß di Ciampie. Rückwärts: Scalierettſpitze, Copolo di Larſer, Keſſelkogel, Cima di Lauſa, Molignon und Fallwand.

Lichtbild von Karl Felderer, Bozen

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

Vierfüßler, die Knüppelstücke mit aller Kraft rechts und links von sich in den Schnee einhauend.

Vom Col Ombert schallten die Rufe der andern Partie, die uns erblickt hatte. Auf dem Wege zum Ombertsattel begegneten wir zwei Männern, die mit Aufräumungsarbeit beschäftigt waren. Dem einen sah man es förmlich an, daß er den ganzen Tag nur mit Stacheldraht zu tun habe; aber auch kein Quadratzentimeter seiner Kleidung war ohne Loch oder Riß, die Fetzen hingen ihm nur so vom Leibe. Die italienische Regierung hat die Abräumung des Kriegsmaterials an Privatunternehmer verpachtet, und heute, acht Jahre später, dürfte noch nicht ein Zehntel abgeräumt sein. Wir frugen uns, ob es nicht rentabler wäre, Truppen zu den Abräumungsarbeiten zu verwenden; die könnten ja gleichzeitig sehen und lernen, wie im Ernst der Gebirgskrieg aussah — aber ich glaube, es ist besser, daß die neue Generation Soldaten es nicht sehe — der Anblick der Costabellastellung zum Beispiel dürfte kein erfreulicher, mutbringender sein und manchen zukünftigen Krieger von der Idee abbringen, auch so was mitmachen zu wollen —; es ist besser, so ahnungslos begeistert in den Krieg zu ziehen, wenn es schon sein muß, wie 1914 einst wir, nicht schon vorher wissend von all' den Greueln, und sich Gedanken machend über das Warum; und nicht schon vorher wissend, mit welchem Raffinement der Mensch gelernt hat, seinen Mitmenschen umzubringen, selbst hier heroben in den stillen, herrlichen Bergen, die so ewig erhaben sind über allen menschlichen Zwist und über jede humane Gemeinheit.

Col Laz, 2713 *m*

Mittwoch, 8. September 1926. — Der letzte Tag unsrer ersten Monzonierpedition; ein echter Marienfeiertag, leuchtend im Gewande madonnenblauen Himmels. Für Seyffert ein Tag des Wiedersehens mit alten Bekannten, Bergen und Menschen, ein Tag der Reminiszenzen aus jener Zeit, da Contrin noch wie ein Zauberwort auf jeden Nürnberger Bergsteiger wirkte. Für uns andre ein halber Rasttag, an dem wir nur einen kleinen Bummel machen wollten, ehe es heimging. Wir waren doch schon ein bißchen müde geworden nach dreitägigem, ziemlich scharfem Umherstreifen in einer Gebirgswelt, die für uns ganz neue Eindrücke hatte. Das kam in der Laune zum Ausdrucke trotz — vielleicht wegen — des herrlichen Tages, der uns erst am späten Vormittage droben an der Quelle zwischen Varos und Torte Dantone antraf.

Ich beneidete die Gebirgsartilleristen, die im Krieg hier in so vortrefflichen Stellungen, von der denkbar schönsten Landschaft umgeben, mit leichten, interessanten Zielaufgaben beschäftigt, monatelang hatten stehen dürfen. Hell funkelte das Haupt der Dolomitenkönigin zu uns herab; in seltener Reinheit strahlend beugte sich der Bergkranz ringsum vor ihr. Wohl jeder von uns hätte den Dichter des Verses: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von schönen Tagen" laut verlacht; Bergsteiger war er gewiß keiner, sonst hätte er das wohl nicht dichten können.

Erst hatten wir die Absicht, die Reihe der verlebten schönen Tage mit der Marmolata zu krönen. Aber mit seltsam suggestiver Kraft wirkte dann, kaum war sein Name ausgesprochen worden, der Col Laz auf uns.

Warum wohl?

Ein tiefer seelischer Zusammenhang besteht zwischen Bergen und Menschen, die Berge lieben. Solche Menschen haben erkannt, daß jeder Berg auch eine Seele besitzt, finden zu jedem ihre eigene Einstellung, haben die Erkenntnis gewonnen, daß es eine leblose Natur nicht gibt, sondern daß alles, was wir schlechthin leblos nennen, durch sensible Beziehungen zum Leben erweckt werden kann.

Der Col Laz gehört jener Gattung von Bergen an, welche den Kontrast zwischen

Höhe und Tiefe, zwischen Fels und Kornfeld in intensivster Weise vermitteln. Ich fühlte den Reiz dieses Kontrastes zwei Tage vorher auf der Vallaccia; hier auf dem Col Laz aber noch viel deutlicher, elementarer.

Dominierende Gipfel wie Marmolata oder Boe schenken weiten, weltentrückenden Horizontalblick ins Leblose, Zeitlose. Die gegen das Tal vorgeschobenen isolierten Klippen, wie diese jedoch, führen mit ihrer bescheideneren Höhe in menschlich leichter faßbare Dimensionen, vermitteln neben dem Kontrast zwischen leblos und lebendig, zwischen ewig und zeitlich auch noch einen wohltuenden Kontakt zwischen beiden.

Die Notwendigkeit eines solchen Kontaktes hat jeder Bergsteiger, der nach schönen Tagen im Hochgebirg niederstieg zu Tal und heim mußte in seine enge Alltäglichkeit, schon gefühlt. Fehlte dieser Kontakt, so endete die schönste Tur mit einem Mißton, von dessen Ursache man sich keine Vorstellung machen konnte, dessen Vorhandensein aber in irgendeiner Weise, in gereizter Stimmung, Unzufriedenheit, unerklärlicher Unruhe und Hast festgestellt werden kann. Dies ist besonders dann der Fall, wenn wir aus großer Höhe rasch zu Tal kommen, wenn wir den Kontrast zwischen einsamem Hochgebirg und lauter Alltäglichkeit in seiner ganzen Macht fühlen. Vielleicht mögen da auch biologische Momente mitspielen, die auf unseren Gemütszustand einwirken.

Unbewußt fühlend, daß wir einen solchen Kontakt zwischen den schönverlebten Bergtagen und dem Alltag brauchten, wählten wir den Col Laz als letztes Ziel. Instinktiv wußten wir, daß kein andrer Berg in der Runde süßeres Ausklingen geschauter Bergschönheiten und empfangener Eindrücke schenken könne wie er; daß seine tal- und lebenvermittelnde Natur uns die vollste, gleichmäßigste Abrundung zu bieten imstande sei.

Der herrliche Gipfel hielt, was wir uns von ihm versprachen; trunkenen Blicks lagen wir an seinem Kreuz und füllten Aug und Herz wie zum Abschied noch einmal mit der unvergänglichen Schönheit der Bergwelt. Die Spitzen und Grate, die unser Fuß betreten, grüßten zu uns her; zur großen Melodie wurden die einzelnen Akkorde, die im Laufe dieser herrlich vergeudeten Tage in uns geklungen. Drunten, tief und jäh unter uns, kauerten die Wohnungen der Menschen, die Spuren täglicher Arbeit liefen in Kornfeld und Mahdwiese, der Ruf der Hast drang zu uns herauf mit dem Knattern der Motore und dem Schnauben der Autohupen, unsre Zeit forderte wieder eine Uhr statt des leuchtenden Sonnenbogens, der bisher unser Weiser war, und auf weißer, staubiger Landstraße schoß der erste Gedanke an ein poesieloses Morgen mit uns schon hinaus durch das üppiggrüne Fassatal, über die Senke des Karerpasses, der Stadt zu, die dort im westlichen Dunste irgendwo brütete in den Fesseln enger, heißer Mauern.

Hab Dank, Col Laz, du herrlicher Berg, daß du uns das Scheiden zwar nicht leichter, aber doch in graziöser, wohlklingender Tonart erträglicher gemacht hast; hab Dank für den Weg, den du uns aus herbem, hartem Fels heruhterführtest, am letzten Edelweiß vorbei in den Hochwald und in das Tal, das du uns mitleidig früher gezeigt von deiner stolzen Warte aus, die wie ein Grenzwall vor jener wunderbaren Bergwelt steht, in der wir so restlos glücklich sein durften!

Solche Berge wie dich sollte jeder, der nach längerem Weilen im einsamen, wilden Hochgebirge wieder zurück muß ins Tal und zu den Menschen, am letzten Tage besteigen! Solche Berge wie du geben der Heimkehr erst die schöne, versöhnende Harmonie!

Zweiter Teil

Die Monzoniberge

Hie und da macht ein Turist den Übergang von San Pellegrino über den Paß Le Selle ins Monzoni- und San-Nicolo-Tal; und hie und da kommt auch ein Steinsucher herein in diese Berge; denn sie sind in der Welt der Gelehrten, der Geologen und Mineralogen bekannt, ja berühmt. Gilt doch das Monzonital als das mineralreichste Tal der ehemaligen gefürsteten Grafschaft. Blaas schreibt: „Die Eruptivmassen des Monzoni sind mannigfaltige granitische und porphyrische Gesteine, die sich gegenseitig durchsetzen. Die Ergüsse erfolgten submarin."

Dem Bergsteiger fällt die tektonische Interessantheit sofort auf. Hie weißer, hellgrauer oder gelblicher Kalk, dort, zwischendrin, oft haarscharf abgegrenzt, das andere, schwarze, braune, graugrüne Vulkangestein, von dem man weiß, wie unangenehm brüchig es ist.

Von alpiner Literatur existiert über das Gebiet nahezu nichts; daß es aber wert ist, von Alpinisten beachtet zu werden, bewies mir der Ausruf des Herrn Studienrates Hans Seyffert, des Erschließers der Marmolatagruppe, auf dem Gipfel der Vallaccia, beim Anblicke der grandiosen Abstürze des Mesdistockes und der prächtigen Rundsicht, die dessen Hauptgipfel bot: „Diese Berge habe ich ganz unterschätzt!" Es freute mich damals, diesen alpinen Pionier in eine von ihm übersehene Ecke „seiner" Gruppe geführt und ein solches Geständnis von ihm gehört zu haben.

Die mineralogische Berühmtheit der Monzoniberge kommt in der Tatsache zum Ausdrucke, daß es Mineralien gibt, welche nach ihren dortigen Fundstellen Fassait, Monzonit, Allochetit und Rizzonit heißen und daß der Kartograph die beiden Hauptgräben, die vom Rizzonikamme nach Norden ins Val Monzoni niederziehen, mangels Bestehens eines einheimischen Namens nach den in ihnen gefundenen Mineralien, Chabasit und Traverselit, einfach mit Toal di Chabasit und Toal di Traverselit bezeichnet hat. Unter der Unzahl von Mineralien, die Dalla Torres „Naturführer durch Tirol" im Monzoni aufführt, seien genannt: Orthoklas, Magnetit, Diorit, Labradorit, Olivin, roter Sienit, Melaphyr, Asbest, Kalcit als Marmor (Bruch oberhalb des Selle-Sees), Granat, Eisenglanz, Pyrit, Serpentin, Speckstein, Titanit, Vesuvian und Zirkon. Besonders zahlreich und interessant sind ferner die verschiedenen hier festgestellten Pseudomorphosen, das sind Mineralien, welche die Kristallform eines Stoffes zeigen, von dem sie physikalisch und chemisch verschieden sind.

Geographisch zerfallen die Monzoniberge in zwei Gruppen: die eigentlichen, granitisch-porphyrischen Monzoni, denen das Gebiet seine mineralogische Berühmtheit verdankt, und den Mesdistock im Westen, der wieder aus reinem Kalk (Marmolatariff) besteht und wie die angrenzenden Berge des Marmolata-Südzuges vielfach von dunklen Eruptivschichten durchzogen ist. Diese Eruptivschichten treten typischerweise besonders in den Senken (Jöchern und Scharten) an die Oberfläche und geben dem Anblick eines solchen Höhenzuges das Originelle zebraartiger Doppelfärbigkeit.

Der eigentliche, granito-porphyrische Monzonizug beginnt geographisch am Passo Le Selle, 2531 *m*, und endigt, gegen Westen streichend, im breiten Sattel der Costella. Er trägt folgende Gipfel: Punta Selle, 2603 *m*, noch aus Kalk bestehend, aber schon intensiv mit vulkanischen Schichten durchsetzt. Die Scharte im Westen des Gipfels bildet scharf die Scheide zwischen beiden Gesteinsarten. Punta d'Allochet, 2582 *m*, ein wenig vom Hauptkamm gegen Norden vorgeschoben, vom Monzonital aus gesehen ein keckes kleines Horn. Der langgestreckte Kamm von Rizzoni mit drei kotierten Kulminationen, 2625 *m*, 2622 *m*

und 2611 *m*, der in steilen Wänden, südseitig mit Grasstufen durchzogen, abstürzt und scharfkantige Türme und Gratstücke aufweist. Die enge Forcella di Nicoletta vermittelt im Westen einen beschwerlichen Übergang aus dem Pellegrinotal (Fangho) ins Monzonital und trennt die Rizzoni von der touristisch wenig bedeutenden, aber höchsten Erhebung des ganzen Zuges, der Cima di Malinverno, 2636 *m*, welche im Süden bis zum Gipfelpunkte mit Weiden bedeckt ist, die bis zu einer Höhe von über 2300 *m* in guten Sommern sogar als Mähwiesen in Betracht kommen. Der Kamm vom Passo Le Selle bis zur Forcella di Nicoletta war im Kriege Front, die Berge selbst durch die Weganlagen leichter zugänglich geworden und ihre Überschreitung, die einzige wertvolle Tur dieses engeren Gebietes, ist im folgenden beschrieben. Vom letzten Gipfelpunkte der Rizzoni, der gegen Süden etwas vorgeschobenen Westkuppe, zog die Front auf dem schneidigen Rücken zwischen Toal Nicoletta und Toal Rizzoni ins Pellegrinotal hinüber und, dasselbe östlich von Fangho übersetzend, jenseits zur Cima delle Bocche empor. Die Cima di Malinverno sowie der ganze Mesdistock lagen demnach außerhalb des Frontbereiches und konnten ihre jungfräuliche Unberührtheit auch im Kriege bewahren, welcher durch zwei Jahre Tausende von Menschen in diesem sonst so einsamen Gebiete, auf diesen sonst so verlassenen Gipfeln in aufregender Tätigkeit festhielt.

Der Mesdistock, ein in den Winkel zwischen Monzoni- und Fassatal vorgeschobenes Kalkriff, bildet eine Gruppe für sich. Er kulminiert in der Cima oder Punta Vallaccia, 2641 *m*, und enthält alles, was man von einer richtigen Gruppe verlangen kann: kühne Gipfel und stolze Türme, zackige Grate und kamindurchspaltene Wände, die mit einer relativen Höhe von 500—600 *m* andern berühmten Wänden um nichts nachstehen. Die Alpenvereinskarte weist in der Zeichnung nur insofern eine kleine Ungenauigkeit auf, als sie im obersten Val Vallaccia (einmal Val hätte genügt) eine kleine Vergletscherung erkennen läßt, die jedoch in Wirklichkeit nicht vorhanden ist; außerdem fehlt die markante Scharte zwischen der Mesa Luna und dem Saß da Stengia und die Andeutung, daß sich zwischen diesem letzteren Gipfel und dem Saß Aut der Kamm wesentlich senkt und gegen das Val Vallaccia einen isolierten Turm vorschiebt. Ungenau ist ferner die Gipfelform des Saß Aut selbst gezeichnet, und zu betont der dem Saß de Mezodi nördlich vorgelagerte Felssporn, der in Wirklichkeit aus drei nahe des Plateaurandes aufragenden, isolierten Türmen besteht, deren höchster, an der Ecke stehender, P. 2503 *m* an Höhe mindestens ebenbürtig sein dürfte.

Wie die Sextener Dolomiten für ihr Tal, so hat der Mesdistock für das mittlere Fassa seit urdenklichen Zeiten als natürliche Sonnenuhr funktioniert und den einzelnen Gipfeln zu ihren Namen verholfen: Saß de Mezodi, Saß de Dodes (Zwölfer), Saß de le Undes (Elfer), Mesa Luna (Halbmond), Saß de la Sonna. Der Stock gruppiert sich hufeisenförmig um das imposante, schauerlich düstere Kar Vallaccia, und besteht aus drei Massiven: Im Scheitel das Massiv der Punta Vallaccia zwischen Forcella Vallaccia im Osten und der in der Alpenvereinskarte nicht zum Ausdruck kommenden Scharte südlich des Saß Aut; diesem Massiv gehören die Gipfel: Punta Vallaccia, 2641 *m*, Mesa Luna, 2623 *m*, Saß da Stengia, 2546 *m*, und Saß de la Sonna, 2571 *m*, sowie der von der Punta Vallaccia lang nach Südwesten streichende Kamm an, welcher in dem oberhalb Moena aus dem Walde emporstechenden Felsblock des Pizméda, 2203 *m*, die letzte Kulmination trägt. Den westlichen Ast des Hufeisens bildet das Massiv des wildzerrissenen Saß Aut, 2551 *m*, mit seinen nach Norden vorgeschobenen Trabanten, Saß de le Undes, 2475 *m*, und Saß de Dodes, 2443 *m*; mit zahlreichen Türmen gespickt fallen die Ostwände dieses Massivs gegen Vallaccia ab. Der östliche Ast des Hufeisens aber ist das Massiv des Zoccol, 2555 *m*, und Saß de Mezodi, 2503 *m*, welche den gegen-

überliegenden Ostwänden geradezu schauerliche Westwände entgegenstellen, gegen das Monzoni jedoch in sanfter, rasendurchsetzter Abdachung, Lastei, sich senken und im Saß Morin, 2329 *m*, noch einen hübsch geformten, felsgegürteten Tafelberg mit lieblichen Weidemulden vorschieben.

Eingeschlossen von diesen Bergen liegt der Talschluß von Monzoni als saftiges Almterrain, von Zirmwäldern umarmt, zu beiden Seiten des Rio di Monzoni. Durch die romantische Schlucht der Fessura fällt dieses klare Gebirgswasser über die letzte Talstufe und mündet oberhalb der idyllisch auf einer Waldblöße gelegenen Kapelle della Maria di Monte Pozza in den Rio San Nicolo. Von drei Seiten rücken und drücken die Berge herab auf die frischgrüne Mulde der Malga Monzoni, düster die schwarzen, tief durchfurchten Rizzoni mit ihren Lawinenzügen, beängstigend nahe der Plattengrat der Pale di Carpella, freundlicher die hoch von Almhängen gefußte, helle Ostwand der Vallaccia. Gegen Norden aber ist der Blick offen, alle Gipfel der Rosengartengruppe, von den Orgelpfeifen der Tscheinerspitze bis zur schneidigen Fallwand, zeigen ihre charakteristische Form, am schönsten die Vajolettürme und die Dirupi di Larsec. Aus dem weiten grünen Bogen der Buffaurealpe wächst die mächtige Doppelwand der Maerins in romantischer Kulisse vor. Wenn im Talkessel von Monzoni noch das Morgengrauen brütet oder schon die Nacht eingebrochen ist, liegt drüben über Vajolet, Larsec und Antermoja schon der junge, rosenrote Tag oder der glühende Abend noch und führt den Blick in das Märchenreich der Dolomiten.

Als wir zum ersten Male die Malga Monzoni zu unserem Standquartiere machten, hatten wir unberufen Glück. Alles Menschliche verkroch sich vor uns, und der Käsesenner von Predazzo, der Deutsch sprach und seine Hüttentür mit selbstgedichteten Poems vollgeschrieben hatte, erklärte uns, er hätte kein Heu zum „Liegen". Unser von Pozza mitgebrachter Proviantträger, ein vom Kriege zurückgebliebener Niederösterreicher, führte uns zu den Hütten auf die andere Bachseite hinüber, P. 1836 *m*, und in der obersten Schwaige, Costazza, fanden wir zuerst etwas schüchterne, dann stets sich freundlicher entwickelnde Aufnahme. Eine junge Frau aus Pozza, Lisa Lagnol, hübsch, blond, peinlich sauber, eine wahre Ausnahme unter den sonst im Liede so gepriesenen und in Wirklichkeit so konträren Sennerinnen, wurde unsre Gastgeberin; sie überließ uns ihre Schwaige für Tage samt Inventar zur unumschränkten Herrschaft. Herrliche Stunden verbrachten wir an ihrem offnen Feuer, vor ihrer Hütte in wohliger Müdigkeit nach der Tur; ihre zuvorkommende Gastfreundschaft und ihr bescheidenes Wesen gefiel uns allen. In ihrem Heu schlief es sich prächtig, und die frische Milch, die sie uns stets bot, die köstlichen Erdbeeren und Schwarzbeeren, die sie eigens für uns sammelte, wurden zu Spezialgenüssen unsrer Idylle.

Eine halbe Stunde höher liegt das Rifugio Taramelli des Trentiner Alpenklubs, jetzt Sektion des C. A. I., auf einem isolierten Fels zwischen zwei Schluchten. Eine ganz eigenartig schöne Lage und eine ganz eigenartig hübsche Hütte: aus Granitquadern ein Würfel mit flachem Dach, wie eine grusinische Festung. Marmorstufen führen zu dem erhöhten Eingang hinan, vor dem ein kleines, von Soldaten errichtetes Denkmal an den Krieg erinnert. Wir wußten, daß die Hütte unbewirtschaftet war und hatten den Schlüssel mit; doch wir fanden sie offen, erbrochen, in einem erbarmungswürdigen Zustande; in der getäfelten Stube, in der es sehr gemütlich sein könnte, lagen allenthalben die Spuren der steinzertrümmernden Tätigkeit eines Mineralogen umher, der wohl hier länger gehaust haben mochte; in der Mitte stand ein eisernes Feldbett. Um die Hütte herum in grauslicher Unordnung Haufen von Kriegsbauholz und Eisen, alles so, wie es von der Soldateska verlassen wurde. Es ist schade, daß sich die Trentiner um diese Hütte so wenig kümmern; es könnte ein prächtiger Stützpunkt sein; denn schließlich ist es

ja doch nur ein Zufall, daß knapp drunter eine Perle wie Lisa Lagnol von Turisten zu finden ist, wenn sie in der richtigen Weise gesucht wird.

Zur Nomenklatur des Monzonigebietes

Infolge der turistischen Vernachlässigung des Gebietes weist dasselbe keine durch den Alpinismus erst in neuester Zeit eingeführten Bergnamen auf, sondern fast ausschließlich empirische, das heißt durch die Tradition der einheimischen Bevölkerung entstandene, Namen demnach, welche nicht der turistischen Beziehung zwischen Berg und Mensch ihren Ursprung verdanken, sondern einerseits der wirtschaftlichen Wechselbeziehung zwischen dem eingebornen Almvolk und den dasselbe umgebenden Höhen, anderseits der oft treffenden Gabe dieses Almvolkes, eine Örtlichkeit, sei es Berg oder Tal, mit dem passenden, die spezielle Eigenart kennzeichnenden Namen zu belegen. Im allgemeinen haben die Ladiner mehr Gefühl und mehr Phantasie zur Benennung lokaler Gebirgsbegriffe; dies ist teils auf das regere Interesse für die sie umgebende Landschaft, teils auf die größere Vielseitigkeit der Landschaftsformen selbst in den Dolomiten zurückzuführen.

Da das Gebiet an der Sprachgrenze zwischen Ladinern und Italienern liegt, ist die Schreibweise in vielen Fällen verschieden (lad. Campagnacia, it. Campagnazza usw.), doch gibt auch die herrliche Marmolatakarte des Alpenvereins der ladinischen Schreibweise, als der älteren, den Vorzug.

Von Kunstnamen, die von außenher gebracht wurden, enthält dieselbe nur zwei, nämlich die von Mineralogen eingeführten Bezeichnungen für die beiden vom Allochet-Rizzoni-Kamme nordwärts abfallenden Gräben, welche nach den Fundstellen der betreffenden Mineralien Toal di Chabasit und Toal di Traversellit genannt wurden. Geologen und Mineralogen waren auch zweifellos die ersten turistischen Besucher dieses Gebiets, und in erster Linie für sie ist seinerzeit von der Società degli Alpinisti Tridentini das nach dem berühmten italienischen Mineralogen Taramelli benannte Schutzhaus erbaut worden.

Die meisten Bergnamen im Monzoni weisen eine Beziehung ihrer Lage zu den benachbarten Almen und im Sommer den Eingeborenen nutzbaren Geländen auf. So sind z. B. die Cresta del Cádino (Fallgrat), die Cima di Colbelli (Schönbühelspitze), die Cima delle Vallate (Tälerspitz), die Cima und der Sasso di Costabella (Schönleitenspitz und -kogel), die Cima di Campagnacia (Großfeldspitz), die Punta dell' Ort (Gartlspitz), der Saß da Pécol (Unterbühelkopf) und der Saß dal Piév (Pfarrkofel) nach Almen und Geländen benannt, die unmittelbar zu ihren Füßen liegen. Die Alpe Piév hat jedenfalls einmal zur Wirtschaft einer Pfarrei gehört.

Die Bezeichnungen des Mesdistockes sind vorwiegend astronomische (Saß da le Undes—Elferkofel; Saß de Dodes—Zwölferkofel; Mesa Luna—Halbmond; Saß de la Sonna—Sonnenkofel; Saß de Mezodi—Mittagskofel; auch die Cima di Malinverno—Böswinterspitz, gehört hierher). Vallaccia ist die Vergrößerungs-, aber auch Verschlechterungsform (ohne letztere hieße es Vallata, vgl. Cima delle Vallate) von Valle—Tal, daher die in der Alpenvereinskarte enthaltene Bezeichnung Val Vallaccia ein Pleonasmus. Punta di Vallaccia wäre demnach richtig, wie in alten Karten noch enthalten, mit „Lochberg" zu übersetzen.

Ricoletta, vielfach auch Riccoletta geschrieben, dürfte ein Name sein, welcher der Eigenschaft dieser Örtlichkeit treffend entspricht, nämlich ihrem Heureichtum, ihrer Üppigkeit (ricco — reich, rigoglio — Üppigkeit); bis über 2300 *m* empor werden in guten Sommern die steilen Almhänge abgemäht. Zóccol (Obernbühel) und Saß Aut (Sasso alto—Hochkofel) entsprechen ihren Bezeichnungen. Das Val dei Monzoni ist entweder das „Tal der hohen Berge" (monte, Vergrößerungsform montone) oder

das „Tal der Hammelwidder" (montoni). In einer älteren Karte findet sich der Saß de Mezodi übrigens mit Cima di Monzoni benannt vor; den plattigen Charakter ihres Gehänges halten die Bezeichnungen Cima di Lastei, Gran und Piccol Lastei im Namen fest, Pendants zu den unzähligen Plattenspitzen, Plattkofeln und Plattingern der deutschen Alpen. Im Saß Morin (Mohren-Kogele) ist eine koloristische Eigenschaft festgehalten, im Saß da Stengia (von stendere — ausbreiten) die Form des Gipfels, dessen beide Gipfeltürme, aus der Vallaccia gesehen, mit ihrem langen Verbindungsgrat wie ausgebreitete Arme sich ansehen (?). Rizzoni oder Rissoni dürfte von riccio, ital. der Igel, abgeleitet werden können; der mit zahlreichen Türmchen gespickte Grat erinnert an die aufgestellten Stacheln dieses Tieres. Saß del Mus (muso) wäre mit Schnauz- oder Maulkopf zu übersetzen, was der Form dieses Berges entspricht. Allochet ist vom ital. allocco — Nachteule, Kauz, abzuleiten, also Käuzchenspitze, ein kleiner Kollege der großen Civetta (Eule) drüben jenseits des Cordevole.

Die Ortschaften im Tal tragen allenthalb in den Alpen übliche Bezeichnungen (Pozza—Pfütze, Fangho—Schlamm, Ronchi—Rodung, Blöße, Soraga—Überwasser usw.), während sich die Religiosität der Bewohner in den Talnamen San Pellegrino und San Nicolo ausdrückt; die Paßhöhe des ersteren schmückte ein (im Kriege zerstörtes) schmuckes Kirchlein, in letzterem steht ein beliebter Wallfahrtsort, die Kapelle del Monte Pozza, zu welcher Kreuzwegstationen hinanführen.

Es ist ein großes Verdienst des Alpinismus gewesen, die Nomenklatur des Gebirges festgelegt zu haben. In unserem Gebiete hier gebührt dieses Verdienst den ersten Marmolatacrschließern, vor allem Herrn Prof. Seyffert, dem die Punta dell'Uomo ihre dem Sprachgebrauche der Einheimischen entsprechende Umtaufe aus dem Monte Tasca der österreichischen Spezialkarten verdankt, Herrn Alfred von Radio-Radiis, der die einzelnen Gipfelnamen des südwestlichen Marmolatazuges festlegte, und dem Kartographen Ing. L. Aegerter, dem Schöpfer der besten und genauesten Alpenkarten, die es gibt.

So leben die Berge mit ihren Namen das Leben mit, das in ihnen und auf ihnen geführt wird. Da und dort gerät ein Name in Vergessenheit, taucht ein neuer auf, wechselt die Schreibweise, manchmal auch die Nationalität. Die Monzoniberge sind Naturkinder geblieben und es ist gut, wenn sie es weiterbleiben; manch kühne Türme im Mesdistock tragen zwar schon den Steinmann turistischen Sieges auf ihrem Haupte und sind dennoch namenlos — stünden sie im Modegebiete von Bajolet oder Grasleiten, in der Nähe vielbesuchter Hütten, sie trügen sicherlich schon sensationelle Namen, die wie Fremdkörper wirken würden im schönen, harmonischen Organismus dieser einsamen Landschaft, Namen, die die Bescheidenheit dieser Bergwelt stören würden und den stillen, wunderbaren Kontakt, der hier zwischen Höhe und Tiefe, Fels und Alm, Gipfel und Menschen in prächtigen Akkorden klingt.

Passo Le Selle, 2531 *m*, — Punta Selle, 2603 *m*, — Punta d'Allochet, 2582 *m*, — Rizzonigrat, 2625, 2622, 2611 *m*

Sonntag, 5. September 1926. — Nach gelungener Einquartierung in der Malga Costazza brachen wir gegen Mittag auf. Nach kurzer Rast vor dem Rifugio Taramelli am unscheinbaren Sellesee vorbei, über dem hell die Marmorbrüche leuchten, zum Passo Le Selle, den wir in anderthalb Stunden erreichen. Eine förmliche Stadt von Unterständen, in ununterbrochenen Straßenzügen angelegt, läuft unter der Kammhöhe. Jenseits fünfreihiges Drahtverhau. Hier griffen am 18. Juni 1915, drei Wochen nach Kriegserklärung, die Italiener in großer Masse an, um den Durchbruch ins mittlere Fassa zu forcieren. 2000 Mann, schreibt Steinitzer, fielen in der obersten Paßmulde im konzentrischen Feuer der von den Österreichern und Reichsdeutschen rechtzeitig in Stellung gebrachten Maschinengewehre.

Wir wenden uns nach rechts und gewinnen, stets die Kammhöhe oder die unmittelbar unter ihr laufenden, noch guterhaltenen Stellungswege benützend, in drei Viertelstunden den Gipfel der Punta Selle. Ein Meer von leider schon abgeblühtem Edelweiß bedeckt die rasigen Südhänge; ich finde einen Prachtstern von 12 *cm* Durchmesser. Auf Punta Selle biegt der Kamm scharf nach Westen und wird zum Grat. Kühne Leitern vermitteln den Weiterweg in die nächste Scharte, in der der weiße Kalk schroff abbricht und der grünlich-graue Allochetit beginnt. Die letzten Grattürme sind hohl, für Kavernen und Geschützstände ausgehauen. Tief drunten auf dem Wiesplateau des Colison laufen die italienischen Gräben, von Punta Selle und Allochet aus in der unangenehmsten Weise flankiert.

Der nächste Gipfel des Kammes, die Punta d'Allochet, liegt ein wenig nach Norden vorgeschoben, vom Kamme durch einen schmalen Sattel getrennt. Eigenartig in Form und Farbe türmt sich ihr Gestein auf, in wüsten Rinnen und Lammern gegen das Rifugio Taramelli abstürzend. Groteske Zacken stellen sich in den Lawinenfurchen wie zur Wehr. Die Front gewinnt auf kühnen, durch Leitern, Drahtseil und Eisenklammern erleichterten Pfaden den langen Grat der Rizzoni, deren erste Gipfelkuppe förmlich in zwei Teile gekloben ist durch einen eingesprengten Graben mit gegen Süden ausgebautem Beobachtungsstand. Eine Flora in den intensivsten Farben sprießt mit sonderbarem Kontrast aus dem schwarzen Gestein, viel üppiger wie drüben im Kalkgebiet und in voller Blüte noch. Herrliche Polster von violettem Speik, himmelblauem Vergißmeinnicht, gelben Margueriten, weißen Anemonen und rosaroten „Schlernhexen" begleiten unsren Weg, dazwischen Artemisia und Edelweiß, Katzenpfötchen, Disteln und blühende Moose.

Der Mittelzug der Rizzoni stellt uns einige Schwierigkeiten entgegen. Mitten durch die Wände, über die Abgründe hinausgebaut, läuft der Hauptfrontweg auf Balkenbrücken, die auf Eisenstiften ruhen, eingekerbt in den Fels, waghalsig dahin. Eine Brücke ist heruntergebrochen und hängt. Wir haben einen älteren Herrn unter uns, dem es erst nach mehrfachen Versuchen gelingt, seinen Mastüberhang um den Felsvorsprung herumzubekommen. Weiter oben ein Kriechband, sehr exponiert, die Balken nur mehr lose liegend, die Klammern hübsch weit voneinander entfernt; eine kitzliche Stelle. Mit staunenswerter Behendigkeit nimmt sie unser Senior, Hans Seyffert, der Marmolatapionier. Felderer als letzter stößt die morschen Balken in die Tiefe, damit kein Nachfolger mehr ihnen trauen soll.

Der Westgipfel der Rizzoni weist eine schöne, hahnenkamm-ähnlich gekrümmte Schneide mit senkrechter Nordwand auf und fällt dafür gegen Süden weniger steil ab als seine östlichen Brüder. Durch diese Nordwand, vom Grat herab mit Drahtseilen befestigt, läuft der ganzen Breite nach ein Balkensteg, unerhört kühn in seiner Anlage. Leider mußten wir feststellen, daß ein Glied desselben, jedenfalls durch Steinschlag vom Grat herab, weggerissen und eine Begehung daher unmöglich war. Blieb nichts übrig als eine Umgehung in den äußerst mühsamen, steilen Schuttrinnen im Norden und drüben über plattige Schrofen ein Anstieg, den das straffgespannte, dicke, zu Boden gesunkene Seil eines Aufzuges wesentlich erleichterte. Auf dem Gipfel angelangt, durften wir dann zu unserem Leidwesen konstatieren, daß der Aufstieg über den richtigen Ostgrat bedeutend leichter und ökonomischer gewesen wäre; doch man folgt in diesen Frontbergen zu viel den verlockenden menschlichen Spuren und zu wenig dem bergsteigerischen Instinkt.

Vom westlichen Scheitel der Rizzoni ziehen die Frontbauten über steile, felsgestufte Grasrücken ins Pellegrintal hinab, in dem man unmittelbar zu Füßen die Hütten von Fangho erblickt. Ein guter Kriegssteig aber leitet den Kamm entlang weiter nach Westen in die Forcella Nicoletta, von der aus wir im Schutt abfahren konnten bis zur Vegetationsgrenze, dann aber wegen Gewittergefahr einen äußerst

unbequemen Abstieg im Eiltempo über grobes Geröll nehmen mußten. Trotzdem weichte uns Vorausstürmende der Gußregen tüchtig ein, während die erfahrenen, weniger hastigen älteren Herren, Seyffert und Forcher-Mayr, in einer Höhle geborgen das Unwetter vorbeiziehen ließen und ganz trockener Haut auf Malga Monzoni eintrafen.

Fünfeinhalb Stunden eines Nachmittags hatte die Tur in Anspruch genommen, welche man als Genußtur empfehlen kann. Sie ist in jeder Hinsicht hochinteressant: in bezug auf das seltsame Gestein, auf die reiche Flora und die kecken Frontbauten, die manche sonst mühsame und schwierig gewesene Passage erleichtern. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin umfassend und schön, besonders auch der jähe Talblick, den man von den luftigen Schneiden überall genießt. Mit Ausnahme einiger etwas schwieriger Stellen und Kriegsobjekte, die man mit Vorsicht betreten muß, bildet die geschilderte Überschreitung keine wesentlichen Schwierigkeiten, fordert auch kein mit großen Höhenverlusten verbundenes Absteigen zwischen den einzelnen Gipfeln, wohl aber einige Geübtheit und vor allem absolute Schwindelfreiheit.

Auf und rund um die Punta Vallaccia, 2641 *m*

Montag, 6. September 1926. — „Einer schnarcht, daß es die Dachschindeln hebt; einer tritt mir auf dem Kopf herum; Durst hab' ich, daß mir die Gedärme ausbrennen; und jetzt hab ich mir noch das Schienbein an dem verdammten Balken angehauen, daß ich alle Engel singen hör!" — So ähnlich klang Freund Mahlknechts Begrüßungsrede im kleinen Heustadel der Monzonialm am Morgen nach der Tur auf den Allochet. Ein Fußtritt — und das Tor fliegt auf. „Habt's mich gern, das schäbigste Bett ist mir lieber wie diese Heuliegerei. Ich geh' frühstücken!" — Ein Kopf nach dem andern taucht aus dem Heu. Das Schnarchen verstummt. „Guten Morgen!" Schweigsam zieht einer nach dem andern seine Bergschuhe an und springt vom Heustock hinaus ins Freie.

Ein erwachender Tag liegt, mit leisem Rot schon, drüben über Vajolet, Larsac und Antermoja. Aus türkisfarbnem Firmament glitzern matt die Sterne. Es ist kühl. Wunderbare Ruhe umfängt die Landschaft; zwischen den Felsen brütet noch die Nacht; der Bach rauscht herauf. Von Minute zu Minute wird es heller, und tiefer der Blick ins Tal hinab, matter der Glanz der Sterne und rosiger das Licht, das die Bergspitzen badet.

Wir schreiten fröstelnd durch die feuchte Wiese empor zur Schwaige. Dort raucht es schon aus dem Dach, ein schwacher Kerzenschimmer fällt aus der offnen Tür und Nagelschuhgetrampel poltert über die Dielen: „Tee mit Milch oder Erbswurstsuppe?" — „Beides!" Und Tomasi rührt und bläst und wischt und ist unermüdlich. Dann kommt Lisa Lagnol zum Vorschein, bietet ein freundliches „Buon giorno" und geht in den Stall, die Kühe melken. Stumm lehnen wir an der Söllerbrüstung der Hütte und die Bewunderung der Herrlichkeit des aufblühenden Tages ist wie ein Gebet. Die Glut der ersten Sonnenstrahlen, die den Rosengarten übergießt, breitet sich immer weiter und weiter aus; Almen und Wälder öffnen leise ihre Lider und schauen erwachend uns ins Auge; wie neugeschenkt grüßen wir alles, Berg und Tal, beglückt durch die glänzende Versprechung dieses wunderbaren Morgens.

Es hielt der Tag, was der Morgen versprach. Tiefblau spannte er sich über das Land, nur draußen am fernsten Horizont von leuchtenden Wolkenstreifen durchzogen. Wir wandern gemütlich über die Gardecciawiesen empor und empfinden es als Wohltat, daß auf dem steilen Hang uns bald der Schatten einiger Felsrippen aufnimmt; denn die Sonne meint es wahrhaftig zu gut. So erreichen wir in langsamem Tempo den Sattel Costella, den Übergang ins Val Pizmeda und nach Moëna.

Östlich von uns schneidet die Schaufel des Malinverno den Ausblick in zwei Hälften, nördlich winkt schon der Triangel der Cima (Punta) di Vallaccia in einladender Nähe zu uns herab. Unter uns, sich weitend in sattem Grün, dehnt sich die Alpmulde Cadin bello, das Gegenstück zum Ödkar Cadin brutto drüben dem Malinverno zu.

In zwanzig Minuten ist der Gipfel der Punta di Vallaccia, 2641 *m*, erreicht, nach leichtem Aufstieg über den rasendurchsetzten Schutthang, den eine seltsame Einsturzstelle, einer Gletscherspalte ähnlich, durchschneidet. Die Punta di Vallaccia gehört zu jenen Gipfeln, die, nicht hoch, aber schön isoliert ins Haupttal vorgeschoben, oft reizvollere Rundsichten bieten als andere berühmte Hauptgipfel einer Gruppe, denen der unmittelbare Talblick und damit der Reiz des Kontrastes zwischen Höhe und Tiefe, zwischen Kornfeld und Fels fehlt. Peitlerkofel, Nuvolau, Rodella, im näheren Bereiche Col Ombert und Col Laz gehören zu dieser Art von dankbaren Gipfeln. Der Talblick von der Vallaccia ist einzig fesselnd. Das Fassa mit seinen leuchtenden Dörfern, von Forno bis Campestrin, mit seinen schnittreifen Äckern und saftigen Wiesen, zieht unmittelbar drunter weg, darüber Latemar und Rosengarten, Langkofel und Sella, die Berge von Caoria und die Cima d'Asta. Weit draußen in seltener Reinheit hebt die Königsspitze ihr glitzerndes Haupt empor, über der Senke des Sellajochs gleißen die Eismauern des Turnerkamps und Möfele. Mit offnem Herzen liegt nahe die Marmolata vor uns, das scharfe Profil ihrer Südwand ragt zwischen den Häuptern ihrer Trabanten empor. Wie von allen diesen Bergen aus sperrt auch von hier die gotische Pfeilerflucht des Pala-Nordzuges den südlichen Horizont. Schauerlich-schön aber ist der Tiefblick in das düstere Kar von Vallaccia, in welches der Gipfel mit ungeheuren Wänden senkrecht abbricht; von gigantischen Türmen flankiert ziehen diese Wände rechts und links des Kares hinaus gegen das untere Nicolotal, rechts als besonnten, begrünten Scheitel den Zoccol, links den Saß Aut tragend. Man ist erstaunt über die große Dimension dieses so vergessenen Mesdistockes und über die nicht erwartete Gliederung desselben.

Seyffert, Forcher-Mayr und Mahlknecht legen sich nach erfrischendem Imbiß zu einem Gipfelschläfchen hin, Felderer wird von seiner photographischen Psychose erfaßt. Tomasi und ich aber begeben uns auf Entdeckungsfahrten ins Neuland westlich des Gipfels. Ein kurzer Abstieg bringt uns auf die Abschlußscharte des Vallacciakars, die von einem massigen Gratturm besetzt ist, zu dessen beiden Seiten steile, enge Eisrinnen in unsichtbare Tiefe niederziehen. Der nächste Gipfel des Kammes, um wenig nur niedriger als die Vallaccia selbst, hat uns gereizt, aber wir finden keine richtige Möglichkeit, ihn von Osten, aus der oben erwähnten Scharte, direkt anzugehen. Es ist die Mesa Luna, eine geräumige Schuttkuppe, jedoch im unteren Teile auf allen Seiten von senkrechten Wandgürteln gepanzert. Besonders die Südwand ist schön, teilweise in hohen gelben Abbrüchen überhängend, in der Mitte, in der Fallinie des Gipfels, von einem senkrechten Kamin durchspalten. Zur besseren Orientierung steigen wir, die Rucksäcke auf dem Grassattel, P. 2535 *m* der Alpenvereinskarte, zurücklassend, auf den westlich vorgelagerten Felskopf, den Saß de la Sonna, 2571 *m*, empor, den wir in wenigen Minuten über leichte Schrofen erreichen. Er fällt im Westen mit steilen, plattigen Wänden ab und bietet einen jähen Talblick, besonders auf das Dorf Moëna. Aber auch unseren Absichten kommt er entgegen, und der jedenfalls leichteste Aufstieg auf die Mesa Luna, 2623 *m*, ist bald ausgekundschaftet. In der Westwand dieses Gipfels lehnt ein auffallender Turm. Man erkennt erst weiter oben, daß er nicht isoliert steht, sondern der Abbruch eines kleinen Sporns ist, den der Nordgrat nach Westen schickt. Hinter diesem Turm und der Wand des Gipfelmassivs zieht eine steile Rinne hinan, von Wandeln unterbrochen, unterhalb des Turms auf einem Schrofenband ausmündend. Dies wurde unser Weg.

Leider ließen wir uns verführen, nicht gleich unten schon die Kletterschuhe zu nehmen, sondern durchstiegen in Nagelschuhen die oft glatte Rinne mit ihren von feinem Schutt bedeckten Absätzen und wechselten erst oben am Gipfel die Fußbekleidung. Die Kletterei ist durchaus mäßig schwierig, das Gestein brüchig. Die Rinne mündet auf dem luftigen Nordgrat, über den man rasch und leicht den Gipfel gewinnt. Im Steinmann lag ein Papierfetzen, auf dem nur mehr die mit Bleistift geschriebene Jahreszahl 1923 kenntlich war, und der jedenfalls von jener Partie herrührte, deren Dokument wir später auf dem Saß da Stengia vorfanden. Der Abstieg in Kletterschuhen war im Vergleich zum Aufstiege ein Genuß, den mir bloß der mit den Nagelschuhen gefüllte Rucksack in der oft engen Rinne einigermaßen beeinträchtigte. In kaum mehr als einer Stunde langten wir wieder bei unseren anderen Sachen auf der Scharte zwischen Mesa Luna und Saß de la Sonna an.

An den Wänden des eben bestiegenen Gipfels über seinen Schutt gegen Norden abfahrend, gelangten wir bald an den Auslauf einer Rinne, welche zur engen Scharte zwischen Mesa Luna und der nächsten Kulmination im Kamme, der wir unseren Besuch abstatten wollten, dem Saß da Stengia, 2546 *m*, emporführte. Es ist eine ganz schmale, kühle Scharte zwischen senkrechten Wandfluchten, mit Schneewächten auf der Ostseite und mit der charakteristischen Melaphyrschicht durchsetzt. Da sich die Wände der beiden Berge kulissenartig voreinander schieben, ist ihr Einschnitt wohl nur von Osten, vom Zoccol drüben, sichtbar. Der einzige hier mögliche Aufstieg auf den Saß da Stengia geht von dieser Scharte direkt in drei Seillängen schwieriger Kletterei durch eine Verschneidung mit guten Griffen ziemlich ausgesetzt empor. Dann erreicht man eine rasendurchsetzte Abdachung und links haltend den Gipfelgrat, der mit seinen zwei schwierigen Absätzen nur für Leute von absoluter Trittsicherheit und Schwindelfreiheit ein Ort zum Aufrechtgehen ist, von andern aber mit jener Klettertechnik überwunden werden muß, die wir euphemistisch die „darwinische" nennen wollen; denn stellenweise geht's wie auf eines Messers Schneide in absoluter Ausgesetztheit hinüber zum kleinen Gipfel. Im Steinmann desselben fanden wir die Visitenkarte eines Ingenieurs Rizzi vor, auf deren Rückseite halbverwischt die Namen der beiden Begleiter standen, von welchen nur mehr der eine, Rasom, zu lesen war, so wie die Worte „saalit" und 1923. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Herren die ersten Ersteiger des Gipfels gewesen sind, dessen Versteckheit man wohl das Bewahren seiner Jungfräulichkeit bis 1923 zutrauen kann. Auch ein anderer Umstand bewies uns die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme: der Gipfel besteht aus zwei durch ein ziemlich langes Gratstück verbundenen Türmen. Wir hatten den höheren, südlichen erstiegen; der nördliche, um einige Meter niedrigere, trug noch nicht das Zeichen menschlichen Joches, ein Beweis wohl, daß menschlicher Besuch hier ein ziemlich seltenes Ereignis sei. Tomasi sah das gleich, und ohne weiter zu fragen, kletterte er gegen Nord über eine wegen ihrer enormen Brüchigkeit schwierig zu nennende Wandstelle ab, bis das Seil aus war und mir nichts anderes übrigblieb als mitzukommen. Der Verbindungsgrat setzte keine weiteren Schwierigkeiten entgegen und bald durfte mein Begleiter seine Baulust auf dem schmalen Scheitel des luftigen Nebengipfels restlos auslassen.

Von der Vallaccia herab klang Felderers Ruf, den wir gleich liebenswürdig beantworteten; neben ihm aber erblickten wir nur mehr einen Begleiter und schlossen daraus, daß die andern bereits den Abstieg angetreten und den Übergang zum Saß de Mezodi gesucht haben mochten. Dies bestätigte sich bald hernach, als wir nach dem Abstieg auf gleichem Wege in der Scharte die Schuhe wechselten und drüben ein Männlein gemütlich den Grat zum Zoccol sich hinaufbewegen sahen. Die Antwort auf unseren Anruf trug Forcher-Mayrs sonoren Baß in mehrfachem Echo gebrochen über das Vallacciakar zu uns herüber.

Wir stiegen nun rasch von der Scharte nach Westen ab, wieder empor auf den Grasbuckel zwischen Mesa Luna und Saß de la Sonna, wo unser Gepäck lag, umgingen die Gipfelkuppe der Vallaccia südlich und erreichten auf dem Kamme oberhalb der Costella die Spuren der anderen, welche erst abwärts, dann unmittelbar am Fuße der prächtigen, glatten Ostwand der Vallaccia nach links schwenkten und durch Lammern und über mit herrlichem Edelweiß besetzte Schrofen die Forcella della Vallaccia und den begrünten Gratkamm erreichten, der uns mühelos auf den Zoccol, 2555 *m*, brachte, wo wir die Gefährten, ins Gras hingestreckt und von sybaritischen Genüssen umgeben, einholten. Von diesem Gipfel aus bot sich wieder ein ganz anderes Bild in das Vallacciakar hinein; der Aufbau der Vallaccia selbst, der Mesa Luna, des Saß da Stengia, vor allem aber die Gruppierung des Saß Aut und Saß da Dodes, kam in instruktiver Weise zum Vorschein und vermittelte uns eine von nirgendwo anders her sonst mögliche Orientierung. Nach längerer Rast schlenderten wir auf dem Plateaurande weiter gegen Norden bis an dessen Ende, an den Vorsprung, der Saß de Mezodi heißt und mit 2503 *m* kotiert ist. Jähe Tiefblicke in die wildzerrissenen Westwände unserer Höhen hinab gestalteten diesen Gang interessant; unser Hauptinteresse aber galt den drei überaus kühnen Edtürmen im Norden des Massivs, deren Scheitel jedoch leider — zum tiefsten Bedauern Tomasis — schon Steinmänner trugen. Ihre Ersteigung ist wahrscheinlich nicht durch Abstieg vom Plateau in die trennenden Scharten erfolgt, sondern von Nordosten herauf, wo zwischen Massiv und den Türmen eine große Schlucht emporzieht. Alle drei Türme sind kaum niedriger als der Saß de Mezodi und kommen, wie schon eingangs erwähnt, in der Zeichnung der Alpenvereinskarte nicht zum Ausdruck. Ihre Ersteiger dürften wohl Fassaner gewesen sein, und ich glaube einmal vernommen zu haben, daß Piaz sich erfolgreich im Mesdistock betätigt hätte.

Ein prachtvoller Abend begleitete uns nach diesem gelungenen Abstecher in alpines Neuland über die edelweißbesäten Hänge von Lastei wieder hinab nach Gardeccia und zur Monzonialm. Ein Bad erfrischte unsere Glieder, und die Erwartung eines köstlichen Abendbrots, das Tomasis umsichtiges Talent fürs Leibliche schuf, ließ uns in doppelter Zufriedenheit vor der Hütte sitzen und rauchend und schweigend zusehen, wie die Sonne mit steilen, fächerförmig den hellgrünen Himmel durchleuchtenden Strahlen sank, wie Gipfel um Gipfel in der Dämmerung verschwand, bis nur mehr um Tscheiner und Rosengarten ein Glutstreif lag und hinter uns, oben über der schwarzen Kontur des Malinverno, als erster Stern die Venus ihren milden Glanz auf die entschlummerte Erde niedersandte.

Saß Aut, 2551 *m*

Mittwoch, 15. September 1926. — Nach dreieinhalbstündigem „Hängen" wegen Schalthebelbruches im Eggental spät abends im Albergo Dolomiti zu S. Giovanni unterhalb Vigo gelandet. 6¼ früh Abmarsch. Nach Überschreitung des Avisio jenseits auf dem in der Alpenvereinskarte gut eingezeichneten Wege durch den Wald empor zur kleinen Alm Pociacie, 1705 *m*, eine Stunde. Wetter beinahe hoffnungslos, alle Berge ringsum von dichten Wolken geköpft. Es kann jeden Augenblick zu regnen anfangen; man riecht die Feuchtigkeit förmlich. Doch es ist Herbst und der Mond im Wachsen; da werden aus solchen Morgen oft noch die schönsten Tage. Drüben im Latemar, in einem Wolkenloch, steht, grell von der Sonne beleuchtet, die Valsorda als einziger freier Berg, und das Wolkenloch wird immer größer.

Bald hört der Weg auf, wir kommen aus dem Wald hinaus auf freie Lawinenrinnen, die steil bis zu den Felsen emporziehen. Einmal muß man hinauf; am besten gleich morgens, frischweg; besonders wenn keine Sonne scheint, steigt sich's da famos.

Oben ein Irrgarten von Rinnen, Riegeln, Vorbauten, Gratrippen, Wandstufen, Grashängen und Schrofenbändern. Wir steigen durch, wo's eben am besten zu gehen scheint, und landen in kaum 2½ Stunden ab Vigo auf der großen Terrasse am Nordabfall des Saß da Stengia, gerade dort, wo wir hinkommen wollten. Dort steht, gegen das Vallacciakar senkrecht abfallend, ein mächtiger Turm. Tomasi hatte ihn früher schon vom Stengiagipfel aus gesehen, den wir mitsammen vor einer Woche erstiegen, den Steinmann jedoch übersehen, der ihn bereits schmückte; weshalb das Interesse sofort schwand, als mit einem Zeiß unzweifelhaft festgestellt wurde, daß doch schon ein Steinmanndel droben ragte. Beim Gabelfrühstück auf einem rasigen Plätzchen des Grates, über welches hie und da schon ein verheißungsvoller Sonnenstrahl huschte, besahen wir uns die Aufstiegsmöglichkeit auf den Saß Aut von dieser Seite, auch ein Programmpunkt.

Der Saß Aut ist der dominierende Gipfel der Nordwestecke des Mesdistockes. Er trägt ein ziemlich geräumiges Rasenplateau, auf dem die Gipfelkuppe im Westen aufgesetzt ist. Mit senkrechten Wänden stürzt er gegen Westen und Osten ab. Die Fassaner Jäger, die ihn beim Gamsbetrieb hie und da besteigen, pflegen von Westen her über steile Rinnen auf den Kamm zwischen ihn und Saß da le Undes emporzu„schinden", von dem aus man das Plateau über leichte Schrofen erreicht. Auch vom Eingang ins Vallacciakar aus dürfte er, allerdings sehr mühsam, über grasdurchsetzte Schrofen und durch steile Schuttreißen zu gewinnen sein. Gegen Osten lösen sich einige wildzerrissene Kulissen ab, die mit schauerlichen Wänden niederstürzen; ihnen entragen eine Anzahl kühner Türme, von welchen uns besonders einer wegen seiner verhältnismäßig respektablen Höhe, Isoliertheit und eleganten Figur gefiel, dessen Ersteiglichkeit man jedoch deshalb erst probieren müßte, weil selbst mit dem Triëder die Entfernung zu groß ist, um Einzelheiten in der Struktur der Felsen zu sehen. Auf jeden Fall aber trägt dieser Turm noch keinen Steinmann, was uns angesichts seiner Glattflankigkeit gar nicht wunderte.

Der Aufstieg zum Saß Aut von Süden her ist großzügig vorgezeichnet durch eine ungeheure Schlucht, welche die Wandflucht durchklafft. Um die Mündung derselben zu erreichen, müssen wir einige im Verbindungsgrat gelegene Felsköpfe links, westlich, etwas absteigend und mehrere Rinnen und Rippen querend, umgehen. In der Schlucht geht es über groben Schutt sehr steil, doch leicht empor, bis ein von mehreren kolossalen Blöcken gebildeter Überhang alles sperrt. Der vorderste Block sitzt ziemlich weit heraußen zwischen den engen Schluchtwänden festgekeilt. Zwei Möglichkeiten gibt es, dieses romantische Hindernis zu überwältigen, beide gleich originell. Die erste Möglichkeit erprobten wir richtigerweise im Aufstiege, da sie für den Aufstieg die passendere ist: in der linken Seitenwand zieht aus dem schattigen Inneren des domartigen Überhangs ein Schrofenband bis auf die Höhe des vordersten Blocks hinaus; von diesem Bande aus überklettert man leicht den Block selbst, der auf diese Weise eine natürliche Brücke bildet, und erreicht jenseits in der rechten Schluchtwand ein schmales, ausgesetztes Gesims, welches zur Terrasse über den Überhang emporbringt. Die zweite Möglichkeit, der Durchschlupf hinter den Blöcken im innersten Winkel des Überhangs, ist wegen der hohen, glattverwaschenen Einstiegsstelle im Abstiege besser zu machen und enthält eine schwierige Traverse auf feuchten, abschüssigen Platten, ehe man das Loch erreicht, durch das der Weg wieder ins Freie führt. Die ganze Stelle gleicht dem Schlupfkamin im Wickenburg-Aufstiege auf die Santnerspitze, nur ist sie mächtiger dimensioniert. Über dieser Sperre bietet die Schlucht keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr und man landet bald auf dem schönen, ebenen Wiesenplatze unterhalb des Gipfels.

Vom Übergang zum Saß da le Undes sahen wir wegen des notwendigen, zeitraubenden Absteigens, hauptsächlich aber deshalb ab, weil wir einem Gemsjäger (oder

Wilderer?) in die Quere gekommen wären, dessen Anruf wir hörten, den wir aber erst nach längerem Suchen auf dem Grate unten entdeckten. Lange sahen wir ihm mit dem Triëder zu, wie er eine Zigarette anſteckte und ſich aus einer Chiantiflaſche labte, wie er dann, die Schrofen haſtig emporkletternd, ſcheinbar etwas ſuchte, plötzlich umkehrte, zu ſeinem Raſtplatz abſtieg, das Gewehr, das an der Felswand lehnte, ergriff und eilig hinter den Gratrippen abſteigend unſeren Blicken entſchwand. Wir wurden aus ſeinem Gebaren nicht klug, hatten jedoch das ſichere Gefühl, mit unſerer unvermuteten Anweſenheit ſtörend in ein weidmänniſches Unternehmen eingegriffen zu haben, und traten den Rückzug an. Pichler, der indeſſen photographierte, hatte unſere Rucksäcke, um uns den nochmaligen Aufſtieg auf den Verbindungsgrat zu erſparen, auf die Terraſſe heruntergebracht und war vorausgegangen. Wir erblickten ihn bald, unter den jähen Weſtwänden des Saß da Stengia und der Meſa Luna auf einem kaum erkennbaren Steiglein anſteigend, droben auf dem Scheitel des Saß de la Sonna als jauchzende, ſeinen Rock ſieghaft ſchwingende Silhouette, die klar gegen den nun vollends blau gewordenen, von prächtig geballten Kumuluswolken durchtürmten Himmel abſtach.

Kleine Mesdi-Spezialitäten

1. Der Südwand-Kamin der Meſa Luna. 15. September 1926. Die Meſa Luna iſt eigentlich der hübſcheſte von allen dieſen Gipfeln. Woher ihr ſonderbarer Name kommt, iſt wohl kaum feſtſtellbar. Nach der Benennung der anderen Gipfel des Stockes möchte man darauf ſchließen, daß er mit dem Aufgehen des halben Mondes über Faſſa irgend etwas zu tun habe. Pichler jedoch meinte, es könne der Name wohl auch gut von der Form des Berges hergeleitet werden, da deſſen Südabſtürze einem von Süden Kommenden ſich in ausgeſprochenem Halbmondbogen entgegenſtellen.

Die prächtige, gelbe, gedrungene Südwand, nicht hoch, doch von ſenkrechten Abſtürzen gepanzert, hatte Tomaſi und mich ſchon anläßlich unſeres erſten Hierſeins einigermaßen gereizt, doch haben wir damals den Aufſtieg durch die Weſtwand gewählt, der uns leichter ſchien, und damit wahrſcheinlich auch einen neuen Aufſtieg gemacht; denn die vermutlich erſten turiſtiſchen Erſteiger des Gipfels, Ing. Rizzi und Genoſſen, dürften 1923 über die ſanftere Schrofenabdachung von Nordoſten, aus der Scharte von der Vallaccia her, auf den Gipfel gelangt ſein.

Mitten durch die Südwand klafft ein weiter, ſenkrechter Kamin. Ein hoher Schuttkegel gießt ſein gelbes Bruchmaterial aus der Mündung herab über die graue Lammer der Mulde, die die Meſa Luna mit dem Saß de la Sonna und der Punta Vallaccia einſchließt. Wir überließen Freund Felderer, der behauptete, durch dieſen Kamin käme ſelbſt ſeine Großmutter leicht hinauf, die Führung. Aber ſchon der Einſtieg belehrte unſeren Führer eines anderen und er ſchrie uns, die wir unten noch die Kletterſchuhe anlegten, das Geſtändnis zu, die Sache ſei „haarig"; was im Bozener Dialekt ſo viel bedeutet als nicht glatt zu machen, alſo ſchwierig. Tomaſi kletterte ihm nach, und alle beide warteten auf dem erſten Abſatze, bis ich nachkam. Die Einſtiegsſtelle war wirklich nicht ſo ohne, glatt, griffarm, das Geſtein von jener kleinkörnigen, beinahe konglomeratiſchen Beſchaffenheit, wie man ſie oft in den Dolomiten unter dem Einfluſſe abrinnenden Waſſers findet; dazu von einer Schärfe, daß einem die Finger wehtaten. Wäre dieſe Stelle irgendwo oben in Ausgeſetztheit, man müßte ſie als ſehr ſchwierig bezeichnen. Der weitere Aufſtieg zu dritt mußte infolge des überall herumliegenden Gerölls mit größter Vorſicht vonſtatten gehen, die Nachkletternden ſtets in Deckung bleiben wegen der Steine, deren Lostreten unvermeidlich war und die auch das Seil maſſenweiſe losfegte. Die nächſte Seillänge war etwas leichter, teils im gutgriffigen Riß des Kaminſchlundes ſelbſt, teils, wo

dieser Riß durch Überhänge gesperrt war, in der rechten Seitenwand. Über dem zweiten Absatz wurde der Kamin seichter, eine steile Rinne, die wir bis unter den letzten, von großen eingekeilten Blöcken gebildeten Überhang hinauf verfolgten. Diesen Überhang, was möglich gewesen wäre, direkt zu überklettern, unterließen wir, nachdem wir festgestellt hatten, daß selbst die großen Blöcke nur ganz lose auflagen. Wir wandten uns im rechten Winkel nach rechts hinaus und gewannen über ein schmales, plattiges, ausgesetztes Wandgesims ein Schartel und gleich drauf über eine rauhe, äußerst scharfsteinige Wandstufe den Gipfelgrat östlich des Gipfels.

Während des ganzen Aufstiegs wurde unsre launige Konversation mit Pichler, der auf einem gegenüberliegenden Graskopf saß und photographierte, nur durch einige Steinsalven unterbrochen, die wir durch den Kaminschlund hinabschossen. Den Abstieg nahmen wir auf dem von Tomasi und mir eine Woche vorher entdeckten Westwege. Dann stiegen wir auf die Punta Vallaccia, auf der Mittagsrast gehalten wurde, und über die Costella ab zur Malga Monzoni. Frau Lisa war allerdings nicht daheim; doch wußten wir, wo der Schlüssel zu ihrer Hütte zu finden war, kochten uns einen Tee und hinterließen ihr einen von Schokoladetafeln, Biskuits, Bonbons und Proviantresten umkränzten Liebesbrief neben dem beschmutzten Geschirr auf dem Klapptische ihres gemütlichen Herdraumes.

2. Das Vallaccia-Kar. Ich kenne wenig Örtlichkeiten in den Westdolomiten, die so versteckt sind und so reizvoll wie dieses Hochtal. Seine Existenz kann ein Uneingeweihter nicht einmal vermuten, geschweige denn wissen, daß da droben im westlichen Eck der Marmolata-Ausläufer ein um einen gewaltigen Felskessel sich schließendes System von kühnen Felsgestalten sich gruppiert, dessen Dimensionen überraschen und dessen wilder Hochgebirgscharakter verblüfft. Weder vom Fassa aus, wo die zahmen Kuppen des Saß Aut und der Vallaccia die inneren Geheimnisse gegen Sicht decken, noch vom Monzonital aus, wo die hochhinanreichenden Almhänge einen geschlossenen Felsaufsatz tragen, erkennt man, daß mitten drinnen ein geräumiger Felskessel liegt. Nur im Norden, im äußersten Val San Nicolò, sieht man zwei gewaltige Pfeiler aus dem Wald emporschießen, die jähen Vortürme des Saß de Mezodi und den hier schlanken Saß da Dodes, aber sie bezeichnen auch nur den Eingang und verraten nicht, welch prächtige Szenerien das Innere birgt.

Der Felskessel von Vallaccia hat seinesgleichen in der Nachbarschaft nicht. Er gleicht, im verkleinerten Maßstabe, dem Grasleitenkessel, doch ist er enger und noch geschlossener als dieser; denn die einzige Lücke, die aus ihm in die sonnige Umwelt hinausführt, die Forcella Vallaccia, liegt mit ihrer steilen Schutt- und Schneerinne hinter Kulissen versteckt, so daß man den Eindruck eines vollkommen abgeschlossenen Felszirkus hat. Senkrecht steigen alle Wände empor, manche spiegelglatt, manche schauerlich zerklüftet, von tiefen, schwarzen Kaminen durchzogen. Und ein vielfaches Echo löst jeder Ruf aus der düstern Tiefe, und nicht ein Zeichen menschlichen Daseins — die von stolzer Höhe ragende Triangulierungspyramide der Punta Vallaccia ausgenommen — stört die Wildheit dieses Ortes und dessen schattenversunkene Einsamkeit. Durch Schutt und Schneefeld aber zieht die Spur der flinken Gemse irgendwohin empor —.

Von der Straße durchs Val San Nicolò, am besten zwischen Elektrizitätswerk und der Kapelle Monte Pozza abzweigend, weglos durch steilen Wald empor, betritt man das Hochtal, das in drei Terrassen zum innersten Kessel hinanzieht. Rechts baut sich in zahllosen Kulissen das Massiv des Saß Aut auf, dem der Sas da Dodes nördlich vorgelagert ist; jähe, wildzerrissene Strebepfeiler und Grate, die kecke Türme tragen, verjüngen sich zwischen Steilschluchten empor zur breiten, erst weiter oben sichtbaren Gipfelkuppe. Links — in spiegelglatten Schüssen — türmt sich die Westflanke des Zoccol und Saß de Mezodi senkrecht auf, deren nördlicher Eckturm mit un-

erhört kühner Linie abbricht. Erst droben erkennt man, daß auch diese Wandflucht sich in zwei Terrassen aufbaut, und daß, von Süden nach Norden diagonal durchziehend, hinter plattigen Abspaltungen ein großes Band läuft, über das sich die Abstürze des Gipfelkammes beugen. Im Hintergrunde erblickt man als erste Erhebung, in imposanter Isolierung ragend, den hohen Endturm des Nordostgrats der Vallaccia selbst, eine wunderbare Turmgestalt, die den innersten Kessel von der Senke der langen Schuttrinne scheidet, welche zur Forcella Vallaccia emporführt. Südlich des Saß Aut bildet die Umrahmung zunächst ein etwas niedrigerer, mauerartig abfallender Grat, der mehrere Vorbauten trägt, von denen einer, ein schöner, viereckiger Turm, sich ablöst und in prächtig steilen Wänden niederstürzt. Dann schwingt sich der Grat senkrecht auf zur glatten, doppelgipfligen Gestalt des Saß da Stengia, und, durch eine hohe, enge Scharte, deren Schneerinne bis in den Kessel herabzieht, getrennt, zum gedrungenen Kuppelbau der Mesa Luna, die mit ihren von breiten, tiefen Eisschluchten durchfurchten Nordwänden an die gleichartigen der Punta Vallaccia anschließend, den Kessel im Süden sperrt. Die Eisrinnen münden auf Schneefleck kleinen Umfanges, deren Schuttkegel gegen die Mitte des Kessels zustreben, wo die abfließenden Wasser eine tiefe, schluchtartige Furche gerissen haben. Das von feuchten Moosen begrünte Plateau oberhalb dieser Furche ist der eindrucksvollste Platz, um den eigenen Reiz dieses Felsenkessels auf sich wirken zu lassen; wie in einem gewaltigen, düsteren, gotischen Dome steht man hier von hohen Felsen ringsum eingeschlossen. Nur gegen Norden kann der Blick hinausschweifen und schaut in dem beschränkten Ausschnitte zwischen den Torpfeilern die Langkofelgruppe und die Puezspitzen über dem Alpkamme von Sumela und Bussaure.

Und es ist durchwegs jungfräulicher Fels, der einen da umgibt, und manches interessante Problem wäre da zu lösen. Der Durchstieg durch die zergliederte Ostwand des Saß Aut dürfte eines der kompliziertesten sein, die pralle Westwand des Saß de Mezodi gegenüber vielleicht das schwierigste. Durch die Ostwand des Saß da Stengia zeichnet ein hübscher Kamin im unteren Teile die Route vor, die Mesa Luna bietet plattige Nordwandschüsse an, und der Hauptgipfel, die Punta Vallaccia, außer solchen auch einen prächtigen Anstieg durch klaffende, schwarze Kaminschlünde. Eine hübsche, „zur gefälligen Auswahl" bereitgelegte Kollektion neuer alpiner Spezialitäten, die da in völliger Abgeschiedenheit den Dornröschenschlaf schläft. —

3. Der Anstieg auf die Punta Vallaccia aus der Forcella Vallacia. Sonntag, 17. Oktober 1926.

Ein leuchtender Herbsttag. Tomasi und ich sind um sieben Uhr vom Albergo Dolomiti in Vigo ausgerückt, haben den in prächtigsten Farben glühenden Lärchwald durchquert, im obersten Vallacciakessel das Gabelfrühstück eingenommen, und standen um halb elf in der Forcella, deren Schuttrinne uns manche Mühe gekostet hat. Die Punta Vallaccia, bisher nur über die harmlosen Hänge von Süden erstiegen, auch von anderer Seite zu gewinnen, war das Ziel. Als touristisch wertvollster Aufstieg kam da jener aus der Forcella in Betracht, da er einem von Osten (Monzoni) oder Norden (Val Vallaccia) kommenden Bergsteiger gleicherweise den Gipfel vermittelt. Daß es sich nur um eine einige Seillängen lange Aufgabe handeln konnte, wußten wir schon, denn wir wollten die Sache schon einmal im Abstiege machen, kehrten aber oberhalb des untersten, senkrechten Wandgürtels um, da man von oben herab keinen Einblick in die Lage der Scharte nehmen konnte und uns das schwere Gepäck und die Nagelschuhe nicht erlaubten, lange in senkrechtem, unbekanntem Fels herumzutasten. In der Tat gibt es auch nur einen einzigen Durchstieg durch den prallen Ostwandgürtel. Er führt direkt von der Scharte empor auf den Nordostgrat, der die Punta mit dem schneidigen, ins Vallacciakar so ungemein kühn vorspringenden Eckturm verbindet. Ein hoher Spreizschritt bringt aus der engen Scharte auf ein nach links,

Süden, ziehendes Plattenband. Tomasi ist in Kletterschuhen voraus und schreit mir zu, auch die Kletterschuhe anzuziehen und gleich nachzukommen; er brauche noch zwei bis drei Meter Seil, um einen guten Stand zu haben. Ich sehe ihn nicht, denn er ist um die Ecke gebogen, aber seine Ungeduld beweist mir, daß die Stelle weder leicht, noch sein gegenwärtiger Standplatz besonders bequem sei. Bald darauf kann ich mich selbst davon überzeugen: der Einstieg vom Ende des Plattenbandes in die senkrechte, kaminartige Rinne ist ein zwar kurzer, doch äußerst exponierter Quergang. Er ist deshalb als sehr schwierig zu bezeichnen, weil das Gestein von jener rötlichgelben Färbung und kleinkörnigen Struktur ist, welche sogleich vollendetste Brüchigkeit verrät und kein richtiges Greifen und Treten, sondern nur ein vorsichtiges Tasten zuläßt. In der Rinne oben jedoch kann man sich prächtig verspreizen und emporarbeiten, ohne den lockeren Schuttgrund als Basis benützen zu müssen. Über derselben setzt eine grasdurchsprenkelte, senkrechte und sehr brüchige Schrofenwand an, die Vorsicht erfordert, aber nicht schwierig ist; nach zwei Seillängen biegt man nach links um eine Ecke und erreicht über gutgriffigen, festen, plattigen Fels liegendes Terrain und gleich darauf die ziemlich tief eingekerbte Gratscharte, die ein gelbbrüchiger kleiner Gratturm beschattet. Bis hierher waren wir damals von oben herab gekommen. Abgesehen von einem Abseilmanöver, das uns direkt irgendwohin in die Nähe der unsichtbaren und nur zu vermutenden Lage der Forcella hätte bringen können, würden wir die eben durchkletterte Rinne wohl erst nach längerem Suchen angetroffen haben und deren unteren Ausstieg, der von allen eventuellen Möglichkeiten, den untersten Wandabbruch zu durchklettern, sicherlich der leichteste ist. (Andere Varianten wären: Von der Scharte auf das Plattenband empor und direkt links des gelben Abbruchtürmchens über eine senkrechte, sehr brüchige, oben plattige und äußerst ausgesetzte Wandstufe zur grasdurchsetzten Schrofenwand über unserer, links bleibenden, Rinne; — oder: Von der Forcella einige Meter gegen das Vallacciakar absteigend durch einen senkrechten, schmalen Riß auf einen kleinen Vorbau hinan, dann links über plattige, abschüssige Schrofen auf die Terrasse und zur Scharte empor.)

Unsere Rucksäcke in der Scharte zurücklassend, umgingen wir den gelben Gratabbruch auf der Ostseite, gewannen in leichter Kletterei über feste Platten den Grat jenseits wieder und spazierten auf ihm zu dem steinmanngekrönten Gipfel des Endturmes hinaus, dessen kühne, den Vallacciakessel beherrschende Figur uns den ganzen Morgen lang schon so entzückt hatte und die dann so ins Unscheinbare zusammensank, als wir sie aus ebenbürtiger Höhe ansahen und von der schwachen Seite her angingen.

Der Grat zum Vallacciagipfel empor — es ist dessen Nordostgrat — war uns schon vertraut; in leichter Kletterei folgt man seiner plattigen Schneide, die bald in die begrünte Gipfelkuppe ausläuft. Mehr ermüdet durch den „Schinder" der Geröllrinne zur Forcella empor als durch die an vielen Stellen anregend gewesene Kletterei des Gipfelaufstieges legten wir uns auf der Südseite in die Sonne, die trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit es noch sehr gut meinte, und hielten ein Mittagsschläfchen. Nach längerem Ruhigliegen jedoch fühlte man, daß es nicht mehr Sommer sei, und daß der erste Schnee schon den schattigen Schrofenschuß der Nordseite bedeckte, auf dem Gipfelkamme in scharfer Linie abbrechend. So verließen wir denn, ein wenig fröstelnd, den uns liebgewordenen Hauptgipfel unseres kleinen Reiches Monzoni, dem wir heute wieder ein spezielles Geheimnis entrissen hatten — leicht: wenn man nur die wenigen problematisch gewesenen Seillängen rechnet; als Ergebnis der vorher gesammelten Erfahrungen und Erkundungen, als letzte Etappe eines weiten, mühsamen Zugangs jedoch ein ganz nettes Stücklein Arbeit, dem bereits eine Enttäuschung vorangegangen war. Aber gerade solche Enttäuschungen sind es oft, die einem Erinnerungen wertvoller und den Gedanken, dennoch das Ziel erreicht zu haben, lieber machen — es ist bei den Bergen ebenso wie bei den Menschen, die sich

wehren, ihr Herz schon dem ersten Angriff gefangen zu geben —: Erobert man sie endlich doch, dann schätzt man sie höher und sich selber auch.

Wer abseits vom großen Fremdenstrome, abseits der überlaufenen Modeberge, der Hotels mit Bar- und Jazzbetrieb, der Schutzhütten, die solchen Namen kaum mehr verdienen, seine Berge und primitiven Standquartiere sucht, wo die Romantik der alpinen Anfangszeit noch blüht, der findet auch den Weg zu den Menschen, die dort unverdorben und urwüchsig geblieben sind. Und kann sich freuen ihrer Natürlichkeit, eines unaufdringlichen Händedrucks, der vom Herzen kommt, und eines Lachens und Zürnens, das der Sonne und dem Gewitter gleicht, die über den Bergen stehen. Und darf ihre Einfachheit in allem bewundern, ihre hastlose, gerade, durch Naturgesetze geheiligte Lebensführung, ihre im kleinsten der Wirklichkeit angepaßte, kluge, ohne Vergeudung zielbewußte Fähigkeit zum Denken und Handeln. Ihr Wesen erfrischt ihn und belehrt ihn, daß es dort, wohin die unkontrollierbaren Wohltaten fortschreitender Zivilisation noch nicht so intensiv gedrungen sind, viel viel glücklichere und zufriedenere Menschen gibt.

Was in den einsamen Bergen von Fassa an Zivilisationserrungenschaften zu sehen ist, ist eine zerfallende, verfaulende Frontlinie, sind verstümmelte Grate und durchwühlte Gipfel, mit Fremdkörpern besäte Hänge und Felswände, durch Holz und Eisen verunstaltet — sind Erinnerungen an „Kulturziele", zu deren Erreichung jahrzehntelang Volkskraft und Volksvermögen gespart wurden, um sie mit dem Herzblut der Besten, Unschuldigsten wieder zu vergeuden — mit dem einzigen Erfolge der bitteren Erkenntnis, wie fern der Mensch dem Menschen doch ist. —

Die Spuren des Krieges werden wieder versinken, hineinmodern in den Rachen der Erde; die Erinnerungen zerrinnen im Strome der Zeit. Über jenen einsamen Bergen strahlt, unbekümmert um menschlich Wollen und Können, der Glanz der Sonne und das Wunder der Sternennacht, wallen die Nebel und fällt in leuchtenden Flocken der Schnee. Im Lenz erblühen, ewig gleich, die farbtrunknen Blumen der Höhe und vergehen im Herbste wieder. Unten auf den Malgen aber folgen den Vätern die Söhne und haben dieselben Freuden und dieselben Sorgen; und hie und da wird eines lebensfrohen Bergsteigers Ruf durch das Kar und von bezwungenem Gipfel hallen. So baut sich Jahr um Jahr, Jahrhundert um Jahrhundert, mit Stein und Pflanze, Tier und Mensch hier schweigsam und mitleidlos weiter in eine Ewigkeit hinein und trägt Melodien in sich, die im Lärm der zivilisierten Stadt nie zu hören sind. —

Nachtrag:

Am 26. Juni 1927 besuchte unter Führung der Herren Mahlknecht und Tomasi sowie des Verfassers eine Gruppe von Bozner Kletterern den Mesdistock, wobei folgende zum Teil sehr und äußerst schwierige neue Auf- und Abstiege gemacht wurden:

1. Saß da Mesdi, Westwand und die vorgelagerten Türme: Delago, Vonach.
2. Saß de Dodes, Nordostkante und neuer Abstieg direkt ins Vallacciakar: Leitgeb, Brüder Gabloner, Gasser, Agostini. Auf dem Gipfel wurde das neue, von Antonio Rizzi und Mario Pederiva 1921 hinterlegte Gipfelbuch vorgefunden; welche Route diese Herren genommen haben, ist unbekannt.
3. Saß Aut, Ostwand, direkt aus dem oberen Vallacciakar und erste Ersteigung des markanten vorgelagerten Turmes: Andreas Kreil, Hermann Menz.
4. Mesa Luna, Nordwand, direkt aus dem Vallacciakar: Harm, Fräulein Wiesinger, Springer. Diese Partie bestieg hierauf den
5. Saß da Stengia und nahm den Abstieg durch den langen, zwischen den beiden Gipfeltürmen niederziehenden Kamin ins Vallacciakar hinab.
6. Punta Vallaccia von Norden, mit Benützung der zwischen ihr und Mesa Luna herabziehenden Eisrinne im untern Teil: Melchior, Tomasi, Dr. Kiene.

An demselben Tage wurde von einer andern Partie Bozner Bergsteiger am Einstiege zum Col Laz, aus unmittelbarster Nähe, ein riesiger Bergsturz beobachtet, dem ein Teil des Gipfels des Torre Dantone und dessen Nordostflanke zum Opfer fielen.

Die Bergwelt um den Wolayersee und den Hochweißstein

(Der westliche Teil[1])

Von Ingenieur Eduard Pichl, Wien

Ein herrlicher Höhenspaziergang

Der mächtige Festungsbau des Hochweißsteins überragt und beherrscht auch den ganzen westlichen Kamm der Karnischen Hauptkette. Seine Vorwerke Torkarspitze, 2576 *m*, Hochspitze, 2581 *m*, Porze, 2599 *m*, Königswand, 2638 *m*, Gr. Kinigat, 2515 *m*, und Pfannspitze, 2678 *m*, stellen zwar noch stattliche Erhebungen dar, ihre scharfen Grate und Kämme verflachen sich aber zu Rücken und Kuppen, die in friedlicher Lösung dem Endpunkt der Kette, dem 2433 *m* hohen Helm, zustreben.

Die Wanderung von der Torkarhütte bis zum Helm kann bei gutem Wetter in zwei bis drei Tagen gemacht werden. Von der Torkarhütte weichen wir der Kammlinie nach links (südlich) aus, indem wir auf einem guten Steiglein durch langes fettes Gras unter der Kalkwand der Weißen Lungern, 2486 *m*, durchqueren, eine Geröllrinne nach aufwärts durchsteigen und leicht wieder die Kammhöhe erreichen. Wer vom Luggauertörl kommt, kann auf schönem Militärweg von Norden her ansteigen.

Wenige Meter nördlich unter der Kammlinie gehen wir nun ganz leicht weiter zur Steinkarspitze, 2524 *m*. Sie ist ein Dreiländerberg: Italien, Kärnten und Osttirol stoßen hier zusammen. Fast auf dem Gipfel steht eine Kriegsbaracke, die die Sektion „Austria" zu einer Bergsteigerhütte umgestalten wollte. Doch im Rate der Gemeindegewaltigen von Untertilliach war es anders beschlossen. Der ehrenfeste Bürgermeister war für die Abtretung des Stückchens Kahlgestein nicht zu haben, wohl aber erklärte er sich „selbstlos" bereit, die 8 *qm* Grund auf ein Jahr zu verpachten, wogegen sich die Gemeinde vorbehalte, die Pachtsumme von Jahr zu Jahr zu steigern; die Vorstellung, daß durch die Umwandlung der verfallenden Baracke in eine kleine Schutzhütte und durch die Werbetätigkeit der Sektion „Austria" der Fremdenverkehr im Tale wesentlich verbessert und damit die wirtschaftlichen Verhältnisse der Einwohner gehoben würden, konnte dem Biederen nur ein Lächeln abringen. Wie ich später hörte, rührt der Hauptwiderstand vom Pfarrer her. Dieser ist im Besitz des Widums und fürchtet als einziger Wirt die Konkurrenz der 1300 *m* höher gelegenen (unbewirtschafteten!) Hütte. Außerdem meinte er, daß dann die Bauern noch weniger in die Kirche gingen! Das Schönste ist, daß der in Frage stehende Grund gar nicht der Gemeinde Untertilliach gehört! Ich kann nur jedem Touristen empfehlen, dieses so touristenfeindliche Untertilliach zu meiden und dafür das etwas weiter östlich, an der kärntnerisch-tirolischen Grenze gelegene Gasthaus „Zur Wacht" des Herrn Reisenzein, der seine Untertilliacher Pappen-

[1]) Nachtrag zu den Aufsätzen in der Zeitschrift 1925 und 1926.

heimer zur Genüge kennt und bei dem man vorzüglich aufgehoben ist, zu besuchen. Die Sektion „Austria" hat das Gasthaus dieses freundlichen Wirtes zur Talherberge erklärt, wo Alpenvereinsmitglieder um Sch. 1.— gut nächtigen können. Wer aber weiter im Westen bleiben will, der gehe nach Obertilliach in das treffliche Gasthaus „Weiler".

Von der Steinkarspitze wandern wir fast immer auf dem Kamm, zuletzt etwas nach Süden querend, auf den Hochspitz und genießen dort herrliche Rund- und Fernblicke. Prächtige Pfade führen dann über den Gemskofel, 2415 *m*, hinaus zur Moserscharte und nun nördlich oder südlich der Kammlinie über die Cima Manzon, 2328 *m*, zum Winklerjoch, 2248 *m*. Nördlich, etwas unterhalb, lädt die neue Reiterkarhütte der Sektion „Austria" als einfaches Bergsteigerheim zum Besuche ein. Auf österreichischem Boden erreichen wir bald darauf die Reiterkarspitze, 2421 *m*, und über den Col del Rocco, 2370 *m*, und das Bärenbadeck, 2430 *m*, zuletzt fast eben, die Höhe über dem Tilliacherjoch. Im Sommer kann auf diesem Joch eine italienische Grenzwache liegen. Um ihrer Bekanntschaft zu entgehen, steigen wir ohne Schwierigkeit vorher nach Norden ab, queren tiefer unten hinüber auf den vom Joch sich in das Obertilliacher Tal hinausschlängelnden Weg und stehen bald darauf vor der Porzehütte, die auf dem oberen und nicht — wie es auf der kleinen, dem Jahrbuch 1926 beigelegenen Karte scheint — auf dem unteren, nördlichen, Steige liegt.

Wir blicken in die mächtige, langgestreckte Nordwand der Porze, die mit drohenden Steilstürzen niedersetzt. Wir steigen unter den Wänden ab und auf altem, ehrwürdigem Wege, der einst der Holzbeförderung aus dem Lessachtal nach Italien über die 2363 *m* hohe Porzescharte (Passo Cima Vallone) diente, zu diesem in tiefster Einsamkeit liegenden Paß empor. Jenseits wandern wir gemütlich über die Roßkarspitze, 2511 *m*, und dann über Stufen knapp südlich unter der Grathöhe zum Wildkarleck, 2532 *m*. Der Kamm steigt zu einem Joch nieder, aus dem sich der Grat scharf und felsig rasch erhebt und bis zur Filmoorhöhe streicht. Dieser Grat würde scharfe Kletterei über viele Türme und tiefe Scharten erfordern, und wir steigen daher vom Joche nach Norden gegen die Stuckenwiese ab, einem herrlichen Almboden mit kleinen Seelein und Heuhütten, in deren einer ich einmal vorzüglich nächtigte. Weiter geht es aufwärts und nach Westen auf die Hochfläche von Filmoor mit der höchsten Erhebung, der Filmoorhöhe, 2457 *m*. Etwa 60 *m* unterhalb lädt eine köstliche Quelle ein. Hier wird das Auge durch den stolzen, dolomitähnlichen Aufbau der Königswand, 2686 *m*, gefesselt, die sich hier von ihrer eindrucksvollsten Seite zeigt.

Um sie zu ersteigen, queren wir auf den Schutthängen nach Westen aufwärts bis zu einer hoch hinaufziehenden Schuttrinne östlich einer tief eingeschnittenen Schlucht. Durch diese geht es empor in eine Scharte und dann über einige Türme auf den Gipfel der Königswand. Auch der Große Kinigat, 2638 *m*, kann von der Schutthalde über ein bequemes Band erreicht werden. Der gewöhnliche Aufstieg führt aber aus der weiter westlich gelegenen Scharte zwischen Kleinem und Großem Kinigat über einen angelegten Kriegssteig zur Spitze.

Westlich vom Kleinen Kinigat wird eine Graterhebung nördlich umgangen und leicht die Pfannspitze, 2678 *m*, erstiegen. Sie gewährt einen reizvollen Tiefblick auf den zu ihren Füßen liegenden Obstanzer See, 2299 *m*, auf den nördlich aufgebauten Roßkopf, 2603 *m*, und auf die weite Runde der Eisberge im Norden und der wilden Riffe im Süden.

Über die Cima Frugnoni, 2561 *m*, die drei Eisenreiche, 2665 *m*, Schöntalkopf, 2634 *m*, Demut, 2591 *m*, Hochgränten, 2568 *m*, Hollbrudspitze, 2581 *m*, Hornischeck, 2551 *m*, Hochgruben, 2537 *m*, und

Füllhorn, 2445 *m*, geht es in lustiger und doch gemütlicher, gefahrloser Höhenwanderung auf den Endpunkt der Karnischen Hauptkette, den Helm, 2433 *m*, mit dem einstigen Schutzhaus der Sektion Sillian, das nun den Italienern als Finanzwachhaus dient.

Es ist ein prächtiges Stück Bergland, das wir da von der Torkarhütte in drei Tagen ohne Anstrengung durchwandern können. Als Nächtigungsorte kommen unterwegs die Porzehütte und eine der Almhütten unterhalb des Obstanzer Sees in Betracht. Die Glanzpunkte Torkarspitze, Porze, Königswand und Kinigat sowie der reizende Obstanzer See werden jedem Bergsteiger, der Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit liebt, hohen Genuß bereiten.

Wer beim Obstanzer See absteigen will, kann gerade hinunter über eine Holztreppe mit mehr als 300 Stufen längs eines schönen Wasserfalles ins Winklertal und nach Kartitsch gelangen.

Dr. Franz Rudovsky hat über die westliche Karnische Hauptkette in der Zeitschrift von 1926 einen fesselnden Aufsatz geschrieben.

Von den Kriegsereignissen zwischen Luggauertörl und Helm[1])

Von der Torkarspitze bis zur Steinkarspitze schirmten die Freiwilligen Salzburger Schützen unter dem Befehl des Klagenfurter Hausregiments Nr. 7 (Khevenhüller) die Grenze. Im Hüttenbuch der Torkarspitze findet sich eine Eintragung von Dr. Hans Oellacher[2]), der vor der Offensive des Jahres 1917 Kommandant des Verteidigungsabschnittes Torkarl war: „Außer den Baracken ist auch der heute benützte markierte, sogenannte Sommerweg in der jetzigen Form von den Kampftruppen angelegt worden. Im Winter erfolgte der Aufstieg durch die Mulde nordwestlich der Kote 2573 (Torkarspitze) mittels Strickleitern. Es ist sehr stille geworden auf diesen Höhen, welche unser liebes deutsches Vaterland vor den Schrecken des Krieges behüteten. Dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein, Sektion „Austria", gebührt der Dank aller, daß er an diesem Punkte eine Unterkunftsstelle wahrte und den Weg instand hält. Diese Worte in memoriam derjenigen, welche hier einst standhielten und besonders derer, die hier ihr Leben ließen. Heute sind sie fast vergessen."

An den Luggauer Abschnitt schloß sich die Pustertaler Front bis zum Pordoi-Joch an. Zur Zeit der italienischen Kriegserklärung, am 23. Mai 1915, standen dem Kommandanten, Generalmajor Bankowski, dieser fast 100 *km* langen Strecke bloß 2 Bataillone, die Standschützen-Abteilungen dieses Raumes und einige Finanzwachleute zur Verfügung. Von den 2 Bataillonen war das eine von Alpenländlern unter der Führung des verdienten Obersten Haslehner voll verläßlich, das andere, ein erst bewaffnetes Arbeiterbataillon, aus südslawischen Mannschaften gebildet.

In Luggau stand eine Grenzschutzkompagnie, in Obertilliach eine Landesschützen-Kompagnie 10/III, 2 Kompagnien Zweier-Jäger und Grenzgendarmerie, in Kartitsch 2 Kompagnien Zweier-Jäger und zwei Geschütze. Patrouillen gingen auf den Grenzkamm zwischen Steinkarspitze und Cima Frugnoni, auf dem Bärenbadeck hatte sich eine Maschinengewehr-Abteilung von den Kaiserjägern Nr. 1 eingenistet. Auf dem Hochspitz befanden sich eine optische Station, zwei Patrouillen vom Landsturmbataillon 29 und solche von X/59.

Auf italienischer Seite standen diesen so schwachen Kräften 3 Divisionen mit sehr starker Artillerie gegenüber, weshalb man sich natürlich auf die Verteidigung beschränken mußte. Am 25. Mai langten zwei bayerische Bataillone an, die allmählich durch

[1]) Mit Benützung freundl. Mitteilungen des Herrn Generalmajors Bankowski.

[2]) Siehe den Aufsatz „Maria Luggau" von Dr. H. Oellacher in der „Salzburger Chronik" vom 14. August 1926.

weitere reichsdeutsche Truppen ergänzt wurden, aus denen sich dann das Deutsche Alpenkorps zusammensetzte. Da aber das Deutsche Reich sich noch nicht im Kriegszustand mit Italien befand, mußte von jeder Offensive abgesehen werden. Es wurden daher alle verfügbaren Arbeiterabteilungen zur Ausführung von Widerstandslinien hinter der Front verwendet. Die vordersten Stellungen mußten von den Truppen selbst technisch verstärkt werden. Als aber die Taktik der Italiener, die sich stets gleich blieb, einmal gekannt war und man damit rechnen konnte, sich in den Stellungen zu behaupten, wurde zur Ausführung jener technischen Maßnahmen geschritten, welche ein langes Ausharren in diesen unwirtlichen Gegenden ermöglichen sollten: Wegbauten und Ausbesserungen von Steigen, Aufzüge, Bau von Unterkünften, Vorsorgen für Wasserbeschaffung.

Man mußte mit einer sofort einsetzenden Offensive des Italieners rechnen, da er nach seinen monatelangen Kriegsvorbereitungen und im Vertrauen auf seine Überlegenheit dazu befähigt war. Tatsächlich ließ jedoch der Gegner fast einen ganzen Monat verstreichen, ohne große Aktionen zu unternehmen. Österreich nützte die Zeit aus, um Truppen heranzuziehen, das Alpenkorps war mittlerweile in Stellung und die Kärntner Standschützen waren besser ausgebildet worden.

Der erstgefaßte Plan, aus dem Raume Frugnoni—Wildkarleck gegen den Kreuzberg bei Sexten vorzustoßen, mußte aufgegeben werden, weil eben für die bayerischen Truppen das Verfügungsrecht fehlte und bei der geringen Anzahl von Gewehren größte Schonung von Menschen geboten war. Der durch seine glänzende Waffentat, der Erstürmung der Magierahöhe in Galizien bekannt gewordene Generalstabsoffizier Kulka schlug dem Generalmajor Bankowski vor, den südlich vom Frugnoni gelegenen Col Quaterna in Besitz zu nehmen. Aus obigen Gründen durfte aber der Kommandant zu seinem Leide nicht darauf eingehen. Vielleicht wäre durch die Besetzung dieses Berges ein zweiter Col di Lana entstanden. Jedenfalls aber wäre dem Feinde durch den Verlust dieses Punktes die Möglichkeit genommen worden, sein ab Ende September auf Innichen gerichtetes Geschützfeuer zu beobachten.

Dieser schwachen, noch nicht kriegsgewohnten Besatzung gegenüber gelang es dem Feinde um den 25. Mai die Cima Frugnoni, die Pfannspitze und die Porze in Besitz zu nehmen. Letztgenannten Punkt wieder zu gewinnen, wurde eine Kompagnie des einstweilen eingetroffenen 10. Marschbataillons des Infanterieregiments 59 zum Angriffe eingesetzt, der durch das Feuer einer, hinter der Kote 2438 (Heretkofel) mit Mühe aufgestellten Gebirgshaubitze vorbereitet und unterstützt werden sollte. Leider entsprachen die Zünder der Geschosse nicht, so daß eine Gefährdung der eigenen vorgegangenen Kompagnie zu befürchten war. Diese wurde deshalb nach Einbruch der Dunkelheit auf den Heretkofel zurückgenommen.

Demgegenüber erreichte am 28. Mai eine Kompagnie von J.-R. 59 den Helm, um von dort gegen den Eisenreich vorzustoßen.

Da der Besitz der Cima Frugnoni dem Feinde die Möglichkeit bot, mit Artilleriefeuer die einzige Straßenverbindung im Lessachtal zu gefährden, wurden zunächst die Pfannspitze durch die Standschützen unter Christian Bodner und die Cima Frugnoni mit Morgengrauen des 3. Juni durch Fähnrich Steiner (Infanterieregiment 59) mit 40 Mann erstürmt. Diese glänzende Waffentat erleichterte dem Marschbataillon X/59 (3. Kompagnie) unter seinem hervorragenden Kommandanten Hauptmann Burger den Angriff vom Eisenreich her. Ein von genannter Höhe überraschend einsetzendes Feuer eines Gebirgsgeschützes, dem der wuchtige Angriff des Bataillons folgte, veranlaßte den Feind, die Stellung fluchtartig zu verlassen. Er hatte sich, von den österreichischen Truppen nicht belästigt, häuslich eingerichtet und überließ ihnen alles, auch viele Waffen und Mundvorräte. Ein später, am 6. September einsetzender

Angriff des Feindes brach in dem Feuer der Besatzung (eine Kompagnie Landsturmbataillon 165) zusammen, die von der Gebirgskanonenbatterie trefflich unterstützt war. Am 4. Juni war somit der ganze Kamm der westlichen Karnischen Alpen in österreichischem Besitz und also jene Linie besetzt, an der sich die feindliche Übermacht in Hinkunft brechen sollte und auch brach.

Die Verteilung der Truppen war Ende Juni 1915 folgende: In Osttirol stand zwischen Kartitsch und Obertilliach der Prinz Heinrich von Bayern mit dem Bayerischen Alpenkorps. Diesem war unterstellt die 90. Infanterietruppendivision (J.T.D.) mit der 55. Gebirgsbrigade und der 179. Brigade und die Division Pustertal (mit der 51. und 56. Gebirgsbrigade). Generalmajor Bankowski, der Kommandant der Pustertaler Division, war am 5. Juni durch Feldmarschalleutnant Goinger abgelöst worden, die Division wurde Anfangs Juni dem Alpenkorps unterstellt. Am Nordhang der Pfannspitze stand das 10. Bataillon der 59er, nördlich vom Eisenreich 2½ Kompagnien und 1 Batterie, an der Hollbrucker Spitze hatten sich Jäger und 1 Kompagnie des Landsturmbataillons 165 eingegraben, in Kartitsch standen 1 Batterie und 2 Kompagnien Standschützen. Auch am Tilliacher Joch, Bärenbadeck und Winklerjoch mußten Standschützen die Verteidigung allein übernehmen. Vom Demut ging die Besetzungslinie über den Seikofel zur Rotwandspitze.

Abschnittskommandanten im Lessachtal waren Major v. Pasetti und Hauptmann Burger. Am 18. Juli 1915 setzte der Italiener in breiter Front mit vier Bataillonen einen Angriff auf die Filmoorhöhe, Eisenreich und Pfannspitze an. Dieser Versuch endigte mit einer völligen Niederlage des Feindes. Er verlor bei seinem fluchtartigen Rückzug 60 unverwundete Gefangene, seine blutigen Verluste aber werden mit 600 Mann bewertet.

In dem ganzen westlich gelegenen Teil der Front fanden keine besonderen Unternehmungen statt. Ende September gab es in den Höhen von 2500 *m* schon ½ *m* Neuschnee und im November folgte ein strenger Winter.

Zu Anfang August 1915 wurde das Bayerische Leibregiment in den Abschnitt Kreuzberg—Lessachtal verlegt. 2 Bataillone unter dem außerordentlich tüchtigen Obersten v. Epp gelangten in den Sextener Abschnitt, 1 Bataillon unter dem tapferen und hochherzigen Prinzen Heinrich von Bayern, der später an der rumänischen Grenze den Heldentod erlitt, ins Lessachtal und auf die Pfannspitze. Von da an war auf diesem Gipfel natürlich bayerisches Bier zu haben, während es an Tee mangelte. Am 4. August stürmte der Italiener den Seikofel vergeblich, 100 Tote blieben vor seiner Front. Das Alpenkorps wurde im Oktober herausgezogen, an seine Stelle trat das dritte Kaiserjägerregiment.

Die Standschützen hielten sich überall vorzüglich. Ein bezeichnender Vorfall sei hier erwähnt: Die Italiener machten einen Versuch zur Wiedergewinnung der Cima Frugnoni. Bei deren Verteidigern war auch eine Standschützenabteilung in Stellung, darunter ein alter Mann mit seinen zwei jugendlichen Söhnen. Mit großer Zucht und Selbstbeherrschung eröffneten die Leute das Feuer erst auf kurze Entfernung. In diesem Augenblicke ruft der ältere Sohn dem Vater zu: „Vater, dem Hansl hat a Granat'n den Kopf ab'grissen!" Und darauf der Alte, sein gezieltes Feuer ruhig fortsetzend: „Itzt han i ka Zeit, itzt muß i schießen!"

Die Truppe litt anfangs namentlich an nötigem Material großen Mangel, besonders hinsichtlich der Beschuhung, die im kahlen Felsboden rasch zugrunde ging. Diese Tatsache faßte ein prächtiger Kompagniekommandant des X/59 in einer schriftlichen Meldung in die klassischen Worte: „Meine Leute gehen neben den Schuhen einher!"

Im Jahre 1916 suchten die Italiener um jeden Preis die Dolomitenfront zu durchbrechen und nach Toblach vorzustoßen. Der Generalmajor der italienischen

1. Infanterie-Truppendivision mit dem ahnungsvollen Namen Caputo erließ an seine Offiziere und Mannschaften einen schwulstigen Befehl, worin er verordnete, daß der Sieg bereits lächle und Toblach erreicht werden müsse. Doch ihre ganzen Erfolge beschränkten sich auf die Gewinnung des vorher in die Luft gesprengten Col di Lana und der Cima di Falzarego, während auf österreichischer Seite der Monte Piano erobert und damit italienischer Boden gewonnen wurde.

Soldatengrab und Heldentum

Auf dem Luggauerboden zeugt ein Militärfriedhof davon, daß auch dieses Stück Grenze nicht ohne Opfer gehalten wurde. Der Friedhof wurde angelegt im September 1915 von der 6. Kompagnie des Infanterieregiments 7; auf verwitterten Holzkreuzen liest man: Gefallen auf Hartkar, auf Torkar, von einer Lawine verschüttet usw. Es sind Siebener, Freiwillige Salzburger und Kärntner Schützen, die dort schlummern. Leider dringt immer wieder das Vieh in die weihevolle Stätte ein. An einer danebenstehenden Halterhütte ist eine von der Gemeinde Luggau gewidmete Tafel mit den Namen der 24 dort begrabenen Soldaten angebracht. Das Kärntner „Schwarze Kreuz" besitzt leider nicht die Mittel, alle die Soldatenfriedhöfe in Ordnung zu halten, und so stürzen Kreuze und Tafeln, Almvieh ebnet die Gräber ein, die Namen verwehen ... Das ist der Dank der Heimat!

Auf dem Kirchhof von Obertilliach vermorscht in einer Ecke ein schwarzes Holzkreuz mit der Inschrift: Hier ruhen sieben tapfere 59iger, gefallen am 11. und 12. Juni auf der Roßkarspitze, beerdigt am 31. August 1922.

In der nächsten Nähe von Kartitsch umschließt ein schön angelegter und mit Liebe gepflegter Kriegerfriedhof mehr als 140 Gräber von österreichischen Soldaten und kriegsgefangenen Russen. Der Friedhof leuchtet förmlich in Grün, auf dem Mittelwege, einem grünen Rasenteppich, steht ein hohes Kreuz aus nicht entrindetem Lärchenholz und am Ende des Weges eine Kapelle, Lärchen und Fichten umrahmen stimmungsvoll und versöhnlich den Gottesacker.

In der dortigen Kirche wird in Glasmalerei auf sechs Fenstern der Kriegsopfer aus Kartitsch gedacht zur Erinnerung an die 1. in Rußland gefallenen Kartitscher (7 Mann), 2. in den Kriegsspitälern Gestorbenen (6 Mann), 3. in der Gefangenschaft Gestorbenen (7 Mann), 4. im Weltkriege gegen Italien Gefallenen (13 Mann), 5. im Weltkriege Vermißten (6 Mann); auf dem sechsten Fenster ist zu lesen: In pietätvoller Erinnerung den Helden vom Weltkriege. Gewidmet 1922, Gemeinde Kartitsch.

In Hollbruck, das am 5. September 1915 und am 2. November 1917 mit Granaten, doch ohne Erfolg, beschossen wurde, ruhen auf dem Kirchhofe 6 Krieger.

Solche, wenn auch schwache Zeichen von Treue und Dankbarkeit gegenüber jenen, die deutschen Boden schirmten, lassen uns wieder etwas aufatmen in einer verkommenen Zeit, da jeder Drückeberger, jeder Bolschewik mit frecher Stirne den Vaterlandsverteidiger schmähen und dessen Kriegsverdienste in den Kot treten darf.

Wenn wir von Heimat und Vaterland sprechen — und wir gehören ja gottlob nicht zu jenen, die nach berüchtigtem Muster sagen: „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt!" — dann müssen wir aber auch mit Wehmut, mit Dankbarkeit und Stolz aller jener Getreuen gedenken, die in der Verteidigung dieser deutschen Bergheimat ihr Leben oder ihre Gesundheit gelassen haben, und ebenso aller jener, die ein gütiges Geschick nach heißem Kampfe wieder in ihre Heimat zurückkehren ließ.

Ehre ihnen allen!

An ihrem hohen Beispiel soll sich unsere Jugend erbauen, wieder heldisch denken lernen und wehrhaft sein, damit sie gerüstet auf der Wacht stehen kann, einem raubgierigen Feinde standzuhalten, damit deutsch bleibe, was deutsch ist, und wieder deutsch werde, was deutsch war!

Winter im Toten Gebirge

Von Robert Hüttig, Graz

Zweiter Teil

Seit der Veröffentlichung des ersten Teiles meines Beitrages in der vorjährigen Zeitschrift hat sich einiges im Hinblick auf die weitere Erschließung des winterlichen Toten Gebirges geändert. In den „Mitteilungen" Nr. 23/1926 berichtet Sepp Huber-Wels, dem wir auch eine ausführliche Beschreibung der Nordseite dieses Gebirgsstockes (Zeitschrift 1923) verdanken, von umfassenden Schimarkierungen über die Hochfläche. Vom gleichen Verfasser erschien heuer im Verlag Artaria, Wien, ein Sonderführer durch das Tote Gebirge, mit einem Anhang über Schifahrten. Es scheint also gelungen zu sein, das schlafende Dornröschen zu wecken und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise unseres Vereines auf dieses unvergleichliche Schigelände zu lenken.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, sämtliche Schiwege, die heute wie ein Netz das gesamte Tote Gebirge durchziehen, zu schildern; darüber mag man in dem genannten Führer nachlesen. Nur die Erinnerung an einige der schönsten Fahrten über die Hochfläche und in der Umgebung der neuen Pühringerhütte unserer S. Wels soll von der Eigenart dieser winterlichen Wanderung erzählen und Gleichgesinnte zur Nachahmung anregen.

Zwischen Wildensee und Pühringerhütte

Die Überquerung des Toten Gebirges von der Mitterndorfer Seenplatte über die Elmgrube bis zur Loserhütte ist wohl „eine der großartigsten, aber auch anstrengendsten Schiwanderungen der Alpen, die nur von wohlgeübten, bergerfahrenen Läufern und nur bei klarem, sicherem Wetter unternommen werden darf. Reine Fahrzeit, je nach Schneebeschaffenheit, 14—20 Stunden". — Ich führe diese Stelle aus Reinls „Skiführer durch das Salzkammergut" wörtlich an, weil es bisher nur wenigen und nur unter allergünstigsten Bedingungen geglückt sein dürfte, diese Riesenstrecke in einem Zuge zu durchmessen. Über zwei Teilstrecken, jene von der Tauplitzalm zur Weißen Wand und vom Wildensee zum Loser habe ich bereits im ersten Teil berichtet. Heute soll nun das Zwischenstück vom Wildensee bis zur Elmgrube diese Arbeit ergänzen.

Zum zweitenmal saß ich in der vor einigen Jahren noch einsamen Wildenseehütte, diesmal in Gesellschaft meiner Frau und eines treuen Gefährten, um ihnen all die Herrlichkeiten zu zeigen, die mir dort vor Jahresfrist beschieden waren und einige jener köstlichen Fahrten zu wiederholen, die mir damals zum Gipfel der Wunschlosigkeit geworden sind. Wieder standen wir auf jenen weißen Bergen am nördlichen Randabsturz, die uns in die gesegneten Auen Oberösterreichs schauen ließen, um dann in trunkenem Schweben, frei aller irdischen Fesseln heimwärts zu gleiten.

Dann kamen Tage voll grauweißer Einförmigkeit, mit jenem zerstreuten Licht, das ein bedeckter Himmel verbreitet und dem Schiläufer jede Möglichkeit nimmt, Geländeunterschiede wahrzunehmen. Wir sahen wohl die Berge, aber keine Einzelformen und wußten immer erst dann, ob es bergauf-, eben- oder hinabging, wenn wir entweder mit dem Bauch oder mit dem entgegengesetzten Körperteil im Schnee lagen.

Oft verschwand der erste plötzlich und scheinbar ohne alle Ursache, bis wir entdeckten, daß er über eine Schneewächte geplumpst war. Auf der Rückfahrt hielten wir uns dann streng an die Anstiegsspuren, wodurch dem Auge ein gewisser Ruhepunkt, bzw. ein Unterscheidungsmerkmal geschaffen wurde.

Bei diesem unsichtigen Wetter besuchten wir die südlichen Randgipfel: den Reichenstein, 1866 *m*, Breitwiesberg, 1897 *m*, und den Redenden Stein, 1900 *m*, dessen Vermessungszeichen uns täglich den Morgengruß entbot, wenn wir vor die Hütte traten. Sein Name wurde im Lauf der Zeiten arg verhunzt; noch in den Tagebüchern Erzherzog Johanns wird er „Röteter" — geröteter Stein genannt, offenbar von jenem rötlichgelben Abbruch, den er der Wildenseealm zukehrt. Von seinem Gipfel, den wir diesmal bei Sturm und Nebel über einen schmalen Wächtengrat ertrotzten, genossen wir im Vorjahr eine gar seltene Schau. Da lag es vor uns, dieses riesenhafte Schiland der unbegrenzten Möglichkeiten, wie ein in Aufruhr geratenes, zu Schnee erstarrtes Meer. Nicht abzusehen sind die Wellenberge und Täler, die sich immer erneut über- und hintereinander schieben, bis sie im fernen Dunst leise verebben. Wehe dem Schimann, dessen Lebensschifflein bei Wettergraus in solchen Wogen steuert — aus diesem Irrgarten gibt es bei Nebel kein Entrinnen. Weit im Westen begrenzt ein weißer Wall das Gesichtsfeld; der lange Augstkogelkamm und rechts von ihm all die Schimugel, die uns damals in tagelangen Streifzügen zum Lohn wurden; die prächtigen Kuppeln des Rinnerkogels und Scheiblingkogels, der schneidige Kegel des Rauchfangs, dahinter der Große und Kleine Wildkogel und der wirklich schöne Schönberg. Von Norden her grüßten uns das Weißhorn, dem unser erster Besuch einst galt und neben ihm der Roßkogel, der Feigentalhimmel und der weiße Schneedom des Wolfings, die alle uns auf ihrem Scheitel sahen.

Zurück gab's eine feine Fahrt, ein stundenlanges Wiegen in stetig wechselndem Auf und Ab. — Hennarwiesen-, Brunnwiesen-, Breitwiesen- und Augstwiesenalm! Namen, die eine ganze Stufenleiter winterlicher Schifreuden beinhalten, waren uns Ziel oder Rast, zogen wohl auch im Flug vorüber, wenn wir uns im tollen Saus hinabtragen ließen, bis schlotternde Kniee Einhalt geboten.

Eines Tages bummelten wir bei Prachtwetter über die Gsollberge, 1858 und 1879 *m*, und den Schönberg zum Trisselberg, 1773 *m*, der mit 800 *m* hoher Wand zum Alt-Aussee See abstürzt. Dann fuhren wir in glitschigem Firn über die unscheinbare Kuppe des Gaiswinkelkarkogels (dessen kurzer, aber schöner Name mich immer an das Vogelmaierochsenkarkees am Sonnblick erinnert) und in einer talartigen Mulde, die östlich vom Reichenstein, Häuflkogel und Breitwiesberg, im Westen von den früher genannten Erhebungen begrenzt wird, zur Brunnwiesalm zurück. Bilder und Schneelandschaften von seltener Eigenart und Schönheit haben auch diese abseits gelegenen Berge des Toten Gebirges in unserer Erinnerung zurückgelassen. Dann kam der Abschied! Noch ehe die Sonne ihren Flammengruß über die Berge sandte, war die Hütte in Ordnung gebracht, das Bündel geschnürt und dem lieben Schneewinkel am Wildensee Lebewohl gesagt. — Langsam lichtete sich der schüttere Almwald, durch den wir uns tagelang in eitel Lust getummelt hatten; nur vereinzelt mehr standen einige Vorposten der Kampfzone auf sturmumbrauster Höhe, bis auch diese unserem Blick entschwanden und wir das unumschränkte Reich Gott Allers betraten. Uferlos dehnte sich die weiße Unendlichkeit, als wir den Hirschkarbühel hinter uns hatten und, nun immer der Sonne entgegen, das Dolinengewirr durchschlängelten. Bald glitten wir in eine tiefe Mulde, tauchten jenseits wieder auf, schoben uns über die weite Ebene der „Wiesen" und schienen doch kaum vom Fleck zu kommen, wenn wir nach dem breiten Rücken des Woising blickten. Später huschten wir ganz unvermittelt in den kalten Schatten des Bruderkogels und wußten:

nun ging's vorwärts! Fein spurte es sich in dem körnigen Firn, die Schier gehorchten dem leisesten Druck; wir wischten nur so über die welligen Böden und atmeten doch erleichtert auf, als endlich die steile Nordkante des Wilden Gösel in Sicht kam. Denn fast unerträglich heiß legte sich die Sonne an diesem windstillen Tag in die Flanken und Kessel, aus denen die Wärme erbarmungslos widerstrahlte. Alle Schmieren und Mixturen versagten bei dieser sengenden Hitze und nur die flatternden Tücher, die wir uns nach Beduinenart um Nacken und Wangen hingen, gewährten einige Kühlung. — Ein kleiner Sattel war noch zu überschreiten, dann senkte sich die Steilmulde hinab zur Elmgrube. Vorher ließen wir jedoch die heute um soviel schwereren Rucksäcke in den Schnee sinken, bauten aus den Brettern einen Diwan und warfen die Windjacken über die aufgestellten Stöcke, damit ihr Schatten uns erfrische. Nach vielstündiger Wanderung konnten wir die erste ausgiebige Rast wohl vertragen.

Durch die breite Schaukelgasse unter dem Salzofen ging die Fahrt dann weiter, hinab in die Elmgrube und zur Pühringerhütte. Am glosenden Herdfeuer der gemütlichen Hütte träumten wir abends uns noch einmal in die Erlebnisse der letzten Tage zurück und schwelgten in Erinnerungen an Stunden voll Brettelglück und Winterseligkeit, bis wir müde auf das Lager sanken.

Von der Tauplitzalm zum Großen Priel

In welch gewaltigem Maß sich die Schneelauftechnik in den letzten Jahren entwickelt hat, zeigen die stark herabgedrückten Fahrzeiten, welche heute im Gegensatz zu den Angaben der verschiedenen Führerwerke gebraucht werden. So wurde die Strecke Tauplitz—Pühringerhütte, für welche im „Reinl" 8—11 Stunden angesetzt sind, wiederholt und ohne besondere Hetzjagd in 4—6 Stunden bewältigt. Als eine ganz außerordentliche Leistung darf aber jene Fahrt bezeichnet werden, welche sechs Mitglieder der Grazer Akademischen Sektion zu Ostern 1926 ausführten und die für die Strecke Tauplitzalm—Großer Priel und zurück nur 10 Stunden (ohne Rasten) benötigten, also genau soviel, als der Schiführer für die einfache Hinfahrt angibt. Die Schilderung dieser großartigen Schneefahrt, aus der Feder des Führers der Gruppe, Dr. Albert Fiedler, möge ihrer besonderen Eigenart wegen hier eingefügt werden.

„Wer sich den Großen Priel zum Ziel setzt, steigt in der Regel wohl von der neuen Pühringerhütte oder von der oberösterreichischen Seite über Hinterstoder und das Karl-Krahl-Haus auf den Gipfel. Getrennt durch das Ödland des inneren Toten Gebirges, liegt 25 *km* weiter südlich — schon in Steiermark — die Mitterndorfer Seenplatte.

Zu den prachtvollen Osterfeiertagen des Jahres 1926 standen wir wieder einmal, wie schon oft, auf dem Lawinenstein und betrachteten den mächtigen Bergkranz, der den ganzen Gesichtskreis von Nordwest bis Südost umspannt; weit hinter vielen Kuppen ragt ein ferner Rücken heraus — das ist der Große Priel. Schon seit einigen Tagen war es unser stiller Wunsch, dem alten Herrn einmal einen Besuch zu machen, so tagsüber, ohne viel Umwege und vor allem ohne Nächtigung. Am Abend des Ostermontag stand es fest: morgen fahren wir auf den Priel, hin und zurück an einem Tag; wenn das Wetter will, wir werden auch wollen. Das Kopfschütteln einiger Zweifler mißachtend, wurden — auf das schöne Wetter bauend — die letzten Vorbereitungen getroffen und an Ausrüstung gespart, wo es nur ging.

Für den nächsten Morgen war der Weckruf schon um ¼4 Uhr früh festgesetzt — eine in unserer Schihütte ganz unerhörte Stunde. Wohl schoben sich aus dem Westen verdächtige Wolken gegen die Tauplitzalm, aber in dunkler Nacht sieht so etwas oft schlimmer aus als in Wirklichkeit, und wir verließen plangemäß nach 5 Uhr die Hütte. — Im schwachen Schein der schmalen Mondsichel ging es die bekannten

Hänge gegen die Tragln, die Bretteln geschultert, zu Fuß hinauf, wobei wir häufig in den während der warmen Nacht nur wenig gefr[illegible]nen Firn einbrachen. Um 6 Uhr, als eben die Sonne hinter roten Wolken hervortr[illegible] war die unangenehme Schinderei erledigt; wir schnallten an und hatten nun von d Taup ħ-Hochalm ab stets den prachtvollen Blick auf die Gruppe der Weißen Wand vor uns. Der Firn war hier hart mit leichter Reifauflage, die Wolken schwanden gänzlich und über die Hochfläche breitete sich der freundlichste Himmel, den man sich denken kann.

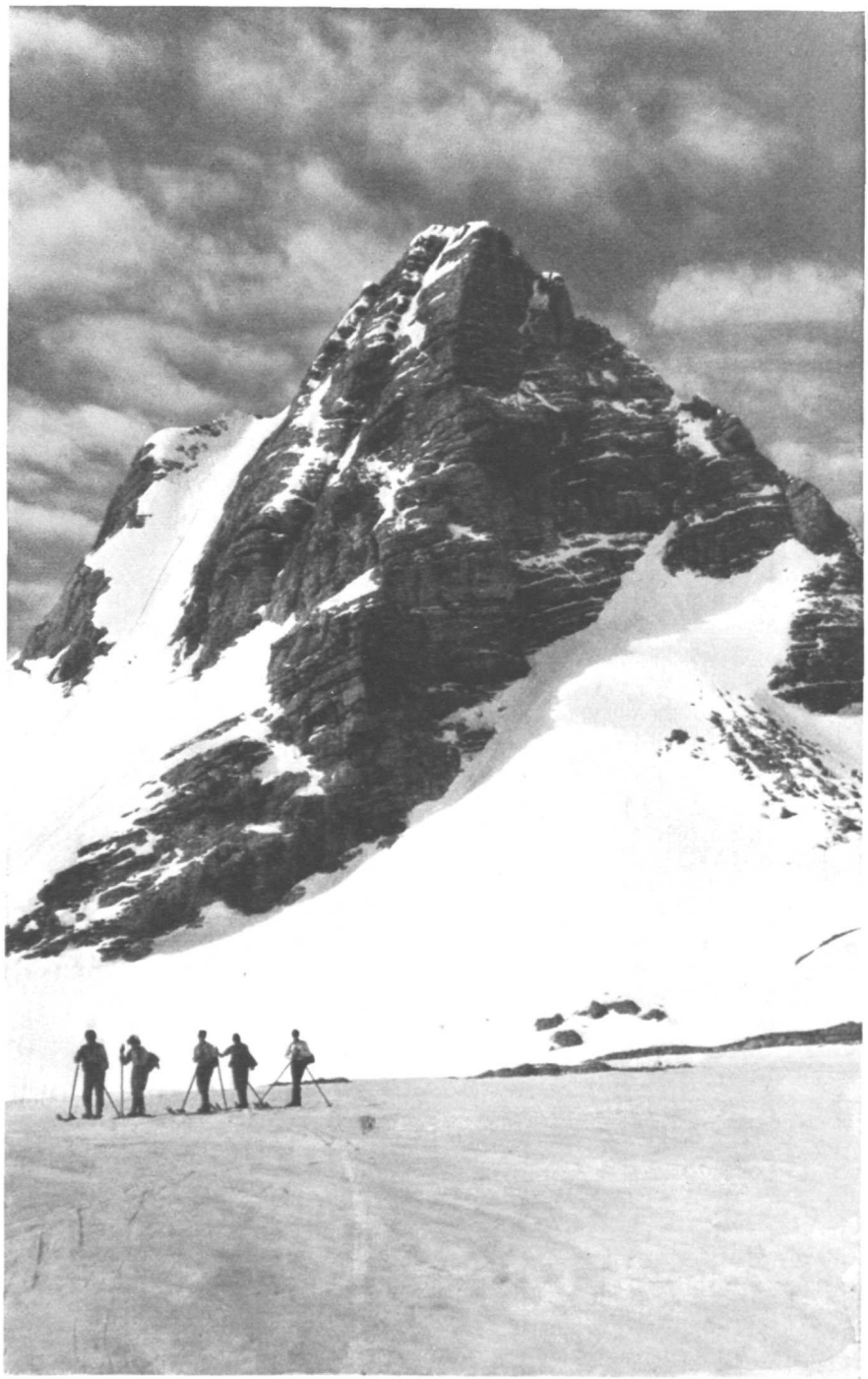
Vergessen war der Ärger beim nächtlichen Anstieg, vergessen auch die leisen Zweifel an dem Gelingen unseres Vorhabens. Schon um 7 Uhr standen wir auf dem Gast-karkogel. Von besonderem Vorteil war es für uns, daß der Schnee ein rasches Vordringen erlaubte; die vielen, ungezählten Wellentäler ging's im Saus hinab, der uns jenseits zur halben Höhe wieder emportrug. Den folgenden steilen Anstieg wieder zu Fuß nehmend, langten wir in knapp einer Stunde auf dem Sattel südlich des Feuertalberges an. — Die Landschaft ändert sich hier auffallend: die Berge wachsen, es wachsen aber auch die tiefen Einsenkungen, die sie verbinden. Das Eigentümliche einer Hochflächenfahrt wirkt hier noch ausgeprägter: kaum hat man irgendwo eine Höhe erklommen, geht es jenseits wieder tief hinab. In herrlichem Schuß, mit vielen Bögen tauchen wir ganz hinunter in die Weitgrube; immer besser so, als sich mit endlosen Querungen auf dem Harscht der Schattenseite lange herumzuplagen. Hoch türmen sich jetzt die Berge rundum; der Hochkasten zeigte seine reichgebänderte Nordseite mit ihren fesselnden Faltungsformen und die stolze Spitzmauer wendet uns ihre zweifach gestufte Rückseite zu.

Endlich ist in langwierigem Anstieg die Mulde ober der Klinserscharte erreicht. Kreuz und quer ziehende Spuren sagten uns, daß es zu den Feiertagen hier starken Besuch gegeben hat, sowohl von Stoder aus, als von der Plühringerhütte her, die eigentlich den kürzesten Zugang zum Priel vermittelt. Nur unser Weg zeigte keuschen, unberührten Schnee. Es war 9 Uhr vormittags, als der Temmelberg, dessen langer Rücken die Weitgrube im Westen begrenzt, als herrliche Pyramide vor uns stand; eine halbe Stunde nachher lagerten wir uns auf vorgeschobener Felskanzel, nahe dem Brotfall, zur ersten Rast. Leichte Schäfchenwolken verhüllten die Sonne, ein angenehmer Wind brachte Kühlung und ein kleines Wässerlein Trank. Wir lagerten uns auf den warmen Platten und betrachteten die wundervolle Fernsicht.

Mit der Höhe nahmen die Schneemengen ab, dafür aber die Steine zu; endlich standen wir am Vorgipfel des Priel, wo eine Tafel erquickenden Quell verheißt — um diese Zeit leider vergeblich! Die Bretter blieben hier zurück und wir stiegen ohne sie über den schmalen Gipfelgrat dem mächtigen Eisenkreuz auf dem Großen Priel entgegen. Diese letzte Viertelstunde war ein prächtiges Wandern; südlich senkt sich der Blick über helle Wände hinab ins Stodertal, nach Norden über steil abfallende Grate in grüne Wälder, auf niedere Vorberge und weiße Wildbäche, die ins Vorland hinausführen: das Almtal und seine Seitengräben. Zwei kleine Seen blikken mit ihren hellgrünen Augen freundlich zu uns herauf und über fernen Bergen stehen gewaltige Haufenwolken, gleich einem sommerlichen Gewitter.

Fast eine Stunde hielten wir Rast; gerne wären wir noch länger geblieben, aber schon der Blick nach Süden, gegen unsere engere Schiheimat, sagte uns genug. Über der Weitgrube ragte ganz lächerlich klein der Lawinenstein auf, während der mächtige, das ganze Mitterndorfer Schigebiet beherrschende Zackenwall des Grimming zu einem unscheinbaren Nichts zusammengeschrumpft war. Die Tragln, die Weiße Wand und die übrigen Hüttenberge im Bereich der Tauplitzalm, wie klein erschienen sie uns heute von diesem fernen Berghaupt!

Mittag war schon vorbei, als wir wieder zu unseren Schneeschuhen zurückstiegen, die jetzt zum erstenmal geschmiert wurden; ‚Oestby-Klister' hieß das Losungswort



Tennmelberg (von der Klinſerſcharte)



Am Gipfel des Großen Priel



Ausblick vom Großen Priel gegen Südweſten
(Im Vordergrund Hochkaſten, Weitgrube, Temmel- und Feuerberg)

und dieses vorzügliche Wachs hat uns auch auf dem weich gewordenen Firn verläßlich heimgeholfen über Berg und Tal. Damit es aber doch nicht ganz glatt gehen sollte, leistete sich unser „Benjamin" eine Fahrt zwischen Steinblöcken, die ihm eine Spitze und uns eine halbe Stunde unfreiwilliger Rast kosteten. Es zeigte sich, daß zum Flicken — um an Gewicht zu sparen — nur zwei Schrauben mitgenommen worden waren, die sich auch nach einigem Suchen fanden und ihren Zweck erfüllten; hernach ging es bald wieder vorwärts, den Tiefen der Weitgrube entgegen. Vor dem langen Anstiegsschinder zum Sattel des Feuertalberges hatten wir lebhaften Abscheu; aber ein kühler Wind, der gute Schnee und das sichere Wachs ließen uns die 300 *m* Steigung kürzer erscheinen als wir dachten. Und weil wir genügend Zeit hatten, folgte die fünfte Rast des Tages, ausgezeichnet durch schönen Blick gegen den Dachstein im Westen und auf das sanftere Gehänge des Meierltales vor uns.

Dann zog unser Fähnlein wieder weiter, erst abfahrend durch Tobel mit verdächtig weichem Schnee, der in großen Knödeln von der Spur abwärts rollte, dann wieder auf und ab gegen den Ofenkogel mit seinen Latschengärten und einer Sonnenhitze (um 4 Uhr nachmittags!), die unseren Kräften doch etwas zusetzte, denn alles Trinkbare war längst durch unsere durstigen Kehlen gewandert. Nach einer knappen halben Stunde — der unangenehmsten des ganzen Tages, — war die schattenspendende Weiße Wand erreicht und in sehr „beherrschtem Zeitmaß" zogen wir aufwärts gegen die Tauplitz-Hochalm.

Einzelne verkrüppelte Bäume in der tiefsten Senke des Grundes riefen Erinnerungen wach an Schileute, die weniger Glück hatten als wir; vor wenigen Wochen erst waren sie in noch „leichterer" Ausrüstung den gleichen Weg über die Hochfläche gezogen und mußten hier „irgendwo" nächtigen. Ohne Zelt, aber mit Hilfe eines Fläschchens Benzin, das eigentlich zum Händereinigen nach dem mehr schmierigen als schwierigen Schiwachsen bestimmt war, sowie einiger damit glücklich in Brand gesetzter Holzprügel, sollen sie hier eine wenig geruhsame Nacht verbracht haben.

Vor dem Endlauf war noch eine letzte, die sechste Rast eingeschaltet; wir lagen auf den Steinen, aßen die letzten Orangen und versuchten mit den für ein allfälliges Freilager mitgenommenen Kerzen Schnee zu schmelzen — mit dem einzigen Erfolg, daß die Büchsen schwarz wurden. — Schon war unsere Stimmung ganz siegessicher und die Gespräche drehten sich nur mehr darum, was die Warner von gestern zu dem „Blödsinn" sagen werden, hauptsächlich aber darum, wie gut uns das erste Wasser in der Hütte schmecken werde.

Ganz ungewohnt flach wirkten die folgenden Hänge, die wir auf dem Weiterweg befuhren; um ½6 Uhr, also kaum 12 Stunden später, war unser Anschnallplatz vom Morgen erreicht. — Im Norden, wo hinter vielen Gipfeln, uns unsichtbar, der Große Priel stand, ballten sich jetzt schwarze Wolken, während aus dem Westen schräge Strahlen der schon tiefstehenden, schwefelgelben Sonne die hellgrauen Kalkmauern des Brieglersberges und der Gamsspitze beleuchteten, als wir die uns wohlbekannte Abfahrt durch das Sigistal antraten. Gemächlich fuhren wir über die oberen Böden, schließlich frisch und ohne jedes Zeichen von Ermüdung die Steilstrecke gegen den Steyrersee. Dann folgte die unwiderruflich letzte Gegensteigung, ein kurzer Ebenlauf, und um sechs Uhr grüßte unsere weiß-grün-weiße Hüttenfahne, fröhlich im Winde flatternd, sechs glückliche Prielfahrer.

Nachher angestellte Berechnungen ergaben, daß die Länge der Strecke etwa 45 *km*, die Gegensteigungen über 2500 *m* betragen haben dürften. Einfach macht's also der Große Priel den Steirern gerade nicht. Jedenfalls ist diese Fahrt, besonders weil jeglicher Zwischenpunkt fehlt, eine der großartigsten in den Nordalpen, denn sie führt durch ein Gelände, wie es keine zweite Gebirgsgruppe aufzuweisen hat."

In der Elmgrube

Heiße Märzenmittagssonne brütete über den Schneedünen der unabsehbaren Hochfläche, als wir wieder einmal nach mehrtägigen Schiwanderungen zur Elmgrube kamen und — verdutzt nach der Hütte Ausschau hielten. Ich kannte das Gebiet doch von früher her und wußte sicheren Bescheid. Wo aber soll die Hütte hingekommen sein? Hat eine Lawine sie hinweggefegt oder narrt uns ein Spuk? Am nahen Hügel thront ein Jägerhäuschen, mit dem wir bereits liebäugelten. Da rief unser Gefährte und wies auf eine Tafel an hoher Stange, die des Rätsels Lösung brachte: „Eingang" stand darauf geschrieben; und richtig, als wir herankamen, öffnete sich ein Schneeschacht, durch den man nach Kaminfegerart in die Tiefe mußte. Keine sonstige Spur wies darauf hin, daß wir über dem Dach der Elmgrubenhütte standen, die von den riesigen Schneemassen des 1923er Winters vollkommen begraben und eingeebnet war. Bis der Rauchfang und die Türe freigelegt waren, verging geraume Zeit, weil in dem schmalen Schlurf nur einer Platz hatte; dann erst konnten wir in das Innere kriechen, wo tiefe Polarnacht uns umfing. Wir hausten wie die Eskimos in dieser Schneegruft; nur die Tranlampe fehlte, um die Täuschung vollständig zu machen. Aber gemütlich war's doch am flackernden Herdfeuer, das seine huschenden Schatten durch den engen Raum warf und drei fröhliche Schileute am abendlichen Tisch beleuchtete.

Die neue, auch im Winter vorzüglich bewirtschaftete Pühringerhütte der Sektion Wels stand damals noch nicht; diese liegt etwa 25 Minuten weiter östlich am Elmsee, ist größer und wohnlicher als die alte Hütte, die heute nicht mehr benützbar ist, und bildet einen idealen Stützpunkt für alle Fahrten im inneren Teil des Toten Gebirges. Unserem Abenteurergeist und dem Sinn für unberührte Einsamkeit kam jedoch der Zustand des alten Hüttleins sehr gelegen und nicht um alle Daunenbetten der Welt möchte ich die wundersamen Stunden missen, die wir in diesem schlichten Bergsteigerheim alten Stiles verbrachten. — Selbstverständlich lassen sich alle im folgenden geschilderten Fahrten ebensogut, einige wie der Elmberg, Hochkogel und Hetzkogel sogar noch besser von der Pühringerhütte aus durchführen. Zu den großartigsten und eindrucksvollsten Unternehmungen muß wohl eine Fahrt von hier zum Großen Priel gerechnet werden, die schon in den „Mitteilungen" 1926, Nr. 23, von S. Huber kurz beschrieben wurde, weshalb ich hier darüber schweigen kann, zumal ich diese Fahrt bei denkbar schlechtesten Verhältnissen, bei Nebel und Schneetreiben ausgeführt habe.

Zu später Stunde des nächsten Tages fuhren wir gemächlich empor zum unbenannten Sattel an der Ostflanke des Wilden Gösel. Weder Vogellaut noch Käfersummen drang an unser Ohr; die tiefe Ruhe einer stillen Mittagsstunde war um uns, und über den sonnengoldüberfluteten Weiten ließen wir die Augen wandern in eine neue Welt von Bergen, die sich vor uns auftat. Es sind schon die westlichen Ausläufer des Großen Priels: Rabenstein, Hochbrett und Hochkogel; dann jene Gipfel, welche den Bewohnern des Almtales die Stunden des Tages anzeigen und die je nach dem Sonnenstand Zehner-, Elfer-, Zwölfer- und Einserkogel benannt werden. Einigen wollten wir heute unseren Antrittsbesuch machen.

Wir ließen die Rucksäcke im Sattel zurück und legten zuerst unsere Spur an den Nordhang des Hochkogels, 2086 *m*, von dem wir gegen das Hochbrett abfuhren. Dieses schien uns aber doch zu unbedeutend, weshalb wir es rechts liegen ließen und den weiten Kessel gegen den Elferkogel, 2035 *m*, durchquerten, um nach dessen Überschreitung auch noch dem Höchsten in der Runde, dem Großen Rabenstein, 2095 *m*, auf die Kappe zu steigen. Und das lohnte sich! In blauender Tiefe lag jenseits das liebliche Almtal, in dessen frühlingsgrünem Plan das

dunkle Auge des Almsees dem Sommer entgegenträumte. Traute Volksweisen klangen mir im Ohr, in fröhlichem Kreis von flotten Mädeln gesungen, damals als wir nach wunderherrlichen Fahrten im kleinen Tauplitzhütterl saßen:

„Nix Schöners kann's geben als das Almseertal,
Nur da gfreut mi's Leben, ja i sag's allemal;
Die hochmächtigen Kogeln, dort drobn auf da Höh,
Ringsum die grean' Au, in da Mitt'n da See."

Von der Nordgrenze unseres schönen Steirerlandes schweifte der Blick über Berge und Täler der Heimat bis zu den fernen Hügelketten der Donauebene und kehrte immer wieder zurück zu dem freundlichen Bild, das zu unseren Füßen ruhte. Stunden vergingen in diesem wunschlosen Schauen. Fast hätten wir auf die Abfahrt vergessen!

Der Schnee war sehr weich geworden in der flimmernden Hitze des frühen Nachmittags. Unten, im flacheren Gelände war er besser und wir flitzten über die herrlichen Böden, daß uns der Wind um die Ohren pfiff. Doch halt! — Bald wären wir an unseren Rucksäcken vorbeigesaust. Hätte ich damals geahnt, was ich heute weiß, so wären wir nicht durch die uns schon bekannte Mulde zur Hütte zurückgefahren, sondern hätten die herrlichen, hindernislosen Südosthänge des Hochkogels zur Abfahrt benützt, was besonders für Besucher der Pühringerhütte zu empfehlen ist.

Früher als sonst standen wir andern Tags auf den Bretteln und stuften über den hocharten Morgenharsch zu Fuß empor gegen den flachen Sattel zwischen Salzofen und Wildem Gössel, dessen Ersteigbarkeit wir schon am Vortag ausgekundschaftet hatten; doch die Steilheit des Hanges haben wir jedenfalls unterschätzt und so gab's harte Arbeit, bis wir endlich oben standen. Salzofen, 2068 *m*, und Wilder Gössel, 2030 *m*, im Sommer häufig bestiegene Berge, bekommen, nach den Gipfelbüchern zu schließen, wohl selten Winterbesuch; dazu ist der Aufstieg zu wenig verlockend. Ist man aber einmal droben, so erschließt sich ein neues, prächtiges Bild: das zwischen den verschiedenen Hinteren-, Vorderen- und Dreibrüderkogeln eingebettete Kar, von dem man ohne Mühe alle diese Gipfel erreichen kann. Wir konnten uns jedoch heute beherrschen, fuhren nur auf den Salzofen, dann hinüber zum Wilden Gössel und von dort zu unserer Scharte zurück. Dort banden wir die Brettel zusammen, ließen sie über den ersten Steilhang hinabkollern und stiegen ihnen behutsam nach, denn eine Lawinenversicherung gibt es leider noch nicht und wir wollten dem edlen Schneelauf doch noch einige Winter huldigen. Wieder auf den Schiern, jagten wir in flotter Fahrt zur Hütte zurück.

Nach der Mittagspause war Siesta und Kriegsrat. Mundvorrat und Urlaub gingen langsam zu Ende; der „Sud" wurde bereits zur Qual und morgen war Landesfeiertag, mit dem üblichen Trubel auf der Tauplitzalm. Das gab den Ausschlag! Sollten wir nach soviel Tagen friedlicher Bergeinsamkeit — wir sind während einer ganzen Woche keiner Seele begegnet — dem Sportplatzbetrieb in die Arme laufen? Also hieß die Losung: Nachmittag Elmberg, Abfahrt zum Grundlsee und nach Hause!

Ein kleines Abenteuer hatten wir noch zu bestehen. Das schiefe Band, welches von der Elmgrube auf den Neusteinsattel leitet, war derart mit rutschigem Schnee bedeckt, daß wir schon nach den ersten Schritten Gefahr liefen, in die Wipfel der unter uns aufnahmebereit lauernden Fichten zu fliegen — und der Sattelrand war so nahe, zum Greifen! Also mußten wir wieder den mühsam erklommenen Rücken hinab, durch die Mulde des Elmsees, in der stäubender Schnee lag (jetzt steht dort die schöne Pühringerhütte) und über den Nordostrücken auf den Elmberg, 2124 *m*. Zum letztenmal grüßten wir heute das weite, weiße Land von hoher Warte und gedachten dankbar des einsamen Glückes der vergangenen Tage, der tausend Wunder, die uns unter blaustrahlendem Himmel erblühten im frohen Jagen auf flüchtigem Scheit.

Nun hinab ins Tiefland. Glitschend zuerst über firnige Halden, dann durch steilen Hochwald in vorsichtigen Schwüngen, um endlich hinauszuschießen auf den ebenen Plan der Vordernbachalm, deren Hütten ganz vermummelt unter meterdicken Schneelasten hervorlugten. Noch eine kleine Gegensteigung, eine flotte Abfahrt, und wir waren beim „Ladner".

Aus freundlichen Höfen guckten rote Fensteraugen in das leise Dämmern, im letzten Leuchten des vergehenden Tages schimmerte der Grundlsee, und fliehende Purpurwölkchen badeten sich in seinen Wässern, dieweil wir am abendkühlen Ufer gegen Aussee wanderten.



1. Lechtaler Alpen: Klostentaler Alpen.
2. Obtarrasser See


KARTE DER LECHTALERALPEN
KLOSTERTALERGRUPPE
Herausgegeben vom
Hauptausschuß des Deutschen u. Oesterreichischen Alpenvereins
1927
Maßstab 1:25.000
Aequidistanz 20 Meter
Schrocken
Lech
Zug

Gipfelhöhe 2362

Gipfelhöhe 2373

Gipfelhöhe 2362

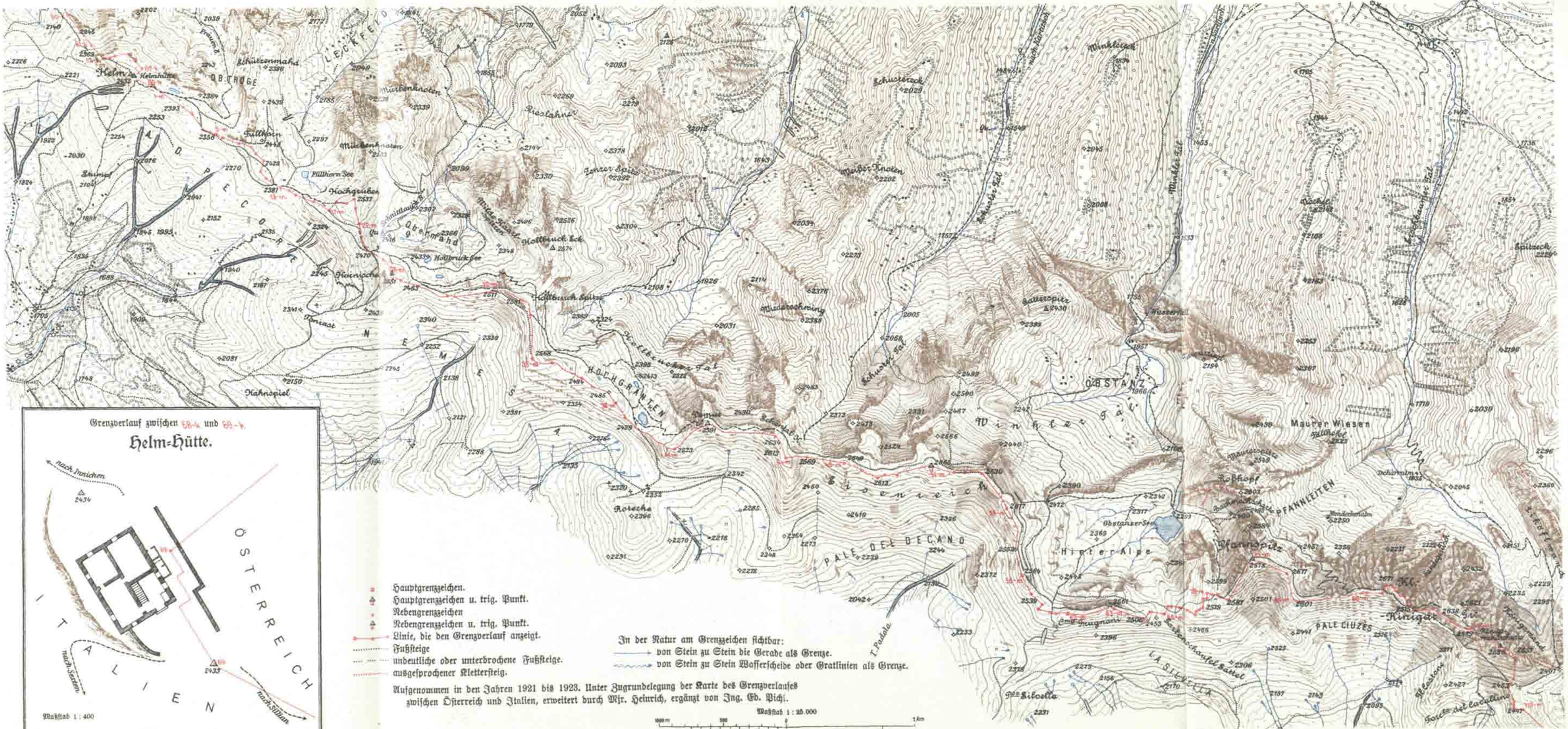
Gipfelhöhe 2373

Gipfelhöhe 2362

Gipfelhöhe 2373

Die Umgebung des Obstanzer Sees.

(Westlichstes Blatt der Karnischen Hauptkette)


Helm
Helmhütte
Schulterkofel
Fallhorn
Fallhorn See
Hochgroßen
Hochgroßen
Hollbruck Spitze
Hollbruck See
Hollbruck Sch.
Hollbruck Kofel
Hochgrand
Kahnspiel
Riesenkofel
Schulterleck
Schulterleck Sch.
Schulterleck Süd
Meißer Knoten
Winklerleck
Schusterleck
Schusterleck Süd
Schusterleck Sch.
Mittlerer Sch.
Mittlerer Süd
Mittlerer Nord
Mittlerer Sattel
Sattelspitz
Wasserfall
Obstanzer See
Hinteralpe
Maurer Wiesen
Rothkopf
Pfannleiten
Pfannspitz
Pfannsch.
Pfannsch. Süd
Pfannsch. Nord
Pfannsch. Sattel
Königstein
Königstein Sch.
Königstein Süd
Königstein Nord
Königstein Sattel
Pale Ciuzes
Pale del Decano
Pale Siloella
Siloella Sattel
Sasso Lungo
Sasso Lungo Sch.
Sasso Lungo Süd
Sasso Lungo Nord
Sasso Lungo Sattel
Sasso Lungo Sattel
Sasso Lungo Sattel